
Geschichte
des Deutschen Volkes

Geschichte

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von

Johannes Janssen.

Siebenter Band.

Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1893.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Culturzustände

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Von

Johannes Janssen.

Ergänzt und herausgegeben von

Ludwig Pastor.

Erste bis zwölfte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1893.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Entwurf einer Vorrede von Johannes Janssen.

Während bisher die Historiker meist auf Grund des von ihnen ermittelten Thatsächlichen ein jeder in seiner Weise Geschichte schrieben, war ich der Ansicht, möglichst viel beglaubigtes Thatsächliche nach allen Richtungen hin sammeln zu sollen, dem Leser es überlassend, daraus Schlußfolgerungen zu ziehen und Betrachtungen daran zu knüpfen. Alles, was ich bringe, erachte ich für nothwendig zum richtigen Verständniß der weitern Entwicklung der Geschichte des deutschen Volkes und der öffentlichen Verhältnisse, zunächst des dreißigjährigen Krieges.

Aus dieser Methode ergibt sich allerdings ein Uebelstand: eine Häufung von Thatsachen, die für den Verfasser mit nicht geringen Opfern und Schwierigkeiten verbunden war und die voraussichtlich mitunter auch den Leser ermüden wird. Aber das Interesse der objectiven Wahrheit stand in Frage, und dann müssen solche Rücksichten als nebensächlich betrachtet werden.

Um möglichst objectiv zu verfahren, habe ich die Quellen und Zeitgenossen, wo irgend thunlich, selbst reden lassen, obgleich die Sprache mitunter überderb, ja abstoßend wirken mag.

An confessionelle Verhetzung habe ich nicht gedacht; dieses Bewußtsein trage ich in mir.

Daß ich auch in Zukunft Anfechtungen mancherlei Art zu erfahren haben werde, bezweifle ich nicht — wo sie zugleich belehrender Art sind, werde ich sie dankbar aufnehmen, im Uebrigen mich in meiner Gemüthsruhe nicht stören lassen.

Magna est veritas, et praevalebit. Mächtig ist die Wahrheit, und sie wird siegen [1].

---

[1] Obige mit Bleistift flüchtig hingeworfene Zeilen fand ich unter den Papieren Janssen's; sie sind wahrscheinlich im Sommer des Jahres 1891 in Oberursel geschrieben worden.

Vorrede von Ludwig Pastor.

Mit dem gegen Ende des Jahres 1888 erschienenen sechsten Bande seines großen Werkes unterbrach Janssen die Darstellung der politischen Geschichte, um ein umfassendes Bild der Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. In gleicher Ausführlichkeit, wie in diesem Bande ‚Kunst und Volksliteratur', sollten in der Fortsetzung ‚Schulen und Universitäten, Bildung und Wissenschaft, die volkswirthschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-sittlichen Zustände sowie das Hexenwesen und die Hexenprocesse' zur Darstellung gelangen.

Mitte November des genannten Jahres wurden die Arbeiten hierfür begonnen und trotz mannigfacher Hindernisse mit größtem Eifer fortgeführt. Eine Erkrankung im Frühjahr 1891 brachte die erste Stockung. Janssen litt schon damals ‚unter dem Gefühl, er werde nicht einmal mehr diesen Theil seines Werkes zu Ende bringen können'. Da sich sein Zustand auch in den folgenden Monaten nur wenig besserte, rief er im Juni seinen Freund Alexander Baumgartner, der sich schon bei anderen Gelegenheiten als dienstwilliger Helfer bewährt hatte, zu sich. In der Gesellschaft dieses geistvollen Gelehrten, der Janssen einen vollen Monat hindurch mit Rath und That zur Seite stand, rückte die Arbeit bedeutend voran. Als es sich dabei zeigte, daß das umfangreiche Material nicht in einen Band zu drängen sei, faßte Janssen auf Baumgartner's Rath und inständige Bitte den Entschluß, nicht zu kürzen, sondern lieber zwei Bände statt eines zu geben. Während des Landaufenthaltes in Oberursel wurde wieder eifrig gearbeitet, ebenso nach der Rückkehr in die Adoptivvaterstadt Frankfurt. Hier befiel am 14. November den Geschichtschreiber des deutschen Volkes jene schwere Krankheit, welche an der Weihnachtsvigil seinem Leben ein Ziel setzte. Noch an seinem vorletzten Lebenstage hatte sich der Unermüdliche eine Viertelstunde mit den Papieren seines Werkes beschäftigt [1].

---

[1] Vergl. mein Lebensbild Janssen's (Freiburg 1892) S. 139—147. Die Stelle, an welcher Janssen zuletzt arbeitete, habe ich Bd. VII S. 304 kenntlich gemacht.

Die Aufgabe, welche mir als Erben des literarischen Nachlasses des unvergeßlichen Lehrers und Freundes zufiel, war nicht leicht; allein ich ergriff bereitwillig die Gelegenheit, dem theuern Todten einen wenn auch nur geringen Theil des schuldigen Dankes abzutragen.

Die Durchsicht des Manuscriptes ergab, daß sich dasselbe keineswegs, wie vielfach angenommen wurde, durchweg in druckfertigem Zustande befand, sowie daß mehrere wegen des Gegenstandes besonders schwierige Abschnitte gänzlich fehlten. Bei dieser Sachlage war trotz der leicht begreiflichen Ungeduld des Publicums eine sofortige Veröffentlichung nicht möglich.

Als vollständig ‚druckreif‘ hatte der Dahingeschiedene nur die ersten 69 Schreibseiten bezeichnet; alles Uebrige erforderte eine nochmalige genaue Durchsicht. Diese Arbeit wurde durch den Umstand vermehrt, daß während der Krankheit Janssen's ein Theil des Manuscriptes in Unordnung gerathen war. Besonders zeitraubend gestaltete sich die Ergänzung der zahlreichen Citate, welche sich nur angedeutet vorfanden; sie erforderte oft die Durchsicht sämmtlicher Bände der betreffenden Zeitschrift.

Im Nachlasse fanden sich ferner zahlreiche Auszüge sowie Verweisungen auf einschlägige Werke, welche der Verfasser selbst als noch zu verwerthen bezeichnet hatte. Von einer Benutzung dieser Materialien konnte und durfte nicht Abstand genommen werden; ich habe jedoch diese wie überhaupt alle von mir herrührenden Zusätze in den Anmerkungen untergebracht und dort durch zwei Sternchen (**) kenntlich gemacht. Bei dem Einschieben dieser Zusätze und Ergänzungen richtete ich mich möglichst genau nach den vom Verfasser an den Rand seines Manuscriptes mit Bleistift gesetzten Notizen. Gleichfalls in die Anmerkungen gesetzt wurden meine Hinweise auf wichtige neue Erscheinungen der historischen Literatur. Am eigentlichen Texte habe ich, abgesehen von der Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten und Schreibfehler, Nichts geändert.

Auf diese Weise glaube ich den Anforderungen der Wissenschaft wie der Pietät gleichmäßig gerecht geworden zu sein.

Der zweite Theil meiner Aufgabe bestand in der Abfassung der fehlenden Capitel: ‚Naturwissenschaften, Heilkunde, Theologie und Philosophie bei den Katholiken, Uebertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten, allgemeine sittlich-religiöse Verwilderung, Zunahme der Verbrechen, Criminaljustiz.‘ Die vier zuerst genannten Abschnitte ergänzen den vorliegenden Band, während die beiden anderen zum achten Bande gehören. Derselbe behandelt in eingehender Weise ‚die volkswirthschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-sittlichen Zustände sowie das Hexenwesen und die Hexenprocesse‘ und wird in den nächsten Monaten zur Ausgabe gelangen. Auch bei der Ergänzung der fehlenden Kapitel war mir vor Allem der Wille des theuern Dahingeschiedenen maßgebend. Mündlich hatte derselbe

noch von seinem Krankenbette aus mir werthvolle Fingerzeige gegeben, welche durch zahlreiche handschriftliche Notizen des Nachlasses eine willkommene Ergänzung fanden. Es war mein ernstes Bestreben, mich möglichst streng an diese Weisungen zu halten.

Möchte es mir gelungen sein, die letzte Arbeit Janssen's in einer seiner würdigen Form dem deutschen Volke darzubieten!

Für die Fortsetzung des vorliegenden Werkes bis zum Untergang des alten Reiches im Jahre 1806 sind mit Janssen's literarischem Nachlaß so zahlreiche Aufzeichnungen in meinen Besitz übergegangen, daß die Vollendung der ‚Geschichte des deutschen Volkes' als gesichert betrachtet werden darf, wenn Gott der Herr Leben und Gesundheit schenkt.

Nach Beendigung des in seinen schwierigsten Theilen bereits fertiggestellten dritten Bandes meiner Papstgeschichte beabsichtige ich mich mit aller Kraft der deutschen Geschichte zuzuwenden. Ich gehe um so freudiger an diese Arbeit, weil ich mit derselben dem ausdrücklichen Wunsche Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. entspreche.

Innsbruck, den 31. Juli 1893.

Inhalt.

Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Schulen und Universitäten. — Bildung und Wissenschaft. Büchercensur und Buchhandel.

Erster Theil.

Schulen und Universitäten.

Einleitung.

III. Neugegründete protestantische Lateinschulen und Gymnasien — Besoldung der Lehrer — Unterrichtsfächer und Lehrweise.

IV. Schulen in katholischen Gebieten.

VI. Universitäten.

1. Die Universitäten unter katholischen Obrigkeiten — academische Thätigkeit der Jesuiten.

Zweiter Theil.

Bildung und Wissenschaft — Büchercensur und Buchhandel.

I. Humanistische Studien — philologische Gelehrsamkeit — lateinische Dichtung.

II. Rechtsstudium und Rechtswissenschaft.

III. Geschichtschreibung.

IV. Mathematik und Astronomie.

V. Naturwissenschaften.

VI. **Heilkunde.**

VII. Philosophie und Theologie bei den Protestanten.

VIII. Theologie und Philosophie bei den Katholiken.

IX. Uebertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten.

XI. **Büchercensur — Buchdruckerei und Buchhandel — Zeitungswesen.**

Vollständige Titel der wiederholt citirten Bücher.

Die aus ungedruckten Quellen entnommenen Belegstellen zum Texte sind mit einem *, die von L. Pastor neu herangezogenen Werke mit zwei ** bezeichnet [1].

** Adam M. Vitae Germanorum Medicorum, qui saeculo superiori et quod excurrit claruerunt. Haidelbergae 1620.

Agricola J. Historia Provinciae Societatis Jesu Germaniae Superioris ab anno 1541—1600. 2 tom. Augustae Vindel. 1727—1729.

Alberdingk Thijm J. A. De la littérature néerlandaise, à ses différentes époques. Amsterdam 1854.

Albèri E. Le Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato durante il secolo decimosesto. 3 Serien. Firenze 1839—1855.

Albertinus A. Haußpolicey, begreifft vier unterschiedliche Theil. München 1602. Fünffter, Sechster und Siebenter Theyl der Haußpolicey [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 580 No. 15]. München 1602.

Alegambe Ph. Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu. Antverpiae 1643.

Ambros A. W. Geschichte der Musik. Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen. Zweite verbesserte Aufl. Bd. 3. Leipzig 1881.

Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. 1—20. Wiesbaden 1827—1888.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins deutscher Buchhändler. 14 Bde. Leipzig 1878 bis 1891.

** Archiv, Deutsches, für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie, redigirt und herausgegeben von H. und G. Rohlfs. Bd. 1—8. Leipzig 1878—1885.

Archiv des Historischen Vereins für den Untermainkreis (von Unterfranken und Aschaffenburg). 30 Bde. Würzburg 1833—1887.

Archiv, Oberbayerisches, für vaterländische Geschichte. Bd. 1—44. München 1839—1887.

Arnold G. Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie, von Anfang des neuen Testamentes bis 1688. Neue Aufl. 2 Bde. Schaffhausen 1741.

** Aschbach J. Allgemeines Kirchen-Lexikon oder alphabetisch geordnete Darstellung des Wissenswürdigsten aus der gesammten Theologie und ihren Hülfswissenschaften. 4 Bde. Frankfurt am Main und Mainz 1846—1850.

Aschbach J. Geschichte der Wiener Universität. 3 Bde. Wien 1865 fll.

Aventin, siehe Turmair Joh.

---

[1] Die Citate der früheren Bände der ,Geschichte des deutschen Volkes' sind stets nach der neuesten Auflage gegeben. Bd. 1, 2 und 3 sind nach der 15., Bd. 4, 5 und 6 nach der 13.—14. Auflage angeführt.

** Backer De. Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Nouv. édit. 3 tom. Liège, Paris, Lyon, Tournai 1869—1876.
Bader J. Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Freiburg i. B. 1882—1883.
** Bahder K. von. Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems. Straßburg 1890.
** Balan P. Monumenta reformationis Lutheranae ex tabulariis secretioribus S. Sedis 1521—1525. Ratisbonae 1884.
Baltische Studien, siehe Studien.
Barthold F. W. Deutschland und die Hugenotten. Geschichte des Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis zum Gesetze von Nantes. 1531—1598. Bd. 1. Bremen 1848.
Baumgarten H. Ueber Sleidan's Leben und Briefwechsel. Straßburg 1878.
Baumgarten H. Sleidan's Briefwechsel, herausgegeben von. Straßburg 1881.
** Becher F. L. Die Mineralogen Georg Agricola und A. G. Werner. Freiberg 1819.
Bessen G. J. Geschichte des Bisthums Paderborn. 2 Bde. Paderborn 1820.
Bianco Fr. J. v. Die alte Universität Köln und die späteren Gelehrten-Schulen dieser Stadt, nach archivarischen und anderen zuverlässigen Quellen. Köln 1855.
** Biographie, Allgemeine deutsche. Bd. 1—35. Leipzig 1875—1893.
Bischof H. Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1857.
** Bischoff G. W. Lehrbuch der Botanik. 5 Bde. Stuttgart 1833—1839.
Blätter, Historisch-politische, für das katholische Deutschland herausgegeben von G. Philips und G. Görres, später von E. Jörg und F. Binder. Bd. 1—112. München 1838—1893.
** Boos H. Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1878.
** Braun C. Geschichte der Heranbildung des Clerus in der Diöcese Würzburg seit ihrer Gründung bis zur Gegenwart. 1. Theil. Würzburg 1890.
Braun Pl. Geschichte des Collegiums der Jesuiten in Augsburg. München 1822.
** Brieger Th. Die theologischen Promotionen auf der Universität Leipzig 1428—1539. Leipzig 1890.
Brischar J. N. Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten. Bd. 1 und 2. Schaffhausen 1867.
** Brischar K. P. Adam Contzen S. J. Würzburg 1879.
** Buchinger J. N. Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken. Würzburg 1843.
** Bucholtz F. B. v. Geschichte der Regierung Ferdinand's des Ersten. 8 Bde. und ein Urkundenband. Wien 1831—1838.
Bülow G. v. Beiträge zur Geschichte des pommerschen Schulwesens im 16. Jahrhundert. Mit urkundlichen Beilagen. Stettin 1880.
** Burdach K. Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Einleitung. Das sechszehnte Jahrhundert. Habilitationsschrift. Halle a. S. 1884.
Burkhardt C. A. H. Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524 bis 1545. Leipzig 1879.
Bursian C. Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Bd. 19 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München und Leipzig 1883.
Butsch A. F. Die Bücherornamentik der Renaissance. Bd. 1: Aus der Zeit der Frührenaissance. Bd. 2: Die Hoch- und Spätrenaissance. Leipzig 1878. 1881.

Calinich R. Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Culturgeschichtliche Skizzen. Hamburg 1876.
** Cantor M. Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Bd. 2: Von 1200—1668. Leipzig 1892.
** Carrichter B. Kräutterbuch, darinnen begriffen, under welchem Zeichen Zodiaci, auch in welchem Gradu ein jedes Kraut stehe, wie sie in Leib=, und zu allen Schäden zu bereiten, und zu welcher Zeit sie zu colligieren sein.
Dabey dann auch seine Practica, auß den fürnemsten Secretis: Von allerhand Leibs Kranckheiten: Von Ursprung der offenen Schäden, und jhrer Heylung.
Item, So seind auch jetzt auffs new hinzukommen noch zwen schöne Tractatus: Der erste, Ein gründlicher Bericht, Clavis oder Schlüssel, über obgemeltes Herrn Carrichters Kräutter= und Artzneybüchlein.
Der ander, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden und vergifften ascendenten zustandt. Straßburg 1617.
Carrichter B. Von gründlicher Heilung u. s. w. siehe Kräutterbuch.
** Carus J. V. Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charles Darwin. (Bd. 12 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1872.
Cholevius. Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 2 Bde. Leipzig 1854—1856.
Classen J. Jacob Micyllus, Rector zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg von 1524—1558, als Dichter, Schulmann und Gelehrter. Frankfurt a. M. 1859.
Codex Augusteus oder neuvermehrtes Corpus juris Saxonici etc. von J. Chr. Lünig. Bd. 1 und 2. Leipzig 1724.
Corpus Reformatorum . . . Philippi Melanchthonis opera quae supersunt omnia edidit C. G. Bretschneider. Vol. 1 sqq. Halis Saxonum 1834 sq.
** Cotta B. v. Beiträge zur Geschichte der Geologie. Bd. 1. Leipzig 1877.
** [Cuba J. de.] Kreuterbuch (neu herausgegeben durch Adamum Lonicerum). Frankfurt 1587.
Curtze L. Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck. Arolsen 1850.
Dähnert J. C. Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landes=Urkunden, Gesetze, Privilegien, Verträge, Constitutionen und Ordnungen. 3 Bde. Stralsund 1765—1769.
** Denis. Wiens Buchdruckergeschichte. Wien 1782.
Diefenbach J. Die lutherische Kanzel. Beiträge zur Geschichte der Religion, Politik und Cultur im 17. Jahrhundert. Mainz 1887.
Dittrich F. Gasparo Contarini. 1483—1542. Eine Monographie. Braunsberg 1885.
Döllinger J. Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde. Erster Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Regensburg 1848.
Dolch O. Geschichte des deutschen Studententhums. Ein historischer Versuch. Leipzig 1858.
Dominicus. Geschichte des Coblenzer Gymnasiums. Coblenz 1862.
Dorner J. A. Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, nach ihrer principiellen Bewegung und im Zusammenhang mit dem religiösen, sittlichen und intellectuellen Leben betrachtet. (Bd. 5 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1867.
Duhr B. Die alten deutschen Jesuiten als Historiker, in der Zeitschrift für katholische Theologie 13, 57 fll. Innsbruck 1888.
Ebeling Fr. W. Friedrich Taubmann, ein Culturbild. Dritte Auflage. Leipzig 1884.

** Eichhorn A. Der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert. 2 Bde. Mainz 1854 bis 1855.

Eichhorn K. Fr. Geschichte der Literatur. 8 Bde. Göttingen 1828.

Eichhorn K. Fr. Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 4. Vierte Auflage. Göttingen 1836.

** D'Elvert Chr. Geschichte der Heil- und Humanitäts-Anstalten in Mähren und Oesterreichisch Schlesien. Brünn 1858.

Enders E. L., siehe Luther.

Ennen L. Geschichte der Stadt Köln. Meist aus den Quellen des Stadtarchivs. Bd. 4 und 5. Köln und Düsseldorf 1875. 1880.

** Eubel K. Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz. 2 Theile. Würzburg 1886.

[Evenius S.] Speculum intimae corruptionis, das ist: Spiegel des Verderbniß, allen und jeden Ständen der wahren Christenheit zur gründlichen Beschawung und Nachrichtung rc. (Vorrede: ‚Scriptum posthumum.') Lüneburg 1640.

** Falk F. Das Corpus catholicorum, im ‚Katholik' 1891. 1, 440 fll. Mainz 1891.

Falke J. Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Gekrönte Preisschrift der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig 1868.

** Falkmann A. Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Erste Periode. Von 1554 bis 1579. Detmold 1869.

Faulmann C. Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. Wien 1882.

Fechter D. A. Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahre 1589. Basel 1837.

** Ficker J. Die Confutation des Augsburgischen Bekenntnisses, ihre erste Gestalt und Geschichte. Leipzig 1891.

Flathe Th. Sanct Afra. Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen seit ihrer Gründung im Jahre 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877 bis 1879. Leipzig 1879.

Förstemann K. E., siehe Neue Mittheilungen.

Fornerus Fr. Panoplia armaturae Dei, adversus omnem superstitionum, divinationum, excantationum daemonolatriam, et universas magorum, veneficorum et sagarum et ipsiusmet Sathanae insidias, praestigias et infestationes, concionibus Bambergae habitis instructa et adornata. Ingolstadii 1625.

** Fraas C. Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft. Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Bd. 3 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1865.

** Fränkel H. Zur Geschichte der Medicin in den Anhalt'schen Herzogthümern. Dessau 1858.

Franck D. Altes und neues Mecklenburg. 19 Bücher. Güstrow 1753—1757.

Franck S. Cosmographie oder Weltbuch: Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens. Tübingen 1534.

Franck S. von Wörd. Chronica: Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin biß in diß gegenwertig 1565. jar verlengt. In drey Chronick- oder Häuptbücher. Ohne Ort. 1565.

Francke O. Terenz und die lateinische Schulkomödie in Deutschland. Weimar 1877.

Fraustadt A. Geschichte des Geschlechtes von Schönberg meißnischen Stammes. 2 Bde., 1. Band in 2 Abtheilungen. Leipzig 1878.

Frederus Joh. Eine kirchenhistorische Monographie. 2 Hefte. Stralsund 1837.

Freyberg M. v. Pragmatische Geschichte der baierischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian's I. 3 Bde. und Bd. 4[a]. Leipzig 1836 bis 1839.

** Fuchs C. H. Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland. Göttingen 1843.

** Fuchs L. New Kräuterbuch. Basel 1543.

Gallois, J. G. Geschichte der Stadt Hamburg. Nach den besten Quellen bearbeitet. 3 Bde. Hamburg 1853—1856.

** Gaudentius P. Beiträge zur Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Bedeutung und Verdienste des Franciscanerordens im Kampfe gegen den Protestantismus. Bd. 1. Bozen 1880.

Geiger L. Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871.

Gerhardt C. J. Geschichte der Mathematik in Deutschland (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit, Bd. 17). München 1877.

** Gernet, Physicus Dr. Mittheilungen aus der ältern Medicinalgeschichte Hamburgs. Culturhistorische Skizze auf urkundlichem und geschichtlichem Grunde. Hamburg 1869.

** Geß F. Johannes Cochläus, der Gegner Luther's. Berlin 1886.

** Gillet J. F. A. Crato von Crafftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Nach handschriftlichen Quellen. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1860. 1861.

Goedeke K. Johannes Römoldt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1852 S. 293—409. Hannover 1855.

Goedeke K. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Das Reformationszeitalter. Dresden 1886.

Görges W. Lucas Lossius, ein Schulmann des 16. Jahrhunderts. Programm des Johanneums zu Lüneburg. Lüneburg 1884.

** Graf J. H. Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in bernischen Landen vom Wiederaufblühen der Wissenschaften bis in die neuere Zeit. 2 Hefte. Bern 1889.

Grape Z. Das evangelische Rostock oder kurtzer Bericht von der Stadt Rostock Reformation rc. Rostock und Leipzig 1707.

Grautoff F. H. Historische Schriften. 3 Bde. Lübeck 1836.

Gretserus J. Opera omnia antehac ab ipsomet auctore accurate recognita. 17 tom. Ratisbonae 1734—1741.

** Grimm W. Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung bis zur Gegenwart. Jena 1884.

Grohmann J. Chr. A. Annalen der Universität Wittenberg. Theil 1 und 2. Meißen 1801—1802.

** Grünhagen C. Geschichte Schlesiens. Bd. 2. Gotha 1886.

** Guarinoni H. Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts rc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 585 No. 21]. Ingolstadt 1610.

Gudenus V. F. de. Codex diplomaticus anecdotorum res Moguntinas illustrantium. 5 tomi. Gotting., Francof. et Lipsiae 1743—1758.

Günther S. Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter. (Monumenta paedagogica III.) Berlin 1887.

Häberlin Fr. D. Neueste teutsche Reichsgeschichte, vom Anfange des schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten. 20 Bde. Halle 1774—1786.

** Haeser H. Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. 2 Bde. Dresden und Leipzig 1839 und 1841.
** Haeser H. Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. Dritte Bearbeitung. 3 Bde. Jena 1875—1882.
** Hagemann J. G. Nachricht von denen fürnehmsten Uebersetzungen der Heil. Schrifft in andere Sprachen, nebst deren ersten und fürnehmsten Ausgaben. Quedlinburg 1747.
Hagen C. Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1868.
Hammer-Purgstall v. Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias, Leben. Mit beinahe tausend bisher ungedruckten Briefen, Staatsschreiben u. s. w. 4 Bde. Wien 1847—1851.
** Hanhart. Conrad Gesner. Winterthur 1824.
Hans J. Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens, in der Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 4, 17—71. Augsburg 1878.
Hartmann J. Geschichte der Reformation in Württemberg. Stuttgart 1835.
Hartmann J. Matthäus Alber. Tübingen 1863.
** Hartzheim J. Bibliotheca Coloniensis, in qua vita et libri omnium archidioceseos Coloniensis et adjacentium terrarum scriptorum recensentur. Coloniae 1747.
Hase O. Die Koberger. Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit. 2. Aufl. Leipzig 1885.
Hassencamp F. W. Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation. Mit neuen Beiträgen zur allgemeinen Reformationsgeschichte. Bd. 1 und 2, erste Abtheilung. Marburg 1852. 1855.
Haut. Geschichte der Studienanstalt Dillingen. Dillinger Programm von 1854.
Hautz J. Fr. Geschichte der Neckarschule in Heidelberg. Heidelberg 1849.
Hautz J. Fr. Geschichte der Universität Heidelberg, nach handschriftlichen Quellen, nebst den wichtigsten Urkunden. 2 Bde. Mannheim 1862—1864.
Havemann W. Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 3 Bde. Göttingen 1837—1857.
Havemann W. Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Göttingen 1841.
** Hecker J. F. C. Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, in erweiterter Bearbeitung von A. Hirsch. Berlin 1865.
Hegel C. Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555, mit einem Urkunden-Anhang. Rectorats-Programm. Rostock 1856.
** Heinrich J. B. Dogmatische Theologie. Bd. 1. Mainz 1873.
** Heller A. Geschichte der evangelischen Gemeinde in Dortmund. Dortmund 1882.
Henke E. L. Th. Die Universität Helmstädt im sechzehnten Jahrhundert. Halle 1833.
Henke E. L. Th. Georg Calixtus und seine Zeit. Bd. 1. Halle 1853. Bd. 2, erste Abtheilung. Halle 1856.
Heppe H. Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555—1581. 4 Bde. Marburg 1852—1859.
Heppe H. Geschichte des deutschen Volksschulwesens. 5 Bde. Gotha 1858—1860.
Heppe H. Kirchengeschichte beider Hessen. 2 Bde. Marburg 1876.
** Hergenröther-Hefele. Conciliengeschichte, nach den Quellen bearbeitet. Bd. 9. Freiburg im Breisgau 1890.

** Herrlinger. Die Theologie Melanchthon's in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Zusammenhange mit der Lehrgeschichte und Culturbewegung der Reformation. Gotha 1879.
** Hertzberg G. F. Geschichte der Stadt Halle an der Saale während des 16. und 17. Jahrhunderts (1513—1717). Halle a. S. 1891.
** Herzog J. J. und Plitt G. L. Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. 1—18. Leipzig 1877—1888.
** Heß. Caspar Bauhin's Leben und Character. Basel 1860.
Hildebrand Br. Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmüthigen. Marburg 1848.
Hipler F. Nicolaus Kopernikus und Martin Luther. Nach ermländischen Archivalien. Braunsberg 1868.
** Hipler F. Bibliotheca Warmiensis oder Literaturgeschichte des Bisthums Ermland. Bd. 1. Braunsberg 1873.
Hipler F. Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Cöln 1885.
** Hipler F. Beiträge zur Geschichte des Humanismus aus dem Briefwechsel des Johannes Dantiscus. Braunsberg 1890.
Hirn J. Erzherzog Ferdinand II. von Tyrol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. 2 Bde. Innsbruck 1885—1888.
** Hirsch A. Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. 2. Aufl. 3 Bde. Stuttgart 1881—1886.
** Hirsch A. und Gurlt E. Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker. 6 Bde. Wien 1884—1888.
** Hirsch A. Geschichte der medicinischen Wissenschaften in Deutschland (Bd. 22 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland). München und Leipzig 1893.
** Höfler C. v. Papst Adrian VI. 1522—1523. Wien 1880.
** Höhlbaum C. Das Buch Weinsberg. Cölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, bearbeitet von C. H. (Publicationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde III. IV.) 2 Bde. Leipzig 1886—1887.
Hoffmann C. H. L. Der ökonomische Zustand der Tübinger Hochschule gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1843.
Holstein H. Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 14. 15. Halle 1886.
** Hopf G. W. Würdigung der lutherischen Bibelverdeutschung mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnberg 1847.
Horawitz A. Beatus Rhenanus. Eine Biographie. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1872.
Horawitz A. Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1508 bis 1530 und 1530—1547. Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1873.
Horawitz A. Caspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Leipzig 1874.
** Hoßbach W. Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter. Berlin 1819.
Huber J. Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt. Berlin 1873.

Hurter Fr. Geschichte Kaiser Ferdinand's II. und seiner Eltern. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Bd. 1—7. Schaffhausen 1850—1854.

** Hurter H. Nomenclator litterarius recentioris theologiae catholicae theologos exhibens qui inde a Concilio Tridentino floruerunt. Editio altera. Tom. I. Oeniponte 1892.

Hutter J. B. Die Gründung des Gymnasiums zu München im Jahre 1559/1560. München 1860.

** Jacobi. Der Mineralog Georg Agricola und sein Verhältniß zur Wissenschaft seiner Zeit. Werdau 1889.

Jahrbuch, Historisches, der Görres-Gesellschaft, herausgegeben von G. Hüffer, Gramich, Grauert, Pastor und Schnürer. Bd. 1—14. Münster und München 1880—1893.

Jahrbuch für Münchener Geschichte, begründet und herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann. Bd. 1 fll. München 1887 fll.

** Janus, siehe Zeitschrift für Geschichte der Medicin.

** Jessen K. F. W. Die Botanik der Gegenwart und Vergangenheit in culturhistorischer Entwicklung. Leipzig 1864.

Joachim. Johann Nauclerus und seine Chronik. Göttingen 1874.

** Jostes F. Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts. Erster Band der Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Cultur und Literatur Westfalens. Paderborn 1888.

Jundt A. Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg. (Programm des protestant. Gymnasiums.) Straßburg 1881.

Kaemmel H. J. Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Leipzig 1882.

Kämmel O. Johannes Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister zu Görlitz. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Gekrönte Preisschrift. Dresden 1874.

Kahnis K. F. A. Der innere Gang des deutschen Protestantismus. 1. Bd. 3. Aufl. Leipzig 1874.

Kampschulte F. W. Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zu dem Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. 2 Theile. Trier 1858. 1860.

Kampschulte F. W. Ueber Joh. Sleidanus als Geschichtschreiber der Reformation, in den Forschungen zur deutschen Geschichte 4, 56—69. Göttingen 1864.

** Kampschulte F. W. Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Erster (und einziger) Band. Leipzig 1869.

Kantzow Th. Pommerania oder Ursprunck, Altheit und Geschicht der Völker und Lande Pommern, Casuben u. s. w., herausgegeben von H. G. L. Kosegarten. 2 Bde. Greifswalde 1816. 1817.

Kapp Fr. Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Leipzig 1886.

** Katholik, Der, Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben. Jahrgang 1 fll. Straßburg und Mainz 1820—1893.

** Kawerau G. Der Briefwechsel des Justus Jonas. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. XVII.) 2 Bde. Halle 1884—1885.

Kehrein J. Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 2 Bde. Regensburg 1843.

Keil Rich. und Rob. Geschichte des Jenaischen Studententhums von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart. (1548—1858.) Leipzig 1858.

Keim Th. Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Nach den Quellen. Stuttgart 1860.

** Keller L. Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen. 2 Theile. Leipzig 1881. 1887.

** Kerner A. Die botanischen Gärten, ihre Aufgabe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Innsbruck 1874.

** Kessler H. F. Landgraf Wilhelm IV. als Botaniker. Ein Beitrag zur Geschichte der Botanik. Programm der Realschule zu Kassel 1859.

Kink R. Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Bd. 1 in zwei Theilen. 2. Theil: Urkundliche Beilagen. Bd. 2: Statutenbuch der Universität. Wien 1854.

Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften, herausgegeben von H. J. Wetzer und B. Welte. 12 Bde. Freiburg i. Br. 1847—1856. 2. Aufl., begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von F. Kaulen. Bd. 1—8. Freiburg i. Br. 1882—1893.

Kirchhoff A. Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2 Bde. Leipzig 1851. 1853.

Kius O. Das Stipendiatenwesen in Wittenberg und Jena unter den Ernestinern im 16. Jahrhundert, in Niedner's Zeitschrift für die histor. Theologie 35, 96—159. Gotha 1865.

** Kleutgen Jos. Theologie der Vorzeit vertheidigt. 1. Aufl. 3 Bde. Münster 1853—1860.

Kluckhohn A. Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit, in v. Sybel's Histor. Zeitschrift 31, 343—414. München 1874.

Kluckhohn A. Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in den Abhandlungen der historischen Classe der k. bayerischen Academie der Wissenschaften 12, Abth. 3, 173—241. München 1874.

Klüpfel C. und Eifert M. Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. (Bd. 2: Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen.) Tübingen 1849.

** Kluge. Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. Straßburg 1888.

Knöpfler A. Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts aus archivalischen Quellen. München 1891.

** Kobolt A. M. Bayerisches Gelehrten-Lexikon. Landshut 1795.

Köhler J. Rückblick auf die Entwicklung des höhern Schulwesens in Emmerich. Festschrift. Emmerich 1882. Dazu Nachträge und Berichtigungen im Osterprogramm des Gymnasiums zu Emmerich. 1883.

Köhler J. D. Historische Münzbelustigungen. 22 Bde. Nürnberg 1729—1750.

Köhler J. F. Lebensbeschreibungen merkwürdiger deutscher Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs. Nebst einigen Abhandlungen über deutsche Literatur und Kunst. 2 Bde. Leipzig 1794.

** Köstlin J. Martin Luther. 2. Aufl. Elberfeld 1883.

** Kolde Th. Martin Luther. Eine Biographie. 2 Bde. Gotha 1884—1893.

Koldewey Fr. Schulordnungen der Stadt Braunschweig vom Jahre 1251—1828. Bd. 1 von Kehrbach's Monum. Germaniae Paedagogica. Berlin 1886.

Komp. Die zweite Schule Fulda's und das päpstliche Seminar 1571—1773. Fulda 1877.

** Kopp H. Geschichte der Chemie. 4 Bde. Braunschweig 1843—1847.

Kopp H. Die Entwicklung der Chemie in der neuern Zeit. (Bd. 10 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1873.

Kopp H. Die Alchemie. Heidelberg 1886.

Kosegarten J. G. L. Geschichte der Universität Greifswald. Mit urkundlichen Beilagen. 2 Bde. Greifswald 1856. 1857.

** Kotelmann L. Die Gesundheitspflege im Mittelalter. Hamburg 1890.

Krabbe O. Die Universität Rostock im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil. Rostock und Schwerin 1854.

Krafft C. Aufzeichnungen des schweizerischen Reformators H. Bullinger über sein Studium zu Emmerich und Köln (1516—1522) und dessen Briefwechsel mit Freunden in Köln, Erzbischof Hermann von Wied u. s. w. Elberfeld 1870.

** Krause C. Euricius Cordus. Eine biographische Studie aus der Reformationszeit. Hanau 1863.

Krause C. Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. Gotha 1879.

Krey Bernh. Beiträge zur Mecklenburg'schen Kirchen= und Gelehrtengeschichte. Bd. 1. 1.—6. Stück. Rostock 1820.

** Krieger J. Beiträge zur Geschichte der Volksseuchen, zur medicinischen Statistik und Topographie von Straßburg im Elsaß. 1. Heft. Straßburg 1879.

Kriegk G. L. Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Frankfurt 1868.

Kriegk G. L. Deutsches Bürgerthum im Mittelalter, nach urkundlichen Forschungen. Neue Folge. Frankfurt a. M. 1871 (citirt als Bd. 2).

Krones Fr. v. Geschichte der Karl Franzens=Universität in Graz. Graz 1886.

Kückelhahn L. Johannes Sturm, Straßburgs erster Schulrector, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik. Leipzig 1872.

Küster G. G. Antiquitates Tangermundenses. Berlin 1729.

Kuhl. Geschichte des frühern Gymnasiums zu Jülich. Zugleich ein Beitrag zur Orts= geschichte. 1. Die Particularschule 1571—1664. Jülich 1891.

** Lämmer H. Die vortridentinische katholische Theologie des Reformationszeitalters. Aus den Quellen dargestellt. Berlin 1858.

** Laemmer H. Monumenta Vaticana historiam ecclesiasticam saeculi XVI illustrantia. Friburgi Brisg. 1861.

** Lagarde P. de. Die revidirte Lutherbibel des Halle'schen Waisenhauses. Göttingen 1885.

** Lammert G. Geschichte der Seuchen, Hungers= und Kriegsnoth zur Zeit des Dreißig= jährigen Krieges. Wiesbaden 1890.

Langenn F. A. v. Doctor Melchior von Ossa. Eine Darstellung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig 1858.

Lappenberg J. M. Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache. Hamburg 1861.

** Laube. Georgius Agricola, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Bd. 9. Leipzig 1872.

Lauterbecken G. Cornelius. Ein schöner lustiger und gar nützlicher Dialogus. Frank= furt 1564.

Lauze W. Leben und Thaten Philippi Magnanimi, Landgrafen zu Hessen; in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichts= und Landeskunde. Suppl. 2. Bd. 1 und 2. Kassel 1841. 1847.

Leges Academiae Witenbergensis de studiis et moribus auditorum etc. Witten= berg 1597.

Lenz M. Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen von Hessen mit Bucer. 3 Theile. (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Bd. 5, 28 und 47.) Leipzig 1880. 1887. 1891.

Lersner A. A. v. Der weitberühmten freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. Chronica. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1706 und 1734.

** Lier L. Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspieles. I. Nürnberg 1889. (Leipziger Dissertation.)

Lipowsky Fr. J. Geschichte der Jesuiten in Schwaben. 2 Bde. München 1819.

Lisch G. C. F. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. (Fortgesetzt von Archivrath Dr. Wigger bis 1886.) Bd. 1—52. Schwerin 1836—1887.

** Loesche G. Analecta Lutherana et Melanthoniana. Tischreden Luthers und Aussprüche Melanthons, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius. Aus der Nürnberger Handschrift des Germanischen Museums mit Benutzung von Dr. J. K. Seidemanns Vorarbeiten herausgegeben und bearbeitet von G. L. Gotha 1892.

Löschke K. J. Die religiöse Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im sechzehnten Jahrhundert. Breslau 1846.

Luther M. Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Plochmann und J. A. Irmischer. Erlangen 1826—1868. 2. Aufl., herausgegeben von E. L. Enders. Bd. 1—26. Frankfurt 1862—1885.

Luther's M. Briefe, Sendschreiben und Bedenken, herausgegeben von de Wette. 5 Bde. Berlin 1825—1828.

Luther's Briefwechsel, bearbeitet von E. L. Enders. Bd. 1 fll. Frankfurt 1884 fll.

Lutz L. Geschichte der Universität Basel von ihrer Gründung bis zu ihrer neuesten Umgestaltung. Aarau 1826.

** Maier R. Johannes Schenck, seine Zeit, sein Leben, seine Werke. Programm der Albert-Ludwigs-Universität. Freiburg i. Br. 1878.

Mathesius J. Bergpostilla oder Sarepta ꝛc. Nürnberg 1587.

Mathesius J. Diluvium, das ist Auslegung und Erklerung . . von der Sündfluth in vierundfünfzig Predigten, in St. Joachimsthal im sieben- und achtundfünfzigsten Jahr gehalten. Leipzig 1587.

Mathesius J. Postilla prophetica, oder Spruchpostill des Alten Testaments. Leipzig 1588.

** Maurenbrecher W. Geschichte der katholischen Reformation. Bd. 1. Nördlingen 1880.

** Mayer A. Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart. Ein Beitrag zu einer Geschichte der geistigen Cultur im Südosten Deutschlands. Bd. 1. Die Cultur — Unterricht und Erziehung — die Wissenschaften. Wien 1878.

Mederer Joan. Nepom. Annales Ingolstadiensis Academiae. Inchoarunt Valentinus Rotmarus P. L. Oratoriae Professor Ordinarius et Johannes Engerdus. Emendavit, auxit, continuavit et codicem diplomaticum adjecit J. N. Mederer. 4 vol. Ingolstadii 1782.

Meiners C. Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vortheile und Nachtheile der Aufklärung. 3 Bde. Hannover 1793—1794.

Meiners C. Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheiles. 4 Bde. Göttingen 1802—1805.

Meissner J. Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich. Wien 1884.

Menzel C. A. Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. 2. Aufl. Bd. 1 fll. Breslau 1854. (** Meine Citate nach der ersten Auflage. Breslau 1826 fll.)

Menzel W. Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 2. Leipzig 1875.

** Metzner J. Friedrich Nausea aus Waischenfeld, Bischof von Wien. Regensburg 1884.

** Meyer E. H. F. Geschichte der Botanik. Bd. 4. Königsberg 1857.

Meyer F. H. Studentica. Leben und Sitten deutscher Studenten früherer Jahrhunderte. Leipzig 1857.

** Mezger J. J. Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart. Basel 1876.

* Miescher F. Die medicinische Facultät in Basel und ihr Aufschwung unter F. Plater und C. Bauhin, mit dem Lebensbilde F. Plater's. Basel 1860.

** Mittheilungen des Historischen Vereins für Steiermark, herausgegeben von dessen Ausschusse. Heft 1—40. Graz 1850—1892.

Moehsen J. C. W. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Berlin 1783.

Mohl R. v. Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrhunderts. 2. Aufl. Tübingen 1871.

** Mosen P. Hieronymus Emser, der Vorkämpfer Roms gegen die Reformation. Leipziger Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1890.

** Moufang Chr. Katholische Katechismen des sechzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache. Mainz 1881.

Muck G. Geschichte von Kloster Heilsbronn von der Urzeit bis zur Neuzeit. 3 Bde. Nördlingen 1879.

Müller G. Das kursächsische Schulwesen beim Erlaß der Schulordnung von 1580. Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden. Dresden 1888.

Muther Th. Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge. Erlangen 1866.

Mylius Chr. O. Corpus constitutionum Marchiarum, oder Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburgische . . . Ordnungen, Edicta, Mandata, Rescripta &c. Theil 1—6. Berlin und Halle (1737 fll.).

** Neff J. Udalricus Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. 1. Theil. Programm. Freiburg 1890.

Nettesheim Fr. Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern und in den benachbarten Landestheilen. Düsseldorf 1881.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 16 Bde. Halle 1834—1863.

Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, herausgegeben von G. H. G. Spiel, fortgesetzt von E. Spangenberg. 22 Bde. Lüneburg 1822—1832.

Nigrinus G. Daniel: der allerweiseste und heiligste Profet, ausgelegt in fünfzig Predigten. Ursel 1574.

** Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Actenstücken. 1533—1559. Bd. 1 und 2 (bearb. von W. Friedensburg). Dritte Abtheilung: 1572—1585. Bd. 1 (bearb. von J. Hansen). Gotha und Berlin 1892.

Ochs P. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bd. 5—6. Basel 1821.

Opel J. O. Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650, im 3. Bande des Archivs für Gesch. des deutschen Buchhandels. Leipzig 1879.

Osiander L. Ein Predig von hoffertiger ungestalter Kleidung der Weibs- und Manns-personen. Tübingen 1586.

** Otto C. Johannes Cochläus der Humanist. Breslau 1874.

Pachtler G. M., S. J. Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucidatae. Berlin 1887 fll. Tom. 1: Ab anno 1541 ad annum 1599. Tom. 2: Ratio studiorum ann. 1586, 1599, 1832. Tom. 3: Ordinationes Generalium et ordo Studiorum generalium ab anno 1600 ad annum 1772. (Bildet die Bände 2, 5, 9 von: Karl Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica, Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellen aus den Landen deutscher Zunge, unter Mitwirkung einer Anzahl Fachgelehrter herausgegeben.)

Pallmann H. Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. Bd. 7. Frankfurt a. M. 1881.

Palm H. Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Breslau 1877.

Pancratius A. Allgemeine immerwährende Geistliche Practica (herausgegeben durch Salomon Codomannus). Frankfurt 1605.

** Panzer G. W. Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-catholischen deutschen Bibelübersetzung. Nürnberg 1781.

** Panzer G. W. Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Doctor Martin Luther's vom Jahre 1517 an bis 1581. Nürnberg 1783.

** Pastor L. Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. Aus den Quellen dargestellt. Freiburg i. Br. 1879.

Paulsen Fr. Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885.

** Paulus N. Der Augustinermönch Johannes Hoffmeister. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Freiburg i. Br. 1891.

** Paulus N. Katholische Schriftsteller aus der Reformationszeit, im ‚Katholik' 1892, 1, 544 fll. und Nachtrag ebenda 1893, 2, 213 fll. Mainz 1892. 1893.

** Paulus N. Der Augustiner Bartholomäus Arnoldi von Usingen, Luthers Lehrer und Gegner. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br. 1893.

Paur Th. Johann Sleidan's Commentare über die Regierungszeit Karl's V., historisch-kritisch betrachtet. Leipzig 1843.

** Peinlich R. Geschichte der Pest in Steiermark. 2 Bde. Graz 1876—1877.

Perellius J. Ein Gespräch von der Jesuiter lehr und wesen, thun und lassen, wider die schmach und läßterwort, die ain Sakramentirer auß Hessen, Wilhelm Robing genannt, in der Franciscaner schul zu Haidelberg wonhafftig, mutwillig und mit unwahrheit zugemessen hat. Durch J. P. Xiveriensem in Lateinischer sprach beschriben und durch Johann Götzen, der Rechten Doctorn, auch Cardinälischen und Bischofl. Costantzischen Rath, verteutschet. Ingolstadt 1576.

Peschel O. Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Dr. S. Ruge. (Bd. 4 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1877.

** Peters H. Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin 1891. — Neue Folge. Berlin 1889.

** Petersen J. Hauptmomente in der geschichtlichen Entwicklung der medicinischen Therapie. Kopenhagen 1877.

Pfaff K. Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, nebst Ergänzungsheft. Eßlingen 1840. 1852.

** Pfeiffer L. und Ruland C. Pestilentia in nummis. Geschichte der großen Volkskrankheiten in numismatischen Documenten. Tübingen 1882.

Pfister J. Ch. Herzog Christoph zu Württemberg. 2 Bde. Tübingen 1819—1820.

** Pichler A. Hippolytus Guarinonius. Separatabdruck aus der Oesterreich-ungarischen Revue. Wien 1891.

Pohlmann A. W. und Stöpel A. Geschichte der Stadt Tangermünde aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten. Stendal 1829.

Pontoppidan E. Annales Ecclesiae Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reiches Dänemark. Bd. 3 u. 4. Kopenhagen 1747 (1752).

Postilla prophetica, siehe Mathesius.

Prätorius A. Lippiano-Westphalus, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, deren Ursprung, Unterscheid, Vermögen und Handlungen &c. Männiglich, sonderlich aber den hohen und niederen Obrigkeiten, Richtern und Gerichten zu nohtwendiger Nachrichtung sehr dienlich und nützlich zu lesen. (Erschien zuerst im Jahre 1602.) Vierter Druck. Frankfurt am Mayn 1629.

** Prantl C. Geschichte der Logik im Abendlande. 4 Bde. Leipzig 1855 fll.

Prantl C. Zur Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts in Oberbayern und Niederbayern, in der ‚Bavaria' 1ª, 509—586. München 1860.

Prantl C. Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut und München. 2 Bde. München 1872.

** Pritzel G. Thesaurus literaturae botanicae. Editio 2 reform. Lipsiae 1872.

** Prowe L. Nicolaus Coppernicus. 2 Bde. Berlin 1883 fl.

** Puschmann Th. Geschichte des medicinischen Unterrichts von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig 1889.

** Quetif J. et Echard J. Scriptores Ordinis praedicatorum recensiti notisque historicis et criticis illustrati. 2 tomi. Lutetiae Parisiorum 1719.

** Raché P. B. Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel. Leipziger Inaugural-Dissertation. 1892.

** Räß A. Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 13 Bde. Freiburg i. Br. 1866—1880.

** Ratzinger Georg. Geschichte der kirchlichen Armenpflege. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884.

Raumer K. v. Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Bde. Stuttgart 1843—1854.

Raumer R. v. Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. (Bd. 9 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1870.

Raupach B. Evangelisches Oesterreich, das ist, historische Nachricht von den vornehmsten Schicksalen der evangelisch-lutherischen Kirchen in dem Ertzherzogthum Oesterreich. Hamburg 1732.

** Reeß. Ueber die Pflege der Botanik in Franken von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Prorectoratsrede. Erlangen 1884.

Reinhardstöttner K. v. Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. (Die classischen Schriftsteller des Alterthums in ihrem Einflusse auf die späteren Literaturen.) Leipzig 1886.

Reinhardstöttner K. v. Zur Geschichte des Jesuitendramas in München, im Jahrbuch für Münchener Geschichte 3, 53—177. Bamberg 1889.
** Renninger. Die Weihbischöfe von Würzburg, im Archiv für Unterfranken Bd. 18. Würzburg 1865.
Reusch Fr. H. Der Index der verbotenen Bücher. Ein Beitrag zur Kirchen= und Literaturgeschichte. 2 Bde. Bonn 1883—1885.
Reyscher A. L. Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd. 1—19 = 29 Bde. Stuttgart und Tübingen 1828—1851.
Richard A. V. Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und anderen Quellen bearbeitet. Leipzig 1861.
Richter A. L. Die evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechtes und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. 2 Bde. Weimar 1846.
** Richter W. Geschichte der Paderborner Jesuiten. 1. Theil. 1580—1618. Paderborn 1892.
** Riehm, Luther als Bibelübersetzer, in den Theol. Studien und Kritiken. 57. Jahrg. Gotha 1884.
** Rieß Fl. Der selige Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Aus den Quellen dargestellt. Freiburg i. Br. 1865.
** Riffel C. Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der Glaubens= und Kirchenspaltung. 3 Bde. Mainz 1842—1846.
Riggenbach B. Das Chronikon des Konrad Pellikan. Zur vierten Säcularfeier der Universität Tübingen herausgegeben. Basel 1877.
Ritter H. Geschichte der Philosophie. 9. Theil. Hamburg 1850.
Ritter M. Matthiä Flacii Illyrici Leben. 2. Aufl. 1725.
** Ritter M. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges (1555—1648). 1. Band: 1555—1586. (In der Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart 1889.
Rocholl H. Die Einführung der Reformation in Colmar. Colmar 1876.
Rommel Chr. v. Neuere Geschichte von Hessen. Bd. 1—3. Cassel 1835. 1839.
Roscher W. Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. (Bd. 14 der Geschichte der Wissenschaften.) München 1874.
Roth K. L. Zur Geschichte des Nürnbergischen gelehrten Schulwesens im 16. und 17. Jahrhundert. Nürnberg 1839.
** Roth M. Andreas Vesalius Bruxellensis. Mit dreißig Tafeln. Berlin 1892.
Ruhkopf Fr. E. Geschichte des Schul= und Erziehungswesens in Deutschland von der Einführung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. 1. Theil. Bremen 1794.
** Ruland Ant. Series et vitae professorum ss. theologiae, qui Wirceburgi a fundata academia per Divum Julium usque in annum 1834 docuerunt. Ex authenticis monumentis collectae. Wirceburgi 1835.
** Sachs J. Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. (Bd. 15 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1875.
** Sachse Fr. Die Anfänge der Büchercensur in Deutschland. Leipzig 1871.
** Saint-Lager. Histoire des Herbiers. Paris 1885.
Sastrowe B. Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, auch was sich in dem Denckwerdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehöret hat, von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift her=

ausgegeben und erläutert von G. Chr. Fr. Mohnike. 3 Theile. Greifswald 1823 bis 1824.
Sattler C. F. Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzoge. 13 Theile. Ulm 1764—1768.
Sawr A. von Franckenberg. Rhetorica und Epistelbüchlein, Deutsch und Lateinisch, darin begriffen allerhand Missiven und Sendbrieffen 2c. Franckfurt a. M. 1590.
** Scheeben M. Jos. Handbuch der katholischen Dogmatik. 1. Bd. Freiburg i. Br. 1873. (In: ‚Theologische Bibliothek‘.)
Schenk C. G. F. Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten. Berlin 1841.
Scherer G. Postill oder Außlegung der sonntäglichen Evangelien durch das gantze Jahr. München 1606.
Scherer G. Postill oder Außlegung der Fest- und Feyrtäglichen Evangelien durch das gantze Jahr. München 1607.
Scherer G. Opera oder Alle Bücher, Tractätlein, Schrifften und Predigen von unterscheidtlichen Materien, so bißhero an Tag kommen seindt. Jetzo wider auffs new dem gemeinen Nutzen zum besten zusamengetragen. 2 Bde. München 1613 bis 1614.
Scherer G. Christliche Postill von Heyligen sammt vierzehn Predigten von der heiligen Communion. Kloster Bruck 1615.
Schindler H. B. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau 1858.
Schirrmacher Fr. W. Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. 2 Bde. (Zweiter Band: Beilagen.) Wismar 1885.
Schlegel J. K. F. Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und den Hannoverischen Staaten. 2 Bde. Hannover 1828. 1829.
** Schmid F. A. Georg Agricola's Bermannus, mit einer Einleitung. Freiberg 1806.
Schmid G. Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. Bd. 2, Abth. 2 (1. Erziehung und Unterricht im Zeitalter des Humanismus von K. Hartfelder; 2. Die Reformation von E. Gunbert; 3. Die vier großen protestantischen Rectoren des 16. Jahrhunderts und ihre Schulen). Stuttgart 1889.
Schmidl J. Historia Societatis Jesu Provinciae Bohemiae. 3 vol. Pragae 1747.
Schmidt C. Michael Schütz, genannt Toxites. Leben eines Humanisten und Arztes aus dem 16. Jahrhundert. Straßburg 1888.
Schmidt Cl. H. Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener. Gotha 1872.
** Schmidt W. Franciscus Fabricius Marcoburanus. 1527—1573. Köln 1871.
Schmieder K. Chr. Geschichte der Alchemie. Halle 1832.
Schnurrer Ch. Fr. Erläuterungen der württembergischen Kirchen-Reformations- und Gelehrten-Geschichte. Tübingen 1798.
** Schnurrer F. Chronik der Seuchen. 2. Theil. Tübingen 1825.
** Schott H. Geschichte der teutschen Bibelübersetzung D. Martin Luther's und der fortdauernde Werth derselben. Leipzig 1835.
Schreiber H. Heinrich Loriti Glareanus, seine Freunde und seine Zeit. Biographischer Versuch. Freiburg i. Br. 1837.
Schreiber H. Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1857. 1859.

** Schubert E. und Sudhoff K. Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer zu Mohorn, ein populärer medizinischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 11. S. 77—116. Dresden 1890.
Schuler Ph. H. Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland. 3 Theile. Halle 1792—1794.
Schuler Ph. H. Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen. Halle 1799.
** Schulte J. F. v. Geschichte der Quellen und Literatur des canonischen Rechts von Gratian bis auf die Gegenwart. Bd. 2 und 3. Stuttgart 1877. 1880.
Schultheiß W. K. Geschichte der Schulen in Nürnberg. Nürnberg 1853.
Schuster L. Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. Graz 1888.
** Schwertschlager J. Der botanische Garten der Fürstbischöfe von Eichstätt. Mit 2 Tabellen und 2 Bildtafeln. Eichstätt 1890.
Schwetschke G. Codex Nundinarius Germ. oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564—1765. Halle 1850.
Seeger H. Die strafrechtlichen Consilia Tubingensia, in den Beiträgen zur Geschichte der Universität Tübingen. Tübingen 1877.
Selnekker N. Drei Predigten vom reichen Mann und armen Lazaro. Ein Büchlein von den Bettlern &c. Leipzig 1580.
Senkenberg R. K. v. Fr. Dominicus Häberlin's neueste teutsche Reichsgeschichte vom Anfange des schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten. Bd. 21—24. Halle 1790—1793.
** Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur, herausgegeben von R. Naumann. 31 Bde. Leipzig 1840—1870.
** Sommervogel Carlos S. J. Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères Augustin et Aloyse de Backer. Seconde Partie: Histoire par le Père Auguste Carayon. Nouvelle édition par C. Sommervogel, publiée par la Province de Belgique. Bruxelles-Paris 1890. — Bibliographie. Tom. 1—4. 1890—1893.
Spangenberg Cyr. Ehespiegel, das ist Alles, was von dem heyligen Ehestande nützliches, nötiges und tröstliches mag gesagt werden, in LXX Brautpredigten zusammen verfaßet. Straßburg 1570.
Spangenberg Cyr. Adelsspiegel, historischer ausführlicher Bericht: was Adel sey und heisse &c. Desgleichen von allen göttlichen, geistlichen und weltlichen Ständen auf Erden. 2 Bde. Schmalkalden 1591. 1594.
** Spengler F. Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts. Zur Geschichte des Dramas. Innsbruck 1888.
Spieker Chr. W. Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder von der Gründung der Stadt bis zum Königthum der Hohenzollern. Frankfurt a. d. O. 1853.
Spieker Chr. W. Lebensgeschichte des Andreas Musculus. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Frankfurt a. d. O. 1858.
Spittler L. T. Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge. Göttingen 1783.
Spittler L. T. Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. 1. Bd. Hannover 1798.
** Sprengel K. Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. 1. Theil. Altenburg und Leipzig 1817.

** Sprengel K. Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 3. Aufl. 6 Bde. Halle 1821—1828.

Steichele A. Das Bisthum Augsburg historisch und statistisch beschrieben. Augsburg 1864 fll.

** Steinhausen G. Geschichte des deutschen Briefes. Zur Culturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Theil. Berlin 1889.

Stetten P. v. Geschichte der Stadt Augspurg. 1. Bd. Franckfurt und Leipzig 1743.

Steubing. Kirchen= und Reformationsgeschichte der Oranien=Nassauischen Lande. Hadamar 1804.

Stieve F. Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I. 1595—1651. München 1876.

Stieve F. Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing, in den Abhandl. der histor. Classe der bayerischen Academie der Wissenschaften 16, 177—265. München 1881.

Stintzing R. Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. (Bd. 18 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) 2 Abtheilungen. München 1880—1884.

Stintzing R. Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation. Basel 1857.

Stintzing R. Das Sprichwort ‚Juristen böse Christen' und seine geschichtlichen Bedeutungen. Bonn 1875.

Stobbe O. Geschichte der deutschen Rechtsquellen. 2 Bde. Braunschweig 1860. 1864.

Stöcker J. Spiegel christlicher Haußzucht Jesu Sirachs. In hunderteinundsiebentzig Predigten erkleret und ausgelegt. Jehna 1616.

** Stöckl A. Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 3. Bd. Mainz 1866.

Stölzel A. Die Entwicklung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien. 2 Bde. Stuttgart 1872.

Strack K. Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gütersloh 1872.

Straß G. Schulverhältnisse zu Meersburg im 15.—17. Jahrhundert. Aus archivalischen Urkunden. Konstanz 1883.

Strauß D. F. Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Frankfurt a. M. 1856.

** Stricker W. Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1847.

Strigenicius G. Diluvium, das ist Außlegung der schrecklichen und doch auch zugleich tröstlichen Historien der Sündflut. In hundert Predigten. Leipzig 1613.

Strigenicius G. Jonas, das ist Außlegung der wunderbaren und doch gantz lehrhafftigen und trostreichen Historien von dem Propheten Jona [Vorrede der ersten Aufl. vom 23. April 1595]. Zum drittenmal aufgelegt. Leipzig 1619.

Strobel G. Th. Beiträge zur Litteratur, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Bd. 1 und 2. Nürnberg und Altorf 1784. 1786.

Strobel G. Th. Neue Beiträge zur Litteratur, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. 5 Bde. Nürnberg und Altorf 1790—1794.

Studien, Baltische. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 1—41. Stettin 1832—1891.

Studien und Kritiken, Theologische. Eine Zeitschrift für das gesammte Gebiet der Theologie, begründet von C. Ullmann und F. W. C. Umbreit und in Verbindung mit E. Achelis, W. Beyschlag, P. Kleinert und H. Schultz herausgegeben von J. Köstlin und E. Kautzsch. 66 Jahrgänge. Gotha 1828—1893.

Stübel B. Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409—1555. Codex diplomaticus Saxoniae Regiae. 2. Haupttheil. Bd. 11. Leipzig 1879.
** Tabernämontanus J. Th. New Kreuterbuch. 2 Theile. Frankfurt 1588 und 1591.
Teutsch Fr. Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register. Erster Band: 1543—1778 (Bd. 6 von Kehrbach's Monum. Germ. Paedagogica). Berlin 1888.
Theiner A. Annales ecclesiastici (1572—1585). 3 vol. Romae 1856.
** Theiner A. Acta genuina SS. Oecumenici Concilii Tridentini sub Paulo III., Julio III. et Pio IV. PP. MM. ab Angelo Massarello episcopo Thelesino eiusdem Concilii secretario conscripta, nunc primum integra edita. Accedunt acta eiusdem Concilii sub Pio IV. a Cardinale Gabriele Paleotto archiepiscopo Bononiensi digesta, secundis curis expolitiora. Tom. 1—2. Zagrabiae (Croatiae), Lipsiae 1874.
Tholuck A. Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Theilweise nach handschriftlichen Quellen. Hamburg und Gotha 1852.
Tholuck A. Das academische Leben des 17. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Facultäten. 2. Abtheil. Berlin 1853. 1854.
Tholuck A. Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Berlin 1859.
Thommen R. Geschichte der Universität Basel 1532—1632. Basel 1889.
Thorbecke A. Die älteste Zeit der Universität Heidelberg 1386—1449. Heidelberg 1886.
Töppen M. Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Georg Sabinus. Königsberg 1844.
Tomek W. Geschichte der Prager Universität. Prag 1849.
** Treviranus L. C. Die Anwendung des Holzschnittes zur bildlichen Darstellung der Pflanzen. Leipzig 1855.
Turmair Johannes, genannt Aventinus. Sämmtliche Werke. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausg. von der k. Academie der Wissenschaften. 5 Bde. München 1881—1886.
** Uhlhorn G. Die christliche Liebesthätigkeit. Bd. 3: Die christliche Liebesthätigkeit seit der Reformation. Stuttgart 1890.
Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen, Büchern, Urkunden &c. Vom Jahre 1701—1749. Wittenberg 1701. Leipzig seit 1702.
** Verdière P. Histoire de l'université d'Ingolstadt. 2 vol. Paris 1888.
Vormbaum R. Die evangelischen Schulordnungen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts. 2 Bde. Gütersloh 1860—1863.
Wachsmuth W. Europäische Sittengeschichte. Fünften Theiles erste Abtheilung: Das Zeitalter des Kirchenstreits. Leipzig 1838.
Waldau G. E. Neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. Bd. 1. Nürnberg 1790.
** Walther Dr. Wilhelm. Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters dargestellt von Dr. W. W. Mit 18 Kunstbeilagen. Braunschweig 1892.
** Wedewer H. Johannes Dietenberger (1475—1537), sein Leben und Wirken. Mit vier Tafeln. Freiburg i. Br. 1888.
** Wegele F. X. Geschichte der Universität Würzburg. 2 Bde. Würzburg 1882.
Wegele F. X. Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. (Bd. 20 der Gesch. der Wissenschaften in Deutschland.) München und Leipzig 1885.

** Weinsberg, Das Buch, siehe Höhlbaum.

** Weldige-Cremer U. de. De Joannis Cochlaei vita et scriptis commentatio historica. (Münsterer Dissertation.) Monasterii 1865.

Weller E. Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1862—1864.

Weller E. Die ersten deutschen Zeitungen herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599), in der Bibl. des Litterarischen Vereins in Stuttgart Bd. 111. Tübingen 1872.

[Weller J. G.] Altes aus allen Theilen der Geschichte: Urkunden, Briefe und Nachrichten von alten Büchern. 2 Bde. Chemnitz 1762. 1766.

Werk F. X. Stiftungsurkunden academischer Stipendien an der Hochschule zu Freiburg i. Br. von 1497—1842. Mit Abbildungen. Freiburg i. Br. 1842.

** Werner K. Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte. 2 Bde. Regensburg 1861.

** Werner K. Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. 4 Bde. Schaffhausen 1865.

** Werner K. Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. (Bd. 6 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.) München 1866.

Westenrieder L. Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft. Bd. 3—8. München 1790—1806.

Westenrieder L. Neue Beiträge zur vaterländischen Historie &c. Bd. 1. München 1812.

Wette De, siehe Luther.

Weyermann A. Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.

Weyermann A. Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adelichen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm. Ulm 1829.

** Widmann S. Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Literatur des 16. Jahrhunderts auf Grund von bisher unbekannten Briefen. Paderborn 1889.

Wiedemann Th. Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt. Freising 1858.

** Wiedemann Th. Johann Eck, Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt. Regensburg 1865.

** Wiedemann Th. Die Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. 4 Bde. Prag 1879—1884.

Wiggers J. Kirchengeschichte Mecklenburgs. Parchim und Ludwigslust 1840.

Will G. A. Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf. Altdorf 1795.

Winkelmann E. Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Erster Band: Urkunden. Zweiter Band: Regesten. Heidelberg 1886.

** Winkler E. Geschichte der Botanik. Frankfurt 1854.

** Woker F. W. Geschichte der norddeutschen Franciscanermissionen der Sächsischen Ordensprovinz vom heiligen Kreuz. Freiburg i. Br. 1880.

Wolf J. Lectionum mirabilium et reconditarum centenarii XVI. 2 tom. Laningae 1600.

Wolf P. Ph. Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet. 3 Bde. München 1807. 1809.

Wolf R. Geschichte der Astronomie. (Gesch. der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. 16.) München 1877.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 21 Bde. Wernigerode 1868—1888.

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Jahrg. 1—19. Augsburg 1874—1892.

Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. 8 Bde. Hamburg 1841—1889.

Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung von K. v. Zwiedineck-Südenhorst. 4 Bde. Stuttgart 1884—1887.

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, herausgegeben von Müller und Falk. 8 Bde. Nürnberg 1856—1875. Neue Folge, herausgegeben von Chr. Meyer. Bd. 1. Berlin 1891.

Zeitschrift für die historische Theologie von Chr. Fr. Illgen und Chr. W. Niedner. 36 Bde. Leipzig 1832 fll. Gotha 1866 fll.

** Zeitschrift für Geschichte der Medicin. Janus. Herausgegeben von Henschel. Berlin 1846—1848.

Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Bd. 1 fll. Karlsruhe u. Freiburg 1850 fll.

** Zeitschrift für katholische Theologie. Bd. 1 fll. Innsbruck 1877 fll.

Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. 20 Bde. Berlin 1864—1883.

Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, herausgegeben von M. Koch und L. Geiger. Neue Folge, 1—4. Berlin 1887—1891.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von H. v. Sybel und Lehmann. Bd. 1—70. München 1859—1893.

** Ziegelbauer M., O. S. B. Historia rei literariae Ordinis s. Benedicti in IV partes distributa. Opus eruditorum votis diu expetitum ad perfectam Historiae Benedictinae cognitionem summe necessarium et universim omnium bonarum Artium Cultoribus non utile minus, quam scitu lectuque iucundum, a R. P. Magnoaldo Ziegelbauer . . . ichnographice adumbratum, recensuit, auxit, iurisque publici fecit R. P. Oliverius Legiopontius. Tomi 1—4. Augustae Vind. et Herbipoli 1754 sq.

Ziegler B. Zur Geschichte des Schulwesens in der ehemaligen freien Reichsstadt Ueberlingen (Jahresbericht der dortigen höhern Bürgerschule für 1890—1891). Ueberlingen 1891.

Zirngiebl E. Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Berücksichtigung der pädagog. Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland. Leipzig 1870.

** Zöckler O. Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Erste Abtheilung. Gütersloh 1877.

Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Drittes Buch.

Schulen und Universitäten. — Bildung und Wissenschaft. Büchercensur und Buchhandel.

Erster Theil.

Schulen und Universitäten.

Einleitung.

Es ist ein im Allgemeinen wenig erfreuliches Bild, zum großen Theil ein namenlos trauriges Bild der Verwüstung, welches die deutsche Volksliteratur seit dem Ausbruch des religiösen Umsturzes bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges darbietet.

Im Kirchenliede und im schlichten Volksliede erklingt noch hin und wieder eine freundliche, herzgewinnende Weise, welche an die bessere, glaubensvolle Vorzeit erinnert. Aber bald wird sie schrill und kreischend übertönt durch die zahllosen Kampflieder der religiösen Streit- und Hadersucht. Selbst im Kirchenliede bekämpfen sich gegenseitig Protestanten und Katholiken, Lutheraner und Calvinisten, und bei den wenigen friedliebenden Dichtern tritt meistentheils ein frostiges Moralisiren und Dogmatisiren an die Stelle freudig-warmen religiösen Gefühls. In üppigem Schlinggewirr wuchert die trostloseste und geschmackloseste Gelegenheitsdichtung empor; Schimpfverse und Bettelverse, langweilige Meistergesänge und satirische Reimereien überschwemmen neben den zahllosen prosaischen Schmähschriften, welche die Bitterkeit eines furchtbaren Hasses zur Schau tragen, den deutschen Büchermarkt. Der Schönheitssinn verkümmert nach jeder Richtung hin; für schlichten, einfach-schönen Ausdruck des Gedankens geht jedes Gefühl verloren. Wie fast die gesammte Literatur, so gestaltet sich auch das Drama, das geistliche wie das weltliche, zu einer Darstellung der leidenschaftlichen religiösen Kämpfe aus; sogar in biblischen Schauspielen gewinnt confessionelle Polemik einen immer breitern Boden. Das Volksschauspiel versinkt in den tiefsten Schlamm der Unzucht und gefällt sich in der Schilderung der grauenhaftesten Dinge. Die unzüchtigsten Volksschriften und Romane vergiften die Volksphantasie. Ungeheuerliche, aberwitzige Fieberträume, Aberglaube und Hexenspuk bemächtigen sich

der Erzählungsliteratur wie des Schauspiels. Auch hier zieht schließlich der Teufel ein als Lieblingsvorstellung, Lieblingsgestalt und Lieblingswort; er spielt im Welt- und Menschheitstheater die Hauptrolle, er beherrscht Leben und Dichtung.

Diese furchtbare Entartung der deutschen Volksliteratur im Laufe eines einzigen Jahrhunderts hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß man sich gewöhnte, schon das ausgehende Mittelalter als eine Periode geistigen Sinkens, selbst tiefen Verfalls zu betrachten und die jammervollen Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts schon aus ihm herzuleiten, ja mehr oder weniger die alte Kirche für den ungeheuern Bankerott des deutschen Volkslebens verantwortlich zu machen.

In der That steht das ausgehende Mittelalter von den beiden Blütealtern deutscher Literatur ungefähr gleichweit ab. Es hat großartige Dichtwerke, welche seinen Namen im Andenken des deutschen Volkes und seiner Nachbarn mit dem Glanze schöpferischer Kraft und feiner Geistesbildung hätten umgeben können, so wenig wie das sechzehnte Jahrhundert hinterlassen. Unter seinen poetischen Erzeugnissen finden sich zwar die innigsten, zartesten Blüten des religiösen und weltlichen Volksliedes; das deutsche Kirchenlied weist die herrlichsten Schöpfungen auf; das religiöse Schauspiel befindet sich in einer Entwicklung, welche, wenn nicht eine gewaltsame Störung des Volkslebens eingetreten wäre, zur höchsten Blüte hätte führen können. Allein unläugbar stehen diesem frisch aufblühenden Leben schon manche drohende Anzeichen des Verfalles gegenüber. Satire und Spott machen sich in mancherlei Formen geltend; politische Unzufriedenheit äußert sich in rohen Klagen; die für die Wirthshäuser bestimmten Fastnachtsspiele sind gröbster Gemeinheit voll. Immerhin aber halten sich in der Volksliteratur die aufbauenden und die gefährdenden Kräfte noch das Gegengewicht; man darf eher sagen, die ersteren walten vor.

Die Poesie jedoch, selbst in ihren glänzendsten epischen und dramatischen Hervorbringungen, ist immer nur ein einseitiger, nie der volle und erschöpfende Ausdruck für das Geistesleben eines Volkes. Es können die mächtigsten Strebungen nach religiöser Erneuerung vorhanden sein, Philosophie und Theologie sich vertiefen, Mathematik und Naturwissenschaften den erfreulichsten Aufschwung nehmen, die Kenntniß altclassischer Literatur und Dichtung den feinfühligsten Kunstsinn durch alle höheren Stände verbreiten, im Volke selbst die reichsten Quellen poetischen Geistes sprudeln, ohne daß gerade Dichter ersten Ranges den Geist der Zeit in bleibenden Werken zur Darstellung bringen. Ein Volk kann eines reichen Geisteslebens sich erfreuen, ohne daß die Fülle der Erscheinungen im Spiegel einer großen Dichtung sich sammelt.

Ein reiches Geistesleben aber war der Zustand des deutschen Volkes von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Beginn der religiös-politisch-socialen Umwälzungen. Es war eine Zeit der tiefsten, vielseitigsten geistigen Regsamkeit.

Das Streben nach Wissen, nach feinerer Bildung, nach geistiger Veredlung beschäftigte nicht allein einzelne auserlesene Geister oder vereinzelte Gruppen und Kreise, es war in Folge der großen weltbewegenden Entdeckungen und zumal der neuerfundenen Buchdruckerkunst in die breiten Massen aller Stände eingedrungen und rief zunächst einen großartigen Aufschwung des Schulwesens hervor. Die begabtesten Männer waren darauf bedacht, die wieder erblühte classische Bildung dem heranwachsenden Geschlechte zu vermitteln. Eine tiefchristliche Lebensauffassung beherrschte dieses Streben und lenkte es auf Bahnen, welche der Schule wie der Wissenschaft die segensvollste Entwicklung versprachen.

Alexander Hegius, der die Classiker zum Mittelpunkte des Jugendunterrichtes, die Schulbildung zur Trägerin eines neuen geistigen Lebens erhob, erblickte die höchste Freiheit des Geistes darin, die Gebote Christi zu erfüllen; wahre Geistesbildung hielt er für unzertrennlich mit der Nachfolge des Erlösers verknüpft, ihre überlegene Macht glaubte er davon bedingt, daß sie sich in den Dienst Gottes stellte[1]. Seine Schüler und Nachfolger Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg, Johannes Murmellius und Andere, namentlich Jacob Wimpheling, wegen seiner epochemachenden pädagogischen Werke der ‚Erzieher Deutschlands' genannt, huldigten derselben Anschauung, und durchaus nicht zum Schaden des eigentlichen Wissens, noch zum Nachtheil des gemeinen Wohls. Ein reges, frisches Geistesleben blühte aus ihren Schulen hervor. Alle Zweige des Wissens wurden in sorgsame Pflege genommen. Achtung vor den Wissenschaften und Liebe zu denselben gewann in allen Lebenskreisen, von den Fürstenhöfen herab bis in die Wohnungen der Bürger, eine immer weitere Verbreitung. Geistliche und Weltleute arbeiteten Hand in Hand an der Förderung höherer Bildung, und wer sich diesem Streben fernhielt oder widersetzte, sah sich mehr oder weniger dem Spott und der Verachtung seiner Zeitgenossen preisgegeben.

Dieselbe religiöse Einheit, welche kirchliches und weltliches, öffentliches und privates Leben verknüpfte, verband auch Erziehung und Unterricht,

---

[1] Sein Wahlspruch, wie ihn Murmellius aufbewahrt hat, lautete:

Libertas summa est tua, Christe, facessere iussa,
Nemo est *ingenuus*, nisi qui tibi servit, Iesu,
Nemo est, qui *regnet*, famulus nisi fidus Iesu.

Vergl. den ersten Band unseres Werkes S. 71 Note 1. ** Bd. 1, 2 und 3 sind nach der 15., Bd. 4, 5 und 6 nach der 13.—14. Aufl. angeführt.

Wissenschaft und Leben, behütete die verschiedenen Wissenszweige vor Absonderung und Zerfahrenheit und verlieh der gesammten Bildung einen festen, gemeinsamen Rückhalt.

Welche Liebe man dem Unterricht und den Wissenschaften entgegenbrachte, welcher Werth denselben beigelegt wurde, zeigte sich vor Allem in dem fortschreitenden innern und äußern Wachsthum der Unterrichtsanstalten. Von einem Jahrzehnt zum andern wurden seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bestehende höhere Schulen verbessert, neue in's Leben gerufen, mit literarischen Hülfsmitteln und mit Stiftungen versehen, von einer großen, an vielen Anstalten beständig zunehmenden Zahl von Schülern besucht[1]. Die meisten Männer, welche später unter den Stürmen der hereingebrochenen kirchlichen Umwälzung durch Wissenschaft sich auszeichneten, haben noch während ihrer Jugendzeit in jenen Anstalten die Grundlagen ihrer Bildung gewonnen.

Im nördlichen Deutschland besaß, um nur wenige Beispiele anzuführen, die Stadt Braunschweig allein außer den drei Schulen, welche von den drei geistlichen Körperschaften zu St. Blasien, St. Cyriaci und St. Aegidien gehalten wurden, noch zwei städtische Lateinschulen zu St. Martin und St. Catharina[2].

In hoher Blüte stand beim Ausgang des Mittelalters die Schule in Zwickau. Die Schüler, deren Zahl sich im Jahre 1490 auf 900 belief, waren in vier Classen eingetheilt und wurden in einem auf Kosten des Bürgers Martin Römer erbauten, drei Stockwerke hohen Gebäude unterrichtet. Für den Unterhalt der Schule war durch mannigfache Stiftungen von Geistlichen und Bürgern gesorgt. Noch im Jahre 1518 bildete sich eine neue Schulbrüderschaft zur Unterstützung der Anstalt, noch in demselben Jahre warf der Rath eine feste Besoldung zum Unterricht im Griechischen aus; auch im Hebräischen wurde unterwiesen[3]. An der Stadtschule zu Görlitz, an welcher seit dem Jahre 1491 ein Rector, vier Baccalaureen und ein Cantor thätig waren, schwankte die Anzahl der Schüler zwischen 500 und 600[4].

Das Gymnasium zu Emmerich am Niederrhein, welches seit dem Jahre 1503 nach einem wohlgeordneten Organisationsplan in sechs Classen eingetheilt war, zählte im Jahre 1510 beiläufig 450, im Jahre 1521 ungefähr 1500 Schüler[5].

---

[1] Vergl. Bd. 1, 81 ff. [2] Koldewey LIII fll.

[3] Weller, Altes 2, 482 fll. 490. Kämmel, Joh. Haß 47. 215 No. 86. F. Falk, Martin Römer, im Mainzer ‚Katholik' I, 1891, S. 70—77. Paulsen 121.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 26 Note 4.

[5] Köhler 19. 23.

Die Studienanstalt zu Schlettstadt im Elsaß erhob sich unter Ludwig Dringenberg zu einem Gymnasium ersten Ranges, an welchem neben den classischen Studien auch die vaterländisch-historischen eifrige Pflege fanden. Aus dieser Anstalt gingen Geiler von Kaisersberg und Jacob Wimpheling hervor; um das Jahr 1517 wurde dieselbe von 900 Schülern besucht[1].

An den drei Stiftsschulen zu Frankfurt am Main belief sich die Zahl der Schüler um das Jahr 1478 auf 318; an einer derselben, der St. Leonhardsschule, wurde auch im Griechischen und im Hebräischen Unterricht ertheilt[2]. In Nürnberg bestanden gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vier Lateinschulen unter vier Rectoren mit zwölf Gehülfen; eine neu errichtete ‚poetische Schule' wurde im Jahre 1515 der Leitung des Humanisten Johann Cochläus unterstellt[3]. Augsburg besaß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts fünf kirchliche Schulen. Bei einer feierlichen Procession im Jahre 1503 belief sich die Zahl der Canoniker und Vicare der Domkirche mit den Schülern auf 110, der Canoniker und Vicare von St. Moritz mit den Schülern auf 138, der Canoniker von St. Georg mit den Schülern auf 66, der Canoniker vom Heiligen Kreuz mit den Schülern auf 55, der Mitglieder des Convents von St. Ulrich mit den Schülern auf 106. An der Klosterschule zu St. Ulrich wurde der Humanist Ottmar Nachtigall, genannt Luscinius, um das Jahr 1520 als Lehrer der griechischen Sprache angestellt; der Mönch Veit Bild, ein Mann von hervorragenden Kenntnissen auch in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, beschäftigte sich mit dem Studium des Hebräischen. Neben den fünf sogen. lateinischen Schulen ertheilten Privatlehrer, zum Theil angesehene Gelehrte, Unterricht im Lateinischen und in den freien Künsten[4].

In den bischöflichen Stiften und Capiteln herrschte seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mancherorts ein reger Wetteifer, die Studien zu heben. Unter den Aebten selbst ragten viele als tüchtige Gelehrte hervor, andere ließen sich wenigstens angelegen sein, den Unterricht in ihren Klöstern zu fördern, Bibliotheken und andere Hülfsmittel des Studiums herbeizuschaffen und jüngere Ordensmitglieder an den Universitäten ausbilden zu lassen. Die bayerischen Klöster Scheyern, Rohr, Füssen, Tegernsee, Ober- und Niederaltaich, St. Emmeran, Waldsassen und so weiter thaten sich durch wissenschaftliches Streben rühmlich hervor. Seit dem Anfang des sechzehnten

---

[1] Vergl. Bd. 1, 77—78. [2] Kriegk 2, 88. 106.

[3] Paulsen 105—106. Otto 12—44.

[4] Näheres über das Gesagte bei J. Hans, Beiträge zur Gesch. des Augsburger Schulwesens im Mittelalter, in der Zeitschr. des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 2, 92—104, und bei H. A. Lier, Der Augsburger Humanistenkreis, in derselben Zeitschr. 7, 70—80. Vergl. Paulsen 108—109.

Jahrhunderts wurde in vielen Klöstern auch das Studium des Griechischen und des Hebräischen betrieben, und Abt Wolfgang von Alderspach konnte in seinen Annalen vermelden, daß die Kenntniß der drei Sprachen, des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, jetzt so gemein sei, daß ohne dieselben Niemand für einen Gelehrten angesehen werde[1]. Zu Münster in Westfalen war es der Stiftspropst Rudolf von Langen († 1519), nächst dem Bischof der erste kirchliche Würdenträger, welcher, durch mehrjährige Reisen in Italien mit dem italienischen Humanismus bekannt und selbst neulateinischer Dichter, die humanistischen Studien unermüdlich förderte und die westfälische Bischofsstadt zu einem wahren Brenn- und Sammelpunkt humanistischer Bestrebungen zu gestalten wußte, so daß von der dortigen Domschule aus zahlreiche andere Städte treffliche Lehrer erhielten. Unter dem Humanisten Johannes Murmellius genoß die Domschule ein solches Ansehen, daß sie aus weiter Ferne, sogar aus Pommern, Schüler heranzog; seit dem Jahre 1512, in welchem der Humanist Johannes Cäsarius dort seine Lehrthätigkeit im Griechischen begann, wurden die Schüler in sechs Classen unterrichtet[2]. Ueber ganz Norddeutschland erstreckte sich der Einfluß der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben‘, welche mit der treuesten Pflege des religiösen Lebens einen nicht minder regen Eifer für die classischen Studien verbanden. Aus ihren Schulen, namentlich jenen zu Deventer, Zwolle, Löwen und Lüttich, sind ganze Schaaren von Gelehrten hervorgegangen, welche als Schulmänner in Deutschland wirkten; auch Johann Sturm, der spätere berühmte Pädagoge von Straßburg, zählte noch zu ihren Schülern. Im Jahre 1521, als er, ziemlich gleichzeitig mit seinem Freunde Johann Sleidan, dem nachmaligen Historiker, die Lüttticher ‚Brüderschule‘ bezog, besaß dieselbe an 1600 Zöglinge; die Eintheilung der Lehranstalt in acht Classen, ihre ganze Einrichtung erschien ihm als ein Muster für seine eigene Thätigkeit[3].

So blühten fast in allen deutschen Gebieten bis in die Gebirgsthäler der Alpen hinein größere und kleinere, zum Theil sehr ansehnliche Schulanstalten, und die humanistischen Studien fanden eine immer weitere Verbreitung und Förderung, bis mit der Verkündigung der neuen Lehren und der kirchlichen Umwälzung binnen kurzer Zeit ein Zustand allgemeiner Verwirrung über das Reich hereinbrach[4].

---

[1] Vergl. Paulsen 112—113.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 73. Köhler 23. Paulsen 116—117.

[3] Chr. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm (Strasbourg 1855) p. 2 ss. Sturm's Straßburger Schulplan vom Jahre 1538, worüber wir später sprechen, ist nach dem Lütticher gebildet.

[4] ‚Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts‘, sagt Paulsen 260, wendete sich ‚Alles, was Bedeutung und Einfluß, Kraft und Muth besaß, den neuen Studien zu:

Von den Lehrern selbst wurden viele durch die blendenden Verheißungen der ‚evangelischen Freiheit' in das wirre Getriebe hineingerissen; andere, fester im Glauben und bedächtiger im Handeln, versuchten das große Werk der Jugenderziehung im bisherigen Sinn und Geiste fortzuführen, allein die unruhigen Zeitläufte brachten beinahe überall Wirrnisse hervor, und in die Jugend selbst fuhr jener Geist des Aufruhrs und der Unbändigkeit, welcher sich der älteren Zeitgenossen bemächtigt hatte. Wo alle Autoritäten zu wanken begannen, konnte auch jene des Lehrers nicht bestehen bleiben. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde von der stillen, anspruchslosen Pflege der Wissenschaft auf das lärmende Glaubensgezänk gelenkt. Von den Kanzeln verpflanzte sich dieses in die fürstlichen Kanzleien und in die städtischen Rathhäuser, in die Barbierstuben und die Herbergen, und zum größten Nachtheil der Studien auch in die Lehranstalten. Das hohe Ansehen, dessen die Gelehrten genossen hatten, ging auf unruhige Stimmführer des Tages über, welche bald den Aufruhr gegen Papst und Bischöfe, bald neue, bisher unerhörte Glaubenssätze predigten, vielfach allen Studien den Krieg erklärten. Zu gleicher Zeit richteten sie maßlose Angriffe gegen das weltliche Regiment und stürmten nicht selten mit ihren Predigten und Schriften gegen die ganze bestehende Gesellschaftsordnung an.

Von den täglich um sich greifenden Neuerungen wirkte aber keine so lähmend, so ertödtend auf den Bestand des Studienwesens ein, als die Lehre: die Verrichtung guter Werke sei verdienstlos für die Seligkeit. Durch diese Lehre wurde die Quelle jener reichlich strömenden, unversiegbaren Opferwilligkeit verschüttet, welche bis dahin zahllose Anstalten und Einrichtungen christlichen Wohlthuns, besonders aber die unzähligen, zum Theil großartigen Schulstiftungen überall hervorgerufen, erhalten und gefördert hatte. Die Ehrfurcht für die frommen Vermächtnisse der Voreltern schwand dahin, Hohe und Niedere legten daran ihre gewaltsame Hand. Die Führer des religiösen Umsturzes selbst erhoben allgemein die Klage, daß die Lust und Liebe, den gegenwärtigen und künftigen Geschlechtern Gutes zu thun, dahinschwinde vor der selbstsüchtigen Gier, Geld zusammenzuraffen und es in üppigem Genuß zu verzehren. Der Schulmann, der bei den Vorfahren als Vermittler der werthvollsten geistigen Güter im öffentlichen Leben geachtet und geehrt worden war und einen gebührenden, häufig ansehnlichen, selbst reichlichen Gehalt bezogen hatte, sank in den Augen der Menge zu einem Lohndiener herab, der für karge Besoldung die lose Jugend in Schranken halten sollte. Erachteten es früher die Bürgermeister und Räthe der Städte für eine Ehrensache, den

---

die Prälaten, die Fürsten, die Städte und vor Allem die studirende Jugend selbst'. Bald nach dem Ausbruch der kirchlichen Umwälzung ‚wurde Alles anders'.

höhern Unterricht zu begünstigen und zu fördern, so waren jetzt die meisten derselben kaum durch die eindringlichsten Bittgesuche zu bewegen, den oft nothleidenden Lehrern ihr ‚kümmerliches Brod zu vermehren': ihrer viele sahen dem Verfall der Schulen mit größter Gleichgültigkeit zu [1].

[1] Ueber die Lehrergehälter im ausgehenden Mittelalter vergl. unsere Angaben Bd. 1, 28—29. Für die meist ärmliche Besoldung in späterer Zeit bringen wir in den folgenden Abschnitten zahlreiche Belege bei.

I. Verfall der alten Schulen seit der Kirchenspaltung.

In einem Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren der Städte klagte Luther im Jahre 1524: ‚Wir erfahren jetzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt. Die hohen Schulen werden schwach, Klöster nehmen ab‘: wo aber Klöster und Stifte aufgehoben worden, wolle Niemand ‚mehr Kinder lassen lehren noch studiren‘; ‚soll der geistliche Stand‘, sage man, ‚Nichts sein, so wollen wir auch das Lehren lassen anstehen und Nichts dazu thun.‘ Das Alles, erklärte er, sei ein Werk des Teufels. Unter dem Papstthum habe der Teufel seine Netze ausgebreitet durch Aufrichtung von Klöstern und Schulen, ‚daß es nicht möglich war, daß ihm ein Knabe hätte sollen entlaufen, ohne sonderlich Gottes Wunder‘; jetzt dagegen wolle er, weil seine Stricke durch Gottes Wort verrathen worden, ‚gar nichts lassen lernen‘[1]. ‚Niemand glaubt, welch ein schändliches, teuflisches Fürnehmen das sei, und gehet doch so still daher, daß Niemand merkt, und will den Schaden gethan haben, ehe man rathen, wehren und helfen kann. Man fürchtet sich für Türken und Kriegen und Wasser, denn da versteht man, was Schaden und Frommen sei, aber was hie der Teufel im Sinne hat, siehet Niemanden, fürchtet auch Niemand, geht still herein. So doch hie billig wäre, daß, wo man einen Gulden gäbe wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Hals lägen, hie 100 Gulden geben würde, ob man gleich nur einen Knaben könnt damit auferziehen, daß ein rechter Christenmann würde.‘

‚Da ich jung war,‘ fährt Luther fort, ‚führte man in den Schulen ein Sprüchwort: „Nicht geringer ist es, einen Schüler versäumen, denn eine Jungfrau schwächen.“ Das sagte man darum, daß man die Schulmeister erschrecket; denn man wußte dazumal keine schwerere Sünde, denn Jungfrauen schänden. Aber, lieber Herr Gott, wie gar viel geringer ist's, Jungfrau oder Weiber schänden, welches doch als eine leiblich erkannte Sünde mag gebüßet werden, gegen dieser, da die edlen Seelen verlassen und geschändet werden, da solche Sünde auch

---

[1] C. v. Raumer, der in seiner Gesch. der Pädagogik 1, 150—169 Luther's Schreiben mittheilt, läßt die wichtigen Stellen über die Blüte und den Untergang der alten katholischen Schulen weg.

nicht geachtet, noch erkennt und nimmer gebüßet wird.'[1] ,O wehe der Welt immer und ewiglich. Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher, und ist leider Niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da läßt man's gehen, wie es gehet.' ,Lieben Herren, muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzähligen Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe, warum soll man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern?' Durch das von ihm verkündete ,Evangelium' seien die Bürger von so vielen reichen Spenden, die sie unter dem Papstthum dargereicht hätten, befreit worden; nur den zehnten Theil derselben möchten sie doch auf die Wiederaufrichtung der Schulen verwenden. ,Es soll sich ein jeglicher Bürger selbs des lassen bewegen; hat er bisher so viel Geld und Gut an Ablaß, Messen, Vigilien, Stift, Testament, Jahrtagen, Bettelmönchen, Bruderschaften, Wallfahrten und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen und nun hinfort von Gottes Gnaden solchs Raubens und Gebens los ist, wollt doch Gott zu Dank und zu Ehren hinfort desselben einen Theil zu Schulen geben, die armen Kinder aufzuerziehen, das so herzlich wol angelegt ist, so er doch hätte müssen wohl zehnmal so viel vergebens den obgenannten Räubern, und noch mehr geben ewiglich, wo solch Licht des Evangelii nicht kommen wäre und ihn davon erlöset hätte.' Nun sei aber vom ,gemeinen Mann' für die Errichtung neuer Schulen Nichts zu erwarten; dieser thue hierzu Nichts, könne und wolle auch Nichts dazu thun; Fürsten und Herren, die es thun sollten, hätten auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, seien mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer beladen; ,darum will's euch, lieben Rathsherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren'[2].

Allein fünf Jahre später, im Jahre 1529, klagte Luther: ,Die Rathsherren in Städten und fast alle Oberkeit lassen die Schulen zergehen, als

[1] Auch diese Stellen von ,da ich jung war' an fehlen bei v. Raumer.

[2] Sämmtliche Werke 22, 172—199. In demselben Jahre 1524 schrieb Luther in einem Briefe an seine Anhänger in Riga und Livland: ,Ich habe viel gepredigt und geschrieben, daß man in den Städten sollte gute Schulen aufrichten', aber man stelle sich so faul und lässig dazu, als wolle Jedermann verzweifeln an der Nahrung und zeitlichem Gut: es werde dahin kommen, daß Schulmeister und Prediger sich ,zu Handwerk oder sonst wegthun' müßten, um sich des Hungers zu erwehren. Während man früher Hunderte von Geistlichen und Mönchen auf das überflüssigste erhalten habe, sei jetzt ,in deutschen Landen ein solch arm, elend, verloren Regiment', daß man kaum 100 oder 200 Gulden für Schulen und Predigtstuhl aufbringen wolle. Sämmtl. Werke 41, 131—132.

wären sie derselbigen frei und hätten's Ablaß dazu. Niemand denkt, daß Gott ernstlich haben will, die geschickten Kinder zu ziehen zu seinem Lob und Werk, welches ohne die Schulen nicht geschehen mag, sondern zur weltlichen Nahrung ist Jedermann jetzt jach und eile mit seinen Kindern.'[1]

Wie begründet Luther's Klagen über den Verfall der Schulen waren, zeigte sich zunächst im Kurfürstenthum Sachsen. Im October 1525 hatte Luther dem Kurfürsten vorgestellt: die Zerrüttung sei im Lande so allgemein, daß, wenn nicht ,eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung vorgenommen' werde, ,in kurzer Zeit weder Pfarrhof, noch Schulen, noch Schüler etwas sein' würden[2]. Im November des folgenden Jahres schrieb er noch eindringlicher an seinen Landesherrn: ,Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und thut Jedermann, was er nur will.' Zur Zucht der armen Jugend bedürfe man, wie der Prediger, so auch der Schulen. ,Wollen die Aeltern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Wo aber die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll loser, wilder Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser Aller Noth zwingt, hierin Wege fürzuwenden.' Weil dem Kurfürsten alle Klöster und Stifter in die Hände gefallen seien, so erwachse ihm auch ,die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen', wolle und könne doch sonst Niemand sich desselben annehmen. ,Mit Gewalt' müsse der Kurfürst als ,oberster Vormund der Jugend' die vermöglichen Bürger und Bauern zwingen, Predigtstühle und Schulen zu halten, ,gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Stegen und Wegen oder sonst zufälligen Landesnoth geben und dienen müssen'; die Unvermöglichen solle man aus Klostergütern unterstützen, ,denn es kann Ew. Kurfürstlichen Gnaden gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein böses Geschrei würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen'[3].

Jedoch alle Mahnungen verhallten. Darum erhob Luther für ganz Deutschland von Neuem seine Stimme im Jahre 1530. In einer ,Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll', sagte er: es sei ,eine der größten Tücken des leidigen Satans, da er den gemeinen Mann also betäubet und betrüget, daß sie ihre Kinder nicht zur Schule halten, noch zur Lehre ziehen wollen; gibt ihnen diese schädlichen Gedanken ein: weil nicht Hoffnung da ist der Möncherei, Nonnerei, Pfafferei, wie bisher gewesen', so bedürfe ,man keiner Gelehrten, noch viel Studirens mehr, sondern müsse trachten, wie man Nahrung und Reichthum überkomme'. Wenn aber Schrift und Kunst unter-

[1] Sämmtl. Werke 31, 60. [2] Bei de Wette 3, 39.
[3] Bei de Wette 3, 135—137.

gehe, was wolle ,da bleiben in deutschen Landen, denn ein wüster, wilder Haufen Tartaren oder Türken, ja vielleicht ein Säustall und eine Rotte eitel wilder Thiere'? ,Lieben Freunde, weil ich sehe, daß sich der gemeine Mann fremd stellet gegen die Schulen zu erhalten, und ihre Kinder ganz und gar von der Lehre ziehen, und allein auf die Nahrung und Bauchsorge sich geben, und daneben nicht wollen oder mögen bedenken, welch ein gräulich unchristlich Ding sie damit vornehmen, und wie einen großen, mördlichen Schaden, dem Teufel zu Diensten, sie in aller Welt thun: habe ich mir vorgenommen, diese Vermahnung an euch zu thun, ob vielleicht noch etliche Leute wären, die noch ein wenig glaubten, daß ein Gott im Himmel und eine Hölle für die Ungläubigen bereit sei (denn es stellet sich schier alle Welt, als wäre weder Gott im Himmel noch ein Teufel in der Hölle), und sich an die Vermahnung kehreten, und will also erzählen, was Nutzens und Schadens in diesem Stücke sei.' Solange man noch in den Gräueln des Papstthums gesteckt habe, ,da stunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen und Schulen kein Maß': ,da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen, Schulen treiben, stoßen und zwingen, mit unsäglichen Kosten'; jetzt aber, da man ,rechte Schulen und rechte Kirchen stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten sollt im Gebäu', ,da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen: da kann Niemand zu geben, und über das auch die Kinder davon reißen, und ihnen nicht gönnen, daß sie doch von der Kirche (da wir nichts zu geben) ernährt würden, und zu solchen heilsamen Aemtern, darin sie doch auch zeitlich, ohne ihr Zuthun, versorgt sind, kommen möchten.'

Um die verödeten Schulen von Neuem zu bevölkern, befürwortete Luther unter Berufung auf türkische Gebräuche einen förmlichen Studirzwang. ,Ich halte,' sagte er, ,daß auch die Obrigkeit hie schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Denn sie ist wahrlich schuldig, die Aemter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Aerzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren. Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen, und anderes thun, wenn man kriegen soll, wie viel mehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel.' ,Nimmt doch der Türke das dritte Kind in seinem ganzen Reich und zeucht's wozu er will: wie viel mehr sollten doch unsere Herren etliche Knaben annehmen zur Schule, so doch damit den Eltern das Kind nicht genommen, sondern zu ihrem Besten und zu gemeinem Nutz erzogen würde, zu dem Amt, da ihnen genug gegeben wird.' [1]

---

[1] Sämmtl. Werke 20, 5—8. 43—44.

Sehr viele unter den Predigern der neuen Lehre trugen unmittelbar Schuld an dem Verfalle des Schulwesens. Sie erklärten allen wissenschaftlichen Bestrebungen den Krieg und mahnten von der Kanzel aus die Jugend von den Studien ab. ‚Es ist traurig,‘ sagte der Humanist Eobanus Hessus, ein warmer Anhänger Luthers, ‚daß Ungethüme wie diese heutzutage Beifall finden können‘ [1]; Melanchthon verlangte, man solle solchen Predigern die Zunge ausschneiden [2]. ‚Die Schulen sind ganz gering,‘ berichtete Anton Musa, einer der kursächsischen Schulvisitatoren, im Jahre 1539, ‚es mangelt nicht allein an Schulmeistern, sondern der große Fehler liegt im gemeinen Volk, welches mehr geneigt ist, die Kinder zum Handwerk als für die Schule zu erziehen. Unverständige Prediger haben das Volk gelehrt, daß die lateinische und andere alte Sprachen sammt den freien Künsten zu Nichts dienen‘; am schlimmsten aber sei, daß die ganze Strömung der Zeit sich gegen den gelehrten, namentlich gegen den geistlichen Stand richte, der seine Geltung verloren habe [3].

Dieselben Erfahrungen machte man in anderen Gebieten.

‚Wir hören nicht gern,‘ schrieb Markgraf Georg von Ansbach im Jahre 1531, ‚daß Jedermann so wenig Lust zu der Schule hat, achten aber dasselbig auch deß Schuld sein, daß erstlich durch Prediger so stracks wider die Schulen, und daß man die Kinder zu den Handwerken thun soll, gelehrt worden.‘ [4] Der bayerische Geschichtschreiber Aventin konnte kaum Worte genug finden, um diejenigen, so ‚wider Luther‘ seien, zu schmähen; aber bezüglich der Schulen sagte er von denen, ‚so sich evangelisch nennen‘, im Jahre 1529: ‚Sie liegen Tag und Nacht in der deutschen Bibel und Schriften, vermeinen, sie verstehen es Alles, dürfen der Sprachen, lateinisch, griechisch und hebräisch nit, die Gott jetzo so reichlich und gnädiglich wieder gesandt hat, verachten auch die Gnad Gottes, die Gaben des heiligen Geists, lassen die Schulen abgehen, lassen ihre Kinder solche Sprach und ander mehr Künst, nottürftig zu ihrem rechten Verstand der Schrift, nit lernen.‘ Die Strafe dafür werde nicht ausbleiben. ‚Es wird ihnen geschehen wie den Juden, werden ob der Schrift ganz verblendt werden, schauen sie nit anders drein und lassen ihre Kinder nit lernen, nehmen fromm gelehrt Leut auf, die die Kinder lernen und Schul halten. Denn wie der alt Heid Aristoteles sagt, es leit Alles an der Zucht, wie einer gerathen und was aus einem werden soll. Darum wo man, spricht er weiter, ob den Schulen nit hält, kann daselbst nimmer mehr kein gut Regiment werden.‘ [5]

---

[1] Vergl. Kampschulte 2, 199—200. [2] Corp. Reform. 1, 666.

[3] Burkhardt 79—80. ‚Die Schulen verloren an Frequenz und Bedeutung‘; ‚die Zeit hatte für den gelehrten Beruf überhaupt die Neigung völlig verloren.‘ S. 205.

[4] Döllinger 1, 425. [5] Aventin 1, 228—229.

Als einen Hauptgrund der Zerrüttung des Schulwesens bezeichnete Enoch Widmann in seiner Stadtchronik von Hof: ‚Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luther's Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten, daher denn Jedermann den Pfaffen Feind ward, daß man sie verhöhnte und vexirte, wo man konnte.‘[1] In der von Johann Brenz im Jahre 1526 verfaßten Kirchenordnung von Hall heißt es: ‚Man hat wol bisher viel Kinder in die Schule geschickt, dieweil aber das Pfaffenwerk einen Stoß hat genommen, behält männiglich sein Kind daheim.‘[2] Man lasse die Kinder, sagten die drei Superintendenten von Ansbach im Jahre 1531, nichts Ordentliches mehr lernen, denn man sei der Meinung, man bedürfe ‚keiner Priester, Doctoren, Magister, Baccalaureos und Gelehrten mehr im geistlichen und weltlichen Regiment, weil man der papistischen Mönche und Meßpfaffen‘ nicht mehr bedürfe; ‚daraus‘ werde aber ein solch ‚wüstes, unordigs Wesen‘ werden, daß man weder Prediger noch Rechtsgelehrte mit der Zeit werde ‚gehaben möge, wo nicht andere Einsehung‘ geschehe[3]. Der Prediger Adolf Clarenbach legte im Jahre 1527 den eingetretenen Verfall der Schulen, ähnlich wie Luther, dem Teufel zur Last. ‚Der Teufel‘, sagte er in einem Briefe an den Rath und die Gemeinde der Stadt Lennep, ‚merke und verstehe jetzt meisterlich wohl, daß man ohne Kenntniß der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache die heilige Schrift nicht recht verstehen noch handeln könne, derhalben handelt er jetzt unter die Christen, daß sie die Schulen lassen untergehen, die er vor Zeiten fast hoch achtete, da sie ihm fruchtbar und nutzbar waren, seine Welt durch seine Papisten zu regieren und in Schwang zu halten.‘[4]

Wie verschieden man aber auch den Verfall des Schulwesens sich zu erklären suchte, die Thatsache selbst ließ nirgends sich wegläugnen.

‚Die Jugend‘, schrieb der hessische Chronist Wigand Lauze zum Jahre 1527, ‚ist also verführet worden, daß ihrer wenig mehr studirt haben, und sich dafür gemeinlich zu anderen sitzenden Handwerken begeben. Davon nun die Studien allenthalben in Landen und Städten gefallen und verloschen, die Schulen wüste gemacht, und Niemand seine Kinder mehr hat zur Schule halten wollen, auch die hochnötigen und ganz nützlichen Künste sammt den Gelehrten bei dem gemeinen Mann darüber in große Verhassung und Verachtung kommen.‘[5] Ebenso klagte die protestantische Kirchenordnung der

[1] Bei Mencken 3, 741. [2] Vormbaum 1, 1 Note.
[3] Döllinger 1, 424. [4] Döllinger 1, 537.
[5] Lauze 1, 141. Vormbaum 1, 33 Note. Durchaus irrig bezieht Vormbaum diese Stelle auf den ‚Zustand der hessischen Schulen vor der Reformation‘, welcher ‚ein sehr beklagenswerther‘ gewesen sei.

Stadt Minden im Jahre 1530 über das ‚verdammliche Wesen', daß Niemand mehr vorhanden sei, welcher seine Kinder etwas lernen lasse[1]. Aus Basel erging im Jahre 1529 die Klage des Zwinglianers Oecolampadius: ‚Fast alle Schulen sind abschüchlich gemacht worden, und in denen bisher eben viel Knaben gewohnt, werden jetzt gar wenig gesehen, nicht anders denn zu Zeiten eines Sterbens, und sind also die guten nützbaren Ding mit den unnützen verachtet worden.'[2] In einer Schrift ‚Ueber die Erziehung der Knaben' sagte der Schweizer Conrad Clauser im Jahre 1554: ‚Wenn man den Schulen und Akademien, welche bisher so kläglich auf henkermäßige Weise zerrissen, zerstreut und verwüstet worden sind, aufhelfen würde, dann würden auch die kirchlichen Aemter wieder zu ihren natürlichen Würden gelangen.'[3] In einer protestantischen Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen vom Jahre 1547 heißt es: Die von ‚den Großvätern aus gemeinen Kosten überall aufgerichteten Schulen' seien ‚in langen ungnädigen Zeiten durch Nachlässigkeit etlicher Amtleut bisher schier ganz gefallen'. Deßhalb sei beschlossen worden, ‚daß die Schulen der Deutschen in Siebenbürgen mit Gebäu und Besoldungen in eine rechte Form wiederbracht und fleißige Schulmeister überall dazu verordnet sollen werden', ‚auf daß nicht einmal dies Vaterland, mitten unter den Feinden von Gott so herrlich begnad, durch Unfleiß der Oberkeit, welche darauf zu sorgen geschworen ist, zu einem heidnischen Wesen gerathe'[4].

Auch in den von katholischen Obrigkeiten beherrschten Gebieten trat ein Verfall des Schulwesens ein.

So beklagte sich zum Beispiel zu Freiburg im Breisgau der Rector der Lateinschule, welche früher zeitweise von 400 Schülern besucht worden war[5], um das Jahr 1530 bei dem Rathe über die starke Abnahme der Schülerzahl; und als Gründe dafür gab er an: man verachte und verwerfe die Messe und den andern Gottesdienst, und die Eltern zögen die deutschen Privatschulen vor, in welchen nur Deutsch-Lesen und -Schreiben sowie Rechnen gelehrt werde, und zwar, weil sie meinten, ‚Latein bringe ihren Kindern wenig nutz'[6]. Die bayerische Landesordnung vom Jahre 1553 hob hervor, daß ‚die lateinischen

[1] Däke, Versuch einer Gesch. des Gymnasiums zu Minden (Minden 1830) S. 7.
[2] Thommen 303. [3] Döllinger 1, 500 Note. [4] Bei Teutsch 5.
[5] Vergl. Bader, Gesch. der Stadt Freiburg 1, 530.
[6] Zeitschr. der Gesellschaft für die Gesch. von Freiburg 1ª, 83. ‚Man muß hierbei', bemerkt Kriegk 2, 358, ‚wohl beachten, daß damals nicht nur beim Kirchengesang und beim Gottesdienst überhaupt die lateinische Sprache gebräuchlich war, sondern daß auch Jeder, der sich nur einigermaßen mit Staatsdienst und öffentlichen Geschäften abgab, durchaus Lateinisch verstehen mußte; erst dann wird man die unter den Bürgern entstandene Verwerfung des lateinischen Unterrichts ihrer ganzen Bedeutung nach auffassen.'

Schulen in den Städten und Märkten abgenommen' hätten; sie müßten wieder aufgerichtet und mit tüchtigen Schulmännern besetzt werden [1]. Zwanzig Jahre früher schrieb König Ferdinand I.: ,Die gemeinen oder Particularschulen in Städten, Märkten, Klöstern, Spitalen und anderen Orten der niederösterreichischen Lande' seien ,fast abgegangen' und sollten wieder hergestellt und in Gang gebracht werden [2]. In Ferdinand's dem Trienter Concil eingereichter Reformationsschrift vom Jahre 1562 heißt es: ,An den deutschen Gymnasien insgesammt werden jetzt kaum so viele Studirende gefunden, als früher an einzelnen vorhanden waren.' [3] In der Stiftungsurkunde zu einer von dem Augsburger Domherrn Conrad Braun errichteten Studienstiftung sagen dessen Testamentsvollstrecker im Jahre 1564: der Stifter habe sich Zeit seines Lebens ,hoch zu Herzen und zu Gemüthe geführt', ,daß zu diesen Zeiten allenthalben an recht gelehrten Leuten in der Philosophie und dann in den hohen Facultäten der heiligen Geschrift, der geistlichen und weltlichen Rechte und der Arznei ein großer Abgang' sei, und ,je länger je mehr' zunehme. Dieses komme ,am allermeisten' daher, daß ,wenig Leute ihre Kinder zu der Schule schicken', weil ,sie die vornehmsten Künste in großer Verachtung sehen und dafür achten, daß aus anderen Handwerkskünsten mehr Ehr, Nutz, Reichthum und Besserung der Nahrung dann aus den freien Künsten zu gewarten sei'. In Folge dessen sei es ,leider allbereit dahin gekommen: wo vor Zeiten eine Particular- oder Trivialschule, deren in deutschen Landen viel gewesen sind, 300 Schüler gehabt, jetzt kaum 20 oder 30 funden werden, und auch also in den hohen Schulen, wo vor Zeiten 1000 Studenten gewesen, jetzund nit 300 oder 400 gesehen werden. Ja, es ist jetzt an dem, daß Niemand in den Universitäten einig Lehrgeld geben will, sondern müssen die Oberkeiten und Herrschaften nit allein die Lehrer in den obersten Facultäten, sondern auch die geringsten Pädagogos, die vor Zeiten durch der Discipel Lehrgeld erhalten worden sind, zum höchsten besolden, ja man kann jetzo schwerlich Schüler in den Universitäten und hohen Schulen bekommen aus Mangel der Kost, Speis und Kleidung zu ihrer Unterhaltung' [4].

[1] Bayerische Landesordnung fol. 106ᵃ; vergl. v. Freyberg 3, 266.

[2] Kink 2, 332.

[3] ,In universis Germaniae gymnasiis vix tot studiosi adolescentes, quot olim in singulis erant, reperiuntur.' Le Plat 5, 240.

[4] Werk 196—197.

II. Volksschulen — Besoldung der Lehrer — die Schuljugend und ihre Behandlung.

Wie die höheren Lehranstalten, so hatte sich auch das Volksschulwesen beim Ausgange des Mittelalters in den meisten Gebieten des Reiches in einem erfreulichen Aufschwunge befunden. In den kirchlichen Lehrschriften wurde der Volksunterricht eifrig empfohlen; die Zahl der Schulen auch in kleineren Städten und Dörfern wuchs mit jedem Jahrzehnt; über unzureichende Besoldung liegen von Seiten der Lehrer keine Klagen vor; aus der Zeit von 1400—1521 lassen sich nahezu 100 Schulordnungen und Schulverträge in deutscher und niederländischer Sprache nachweisen [1].

Das Volksschulwesen hatte demnach keineswegs erst mit dem Auftreten Luthers begonnen. Vielmehr wirkte die religiöse Umwälzung, wie auf die höheren Anstalten, so auch auf die Volksschulen an vielen Orten für lange Zeit schädlich ein.

Kursächsische Visitatoren, welche im Jahre 1526 einige Aemter besuchten, baten den Kurfürsten dringend um ‚Wiederaufrichtung' der ‚in Städten und Dörfern' in Verfall gerathenen Schulen [2]. Als zwei Jahre später im Kurkreise Wittenberg eine Visitation abgehalten wurde, fand man in 145 städtischen und bäuerlichen Pfarrorten mit ihren Hunderten von Filialen nur noch 21, in Thüringen in 187 Pfarrstellen nur noch 9 Schulen; in Meißen und im

[1] Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 1, 24—31. Der Humanist Lucas Lossius erhielt den ersten Unterricht in seinem Geburtsdorfe Fack bei Münden an der Weser. Görges 4. ‚Es existirten jedenfalls', sagt der Verf., ‚vor der Reformation mehr Schulen, als man jetzt vielfach geneigt ist anzunehmen.' Ueber die Schulbildung im Handwerkerstande des fünfzehnten Jahrhunderts sagt Kriegk 2, 65: ‚Manche Ausgabebücher der Städte enthalten als Beilagen Rechnungen von Schlossern, Glasern u. s. w., welche von diesen eigenhändig geschrieben sind. Ebenso finden sich eigenhändige Eingaben von Handwerkern an die Stadträthe aus dem fünfzehnten Jahrhundert in den Archiven. Im Stadtarchiv zu Frankfurt am Main befindet sich ein Buch, welches die Namen aller zu einer Bruderschaft gehörigen Schlossergesellen von 1417—1524 enthält; mehrere Hundert aus allen Theilen Deutschlands stammende Gesellen haben ihren Namen eigenhändig eingetragen, hatten also Schulbildung empfangen.'

[2] Burkhardt 14.

Voigtlande war in 87 Pfarreien mit 238 Ortschaften nur noch eine einzige Schule in Bestand; lediglich in dem fränkischen Theile der kurfürstlichen Lande waren die Schulen aus der katholischen Zeit ‚in den Städten noch im vollen Gang, und selbst auf den Dörfern bestanden sie in hinreichender Zahl‘ [1]. Aus den Berichten der Visitatoren von 1532—1545 ergab sich, daß ‚die städtischen Schulen‘, welche vor Einführung des Protestantismus ‚den Bürger- und Bauernkindern noch überdieß eine materielle Versorgung gewährt hatten, in bedenklicher Weise abnahmen‘ [2]. Eine Besserung trat so wenig ein, daß die Visitatoren vom Jahre 1573 erklärten: ‚Unter all den öffentlichen Uebeln, welche in jetziger Zeit der Kirche und dem Gemeinwesen unverkennbar Verfall und Untergang drohen, ist auch nicht der geringeren eines, daß in den Städten hie und da die niederen Schulen zu Grunde gehen.‘ [3]

Luther hatte wiederholt, namentlich im Jahre 1524 in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren der Städte, den dringenden Wunsch ausgesprochen: man müsse an allen Orten die allerbesten Schulen für Knaben und Mägdlein aufrichten [4]. Im Verlaufe der Zeit wurden viele protestantische Schulordnungen erlassen, welche die Vorschrift enthielten: nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande solle für den Unterricht von Knaben und Mädchen gesorgt werden. Es wäre ‚fast gut‘, hieß es zum Beispiel in der von Johann Brenz im Jahre 1526 verfaßten Schulordnung von Hall, ‚daß man für die jungen Töchter eine geschickte Frau bestelle‘, täglich zwei Stunden Schule zu halten [5]. Für Sachsen aber war schon in dem von Luther und Melanchthon im Jahre 1528 entworfenen Schulplan von Mädchenschulen keine Rede mehr; auch in der sächsischen Schulordnung vom Jahre 1580 geschieht derselben keine Erwähnung [6]. Dorfschulen, welche dort

[1] Burkhardt 30—36. ‚S. vor dem Orte bedeutet das Vorhandensein einer Schule im Orte‘ (XXV). In den Reußischen Landen zählten die Visitatoren im Jahre 1533 nur 5 Schulen. S. 167.

[2] Burkhardt 198. [3] Döllinger 1, 540.

[4] Vergl. oben S. 12. ‚Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, den kann man‘, schrieb Luther im Jahre 1530, ‚nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt; noch ist's bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen sein.‘ Sämmtl. Werke 20, 39—40.

[5] Vormbaum 1, 1 Note. ** Vergl. E. Linienklaus, Zur Gesch. des Mädchenunterrichts im Jahrhundert der Reformation (Progr. der höhern Mädchenschule zu Osnabrück 1890) S. 5.

[6] Im Allgemeinen sagt Löschke 17: ‚Es wird als eine merkwürdige Ausnahme betrachtet, wenn Mädchen die Knabenschulen mitbesuchten; die Städte rechnen es sich zu einem besondern Verdienste an, welche deutsche Schulen haben, in die auch Töchterlein geschickt werden, aber die wiederholten Versuche, besondere Töchterschulen zu gründen, sind von geringem Erfolg.‘ In einzelnen großen Städten bestanden jedoch Mädchen-

noch wirklich vorhanden waren, wurden so schlecht besucht, daß selbst aus der Umgegend der Hauptstadt, der Superintendentur Dresden, im Jahre 1578 ein Bericht an die Regierung erging: ‚Die Custodes klagen, daß sie oft nur 2—3 Knaben zu instituiren haben in der Schule, und wenn die Bauern gleich ihre Kinder im Winter lassen in die Schule gehen, auf den Sommer nehmen sie sie wieder heraus zur Arbeit.‘ [1] Erst die Schulordnung vom Jahre 1580 schrieb ausdrücklich vor, daß die Dorfküster Schule halten, lesen und schreiben und christliche Gesänge lehren sollten [2]. In den kleineren Städten waren damals deutsche Schreib- und Rechenschulen, in welchen Knaben und Mädchen unterrichtet wurden, nur spärlich vertreten, und wo sie bestanden, fehlte ihnen meistens eine Unterstützung aus städtischen Mitteln [3]. Noch aus den sächsischen Visitationsacten des Jahres 1617 ergibt sich, daß selbst Rathsherren des Lesens und Schreibens unkundig waren [4]. ‚Es ist zu erbarmen,‘ klagte eine Weimar'sche Schulordnung vom Jahre 1619, ‚daß auf den Dörfern, ja auch wol in Städten unter den Handwerksleuten, Gesinde und Tagelöhnern so wenig Leute gefunden werden, welche lesen und schreiben können.‘ ‚An den meisten Oertern sein sehr wenig Hausväter anzutreffen, die da lesen können, der Hausmütter noch weniger, unter Knechten und Mägden aber am allerwenigsten.‘ [5]

In Oldenburg war eine der ersten Wirkungen des eingeführten Protestantismus, daß die Schulen auf dem Lande zu Grunde gingen. Die Butjadinger führten im Jahre 1568 Beschwerde darüber, daß ‚die Vicare, welche

---

schulen in nicht unbedeutender Zahl; vergl. Heppe 5, 293 und ** Linienklaus a. a. O. 6—7. Der genannte Forscher bemerkt S. 11 über den Unterricht in diesen Schulen Folgendes: ‚Wenn man nun die Arbeit in diesen Schulen ansieht, was und wie da gelehrt wurde, so macht freilich der ganze Mädchenunterricht jener Zeit einen recht bescheidenen Eindruck, nicht nur der Unterricht in den Dorfschulen, auch der in den Mädchenschulen der Städte; und es will einem nicht berechtigt erscheinen, die Mädchenschulen des sechzehnten Jahrhunderts als die Anfänge unserer höheren Töchterschulen darzustellen. Sie haben mit letzteren im Grunde nur das gemein, daß sie ausschließlich von Mädchen besucht werden, und zwar von Mädchen, die später vielleicht „Gesinde zu regieren" haben. Im Uebrigen sind sie Elementarschulen der denkbar einfachsten Art.‘

[1] Näheres über die damaligen sächsischen Dorfschulen in der sorgfältigen Abhandlung von Müller, Kursächs. Schulwesen III—XII. Aus dem Mansfeldischen berichtete Erasmus Sarcerius um das Jahr 1555: auf den Dörfern werde das Küster- und Schulmeisteramt oft ganz untüchtigen und wüsten Leuten übertragen, Zauberern, Krankheitsbeschwörern, Säufern, Spielern. Das Einkommen dieser Leute werde ‚verkürzt, von ihren Aeckern abgepflügt‘. Neumeister, Sittliche Zustände im Mansfeldischen um 1555, in der Zeitschr. des Harzvereins 20, 523.

[2] Heppe 2, 176.

[3] Ueber die deutschen Schulen und die Mädchenschulen vergl. Müller XXV—XXX.

[4] Spittler, Hannöv. Gesch. 2, 220. [5] Bei Vormbaum 2, 215. 255.

sonst die Schule gehalten, nach Einziehung der Kirchenlehne abgeschafft seien, so daß der Unterricht der Kinder ganz habe aufhören müssen'[1].

Die Brandenburgische Kirchenordnung vom Jahre 1540 verordnete: ‚Weil die Schulen etliche Zeit her in merklichen Abfall gekommen, wollen wir, daß die in allen Städten und Märkten wiederum angerichtet, reformirt, gebessert und nothdürftiglich versehen und erhalten werden.' Der Erfolg dieser Verordnung läßt sich darnach bemessen, daß dieselbe im Jahre 1572 wiederholt werden mußte. Von einer Besserung konnte an vielen Orten schwerlich die Rede sein, so lange noch jene Uebelstände nicht gehoben waren, welche der Kurfürst mit dem Befehle kennzeichnete: die Kirchenpatrone dürften in Zukunft nicht, wie bisher, Schneider, Schuster oder andere ‚verdorbene Handwerker und Lediggänger', welche die Grammatik nicht verstünden und kaum richtig lesen könnten, als Prediger bestellen. Um die Schulen, hieß es in mehrmals erneuerten kurfürstlichen Beschwerden, kümmern sich die Junker gar nicht: wie sie Kirchen und Pfarren geplündert haben, so nehmen sie auch den Schulmeistern Haus und Hof, wenn diese dergleichen besessen haben, weg und lassen die Jugend verwildern[2].

Auch anderwärts wurden dieselben Beschwerden geführt. Viele Junker, heißt es beispielsweise in dem ‚Adelsspiegel' von Cyriacus Spangenberg, lassen ‚die von den Vorfahren oder anderen Leuten wohlgebauten Schulen gar verfallen'. ‚Wann höret man jetzt,' fragte er, ‚daß einer vom Adel zur Erhaltung der Kirchen und Schulen, welches doch die besten zwei Kleinode eines jeden Vaterlandes sind, 10 oder auch nur 5 Gulden gebe? Ja, wenn sie doch nur noch, was Andere dazu gegeben haben, dabei ließen.' Viele Schulen seien ‚vor Alters genugsam und also versehen worden, daß sich die Diener derselben dabei wohl behelfen könnten', jetzt aber nähmen die Junker solche Einkünfte in Besitz[3]. In der Pommer'schen Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1563 werden Dorfschulen gar nicht erwähnt, und während des ganzen Jahrhunderts lassen sich solche, noch aus der katholischen Vorzeit stammende Schulen nur nachweisen im Johanniterschloß zu Wildenbruch im Jahre 1570 und in einer Bauernordnung für die Dörfer des Camminer Domcapitels vom Jahre 1595[4]. Für die ‚deutschen Schriftschulen' geschah geringe Fürsorge, und was den Unterricht der Mädchen betrifft, so schrieb jene Kirchenordnung nur für die ‚großen Städte' vor: ‚Es sollen Jungfrauen-Schulen sein und soll der Rath mit dem Pastor gottesfürchtige, ehrliche

---

[1] Döllinger 1, 423.

[2] Richter, Evangel. Kirchenordnungen 1, 333 und 2, 360. Spieker, Musculus 304—305.

[3] Adelsspiegel 2, 395. 423[b].

[4] Bei Vormbaum 1, 177. Heppe 3, 3—4. v. Bülow, Beiträge 42—43.

Personen bestellen, die lesen und schreiben lehren.‘ Allein diese Vorschrift blieb wirkungslos [1].

Die von Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1569 erlassene Kirchen= und Schulordnung gedenkt der deutschen Schulen nicht [2]. Ueber die Volksschule in der Stadt Braunschweig sagte Nicodemus Frischlin in einer vor den Rathsherren im Jahre 1588 gehaltenen Rede: ‚Wenn ich auf die ABC=Schule sehe, in welcher die Augäpfel der Väter, die Lieblinge der Mütter sitzen, so erbarmt mich dieses zarten Häufleins, daß sie in einem Raume, worin kaum die Hälfte ordentlich Platz hätte, so eng auf einander sitzen müssen, daß sie sich drücken und pressen. Und da überdieß das Schulhaus in einem finstern Winkel der Stadt steht, keinem Wind, keiner Luft zugänglich ist, wie sollten in dem beschränkten Raume, in dem Gestank, besonders zur Sommerszeit, die zarten Kleinen nicht in allerlei Krankheiten fallen?‘ [3]

Aus Hessen schrieb der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1574 über die protestantischen Obrigkeiten: man hätte für die Schulen ‚wohl geistliche Güter und Lehne, aber die müssen dem Teufel dienen und werden ihrer viele übel angelegt‘. ‚Was thun die Herren von dem Ihren bei den Schulen? Sie dürfen auf einen Lotterbuben und Narren, ja auf Hunde und Hundsbuben mehr Kostens wenden, denn auf die Jugend. Es speiset mancher Fürst so viel unnütz Hudelmannsgesinde, das man nicht achtet. Was meinet ihr, wenn das vierte Theil auf junge Knaben und arme Schüler gewendet würde, daß es nützen könnte?‘ Aber, fügte er hinzu, ‚dieses soll man nicht sagen und darüber klagen. Es ist dennoch die bittere Wahrheit. Den Herren folgen

---

[1] v. Bülow 41 sagt: ‚Ich kann von einer rechtlich bestallten Lehrerin im sechzehnten Jahrhundert in Pommern keine Spur finden. Wo nur immer, in Stettin z. B., eine Jungfrau oder Wittwe ein paar Schülerinnen um sich versammelte, wurde sie von den concessionirten Deutschlehrern heftig verfolgt und verklagt. Der Spruch 1 Cor. 14, 34 erhält dabei durch den Eifer der Kläger einen textwidrigen Zusatz: mulier taceat in ecclesia *et schola*. Gott wolle allerdings, daß sein Name auch von den Weibern ausgebreitet werde, non autem docendo, sed discendo.‘ ‚Der Schatz an geistlichen Liedern, welcher der Schuljugend zugänglich gemacht wurde, war nicht erheblich. Die Kirchenordnung von 1563 schreibt nur für die unterste Classe das Lernen der gewöhnlichsten lateinischen und deutschen Kirchenlieder vor.‘ v. Bülow, Beiträge 28—29. Die angeführten Lieder stammen fast sämmtlich aus der frühern, katholischen Zeit, zum Beispiel auf Weihnachten:

‚Puer natus in Bethlehem‘, lateinisch und deutsch.
‚Nunc angelorum gloria.‘
‚Resonet in laudibus.‘
‚Joseph, lever Joseph min.‘
‚In dulci jubilo.‘
‚Dies est laetitiae.‘

Vergl. Vormbaum 1, 170.

[2] Heppe 3, 235. [3] Strauß 422.

alle Stände und Städte nach, daß ja nirgend wohl zugehe. Man nimmt sich keines Dings böslicher an als der Schulen und armen Schüler; was man dahin wendet, achtet man verloren sein, sonst sparet man keinen Kosten an übrigem Gebäue, Kleidern, Schlemmen und Prassen, da schüttet mans mit Tausenden hin' [1]. Wie die Kirchen, sagte er an einer andern Stelle, so müßten auch die Schulen ‚verfallen, Unterhaltung halber; denn sie alle Tage geschmälert und nicht gebessert werden' [2]. ‚An Schulbestallungen', schrieb der Lutheraner Anton Prätorius im Jahre 1602, sei ‚großer Mangel': ‚ich weiß Grafen und Herrschaften, die keine Schule in ihrem ganzen Lande haben.' [3]

In Hessen hatte die Homberger Synode vom Jahre 1526 die Verfügung getroffen: ‚In allen größeren und kleineren Städten, auch in den Dörfern sollen Schulen sein'; aber dreißig Jahre später, bei einer Visitation vom Jahre 1556, fanden sich in ganz Niederhessen nur in etwa sieben Dörfern Küsterschulen vor; im Jahre 1569 traf man in der Grafschaft Katzenelnbogen und in der Herrschaft Eppstein nur 6 ‚ziemlich bestellte' Schulen, welche jedoch nur Stadtschulen waren. In Oberhessen war Landgraf Georg I. für Errichtung von Dorfschulen ernstlich bemüht; zu Grünberg wurde im Jahre 1579 eine Mädchenschule gegründet [4].

Trotz ernstlicher Bemühungen protestantischer Obrigkeiten war es nirgendwo leicht, die früher bestandenen, aber seit dem Beginn der Religionswirren in Abgang gekommenen Schulen wieder herzustellen. Die Grafen Philipp der Aeltere und Philipp der Jüngere von Waldeck gaben um das Jahr 1525 den strengen Befehl: ‚Dieweil bei unseren Zeiten die Kinderschulen so gänzlich verfallen und abgestellt werden, so wollen wir, daß Bürgermeister und Rath in unseren Städten und Flecken, da man zuvor Schulen gehalten hat, daran sein, daß dieselben abgestellten Schulen wiederum aufgerichtet und mit frommen gelehrten Zuchtmeistern bestellt werden': ‚dieselben Kindermeister sollen auch mit gebührlicher Besoldung versehen werden.' [5] Der Befehl blieb auf dem Papiere stehen. Nur in Wildungen machte man im Jahre 1533 den Versuch, eine Catechismusschule einzurichten. Die Waldeck'sche Kirchenordnung vom Jahre 1556 traf verschiedene Bestimmungen über lateinische Stadtschulen, von deutschen Volksschulen spricht sie nicht [6].

Wie es um das Jahr 1571 in den Grafschaften Lippe, Spiegelberg und Pyrmont mit dem Volksunterrichte bestellt war, ersieht man aus den Worten der damaligen Kirchenordnung: ‚Fast in allen Flecken und Dörfern wachsen die jungen Knaben ohne alle Zucht und Ehrbarkeit auf wie das unvernünftige Vieh

[1] Nigrinus, Daniel 20—21. [2] Daniel 316.
[3] Prätorius 169. [4] Heppe 1, 281—283 und 2, 26—32.
[5] Heppe 2, 352—355. [6] Heppe 2, 354—355.

und wissen schier von keinem Gott oder Glauben.' Ueber die Küster, welche sich mit dem Schulhalten abgeben sollten, erfolgte die Klage, daß ‚die Leute' bisher, zum Verdruß der Pfarrer, ‚ihres Gefallens ungeschickte, leichtfertige, ärgerliche, frevelhafte, muthwillige und gottlose Buben' zu Küstern angenommen, und daß diese ‚sich hernach der schwarzen Kunst, Wahrsagens, Segenssprechens, stetigen Vollsaufens, Schatzgrabens oder Geldsuchens oder anderer abergläubischen zauberischen Narrenteidungen zum höchsten geflissen und gebraucht' hätten [1]. Die Grafschaft Schaumburg entbehrte der Volksschulen noch um das Jahr 1614 [2].

In der Grafschaft Nassau wurde erst im Jahre 1582 auf einem Convente zu Diez berathen, ob man nicht neben den lateinischen Schulen auch deutsche errichten solle: nur an zwei Orten seien solche in Bestand. Ueber die bis zum Ende des Jahrhunderts in's Leben gerufenen berichteten die Pfarrer: die Kinder seien kaum im Winter, geschweige im Sommer zur Schule zu bringen [3]. Im Jahre 1589 betrieb Graf Johann von Nassau-Katzenelnbogen die Gründung einer Mädchenschule in Herborn [4].

Die in der Grafschaft Hanau-Münzenberg im Jahre 1561 verordneten Visitatoren trafen allein in der Stadt Hanau eine deutsche Schule an; von Dorfschulen konnte nicht Rede sein, weil kaum ein einziger Küster des Lesens kundig befunden wurde. Sechzehn Jahre später gab es einige Schulen, welche von Predigern gehalten wurden. Gemäß einer strengen Verordnung vom Jahre 1597 sollten inskünftig ‚in allen ansehnlichen Flecken Schulmeister angenommen werden'; jedoch ein Visitationsbericht aus dem Jahre 1600 erklärte: in Steinau ‚hält Niemand ein einziges Kind zur Schule'; ‚auf den Dörfern liegen die Schulen wüst', und ‚geht es allenthalben so barbarisch zu, daß man lieber todt sein sollte, als diesem jämmerlichen Zustande länger zusehen' [5].

Nicht besser waren die Zustände in der Pfalz. Nachdem die Visitatoren im Jahre 1556 über den Verfall aller Zucht und alles Unterrichtes nähere Berichte an den Kurhof gesendet hatten — ‚das Volk', sagten sie, ‚ist ungezogen und wild, lebt in den Tag hinein gleichwie das unvernünftige Vieh' [6] —, wurden im Jahre 1563 auf einer Synode zu Heidelberg Reformbeschlüsse auch bezüglich der Schulen gefaßt. In Zukunft sollten nur solche Küster angestellt werden, welche befähigt seien, ‚den Kindern den Catechismus zu lehren'; in jeder Stadt solle man ein Haus für eine Mägdleinschule bauen. Aber es dauerte noch volle dreißig Jahre, bis man wenigstens in Heidelberg ernstlicher darauf ausging, deutsche Schulen zu errichten. Kur-

[1] Vormbaum 1, 225. Heppe 3, 304. [2] Heppe 3, 319.
[3] Heppe 3, 363—364.
[4] Zeitschr. für die histor. Theologie 11, Heft 4, S. 105 Note.
[5] Heppe 2, 1—5. [6] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 40—43.

fürst Friedrich IV., der durch eine in allen Städten und Dörfern angestellte Visitation von der im ganzen Volke verbreiteten Unwissenheit sich überzeugt hatte, verfügte nämlich im December 1593: in Heidelberg soll inskünftig in jedem Quartiere der Stadt eine Knaben- und eine Mägdleinschule sein[1]. In der Oberpfalz konnte nach einem Visitationsbefund vom Jahre 1596 unter je dreißig Personen ,kaum eine nothdürftig lesen; nur sehr wenige Personen, in Hirschau nur zehn, konnten das Vater Unser richtig beten; die Artikel des Glaubens wurden gar übel erzählt; den meisten war die Lehre vom Abendmahl, von der Taufe ganz unbekannt; selbst auf die Frage: Wer Christus sei? wußten sie Nichts oder nur höchst verkehrt zu antworten'. Im Jahre 1600 erhielt der Kurfürst aus der Stadt Amberg, welche über 4000 Einwohner zählte, den Bericht der Visitatoren: ,Nur 158 Personen können die fünf Hauptstücke christlicher Religion und sonderlich die ganzen zehn Gebote fertig erzählen; mit diesen sind wir bald aus dem Grunde zum Ziele gekommen, weil diese Personen schreiben und lesen können, stoßen aber auf größere Hindernisse bei den gemeinen und armen Bürgern, da weder sie noch die Ihrigen ebenso wenig lesen als schreiben können, auch Niemand haben, der ihnen die Hauptstücke, absonderlich die zehn Gebote, fürsprechen könnte, und ihre Unwissenheit so groß ist, daß der mehrere Theil nicht einmal das Vater Unser richtig erzählen kann.'[2] Wenn es derart sogar in der Hauptstadt der Oberpfalz aussah, braucht man sich über die Berichte bezüglich der völligen Unwissenheit des Volkes in den kleineren Städten und in den Dörfern nicht zu verwundern. Aus Pfalz-Zweibrücken lautete im Jahre 1584 ein Visitationsbericht: in Barbelroth sind 5 Jungen, 2 Mädchen in der Schule; in Frankweiler ist der Schulmeister ein Söffer und ein Flucher; in Leinsweiler und in anderen Pfarren schicken die Eltern, trotz Ermahnung, die Kinder nicht zur Schule; an vier benannten Orten wollten ,die Pfarrer Schule halten, aber Niemand schickt ihnen Kinder; in Roth hält der Pfarrer keine Schule, die Gemeinde hat's an ihn begehrt, er wollte aber nicht: es sei große Mühe, sagte er'[3].

In Württemberg hatte Herzog Ulrich im Jahre 1546 bezüglich der in der Vorzeit gegründeten Volksschulen befohlen: ,Es sollten Gott dem Herrn zu Ehren, auch von eines gemeinen Nutzens wegen die deutschen Schulen in kleinen Städtlein' abgeschafft werden, weil durch sie ,die Lateinschulen verderbt' würden. Dagegen erlaubte Herzog Christoph im Jahre 1559 das

---

[1] Heppe 1, 27—28.

[2] Wittmann, Gesch. der Reformation in der Oberpfalz (Augsb. 1847) S. 101—102. 108—109.

[3] [J. G. Faber,] Stoff für den künftigen Verfasser einer pfalz-zweibrückischen Kirchengesch. von der Reformation an 2, 79. 82. 85. 89. 93—96.

Bestehen beider Schulen neben einander und richtete sein Augenmerk auf Gründung deutscher Schulen in ‚namhaften Städten und volkreichen Flecken'; Knaben und Mädchen sollten besonders gesetzt und unterrichtet werden, aber für deutsche Schulen solle man ‚nur nichts vom Kirchenkasten begehren' [1]. Die von ihm erlassene Schulordnung war gut, ihre Wirksamkeit jedoch sehr gering [2].

Aus katholischen Gebieten fließen nähere Visitationsberichte über das Volksschulwesen verhältnißmäßig nur in geringerer Zahl. Als im Herzogthum Jülich in den Jahren 1559—1560 eine Kirchenvisitation vorgenommen wurde, war im Vergleich zu protestantischen Ländern der Befund bezüglich der Schulen ein nicht ungünstiger: weit über die Hälfte der Städte, Ortschaften und Dörfer war im Besitz einer Schule [3]. Dagegen konnten bei einer Visitation des Bisthums Würzburg vom Jahre 1612 im Capitel Gerolzhofen, zu welchem 74 Ortschaften gehörten, nicht mehr als 22 Schulen verzeichnet werden, und auch in diesen fiel während des Sommers der Unterricht meistentheils gänzlich aus [4].

Im Herzogthum Bayern, wo die Geistlichkeit in Bezug sowohl auf Wandel als Bildung tief gesunken war, förderten kirchliche Visitationen in den Jahren 1558—1560 im Allgemeinen sehr unerfreuliche Ergebnisse über das Schulwesen zu Tage. Selbst in der Hauptstadt München, wo 18 Volksschulen bestanden, welche zusammen von beiläufig 620—630 Knaben und Mädchen besucht wurden, hatte sich bisher Niemand um irgend eine Beaufsichtigung derselben gekümmert [5]. Im Jahre 1569 erließ Herzog Albrecht V. die allgemeine Verfügung: es sollten zwei verständige Gerichtsleute als Schulherren jährlich zweimal den betreffenden Schulbezirk visitiren, den Mängeln abhelfen und an die Regierung Bericht erstatten [6]. ‚Die Winkelschulen und heimlichen Zusammenkünfte, darin sectische Postillen und andere verführerische Bücher gelesen werden', sollten ‚gänzlich abgestellt' werden. Eine Verfügung vom Jahre 1578 ging dahin: um ‚vieler erheblichen Ursachen willen' sowohl die deutschen als die lateinischen Schulen auf dem Lande völlig zu beseitigen. Auch eine Schulordnung vom Jahre 1582 schrieb vor, ‚die Anzahl der Schulmeister' sollte ‚so viel als thun- und möglich eingezogen werden' [7]. Diese Vorschriften kamen jedoch so wenig zur Ausführung, daß die herzog-

---

[1] Reyscher 8, 68. Schmidt und Pfister, Denkwürdigkeiten 1, 68—69.
[2] Reyscher 11ª, XLVII. Heppe 2, 134. [3] Nettesheim 771—774.
[4] Archiv für Unterfranken 2, Heft 1, S. 184—189.
[5] Knöpfler 180—183; bei zwei Schulen ist die Zahl der Kinder nicht angegeben.
[6] v. Freyberg 3, 277. [7] Kluckhohn, Beiträge 192.

lichen Räthe im Jahre 1614 an die Verordneten der Landstände von Neuem das Ansinnen stellten: aus vielen erheblichen Ursachen solle man ‚auf dem Lande die deutschen Schulen gänzlich abschaffen'; denn ‚in den Klöstern, Städten und Märkten Bayerns seien genug deutsche Schulen, dahin die Jugend, die zum Lernen tauglich, zu schicken' sei. ‚Was großer Mangel auf dem Lande', sagten sie, ‚an rechtschaffenen Ehehalten, Knechten und Dirnen, wissen die, so es täglich erfahren und deren bedürfen'; ‚allein um dergleichen unnützen oder Winkelschulen willen wollen keine Eltern ihre Kinder mehr zur Arbeit, sondern alle auf's Feiern züchten'. Allein die Landesverordneten erwiderten: ‚nicht alle Bauernkinder mögen Bauern werden, sondern sind auch wohl tauglich zu Hanthierungen und Handwerken' oder zum Dienste bei der Ritterschaft: zu diesem Ende aber müßten sie ‚ihre eigene Muttersprache lesen und schreiben können'; wer dieses nicht verstehe, sei ‚gleichsam schier wie ein todtes Mensch'. Nur so viel gaben die Verordneten zu, daß ohne Erlaubniß der Obrigkeit neue Dorfschulen nicht errichtet werden sollten[1]. Nach längeren Berathungen wurde in der Landesordnung vom Jahre 1616 festgestellt: ‚Städte und Märkte sollen keineswegs unterlassen, deutsche Schulen zu sich zu bringen; in den großen Dörfern, in welchen bisher solche Schulen gewesen, sollen sie bestehen bleiben und taugliche Schulhalter angestellt werden, doch soll man kein Bauernkind über zwölf Jahr in die Schule gehen lassen, sondern nach solcher Zeit zu anderer Arbeit, Diensten oder Lernung anhalten.'[2] In Landshut legten die neun deutschen Schulmeister im Jahre 1600 bei der herzoglichen Regierung Beschwerde ein gegen die ‚vermöglichen Bauern auf dem Lande herum': diese nähmen ‚selbst weitläufig fremde Landfahrer zu deutschen Schulhaltern auf und verderben uns unsere tägliche Nahrung'[3].

In Steiermark war um das Jahr 1564, beim Antritt der Regierung des Erzherzogs Carl, der Jugendunterricht derart verwahrlost, daß man nur an wenigen Orten eine Schule fand, in welcher die einfachsten Anfangsgründe gelehrt wurden[4]. Um häretische Lehrer von dem Unterricht der Jugend fernzuhalten, verlangten kirchliche Synoden wiederholt die Abschaffung der Privat- oder sogenannten Winkelschulen, welche nicht überwacht werden konnten, und erhoben wegen Anstellung der Lehrer strenge Forderungen, durch die sie mit der Landesregierung bisweilen in Widerspruch geriethen. So ließ zum Beispiel König Ferdinand I. gegen derartige Forderungen des Salzburger Provincialconcils vom Jahre 1549 vorstellen: ‚Wir achten für beschwerlich, daß die Städte und Märkte verbunden sein sollen, jeder Zeit ihre Schulmeister den Ordinariis zu präsentiren, deßgleichen, daß die Privatschulen abgestellt

[1] v. Freyberg 3, 294—297.
[2] v. Freyberg 3, 299—302.
[3] Kluckhohn, Beiträge 199.
[4] Hurter, Ferdinand II. Bd. 2, 311.

werden sollen, was in beiden Wegen eine nachtheilige Neuerung wäre. Man mag sich der Person und Lehr der Schulmeister durch ordentliche jährliche Visitation versehen, und so alsdann ihres Glaubens, Lehr und anderer Sachen halber Mangel befunden wird, sollen sie abgeschafft, verändert und der Gebühr nach gestraft werden.'[1] Bischof Urban von Passau beschwerte sich im Jahre 1589 bei der Regierung: ,Die Schulmeister werden schier allenthalben von der Gemeinde oder den Vogtherren aufgenommen, unangesehen sie oft ganz und gar untauglich, ja oft der katholischen Religion nicht zugethan sind, wollen deßhalben auch kein Glaubensbekenntniß ablegen.'[2]

Ueber Dorfschulen in Oesterreich liegen nur vereinzelte Nachrichten vor[3]. Zu Taufers in Tirol legten die Bauern im Jahre 1582 bei der Regierung Beschwerde ein wider den Dorfrichter: der Pfleger auf dem Schlosse halte ihnen allerdings einen Lehrer; damit jedoch ein Theil der Kinder nicht einen allzu weiten Weg machen müsse, hätten sie noch einen zweiten Lehrer angestellt, dieser aber sei von dem Richter ausgewiesen worden mit dem Bedeuten: ,Die Bauern brauchen nicht in allen Winkeln einen Schulmeister.' Die Regierung entschied zu Gunsten der Bauern[4]. Auf Verwendung der Innsbrucker Jesuiten erhielten in Tirol die deutschen Schulmeister im Jahre 1586 eine Gehaltserhöhung nebst Holzbezug und zugleich eine von dem Erzherzog Ferdinand II. erlassene treffliche ,Ordnung, wie sich fürohin die deutschen sowol als auch die lateinischen Schulmeister, welche die Kinder im deutschen Lesen und Schreiben zu unterrichten pflegen, verhalten sollen'[5].

Die äußere Stellung und die Besoldung der Volksschullehrer war sowohl in den protestantischen als in den katholischen Gebieten im Allgemeinen nichts weniger als beneidenswerth: wohl die meisten derselben, namentlich auf dem flachen Lande und in kleineren Städten und Ortschaften, hatten in Mühe und Noth kümmerlich ihr Dasein zu fristen. Sie konnten mit einem ihrer Genossen, dem Verfasser der Schrift: ,Der arme Teufel', sagen: ,Man baut uns Nichts in der Schulwohnung, sondern lässet uns immer in der alten, rußigen, baufälligen Clause hinwohnen, denkt auch nicht eher an Reparatur, bis es den

---

[1] Wiedemann 1, 112. [2] Wiedemann 2, 398 No. 40.

[3] In dem Dorfe Arnsdorf mußte der Pfarrer den Schulmeister mit Essen und Trinken unterhalten; in dem Dorfe St. Margaretha an der Sierning fand ein Visitator im Jahre 1595 den Pfarrer und Schulmeister an dem Kirchtage ,ziemlich bezecht bei einander'; in dem Dorfe Haunoldstein hielt der Pfarrer eine von wenigen Knaben besuchte Schule. Wiedemann 4, 143. 184. 231.

[4] Hirn 1, 324. [5] Hirn 1, 329—333.

Schulkindern uffn Kopf regnet, oder der Wind Alles über den Haufen wirft und Kuh und Kalb erschlägt. Es will uns jeder Bauer vorschreiben, wie wir informiren sollen; wenn sie aber einem armen Schuldiener eine Zulage sollen thun, weil an manchen Orten die Ordinär-Besoldung so geringe, daß sich nicht ein Gänshirt darauf erhalten kann, sprechen alle: „Wir wollen es bei den alten Löchern lassen." Und geht schwer genug zu, wenn die Gemeine einem Schulmeister von dem gemeinen Platz ein Aeckerchen oder Gärtchen oder Wiesenflecken zulegen, oder ihm eine Kuh frei mithüten lassen soll, denn sie meinen, wenn ihnen das Fleckchen abginge, würden sich ihre Gänse nicht mehr satt fressen können. Also auch mit den Broden und Würsten, da sie vor den Schulmeister ein sonderlich Brod backen, wie man einem Kettenhund ein fein sonderlich Brod backet, da man doch weiß, daß sie es im Hause besser und größer haben.' ,Mit dem Schulgelde gehen sie ebenso betrüglich um; wenn sie merken, daß das Quartal bald zu Ende, behalten sie die Kinder aus der Schule, wollen hernach nur 1/2 Quartalgeld geben, und der Schulmeister muß hernach mit ihnen verdrießlich rechnen, dingen, disputiren.'[1]

Solch ,arme Teufel' waren beispielsweise die meisten Dorfschullehrer in Sachsen[2]. Der Lehrer von Pettenreith in Niederbayern bat im Mai 1616 um eine Kornzulage, weil er ,den vergangenen Winter mit Weib und Kindern große Armuth und Hunger ausgestanden' habe und überhaupt bei seiner geringen Besoldung von jährlich ,4 Fl. und einem Meeß Korn' kaum ,an trockenem Brode auszukommen' wisse; ohne Zulage sehe er sich gezwungen, ,den Bettelstab an die Hand zu nehmen'[3].

Nur vom Niederrhein liegen Nachrichten über günstig gestellte Dorfschullehrer, welche zugleich Küster waren, vor. In dem zum Amte Goch gehörigen Dorfe Weeze bezog der Lehrer schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von der Gemeinde 4 Gulden, 3 Malter Roggen, 2 Malter Weizen, 2 Malter Hafer und 60 Bund Stroh; außerdem hatte er freie Wohnung mit Garten, einen Gemüsegarten von einem Drittel Morgen und einen Morgen Ackerland zum Nießbrauch; jedes Schulkind mußte im Winter 5, im Sommer 3 Stüber monatlich als Schulgeld entrichten; für Dienste in der Kirche fielen dem Lehrer jährlich 2—3 Gulden ab. Zu Veen im Amte Xanten wurden dem Dorfschulmeister die Einkünfte einer mit Haus, Garten und Weide versehenen Vicarie ganz, von einer zweiten zur Hälfte zugewiesen. Im Dorfe Süchteln erhielt der Lehrer um das Jahr 1588 jährlich von der Gemeinde 19 Gulden 22 Albus und mehrere Karren Kohlen, aus milden

---

[1] Strack 55—56.
[2] Vergl. darüber die Angaben bei Müller, Kursächsisches Schulwesen IX—XII.
[3] Verhandlungen des Histor. Vereins für den Regenkreis 3, 253. 254.

Stiftungen 2 Goldgulden und 2 Malter Roggen, für Gesang in der Kirche 6 Daler [1]. Der Jahresgehalt des Dorfschullehrers von Niederelten belief sich im Jahre 1538 auf 38 Gulden und 8 Stüber, im Jahre 1566 nur noch auf 24 Gulden; im fünfzehnten Jahrhundert hatte er sich zeitweise auf 30 Goldgulden belaufen, welche die Aebtissin von Elten verabreichte [2].

Gewöhnlich waren die Volksschullehrer, selbst in den Städten, ohne festen Gehalt und nur auf das Schulgeld angewiesen, welches häufig gar nicht oder nur zum Theil und sehr langsam einkam. In Augsburg hatte jeder Schüler seinem deutschen Lehrer vierteljährlich 3 Batzen und einmal im Jahr 2 Kreuzer zur Beheizung des Schulzimmers zu entrichten; erst im Jahre 1603 wurde das Quatembergeld auf 15, das Holzgeld auf 4 Kreuzer gesteigert [3]. Besser wurde für die deutschen Lehrer in München gesorgt. In einer Rathsverordnung vom Jahre 1564 wurde festgestellt: jeder Schüler zahlt vierteljährlich für Unterricht im Lesen und Schreiben 15 Kreuzer, will er außerdem noch das Rechnen lernen, 30 Kreuzer; kommt die ‚welsch Practica‘, deren Hauptinhalt die sogenannte Regel de Tri bildete, hinzu, so zahlt er 1 Gulden [4]. Aehnlich lautete schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Ordnung für die deutschen Schulhalter in Landshut [5]. In der katholischen Stadt Jülich bezog der deutsche Schulmeister im Jahre 1559 seiner eigenen Angabe nach außer dem Schulgeld 19 Malter Roggen und an Geld 18 Gulden [6].

Wie kläglich mancherorts die Verhältnisse der städtischen Lehrer waren, ersieht man beispielsweise aus einer Eingabe zweier Schulmeister zu Wernigerode, welchen im Jahre 1555 erlaubt worden war, ‚eine freie deutsche Schreib- und Rechenschule‘ zu errichten: der Rath möge ihnen doch, baten sie inständig, ‚mit Einem Gulden Vorstreckung thun‘, bis sie sich ‚ein wenig einrichten‘ könnten [7]. Ein Lehrer zu Labes in Pommern ersuchte im Jahre 1598 die Stadtbehörde um Auskunft, wie er es anfangen solle, um mit seiner jährlichen Einnahme von ‚10 Gulden und achtehalb Scheffel Haber‘ auszukommen: ‚vor Zeiten‘ habe ‚der Schulmeister bei den Bürgern einen freien Tisch gehabt‘, das sei aber leider abgeschafft worden; er schicke die Knaben mit einem

---

[1] Nettesheim 422. 428. 431. Im Dorfe Nieukerk bei Geldern ‚bezog der Lehrer um 1595 nicht nur die Einkünfte der St. Georgi-Bruderschaft, sondern auch die der Vicarie St. Anna und hatte zugleich das Haus und den Garten der letztern inne‘. S. 657.

[2] Nettesheim 430. [3] Hans 53.

[4] Prantl, Zur Gesch. der Volksbildung 536. Vergl. die Bestimmungen vom Jahre 1595 im Oberbayerischen Archiv 13, 44—46. Im Jahre 1613 wurde ‚bei diesen theueren Zeiten‘ das Quatembergeld auf 20 Kreuzer erhöht. S. 47.

[5] Kluckhohn, Beiträge 190. [6] Kuhl 55.

[7] Zeitschr. des Harzvereins 17, 27.

Korbe umher, aber von den meisten Leuten bekämen sie Nichts, sondern würden mit groben Worten abgewiesen [1].

Aus der dürftigen Besoldung der Lehrer sowie aus dem allgemeinen Mangel an Anstalten zur Heranbildung lehrfähiger Schulmeister erklärt sich, daß man selbst in großen Städten nicht selten mit Schulhaltern sich begnügen mußte, welche ‚nichts anders denn Tölpel und unwissende Kloben‘ waren. So mußten zum Beispiel in Augsburg die Schulherren noch im Jahre 1568 den Rath mit der Bitte angehen: man möge Niemand zum Schulhalten zulassen, der nicht von Jugend auf schreiben und rechnen gelernt habe. Manche verfielen auf den Lehrerberuf nur deßhalb, weil sie sich durch nichts Besseres zu ernähren wußten oder einen Nebenerwerb aufsuchten. Ein Augsburger Buchbinder bat im Jahre 1551 bei dem Rath um die Erlaubniß, eine Schule halten zu dürfen, da er von seinem Handwerk kein Auskommen habe; ein anderer Bürger stellte im Jahre 1555 dieselbe Bitte, ‚da er einen Leibschaden habe und für keinen Herrn zu brauchen sei‘; ein dritter, damit er ‚den hl. Almusensäkel‘ nicht länger in Anspruch zu nehmen brauche und sein Weib ernähren könne. Bei dem Namen eines Augsburger Lehrers findet sich im Jahre 1568 die Bemerkung der Schulherren: ‚Dieser ist ein Tuchscheerer und Unterkeufel mit Barchetstücklen, haltet Schul darneben.‘ Erst im Jahre 1587 erging eine Verfügung, daß in Zukunft ein Handwerker nicht mehr ‚zur deutschen Schulhaltung zugelassen werden‘ sollte [2]. In Frankfurt am Main reichte ein Schuhmacher am 22. Juni 1531 dem Rathe eine Bittschrift ein: er habe ‚aus nothwendigen Ursachen in diesen geschwinden Zeiten sein Handwerk des Schuhmachens verlassen‘ und wünsche jetzt ‚eine deutsche Schule aufzurichten und die Kinder nach rechter Art im Schreiben und Lesen zu unterweisen und daneben auch die evangelischen Schriften zu erklären‘. Noch an demselben Tage wurde ihm die gewünschte Erlaubniß zu Theil [3].

Was ‚das Leben in den Knabenschulen‘ anbelangt, so war ‚darüber an den allermehrsten Orten eine und dieselbig Klage, daß es für Lehrer und Schüler zu erbarmen‘ sei, ‚weil eines Theils die Jugend so unerzogen und

[1] v. Bülow, Beiträge 64—65. Die Pommer'sche Kirchenordnung vom Jahre 1563 verwies die deutschen Lehrer bezüglich ihrer Besoldung nur auf das Schulgeld, erlaubte jedoch, daß man ihnen, ‚so sie fromm und dem Pastor nicht widerwillig‘, ein Geschenk aus dem Kirchenkasten reichen dürfe. Vormbaum 1, 177. [2] Hans 49. 55.

[3] Kriegk 2, 121. — Zu Weende im Braunschweigischen wurde im Jahre 1594 ein Schulmeister angestellt, nachdem er die Probe bestanden hatte, daß er ein paar Worte aufschreiben und seinen Namen Christophorus decliniren konnte. Schlegel 2, 341.

wild, daß sie schier nicht mehr zu zähmen, und anders Theils die Schulmeister so grausam und tyrannisch, daß sie die Kinder oftmals noch in ganz zartem Alter wie Henkersknechte' peinigten ,und halb zu Krüppel' schlügen [1].

Als einen Hauptgrund dieser traurigen Schulzustände bezeichnet der mansfeldische Kanzler Georg Lauterbecken übereinstimmend mit sehr vielen anderen Zeitgenossen den Verfall der häuslichen Zucht. ,Die Jugend', schrieb er im Jahre 1564, ,wird jetzt gehalten und gezogen also daß weder Mäßigkeit, Ehr noch Zucht mehr gespüret wird. Da sieht man nichts anders, denn wie die Eltern ihren Kindern allen Muthwillen nachhängen, daraus denn auch erfolgt, daß so ein ungezogen wild Volk unter uns Deutschen ist, die wir doch Christen sein wollen, der gleichen man kaum in der Welt findet.' ,In wenig Jahren' sei ,in Deutschland eine so rohe, wilde, ungezogene Welt geworden', daß ,schier alle Disciplin und Zucht gefallen, und ein Jeder unverschämt reden, thun und handeln darf, was er nur will, welches dann die Kinder also von ihren Eltern lernen, und ist jung und alt einer wie der andere.' [2] ,Was die Kinder von 7—14 Jahren antrifft,' sagte Andreas Pancratius, Superintendent zu Hof im Voigtlande, um das Jahr 1572, ,klagt alle Welt, sonderlich die in den Schulen sein müssen, darüber, daß die nie unbändiger, ungezogener gewesen, denn sie eben jetzt ist; sie ist so gar gottlos, daß sie in der Kirche mit dem Worte Gottes Gespött und Narrenweiß treibt.' Will man sie strafen, so ,stellen sie sich so ungebärdig, als wenn sie nicht Menschen, sondern wilde Thiere wären': ,Einer beißet hernieder, wie ein unsinniger Hund in den Stein, damit er geworfen wird'; ein Anderer mache ein Gesicht, als wenn er voll Teufel wäre; ein Dritter benehme sich so, als wolle er gern dem Züchtiger in's Gesicht schlagen; ,und wäre Noth, wenn irgend ein böser Bube soll gestäupt werden, man hätte alleweg den Schergen bei der Hand, die solchen herüberzögen oder vor der Thüre stünden, damit sie nicht entliefen' [3]. Auf Grund seiner langen Erfahrungen äußerte sich Johann Bußleb, Lehrer an der Schule zu Eglen im Magdeburgischen, im Jahre 1568: ,In dieser letzten vergiftigen und pestilenzischen Zeit klagt jedermann über das rohe, wüste, gottlose, unverschämte und alte adamische Leben der lieben Jugend, und wird auch täglichen befunden bei denen, so mit der blüenden Jugend umgehen.' [4]

---

[1] Pfingstpredig von M. Heinrich Doltz (Ihena 1577) S. 4. Ueber Schauspiele, welche das Schulleben schilderten, vergl. unsere Angaben Bd. 6, 367—369.

[2] Lauterbecken 21. 76; vergl. 152.

[3] Pancratius 61—62. 85. Unter Hunderten von Kindern finde man nicht zwei, welche unter der Predigt aufmerksam seien: ,laufen entweder droben auf der Portillen um oder gar zur Kirchthür hinaus, oder schwetzen und treiben Schalkheit mit einander'. S. 140. [4] Zeitschr. des Harzvereins 1, 352.

Man ging aber auch häufig ‚gar seltsam‘ mit dieser blühenden Jugend um. Die begründeten Beschwerden, welche man schon im ausgehenden Mittelalter über harte und grausame Schulstrafen geführt hatte[1], verschärften sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts fast von einem Jahrzehnt zum andern. ‚Es ist gewiß,‘ heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1540, ‚daß die Schulmeister, was die Zucht betrifft, sich guten Theils henkermäßig genug aufführen.‘ ‚Da kriegt der Schulmeister seine Henkersruthe aus einem Eimer voll Wasser, hauet, peitschet und tummelt dem armen Schelm auf Posteriori herum, daß er schreit, daß man's über das dritte Haus hören möchte, hört auch nicht auf, bis daß dicke Schwülen auflaufen und das Blut den Beinen herunterlauft. Theils Schulmeister sind so böse Teufel, daß sie Drath in die Ruthe flechten oder kehren die Ruthe um und brauchen das dicke Ende.‘ ‚Auch pflegen sie der Kinder Haare um den Backel zu wickeln, und sie also damit zu zerren und zu raufen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Und wissen nicht, was sie den Kindern vor mancherlei ersinnliche Marter und Schimpf anthun sollen. Item sie sperren oft die kleinen Kinder des Winters in den Keller, daß sie sich fast zu Tode fürchten und öfters dann die schwere Noth bekommen.‘[2] Aehnlich eiferte Georg Lauterbecken im Jahre 1564 wider jene Schulmeister, welche ‚die Knaben ausziehen oder um die Köpfe schlagen, daß sie davon taumeln, Beulen kriegen, braun und blau werden oder blutige Striemen davon tragen.‘ ‚Ich habe wohl gesehen,‘ sagt er, ‚daß die Kinder zu Krüppeln geschlagen, oder sonst in schwere Krankheit gefallen, welche sie schwerlich haben überwinden können.‘[3]

Wie häufig solche Schulstrafen vorkamen, beweisen die zahlreichen dagegen erlassenen obrigkeitlichen Verordnungen.

So verfügte beispielsweise die Eßlinger Schulordnung vom Jahre 1548: ‚Der Lehrer soll seine Schüler nicht an den Kopf schlagen, sie weder mit Tatzen, Schlappen, Maultaschen und Haarrupfen, noch mit Ohrenumdrehen, Nasenschnellen und Hirnbatzen strafen, keine Stöcke und Kolben zur Züchtigung brauchen, sondern ihnen allein das Hintertheil mit Ruthen streichen.‘ Den Lehrern zu Basel wurde vorgehalten: ‚Nicht anders als mit Schnauben, Pochen, Balgen, mit Schlägen, Zupfen, Rupfen fahren sie die Schüler an und plagen sie‘; in Zukunft dürften sie die Kinder nicht mehr ‚auf eine barbarische und henkerische Weise tractiren‘, ihnen ‚nicht, wie bisweilen geschehen, Löcher in den Kopf schlagen, oder sie sogar mit Füßen treten‘[4]. Aus Bayern wußte der herzogliche Hoffecretär Aegidius Albertinus im Jahre 1616

[1] Vergl. F. Kösterus, Das Züchtigungsrecht des Lehrers während des Mittelalters (Frankfurt am Main und Luzern 1890) S. 12—22.

[2] Vergl. Strack 57—58. [3] Lauterbecken 72. 77[b].

[4] Heppe 1, 37.

zu berichten: ‚Es sind etliche pedantische Wütheriche dermaßen zornig, gestreng und ungeheuer, daß sie die armen Knäblein viel unbarmherziger geißeln und hauen denn die Henker, und zwar dermaßen, daß sie in vielen Tagen kaum gehen, liegen noch sitzen können.‘ Besonders würden arme, verlassene Waisen, die ohne Trost und Hülfe, oft auf das Schmählichste behandelt. ‚Sie tractiren dieselbigen mit ungebührlichen Stößen, Schlägen und Streichen, schmieren sie mit Händen, mit Füßen, mit Stecken, mit Schlüsseln auf und um den Kopf.‘ [1]

Der Tiroler Hippolytus Guarinoni gedachte in seinem Alter mit Schrecken der grausamen Behandlung, welche er als Kind in der Schule erlitten hatte. ‚Ich bin‘, schrieb er im Jahre 1610, ‚von einem Schultropfen, weil ich zu spät aufgestanden und ungern in die Schule gekommen, mit einer Geißel, so drei lederne dicke schneidende Riemen gehabt, nicht ein=, zwei=, zehn= oder zwanzig=, sondern wol über fünfzigmal im siebenten und achten Jahre meiner Kindheit dermaßen gegeißelt worden, daß mir tiefe Löcher ins Fleisch hineingehauen und aus meinem Hemd, gehauenem Fleisch und unterlaufenem Blut ein Zelten worden und in einander gebacken, daß ich weder gehen, noch sitzen konnte, welche Zeichen und Malen ich noch an meinem Leib trage.‘ ‚Viele Knaben‘, fügte er hinzu, ‚wachsen nicht auch bei guter Kost, weil sie von der Schule aus die Schmerzen von groben Streichen daheim stets empfinden und auf's künftig wieder Sorg und Furcht haben, also niemals fröhlich sind noch sich von Herzen ergötzen mögen.‘ [2]

---

[1] Lucifers Königreich und Seelengejaidt 370—371.

[2] Guarinoni 246. Vergl. A. Pichler im Feuilleton der Wiener ‚Presse‘ vom 11. März 1884.

III. Neugegründete protestantische Lateinschulen und Gymnasien — Besoldung der Lehrer — Unterrichtsfächer und Lehrweise.

Während die alten katholischen höheren Lehranstalten in Folge der religiösen Umwälzung in Zerrüttung geriethen oder völlig zu Grunde gingen, war man auf protestantischer Seite eine Zeitlang eifrig für die Aufrichtung neuer Schulen bemüht, und es nahm den Anschein, als sollte das Unterrichtswesen in eine neue gedeihliche Entwicklung eintreten. Georg Wizel beklagte im Jahre 1538 in einem Briefe an Julius Pflug, den Bischof von Naumburg-Zeitz, daß unter den Katholiken im Vergleich zu den Protestanten so wenig für die Schulen geschehe und man schon jetzt gelehrte Katholiken in Deutschland vermisse [1]. Der Erzbischof Albrecht von Mainz äußerte sich im Jahre 1541 gegen Cardinal Contarini: die Protestanten seien in dem Unterrichtswesen den Katholiken weit voraus, sie zögen die ganze deutsche Jugend in ihre Schulen [2]. Noch im Jahre 1550 schrieb Julius Pflug an Papst Julius III.: ‚Die protestantischen Schulen, sowohl die öffentlichen als die privaten, stehen in Blüte, die unseren liegen verkümmert und verwelkt darnieder. Jene locken durch große Belohnungen Leute an sich, wir nicht.' [3]

Die umfassendste Thätigkeit für das höhere Schulwesen und den Unterricht namentlich in den classischen Sprachen entwickelte Melanchthon. Auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung wurden viele neue Schulen eingerichtet, zunächst im Jahre 1524 die Stadtschule zu Magdeburg, im Jahre 1525 die Lateinschule zu Eisleben, deren erster Rector Johann Agricola war [4]. Melanchthon's zahlreiche Lehrbücher der lateinischen und griechischen Grammatik, der Dialectik, der Rhetorik und so weiter wurden in sehr vielen protestantischen Anstalten dem Unterricht zu Grunde gelegt, und seine pädagogischen Anschauungen wurden maßgebend für diese Anstalten. Auch durch seine Erläuterungen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern, durch seine lateinischen Uebersetzungen griechischer Werke und ungleich mehr noch durch Vor-

---

[1] Schreiber, Universität Freiburg 2, 31.

[2] Dittrich, Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contarini 336.

[3] A. Jansen, Julius Pflug, in den Neuen Mittheilungen 10, Heft 2, S. 204 fll.

[4] Zeitschr. des Harzvereins 12, 215 fll.

lesungen und academische Reden, welche er als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg hielt, sowie durch ungemein zahlreiche Briefe, in welchen er uneigennützig pädagogische Rathschläge ertheilte, und durch persönliche Heranbildung hervorragender Pädagogen, wie Joachim Camerarius, Valentin Trotzendorf und Michael Neander, entfaltete er eine weitreichende Wirksamkeit. Seine Glaubensgenossen legten ihm den Ehrennamen bei, welchen früher Jacob Wimpheling geführt hatte: ‚der Lehrer Deutschlands.‘ [1]

Die Mittel zur Errichtung neuer protestantischer Anstalten hatten die katholischen Voreltern dargeboten in den reichen Schulstiftungen und in den Kirchen- und Klostergütern, welche den protestantischen Fürsten und städtischen Obrigkeiten in die Hände fielen und von mehreren derselben wenigstens zu einem kleinen Theile für Unterrichtszwecke verwendet wurden. Auch in dieser Beziehung bewährte sich Luther's Ausspruch: ‚Wir werden genährt von dem Raube Egyptens, so unter dem Papstthum ist gesammelt worden.‘ Fast alle Pflanzstätten geistiger Cultur in Deutschland beruhen auf diesem ‚Raube‘, das heißt auf den Stiftungen, welche unter der Herrschaft der alten Kirche, in treuer Befolgung der Lehre von dem Verdienste der guten Werke zur Seligkeit, gemacht worden waren. Was die neugläubigen Fürsten und städtischen Obrigkeiten aus anderen Mitteln zum Unterhalte der Schulen zuschossen, kommt kaum in Betracht. Die weitaus meisten Schulen gingen aus alten katholischen Schulen hervor und wurden in ehemaligen Klöstern untergebracht [2].

---

[1] K. Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, Bd. 7 von K. Kehrbach's Monumenta Germaniae Paedagogica. Vergl. v. Raumer 1 (2. Aufl.), 190 fll., Bursian 173—178, ** und K. Hartfelder, Melanchthoniana Paedagogica. Eine Ergänzung zu den Werken Melanchthons im Corpus Reformatorum. Leipzig 1892.

[2] So entstand als eine der ersten Neugründungen im Jahre 1524 zu Magdeburg durch Zusammenlegung älterer Pfarrschulen die lateinische Stadtschule, Anfangs in der Stephanscapelle, dann in dem Augustiner-, später im Franciscanerkloster; in Lübeck wurde an Stelle der zwei alten lateinischen Schulen am Dom und zu St. Jacobi eine neue Schule im Catharinenkloster eingerichtet, in Hamburg an Stelle der alten eine neue im Johanneskloster (Paulsen 204 fll.); in Rostock wurden die vier ehemaligen Parochialschulen zu einer Stadtschule vereinigt (Grape 218. 220); in Berlin wurde zur Zeit der Einführung der neuen Lehre im Jahre 1540 bei Aufhebung der alten Pfarrschulen und der Klosterschulen ‚in diesen Läufen und Zeiten am besten bedacht‘, es solle ‚hinfüro in der Stadt allein Eine Schule, nämlich zu St. Niclas, gehalten‘ und mit vier Lehrern besetzt werden (Fidicin, Histor.-diplomat. Beiträge zur Gesch. der Stadt Berlin 2, 345; vergl. 3, 102—103). Aehnliche Verminderungen der Schulen fanden statt in Stralsund, Nordhausen, Stargard (Zober, Gesch. des Stralsunder Gymnasiums 2. Förstemann, Mittheilungen zu einer Gesch. der Schulen in Nordhausen 18. 21. Baltische Studien 19, Heft 1, S. 18).

Von den auf Grundlage der neuen Lehre eingerichteten Schulen, welche recht eigentlich dazu bestimmt sein sollten, dem Papstthum den Garaus zu machen, hegte man sowohl bezüglich der einzelnen Zweige des Unterrichts als der Unterrichtsweise Anfangs die kühnsten Erwartungen.

In seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren der Städte[1] äußerte sich Luther im Jahre 1524, zur Gründung neuer Lehranstalten mahnend, über die alten Schulen, auf welchen er selbst und seine Mitarbeiter waren unterrichtet worden, mit tiefster Verachtung. Er nannte sie ‚Eselsställe und Teufelsschulen‘, ‚darinnen man nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch Lateinische und Deutsche Sprache verderbt‘ habe, ‚daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien worden sind, weder Deutsch noch Lateinisch recht reden oder schreiben können, und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben‘. ‚Ja,‘ sagte er, ‚was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden?‘ Jetzt dagegen könne man, meinte er, ‚einen Knaben in drei Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekunnt haben‘. ‚Warum sollt man denn dem jungen Volk nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst fürlegen, sintemal es jetzt von Gottes Gnade Alles also zugericht ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen kunnten, es seien Sprache oder ander Künst und Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsere Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer.‘

Auf die Einrede, die nicht etwa unter der Herrschaft der katholischen Kirche, sondern erst seit der Verbreitung des neuen ‚Evangeliums‘ aufgekommen war: ‚Was ist uns nütze, Lateinische, Griechische und Hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? könnten wir doch wohl Deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit?‘ gab er die Antwort: ‚Ja, ich weiß, leider, wohl, daß wir Deutsche immer Bestien und tolle Thiere müssen sein und bleiben . . . Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, darzu uns schinden bis auf den Grad, der wollen wir nicht zu gerathen. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?‘ Das ‚Evangelium‘ sei ‚durch Mittel der Sprachen gekommen‘, habe ‚dadurch zugenommen‘ und müsse ‚auch dadurch behalten werden‘: ‚ohne die Sprachen‘ werde man das=

[1] Vergl. oben S. 11.

selbe ‚nicht wohl erhalten'. Jedoch nicht allein die Sprachen sollten auf den Schulen gelehrt werden, sondern auch die Geschichte und ‚die Musica mit der ganzen Mathematik'. Neben den Schulen sollten ‚gute Libereien und Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten', gegründet werden.

Aber die Anforderungen wurden für die gewöhnlichen städtischen Schulen bald herabgemindert.

In der von Melanchthon entworfenen oder wenigstens gebilligten Schulordnung von Eisleben (1525) wird nach dem Gebrauche der alten Schulen neben dem Lateinischen ein Anfangsunterricht im Griechischen und die Lesung von Homer und Hesiod vorgeschrieben; auch mit dem Hebräischen könne von einigen Schülern ein Anfang gemacht werden [1]. Dagegen wurden im Jahre 1528 in der kursächsischen Schulordnung, welche Melanchthon im Einverständniß mit Luther verfaßte und welche sehr vielen protestantischen Schulordnungen zum Vorbild diente, die Schulmeister angewiesen, lediglich Latein zu lehren, ‚nicht auch Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch', um nicht die Schüler ‚mit solcher Mannigfaltigkeit, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich' sei, zu beschweren. Unterricht in der Geschichte und in der Mathematik wurde mit Stillschweigen übergangen [2]. Johann Bugenhagen schloß sich in seiner Schulordnung für die Stadt Braunschweig (1528) im Wesentlichen dem kursächsischen Unterrichtsplane an, gestattete jedoch, den im Lateinischen geübten Schülern die ersten Anfangsgründe des Griechischen und der Mathematik und das Lesen der hebräischen Buchstaben beizubringen. Diese Ordnung bildete die Grundlage der ebenfalls von Bugenhagen erlassenen Ordnungen für Hamburg, Lübeck und andere Städte und wurde in Minden, Göttingen, Soest, Bremen und Osnabrück zum Muster genommen [3].

An neu errichteten größeren Anstalten: Gymnasien und Pädagogien, faßte man bezüglich des Lateinischen und des Griechischen, worauf sich der Unterricht fast ausschließlich beschränkte, hohe Ziele in's Auge, war aber über die Erfolge zum allermeisten Theile sehr wenig befriedigt [4].

Hatte Luther über die Lehrweise, welche in den alten Schulen im Gebrauch gewesen, bitter geklagt, so klagte dagegen der Tübinger Professor Michael Toxites, welcher im Jahre 1556 von dem Herzog Christoph von Württemberg zum Pädagogarchen des ganzen Landes eingesetzt worden, in einer dem Herzog überreichten Denkschrift: ein Grundübel der Schulen bestehe in dem Mangel an rechter Lehrmethode; jeder Lehrer suche nur, was ihm am bequemsten sei, keiner denke an die Schüler; ohne Wahl würden allerlei

[1] Paulsen 182. [2] Bei Vormbaum 1, 5. [3] Koldewey 34.

[4] Wir werden dafür später in dem Abschnitt ‚Die humanistischen Studien und ihr Verfall' Zeugnisse in Fülle beibringen.

Schriftsteller erklärt; hie und da fange man mit Dialectik und Rhetorik an, ehe man noch mit der Grammatik fertig sei, und diese selber werde ohne Verstand betrieben [1]. Bitterer noch äußerte sich einer der ausgezeichnetsten protestantischen Schulmänner des sechzehnten Jahrhunderts, Michael Neander, im Jahre 1582: ‚Die Jugend wird fürwahr in Schulen lange vergeblich und unnützlich aufgehalten, um ihre Jahre gebracht und mit vielen unnöthigen Präceptis jämmerlich zermartert und geplagt. Denn erstlich müssen die jungen Knaben Präcepta Grammatices fast allenthalben viererlei, und viermal lernen, da gleichwohl endlich dreierlei Präcepta alle fallen und nur einerlei bleiben müssen: darüber dann die Zeit vergeblich hingeht, junge Knaben von anderen Studien verhindert, und ohne Ursache mit so vielen widerwärtigen und viermal neuen und diversen Präceptis Grammaticä geplagt und darüber traurig und verdrossen werden.‘ Nachdem nämlich die Knaben zuerst ‚im Donat alle wohl gehenkert, alsdann bringet man sie zum Compendium, so bishero in Schulen gebräuchlich, da müssen sie des Donati Präcepta vergessen und alle fallen lassen und nun neue Präcepta aus dem Compendium lernen; später müssen sie auch diese Präcepta vergessen und die kleine Grammatik Melanchthon's anfangen zu lernen. Wenn sie nun diese greuliche Arbeit auch kaum verbracht und sie die kleine Grammatik auch vergessen müssen, alsdann führet man sie erst recht zu der großen Grammatik Melanchthon's, da der Präcepte und Exemplen nicht allein sehr viele, sondern auch gar ein neuer und anderer Methodus und Ordo, so mit dem Compendium und der kleinen Grammatik gar nicht übereinkommt. Da müssen sie erst recht schwitzen und nicht allein dieselben viel Präcepta alle lernen, sondern viel daneben noch schreiben und lernen, was etwa ein Schulmeister oder junger Baccalaurian, so sich will sehen lassen, zu der Grammatik dictirt, einen Commentar, größer denn die große Grammatik Philippi selbst ist.‘ [2]

Aehnlich sprachen sich später Johann Amos Comenius und Sigmund Evenius aus. Man habe in den Schulen, sagte Ersterer, zehn und mehr Jahre ohne sonderlichen Erfolg auf die Sprachen verwendet, die Schüler Jahre lang mit weitläufigen, verwirrten grammatikalischen Regeln aufgehalten [3]. Mit der Jugend, schrieb Evenius, ‚wird die gewöhnliche Carnificina oder Marterschul fürgenommen, daß sie nach kaum erlangtem Lesen und Schreiben in dem unsäglichen, unnützen und vergeblichen Donat und Grammatik zu=

---

[1] Schmidt, Michael Schütz 70—71.

[2] Vormbaum 1, 746 fll. Den Verdiensten Melanchthon's wollte Neander keineswegs entgegentreten, er erklärte vielmehr dessen beide Grammatiken und Syntax für ‚feine, herrliche Bücher‘, wollte aber, unter Grundlegung derselben, eine einfachere Lehrweise eingeführt wissen.

[3] v. Raumer 2, 59.

quälet und zuängstiget wird, daß man sie kaum am Pranger mehr und elender quälen könnte. Darüber wird alles Dasjenige, was sowol zur Gottseligkeit als gemeinem Leben nützlich, dienstlich und nöthig könnte beigebracht werden, versäumt und hintangesetzt. Denn man hat uns nunmehr leider geplagt mit den Glossen-Examen, daß wir dieselben für das höchste Gut in den Schulen halten, dahin und darauf, wo nicht alle, doch die meiste Arbeit, Zeit und Fleiß gewendet wird, und wer dieselben aus den Schulen bringet, der wird für einen seligen Menschen gehalten.'[1]

Die Vorschrift der von Luther und Melanchthon entworfenen kursächsischen Schulordnung, daß in den Lateinschulen ein Unterricht im Deutschen nicht ertheilt werden sollte, fand Nachahmung fast in sämmtlichen protestantischen höheren Lehranstalten. Sogar der Gebrauch der Muttersprache wurde in denselben strenge untersagt, die Vorschrift des Lateinsprechens unter Vermeidung körperlicher Strafe eingeführt. ‚Die Präceptores', heißt es beispielsweise in der Pommer'schen Kirchenordnung vom Jahre 1535, ‚sollen mit den Schülern alleweg Lateinisch und nicht Deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Knaben ärgerlich und schädlich' ist. Heimliche Aufpasser wurden angestellt, selbst bei den Spielen der Knaben jedes deutsche Wort zu bewachen, um die verdiente Strafe darüber zu verhängen[2]. Die Schulverordnungen von Brieg in Schlesien setzten im Jahre 1581 auf das Deutschsprechen entweder körperliche Züchtigung oder das Auswendiglernen dogmatischer Definitionen[3]. Die Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 errichtete ein förmliches Seminarium für Spione. ‚Eine wohlbestallte Schule', sagte sie, ‚muß fünferlei Observatores' haben, unter diesen ‚Corycäi, auch Lupi' genannt. Diese sollten in jeder der drei oberen Classen für jede Woche ‚heimlich und außer der Reihe' bestellt werden, und zwar solche, welche die Lehrer ‚für listig und wacker genug' hielten. ‚Sie müssen unter den ersten in der Schule sein, fleißig auf die, welche Deutsch reden, achten, ihre Worte merken und heimlich aufzeichnen, wann, was und mit wem sie geredet haben, es mag sein mit wem und was es wolle. Diese Zettel müssen sie insgeheim dem Lehrer geben an dem Tage, wo sie abgelesen werden sollen, und dürfen auch später es nicht sagen, daß sie Corycäi gewesen sind.'[4] In den Gesetzen des Pädagogiums zu Gandersheim vom Jahre 1571 wurde ein dreimaliges Deutschsprechen einem Fluche oder einer Gotteslästerung gleichgeachtet. Die Straß-

---

[1] Evenius 68—69. [2] Vergl. Tholuck, Academisches Leben 1, 173.
[3] Bei Vormbaum 1, 339; vergl. Löschke 149.
[4] Bei Vormbaum 1, 364. 379. 392.

burger Schulgesetze des Johann Sturm bedrohten ‚diejenigen, so anders denn Latine, oder etwas Ungebührliches, Unzüchtiges oder Schändliches reden‘, mit gleicher Strafe [1].

Viele Schulmänner gingen darauf aus, das Latein nicht allein als Schriftsprache festzuhalten, sondern wirklich zur Umgangssprache zu machen, sich ganz in's Lateinische zu übersetzen [2].

Zu diesen Schulmännern gehörte einer der berühmtesten, Valentin Trotzendorf, in den Jahren 1531—1556 Rector der Schule zu Goldberg in Schlesien, welche Herzog Friedrich II. von Liegnitz zu einer fürstlichen erhoben und in ein ehemaliges Franciscanerkloster verlegt hatte. ‚Um die Wette‘, schrieb Michael Neander dreißig Jahre nach dem Tode Trotzendorf's, ‚strömten Jünglinge nach Goldberg, nicht allein aus Schlesien, sondern auch aus den benachbarten Ländern in großer Zahl, bewogen durch den Ruhm des großen, in der Bildung der Jugend höchst geübten und glücklichen Lehrers und Meisters Trotzendorf. Von diesem hatte man zur Zeit meiner Jugend eine so große Meinung, daß man in Schlesien glaubte, wenn einer auch anderwärts die Wissenschaften mit Glück betrieben hätte, sei er doch nicht leicht den Gelehrten zuzuzählen, wenn er nicht der fleißigen Arbeit und gedeihlichen Unterweisung jenes Mannes eine Zeitlang sich erfreut hätte.‘ Man rühmte Trotzendorf nach, daß zu seiner Zeit selbst Knechte und Mägde in Goldberg lateinisch gesprochen hätten. Nach dem Berichte des Hans von Schweinichen waren noch im Jahre 1566 an ‚Herren- und Adelspersonen über 140 Studenten in Goldberg, ohne die anderen, deren über 300 gewesen‘. Seitdem aber erfolgte rascher Verfall [3]. Schon Trotzendorf hatte

---

[1] Vergl. Löschke 149. Schon Otto Brunfels hatte im Jahre 1529 zu Straßburg vorgeschrieben: ‚Vernacula lingua loqui in ludo nostro piaculum est atque *non nisi plagis* expiatur.‘ v. Reinhardstöttner, Plautus 30 Note 4. Erst Wolfgang Ratich sprach im Jahre 1613 es aus: es sei dem Lauf der Natur gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache ‚recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne‘. Auch der Gießener Professor Helwig verlangte im Jahre 1614 in einem Bericht über Ratich's Methode, daß die Muttersprache wieder in ihr gutes Recht eingesetzt und ‚recht und künstlich‘ erlernt werden müsse. v. Raumer 2, 37—41. 104 Note; vergl. 3^b, 50. 55. Durch das Ueberwuchern des Latein wurde die deutsche Sprache zu einem häßlichen Wust von Ungeschmack und Barbarei entstellt. Ueber die ungefüge Sprachmengerei vergl. unsere Angaben Bd. 6, 422—423.

[2] Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie 1, 269.

[3] Schmid, Gesch. der Erziehung 2^b, 277—302. Trotzendorf, sagt Kahnis (Innerer Gang des Protestantismus 92), ‚machte aus seinen Schülern eine römische Republik, in welcher er natürlich sich die Dictatur vorbehielt. Von einem Eindringen freilich in den Geist der Alten war nicht die Rede. Es ward analysirt, construirt und vor Allem memorirt. Höchstens ward ausgeführt, was man aus den Alten lernen könne. Der Rostocker Professor Bocer rühmte in einem Anschlage den Nutzen, welchen Virgil's

gegen Ende seines Lebens († 1556) geklagt: ‚Die edlen Künste und die Wissenschaften stürzen zusammen und gehen unter, was wir auch dagegen thun und versuchen.‘ Namentlich sprach er wiederholt seinen tiefen Kummer darüber aus, daß es ihm nicht mehr möglich sei, die Zucht unter der Jugend aufrecht zu erhalten. Er legte ‚dem Antrieb und der Hinterlist des Satans‘ zur Last, daß die Frechheit und Bosheit unter seinen Schülern zunehme[1].

Als ‚für Zucht und Ehrbarkeit in den Schulen insonders hochbedenklich‘ wurde von ernsten Jugendbildnern, welche darauf ausgingen, dem classischen Unterricht und der Erziehung einen religiös-sittlichen Character zu bewahren, häufig darauf hingewiesen, wie vielfach durch die in den Händen der Jugend befindlichen Schulbücher ein Geist unchristlicher Leichtfertigkeit und Ungebundenheit eindringe. Es handelte sich dabei namentlich um die ‚Colloquia‘ des Erasmus, ein weitverbreitetes Schulbuch, welches die Knaben nach der Behauptung des Verfassers ‚lateinischer und besser machen‘ sollte. Für die Aneignung des Lateins war es allerdings sehr geeignet. Allein es sprach der Ehrfurcht, welche selbst der Heide Quintilian für die Jugend forderte, in hohem Grade Hohn und enthielt so schmähliche Dinge über religiöse Uebungen des Volkes, so giftige Ausfälle auf das Ordensleben und so viele frivole und unzüchtige Stellen, sogar ein ‚Gespräch eines Jünglings mit einer Dirne‘, daß es in Frankreich untersagt, in Spanien verbrannt, in Rom für die ganze Christenheit verboten, auch von Luther in seinen Tischreden wiederholt mit den

Aeneide für Rhetorik, Mathematik und Medicin bringe. Was man Logik, Dialectik, Rhetorik nannte, war ein geistloser Formalismus. Man disputirte, aber sehr oft über Dinge, die jenseits der Fassungskraft der Jugend liegen: etwa ob die Welt der Substanz oder der Form nach untergehen werde.‘

[1] Schmid, Gesch. der Erziehung 2^{b}, 298. Döllinger 1, 445. In einer Goldberger Schulordnung aus dem Jahre 1563 wurden die Schüler unter Anderem ermahnt: ‚Non gladiis utuntor, non armis succinguntor, . . . ‚crapulam fugiunto — a Venere abstinento, ad puellas et virgines non commeanto — noctu in plateis non clamanto‘ u. s. w. Vormbaum 1, 58. Besonderer Erwähnung verdient, daß in dieser wie in vielen anderen Schulordnungen die Schüler ernstlich verwarnt werden mußten, sich mit der Ausübung zauberischer Künste zu beschäftigen; vergl. die Ordnungen von Magdeburg (1553), von Güstrow (1572), von Brieg (1581), von Joachimsthal (1602), bei Vormbaum 1, 326 No. 5. 338 No. 3. 425. 577 und 2, 78 No. 4. In der Fürstenschule zu Meißen wurden ‚zauberische Büchlein wiederholt bei Schülern gefunden‘. ‚Im Jahre 1609 wurde ruchbar, daß ein entlaufener Knabe bei seinen Mitschülern der Zauberei halber, die er in einem sonderbaren Buche stetig bei sich getragen habe, in Verdacht gewesen. Ein anderer Knabe hatte dieses Buch sich wörtlich abgeschrieben und lernte daraus, „wie man soll Schlösser aufblasen und machen, daß sich die Bauern in Wirthshäusern schlagen, verlorene Sachen wieder zur Stelle bringen“.‘ Flathe 195.

schärfsten Ausdrücken verurtheilt wurde. Und doch spielte dieses Buch eine Hauptrolle in dem Unterrichte der Schuljugend. Auch Trotzendorf hatte es, obgleich er eine christliche Grundlage der Erziehung ernstlich festhalten wollte, in Goldberg als erstes lateinisches Uebungsbuch eingeführt [1]. Was man der Schuljugend in die Hand zu geben wagte, zeigt zum Beispiel auch ein im Jahre 1590 von Abraham Sawr von Frankenberg ‚den jungen und anfahenden deutschen und lateinischen Schülern und Schreibern' zu Nutz veröffentlichter Briefsteller, welcher ‚allerhand Missive und Sendbriefe' enthält, ‚die sich in täglicher Uebung nothdürftig zutragen möchten'. Unter den Formen von Briefen, ‚darin man sich Beschwernuß halber beklagt', gibt er als ‚erstes Exempel': ‚Einer klagt seinem guten Freund, daß ihm in seinem Abwesen von einem, dem er viel Freundschaft bewiesen, seine Hausfrau zu unehrlichen Werken sei gefordert' worden und so weiter. Ein andermal bietet er ‚ein Exempel', wie einer seinen guten Freund abbringen möge ‚von der Trunkenheit, das

[1] Schmid, Gesch. der Erziehung 2^b, 284. 290. ‚Wie man nur ein solches Buch in unzählige Schulen einführen konnte! Was sollten die Knaben mit jenen Satiren? Reformiren ist nur Sache reifer Männer. Was sollten sie mit Gesprächen über so viele Gegenstände, von denen sie nichts verstehen, mit solchen, in denen Lehrer verspottet werden, mit Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, um welches er wirbt, und gar mit dem Colloquium „Adolescentis et Scorti"? Dieß letztere Gespräch erinnert an Schiller's „Kunstgriff" überschriebenes Distichon:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
Malet die Wollust, nur malet den Teufel dazu.

Erasmus malt hier die Wollust auf's gemeinste und fügt dann etwas hinzu, das erbaulich sein soll.' ‚Lehrer, welche den Terenz von den Schülern auswendig lernen und aufführen ließen, nahmen keinen Anstoß am Inhalt der „Colloquia", wurde nur das höchste Ziel aller Bildung durch dieselben erreicht: die Fertigkeit, Latein zu sprechen und zu schreiben. Terenz hat es nicht zu verantworten, wenn er nach anderthalbtausend Jahren gemißbraucht wurde; aber Erasmus, der Doctor der Theologie, ist verantwortlich für sein frivoles Buch, doppelt verantwortlich, da er es für die Jugend bestimmte, wäre diese auch durch dasselbe latinissima geworden. Ueber die „Colloquia" finden sich Aussprüche Luther's in den Tischreden, welche von Schulmännern wohl hätten beherziget werden sollen. „Erasmus", sagt er, „sticht durch den Zaun, thut nichts öffentlich, gehet keinem frei unter Augen, darum sind seine Bücher sehr giftig. Wenn ich sterbe, will ich verbieten meinen Kindern, daß sie seine Colloquia nicht sollen lesen, denn er redet und lehret in denselben viel gottlos Ding unter frembdem erdichteten Namen und Personen, vorsetziglich die Kirche und den christlichen Glauben anzufechten." „Erasmus ist ein Bube in der Haut, das siehet man in allen seinen Büchern, sonderlich in Colloquiis, da er pfleget zu sagen: Ich rede nicht, sondern die Personen, so darinnen stehen, reden. Lucianum lobe ich doch, der gehet frei heraus und verspottet alles öffentlich; Erasmus aber verfälscht alles, was Gottes ist und die ganze Gottseligkeit unter dem Schein der Gottseligkeit; darum ist er viel ärger und schädlicher, denn Lucianus."' v. Raumer 1, 108—109. Der hl. Ignatius von Loyola stimmt in dem Urtheil über Erasmus völlig mit Luther überein; er hielt seine Schriften für ein schleichendes Gift, welches alle Frömmigkeit zerstöre.

fürwahr in dieser Zeit vielen eine nöthige und nützliche Kunst wäre'. ‚Dieweil aber', fügt er dem Exempel hinzu, ‚diese Materie gar weitläufig und den Kindern unbegreiflich oder zu wichtig, bedünket mich unnöthig, ferner davon zu schreiben. Doch so will ich noch ein Exempel oder zwei herzusetzen, damit sie sich nit gänzlich nacket erzeige und blößlich ansehen lasse. Als ‚Exempel eines schimpflichen Feindbriefes, darin die Wort seltsam umredet werden', wurde den ‚jungen und anfahenden deutschen und lateinischen Schülern' ein Brief vorgeführt, dessen Eingangsworte lauten: ‚Den wolverkerten, listweisen Malvistern, Becherlerern und Stubenken des hohen Stuhles zu Frischburg in Sauburst, des Vogels mit gespiegeltem Schwanz' und so weiter [1].

Konnten Bücher dieser Art nur eine schlimme Wirkung auf die Jugend ausüben, so wirkte es noch weit schlimmer, daß man sich in den Schulen nur zu häufig mit der Erklärung durchaus ungeeigneter Schriftsteller und Dichter des Alterthums abgab. ‚Ihrer viele, die doch gut evangelisch sein wollen,' klagte der Prediger Caspar Faber im Jahre 1587, ‚lesen den Knaben in der Schule viel lieber Ovidium de arte Amandi, denn den lieben Catechismum des heiligen Vaters Lutheri, ja die ganze Woche haben die alten heidnischen H . . . . jäger und Schandlappen, Ovidius, Terentius 2c., Statt und Raum in den meisten Schulen, Christus aber auf seinem Esel und mit dem heiligen Catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf dem Sonnabend und Sonntag eine Stunde haben.' [2] ‚Man findet sehr viel Schulen,' schrieb Aegidius Albertinus, ‚in denen man den Knaben unreine poetische Bücher mit Gewalt einschlägt und zwingt, sie auswendig zu lernen, und daraus fein abgericht werden, wie man leflen, buhlen, ehebrechen, Jungfrauen schänden, heimlich Weiber nehmen, die Thüre einstoßen, Fenster einwerfen, besteigen und Jungfrauen hinwegführen solle, wie man mit der Lieb reden und . . . . solle, wie die Weiber niederkommen, wie die Jungfrauen den Buben das Netz fürspannen und wie die jungen Gesellen liberal sein und das Geld unnützlich verthun sollen.' [3]

* * *

Den ersten Platz unter den norddeutschen protestantischen Anstalten behaupteten die von Herzog Moritz von Sachsen aus eingezogenen Kirchen=

[1] Sawr, Rhetorica 17. 145 fll. 164. 237 fll. Vergl. die Exempel über Unzucht, Buhlschaft und falsche Liebe 146 fll. 179.

[2] Sabbathsteufel im Theatrum Diabolorum (Frankfurt 1587), 2. Theil, 301ª. Auf die in den Schulen gebräuchliche Lesung von Terenz und Plautus kommen wir in dem Abschnitt ‚Schuldrama' näher zurück.

[3] Haußpolizei, Siebenter Theil, 130ᵇ—131. Albertinus hatte bei seiner Schilderung auch die in katholischen Gebieten bestehenden ‚Poetenschulen' im Auge.

gütern ausgestatteten Fürstenschulen zu Pforta, Meißen und Grimma. In dem ehemaligen Cistercienserkloster Pforta sollten nach einer im Jahre 1543 mit den Landständen vereinbarten Ordnung 100 Knaben mit fünf Lehrern, in dem Augustinerkloster zu Grimma 70 Knaben mit vier Lehrern, in dem St. Afrakloster zu Meißen 60 Knaben mit vier Lehrern gehalten und auf gemeine Kosten in klösterlicher Lebensordnung für den öffentlichen Dienst, geistlichen und weltlichen, erzogen werden. Die Städte erhielten das Recht, 100 Knaben, die adelichen Geschlechter 76 Knaben in diese Schulen zu schicken; die übrigen Schüler wollte der Kurfürst ernennen. In Meißen wurde die Zahl der Schüler bald auf 100 erhöht. Bezüglich des Unterrichtes sollten die drei Schulen zwischen der Lateinschule und der Universität ein Mittelglied bilden, deßhalb sollte jeder aufzunehmende Knabe bereits ein gewisses Maß von Elementarkenntnissen, auch im Lateinischen, besitzen. In Wirklichkeit aber wurden, wie sich aus den Berichten von Visitatoren und aus den Beschwerden der Landstände ergibt, häufig Knaben aufgenommen, welche durchaus nicht die nöthige Vorbildung besaßen, ‚nicht fertig decliniren und conjugiren' konnten, ‚in der Grammatik noch wenig erfahren' waren; in der Schule zu Meißen fand man einmal sechs Zöglinge, welche nicht einmal ordentlich lesen konnten. ‚Es ist eine gemeine Klage in allen drei Schulen,' heißt es in einem Bericht vom Jahre 1573, ‚daß oft Knaben hineingethan werden allein des Unterhaltes wegen.'[1]

In der Ferne erfreuten sich die drei Fürstenschulen eines großen Rufes. So schrieb beispielsweise Anton Prätorius, Landschrannenadvocat des Herzogthums Kärnthen, im Jahre 1594: das Haus Sachsen habe ‚Kirchen und Schulen, sie seien gleich öffentliche oder private, also wohl bestellt, daß dieselben nicht allein in derselben Erbländern mit genugsam qualificirten Dienern wol vorsehen, sondern es werden auch gelehrte Leute, welche in Meißnischen Schulen und Universitäten auferzogen, weit und breit in andere Lande zu

[1] Flathe 124. 203. ‚Der Zufall hat das Specimen eines im Jahre 1601 zu Grimma bei der Reception Zurückgewiesenen aufbewahrt:

„Ich Lorenz Dietze von Prettin bin vom Ratt zu Prettin geschickt worden, das ich zu Grimma in der Fürsten Schule an der stelle, die ihrer Stadt kinder daselbst haben, studiren soll. Wenn ich nun kann angenommen werden, will ich allen vleis ankeren, das ich mich fromm, gehorsam vnd gottfürchtigk vnd im lernen vleißigk erzeige."

„Ego Laurentius Dietze a pretinensis missus sum a consulo ad pretinensis hoc ego in scolae ad principem grimme vos susa puerorum locum habent hic loco studiam. quando nunc possum suscipi interpretabor studium quod ego me bonus et pietas et in discere opera praebere."

Daß der Aspirant auf diese Leistung zurückgewiesen wurde, wird uns weniger Wunder nehmen, als daß auf Verordnung der Behörde ihm die Stelle noch ein halbes Jahr offen gehalten werden sollte.' Flathe 124 Note 2.

Bestellung von Kirchen und Schulen vocirt.‘[1] Dagegen klagte Jacob Andreä, der die Dinge aus der Nähe beurtheilen konnte, am 18. Februar 1579 in einem Bericht an den Kurfürsten: ‚daß Ew. kurfürstl. Gnaden dieser Schulen sampt den Stipendiis zu Wittenberg und Leipzig nicht, wie billig sein sollen, bis doher in Kirchen und Schulen genossen, ist bei diesem einigen Stück abzunehmen: wenn es auf diesen Tag an einem vortrefflichen Mann allein zu einer Superintendenz fehlet, daß man denselben im ganzen Churfürstenthumb nicht wol finden kann, deren man ungezweifelt eine große Anzal diese 36 Jar hätte erziehen können, wenn diese Schulen und Stipendia der Gebür nach mit genugsamer Ordnung angestellt worden weren.‘[2]

Die ganze Schulordnung ruhte nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Anstalten auf christlicher Grundlage. ‚In den christlichen Schulen‘, heißt es in den kurfürstlichen Vorschriften vom Jahre 1580, ‚sollen fürnehmlich drei Dinge getrieben werden: das erste ist die Gottesfurcht und wahrhaftiger Glaube und Religion; das andere die äußerliche Zucht; das dritte, daß die Schüler gelehrte und verständige Leute werden.‘ Darnach sollten die Schulmänner verfahren, und in Wahrheit besaßen die Fürstenschulen, wie auch viele andere protestantische Anstalten, eine ansehnliche Zahl solcher Männer, welche bei aller Voreingenommenheit gegen die alte Kirche und ihre Lehre doch mit tiefem Ernste an den Grundwahrheiten des Christenthums festhielten und das verantwortungsvolle Werk der Jugenderziehung treu und redlich im Sinne einer christlichen Religiosität auffaßten. Alle Bildung sollte nach ihrer Anschauungsweise mit Gott beginnen und auf Gott zurückführen. Sie drangen deßhalb, wie die Schulordnungen ihnen vorschrieben, auf Gebet und festgesetzte Andachtsübungen, auf strenge Zucht und Ehrbarkeit im Geiste der zehn Gebote, auf Regelmäßigkeit und Ordnung im täglichen Leben, auf Pflege eines religiösen Pflichtgefühls und auf fortgesetzte Bekämpfung der gewöhnlichen jugendlichen Fehler[3].

Auch an einzelnen tüchtigen Gelehrten und Pädagogen fehlte es den Fürstenschulen keineswegs. So wirkte zum Beispiel in Pforta von 1582 bis 1594 der namentlich durch seine chronologischen Arbeiten, auch als Musikschriftsteller und Tonsetzer bekannte Sethus Calvisius, ‚ein ehrlicher, aufrichtiger, frommer, gottesfürchtiger Mann, ohne Falsch und Gleißnerei‘; aus seiner Schule ging unter Anderen Erasmus Schmid, einer der letzten unter den deutschen Hellenisten, hervor[4]. Der von Herzog Moritz zum Inspector

---

[1] Flathe 97 Note 1. [2] Flathe 62.

[3] Noch zu Lessing's Zeit trug die Fürstenschule zu Meißen manche Züge dieses frühern Geistes; vergl. A. Baumgartner, Lessing's religiöser Entwicklungsgang 3.

[4] Vergl. v. Dommer in der Allgemeinen deutschen Biographie 3, 716—717. Bursian 238.

der Meißener Schule ernannte Johannes Rivius († 1553) machte sich auf philologischem Gebiete um die Textkritik des Sallust, der Komödien des Terenz und mehrerer Schriften Cicero's verdient. Bedeutender noch war Georg Fabricius, welcher vom Jahre 1546 bis zu seinem Tode im Jahre 1571 das Rectorat in Meißen bekleidete und sich ebenso als Schulmann wie als philologischer Schriftsteller auszeichnete[1]. Als nächste Pflicht erschien ihm stets die persönliche Förderung seiner Schüler, welche er zu edler Thätigkeit anzuspornen suchte. Reicher Erfolge jedoch wollte er sich ‚bei der frechen Willkür und zügellosen Ausgelassenheit dieser Zeit‘ nicht rühmen. ‚Du erfährst wohl selbst,‘ schrieb er einem Freunde, ‚wie schwierig und lästig die Heranbildung der Jugend sei, nicht so fast wegen des Amtes an sich, dem fleißige und thätige Männer wohl vorstehen könnten, als wegen der rohen, gottlosen und verkehrten Sitten unseres Zeitalters. Wie wenig schätzt man jetzt die größten Zierden unseres Vaterlandes, Kirchen und Schulen! In welcher Gefahr stehen sie nicht! Was ist jetzt verachteter und geringfügiger als wir, die wir doch nach Gott den Menschen am meisten dienen?‘[2]

Bei der Nachricht von dem Tode des Fabricius soll Kurfürst August ausgerufen haben: ‚Das war ein Mann, den möchte man mit den Nägeln aus der Erde kratzen.‘

Aber selbst unter einem solchen Mann war die Fürsorge des Kurfürsten und der Landesregierung für die Schule sehr gering.

Ein besonderer Uebelstand an den drei Fürstenschulen überhaupt war, daß dieselben von Anfang an mit schweren Geldnöthen zu kämpfen hatten, weil die ihnen ursprünglich bestimmten Güter niemals vollständig in ihren Besitz gelangten, und in der Verwaltung des Vermögens allmählich eine solche Unordnung einriß, daß, wie namentlich aus Meißen bekannt geworden, schließlich Niemand mehr genau wußte, was eigentlich der Schule gehöre, und woher das, was ihr gehörte, stamme[3]. ‚Unsere Einkünfte‘, schrieb Fabricius am 9. März 1556, ‚sind sehr vermindert worden, und diejenigen, welche uns beraubt und die armen Knaben entblößt haben, schaden uns überdieß durch Verleumdungen und Lügen, nach Sitte und auf Antrieb ihres Vaters, des Teufels.‘[4] Den Lehrern wurden ehemalige geistliche Häuser als Wohnungen angewiesen, aber man ließ dieselben in einen solch baufälligen Zustand gerathen, daß an der Behausung des Fabricius im Jahre 1560 ‚die eine Wand ganz einging und zwölf Wochen lang in Trümmern‘ lag. Der vom Kurfürsten

[1] Auf seine Arbeiten kommen wir noch später zurück.

[2] Kämmel in der Allgemeinen deutschen Biographie 6, 510—514. Döllinger 1, 527.

[3] Flathe 35—36. 46.

[4] Flathe 44 Note 3, wo noch auf mehrere ähnliche Klagen verwiesen wird.

August hochgeschätzte Lehrer Jobus Magdeburg bewohnte im Jahre 1567 ‚ein solches Haus, welches nicht allein bös und gar dachtlos, sondern auch dermaßen baufällig‘ war, daß er ‚mit großer Sorge und Gefahr darin wohnen‘ mußte. In einem Bericht vom Jahre 1574 heißt es bezüglich sämmtlicher Lehrer: ‚sie wohnen in solchen Häusern, darin ihrer keiner trucken schlafen kann.‘ [1]

Gleich unerfreulich sind die Berichte sowohl der Lehrer als der Visitatoren über die inneren Zustände der Schulen.

Was dort wie im Allgemeinen auffiel, war ‚zuvörderst die große Umwandlung, so in der Tracht der Schüler‘ eingetreten war und ‚auf böse Sitten und Verwilderung leichtlich schließen‘ ließ [2]. Den Schülern war der ‚ehrliche Schulrock‘, die Schalaune, vorgeschrieben; aber schon bald beginnen die Beschwerden über ‚ungewöhnliche, unförmliche Kleidung‘. Die Schulordnung vom Jahre 1580 enthielt von Neuem die Verfügung: ‚Es sollen die Knaben nicht wie die Landsknechte, sondern ehrbar bekleidet sein und nicht zerhackte oder bunte, sondern solche Kleider tragen, die bei frommen und ehrbaren Leuten, jedem nach seinem Stande ehrbar und gebräuchlich seien. Es soll daher keinem gestattet werden, zerschnittene Pluderhosen, Federhüte, große, weite Sackärmel, zerschnittene Schuhe und dergleichen zu tragen. Sie sollen auch keine Dolche oder „Plötze" tragen, und wenn sie Wehren mit sich in die Schule bringen, sollen die Präceptoren solche von ihnen abfordern.‘ Allein die Vorschrift wurde so wenig befolgt, daß die Visitatoren später wiederholt zu melden hatten: ‚Der mehre Theil‘ der Schüler gehe ‚in kurzen, gewurckten, prunkten Mänteln, großen weiten Reuberärmeln, gebunden Beinkleid und anderem, so mehr reuberisch dann schülerisch‘, einher. Im

[1] Flathe 85—86. ‚Obgleich‘, sagt Flathe, ‚dieser Nothstand offen zu Tage lag, auch keine Visitation verging, die ihn nicht in Erinnerung gebracht hätte, so blieb es dank dem chronischen Mangel an Geldmitteln in der Hauptsache doch immer beim Alten, und es nimmt sich nach Allem, was vorausgegangen, seltsam aus, wenn auf die erneute Vorstellung der Visitatoren von 1591 der Hauptmann zu Meißen Auftrag erhält, zu untersuchen, welche Bewandtniß es mit dieser Sache habe, und darüber zu berichten . . .‘ Vergl. S. 473.

[2] ‚Die alten Aebte und Gardian‘, predigte Johann Mathesius, Pfarrer zu Joachimsthal, im Jahre 1559, ‚haben weiland den Ihren gewisse Regeln und Gesetze von den Kleidern und Habit gestellt und fürgeschrieben. Leichtfertigkeit in Trachten und Kleidern ist eine Anzeigung eines leichtfertigen Gemüthes. Es ist wahrlich ein böses Zeichen, wenn die Schüler, Studenten, Baccalaurien ihre Filzhüte, Binden, Troller, Paußermel und Pluderhosen, verbremte Kleider und ausgestickte und zerschnittene Ermel tragen, zuvoraus die von Almosen studiren und leben, oder weiland von Almosen sind ernährt worden. Es steht doch ja nicht wohl, wenn sich die junge Mannschaft so weibisch und in geputzten, gemahleten Kleidern pflegt zu zieren.‘ Postilla prophetica 129ᵇ—130.

Jahre 1587 fanden sie, es sei bei den Schülern ‚sehr gemein, große Bäuche und Aermeln zu tragen‘ [1].

Aber noch mit ungleich schwereren Uebelständen hatte man zu kämpfen. Die Geschichte der Schulen ist von der Zeit ihrer Gründung an mit Klagen über den unbändigen Geist der Jugend angefüllt. Für die Schule zu Pforta erging von Seiten der Universität zu Leipzig, welcher die Oberaufsicht übertragen war, bereits im Jahre 1546 die Verfügung: ‚In groben Uebertretungen der Schüler, als da seien Gotteslästerung, Diebstahl, unzüchtige Sauferei und Spielerei, Verachtung der Lehrer oder des Vorstehers, sollen die Lehrer und der Vorsteher sich der Strafen vergleichen und zur Erfolgung einander behülflich sein.‘ [2] In Meißen äußerte der Rector Fabricius gegen seinen Freund, den Ilfelder Rector Michael Neander, der ihn besuchte: ‚Wenn wir nur acht Tage sollten von der Schule sein und die Schüler im Kloster allein lassen, würden wir auf unser Wiederkunft weder Kloster noch Schule finden, sondern sie würden Alles in Haufen gerissen und umgekehrt haben.‘ [3] ‚So viel die Disciplin angeht,‘ berichteten die Inspectoren im Jahre 1568 dem Kurfürsten August über die Meißener Schule, ‚so ist es an dem, daß die Knaben ganz ungehorsamlich und muthwillig gegen den Herrn Rector, seine Collegen und den Verwalter und sein Gesinde sich in viel Wege erzeigen und unsere und der Präceptoren treuliche und fleißige Vermahnung hintansetzen und Ew. kurfürstlichen Gnaden Ordnung nicht Folge leisten.‘ Sämmtliche Schulen erhielten im Jahre 1580 den strengen Befehl: die Schüler ‚sollen nicht geizig fressen noch sich vollsaufen mit Aufstoßen oder Reissen des Kellers; die Tische, hölzerne Teller, Tischtuch und Handquele sollen sie nicht zerbrechen oder zerschneiden; sie sollen sich nicht zu den Köchinnen und anderem gemeinen Gesinde in der Schule gesellen, desgleichen weder Tag noch Nacht aus der Schule heimlich gehen oder sich bei Gesellschaft finden lassen; Lügenbücher, schändliche Schriften und unzüchtige Gemälde sollen sie nicht lesen noch in ihren Wohnungen haben; bei Zechen, Tänzen und dergleichen sollen sie nicht erscheinen;

---

[1] Flathe 105—106; vergl. 113. Im Jahre 1571 richtete Peucer an die Schüler in Meißen eine scharfe Vermahnung wegen unanständiger Kleidung, wegen Tragens von Degen und Schießgewehren: ‚Non sitis discissis caligis, qui praeter decorum infarciuntur . . . ne geratis arma, sive gladios, sive bombardas. . .‘ Zeitschr. für deutsche Culturgesch., Jahrg. 1859, S. 79. ‚Man erstaunt wahrzunehmen, wie fast jedes Laster und jede Ausschweifung der Studirenden jener Zeit auch schon auf den Gymnasien heimisch ist: Waffentragen und Duell, Trunk und Unzucht, Faulheit und Uebermuth bis zu thätlicher Widersetzlichkeit und Aufruhr.‘ Tholuck, Academisches Leben 1, 188.

[2] Bei Stübel 594; vergl. 590.

[3] Schmid, Gesch. der Erziehung 2ᵇ, 418.

sie sollen keine falschen Schlüssel haben'[1]. Allein trotz aller Befehle mußten bald darauf die Visitatoren in Meißen wiederum ‚große Klage' führen über ‚Aus- und Einsteigung bei der Nacht, Zechen in der Stadt, ärgerliches nächtliches Geschrei auf dem Hof, Verachtung der Präceptoren, Verhöhnung der Schuldiener' und anderes ‚leichtfertiges Beginnen', wodurch die Schule ‚einen bösen Namen' erhalte. Dem Rector wurde aufgetragen, namentlich auch dafür zu sorgen, daß ‚das schmähliche Auspfeifen, Ausrauschen, Ausklappern und Thürzuschlagen der Knaben über die Präceptoren mit Ernst' gestraft werde. Ueber die Schüler vom Adel hatte Kurfürst August bereits im Jahre 1554 den Landständen vorgehalten: daß dieselben ‚sich unterständen, die Schulmeister zu raufen und zu schlagen, sogar sie zu erstechen drohten'. Es wurde zur stehenden Klage: ‚Knaben, so die Disciplin nicht erdulden wollen, laufen mutwillig für der Zeit davon, die anderen aber ziehen auch also ab, daß ihrer wenig erkennen, was ihnen für große Gnad und Güte widerfährt.' Eine neue Schulordnung vom Jahre 1602 verfügte für die Schule zu Meißen unter Anderem: ‚Wenn die Knaben bei der Nacht über die Mauern steigen und in die Stadt oder Schenken zur Zeche gehen, sollen sie etliche Tage mit dem Carcer, und wenn man sie herausläßt, zugleich auch mit Ruthen gezüchtigt werden; wenn sie wider den Rector und die Präceptoren Pasquillen und Schmähkarten aussprengen oder sonsten schimpfliche Leichtfertigkeit wider sie gebrauchen, sollen sie mit Gefängniß, Ruthen oder Ausstoßung aus der Schule gestraft werden; wenn sie sich an dem Verwalter oder sonsten der Haushaltung vergreifen, sollen die Rädelsführer acht Tage lang mit Gefängniß bei Wasser und Brod gestraft, hernach durch die Präceptoren mit Ruthen castigirt und darauf aus der Schule excludirt werden; die anderen aber, so den Rädelsführern beigepflichtet, sollen fünf Tage mit Gefängniß gestraft und folgends auch mit Ruthen gezüchtigt werden.' Während der Carcer sich in einem Zustande befand, ‚daß die Knaben ohne Verlust ihrer Gesundheit darin zu bleiben nicht vermochten', kamen ‚wochenlange Carcerstrafen fast als Regel, nicht als Ausnahme' vor. Einmal erstach ein Schüler einen Mitschüler bei einer Schlägerei mit einem Stilet, nachdem er vorher schon einem andern einen Arm, einem dritten ein Achselbein zerbrochen hatte[2].

Ueber die Lehrer an den sächsischen Schulen urtheilten die Schulvisitatoren im Jahre 1573: ‚Nur wenige Schulmeister gibt es noch, welchen die Unterweisung und sittliche Führung der Jugend am Herzen liegt, weil sie entweder selbst nicht wissen, wie sie es anfangen sollen, oder weil sie die Be-

[1] Bei Vormbaum 1, 288 fll.
[2] Flathe 65. 118—122. 145. 196.

schwerden und das Lästige des Schulstaubs fliehen; dazu kommt noch das ungeheuere Sittenverderbniß.'[1]

Kleinere sächsische Landstädte begnügten sich für ihre Lateinschulen noch um das Jahr 1578 mit Handwerkern, welche namentlich im Sommer, wenn wegen Mangels an Schülern der Unterricht ausgesetzt werden mußte, ihrem Gewerbe nachgingen[2].

Ein trauriges Loos ereilte bei Einführung der neuen Lehre die ehemals berühmte Schule in Zwickau. Während sie am Ausgang des Mittelalters bis an 900 Schüler gezählt hatte[3], besaß sie deren im Jahre 1534 nur noch eine kleine Zahl; die in den Jahren 1537, 1549 und 1566 erlassenen neuen Schulordnungen führten nicht zu neuem Gedeihen[4].

Genauere belehrende Nachrichten liegen über die Schulen der Stadt Braunschweig vor.

Von ihren früheren drei Stiftsschulen[5] wurde die bei St. Aegidien im Jahre 1529 den Benedictinern weggenommen und als dritte lateinische Stadtschule eingerichtet; die Schule zu St. Cyriaci verschwand, als die Bürger im Jahre 1545 das Stift niederrissen; die zu St. Blasien wurde bedeutungslos[6]. Für die städtischen Schulen hatte Johann Bugenhagen im Jahre 1528 eine

---

[1] Löschke 204. Den Professoren zu Meißen und Grimma hatte Kurfürst August einen ‚Vesper- und Schlaftrunk' erlaubt; aber diese Erlaubniß artete ‚in einen solchen Mißbrauch' aus, daß allein zu Grimma ‚täglich 42 Kannen Bier auf solche Vesper- und Schlaftrank in Rechnung verschrieben' wurden, obgleich es doch den Lehrern, sagte der Kurfürst im Jahre 1571, bei den ordentlichen Mahlzeiten nicht an Getränken fehle. Flathe 83. An der Schule zu Meißen wurde ein Lehrer von einem Knaben über einem Diebstahl betroffen; ein Schulverwalter ließ sich derartige Vergehen zu Schulden kommen, daß er im Jahre 1615 der Todesstrafe verfiel. Gegen den Rector Johann Bechmann erhoben die Visitatoren im Jahre 1616 die Beschwerde, daß er ‚die jüngeren Knaben dermaßen mit Prügeln oder wohl gar mit Füßentreten tractire, daß sie eine Zeit krank zu Bette liegen mußten'. Flathe 181 fll.

[2] Müller, Kursächsisches Schulwesen XIV. XXIV. — Zu Labes in Pommern klagte der Lateinlehrer, welcher sich im Winter mit der Erklärung der Briefe Cicero's beschäftigte, im Jahre 1598: ‚Es gehen die Knaben unfleißig zur Schule, vornehmlich des Sommers, denn alsdann müssen sie eines Theils die Gußelen, eines Theils die Schweine, eines Theils die Kelber, eines Theils die Kühe, eines Theils die Ochsen hüten, eines Theils müssen die Pfluch treiben.' v. Bülow, Beiträge 64.

[3] Vergl. oben S. 6. Die Anstalt hatte einen so guten Ruf, daß sie viele Schüler aus weiter Ferne, selbst aus Süddeutschland, anzog; vergl. Weller, Altes 2, 489.

[4] Weller 2, 791—797; vergl. Paulsen 121. [5] Vergl. oben S. 6.

[6] Koldewey LIII fll.

Schulordnung entworfen, aber schon im Jahre 1535 erhob der Rath ernste Beschwerden über die Lehrer sowohl in Bezug auf den Unterricht als auf die Schulzucht und erließ eine neue Ordnung [1]. Dagegen reichten gleichzeitig auch die Lehrer ihre Klagen ein. Der Rector der Catharinenschule erklärte: Für die schwereren Fächer, die Anfangsgründe des Griechischen, die Elemente der Logik und Arithmetik, fehlt es an geeigneten Schülern, weil die Eltern ihre Kinder entweder gar nicht schicken oder bald wieder wegnehmen und in die Winkelschulen gehen lassen. Der Rector bei St. Aegidien befand sich noch in schlimmerer Lage: Die Anstalt, schrieb er, wird nur von wenigen Schülern besucht, und diese, wenn sie Einen Tag anwesend, bleiben wieder acht Tage fort; die Eltern verachten entweder den Jugendunterricht ganz und gar oder sie schicken ihre Kinder nur ein bis zwei Jahre; falls nicht die Geistlichkeit durch ihren Einfluß auf der Kanzel verhüte, daß die schon bis zum Aeußersten gestiegene Geringschätzung der Wissenschaften noch tiefere Wurzeln schlage, stehe ein Zusammenbruch der Schule bevor [2]. Nicht etwa die Höhe des Schulgeldes trug daran Schuld, denn dieses war so gering bemessen, daß Bugenhagen zu bedenken gegeben hatte: ein reicher Vater könne seinen Sohn zehn Jahre lang zur Schule gehen lassen für einen Lohn, welchen er einer Dienstmagd in Einem Jahre darreichen müsse [3].

Auf Anregung des Stadtsuperintendenten Nicolaus Medler und eines humanistisch gebildeten Arztes wurde im Jahre 1547 der Versuch gemacht, eine ‚höhere Schule‘, ein Pädagogium zu errichten; dasselbe ging jedoch in Folge von Zerwürfnissen unter den Lehrern und von Streitigkeiten zwischen diesen und der Geistlichkeit bald zu Grunde. ‚Fast täglich‘, schrieb Medler im Jahre 1547 an Justus Jonas, ‚erfahre ich Dinge, die mich vor Verdruß fast umbringen. Groß ist in unserer Gemeinde die Zügellosigkeit des Volkes und besonders der Jugend, und groß die Sucht der Prediger, sich in Alles einzumischen; mir wird bange bei dem Gedanken, wohin dieses Alles noch führen werde.‘ Einer der Lehrer, der namhafte Humanist Johann Glandorp aus Münster, ein Schüler Melanchthon's, wurde wegen seines Haders mit

---

[1] Bei Koldewey 47—49.

[2] ‚. . . partim omnino contemnunt puerorum eruditionem, partim ita frigide rem agunt, ut tota schola ruinam minitari videatur. . . Ad paucos res rediit, cum quibus ipsis etiam pessime agitur, qui, ubi adsunt diem, rursum integros octo absunt.‘ Er bittet den Superintendenten, ‚uti per concionatores excitari aliquantum nostros cures, ut penitius paulo considerent, quorsum res reditura sit, si is *literarum extremus contemptus* radices altius egerit.‘ Bei Koldewey 58. ‚Es ist gewiß nicht ohne Grund,‘ sagt Koldewey LXVII, ‚wenn der Rector Andreas Pouchenius (1562) klagt: Quid hoc scholastico munere spretius, quid vanius, quid abiectius vulgi iudicio?‘

[3] H. Hering, Doctor Pomeranus, Joh. Bugenhagen (Halle 1888) S. 55.

dem Superintendenten im Jahre 1548 seines Amtes entlassen; andere Lehrer gaben wegen mangelnder Besoldung ihren Unterricht auf. Die Dinge kamen dahin, daß der Geselle eines Beutelmachers, der zu Posen von Juden Hebräisch, und ein Wollkämmer, der zu Neapel Griechisch gelernt hatte, als Lehrer angestellt wurden. Als Medler im Jahre 1551 heimlich und ohne ein Wort des Abschieds aus der Stadt entwich, war die Anstalt bereits zusammengebrochen [1].

Unter dem Stadtsuperintendenten Martin Chemnitz erhielt das Schulwesen eine streng lutherische Färbung; sämmtliche Lehrer wurden auf die Concordienformel verpflichtet, die des Calvinismus verdächtigen ihres Amtes entsetzt. Wie traurig die Beschaffenheit der Schulen war, erkennt man aus den wiederholten Beschwerden der Lehrer über schlechte Besoldung und gesundheitsschädliche Schulzimmer, der Bürgerschaft über die Trägheit der Lehrer und mangelhaften Unterricht, und des geistlichen Consistoriums, welches letztere im Jahre 1590 sich dahin aussprach: ‚Es wird leider eine solche Unachtsamkeit, Verdruß, Auflösung der Disciplin und Faulheit gespüret, daß fast kein Heilen mehr da ist.‘ Um dem völligen Untergange zu steuern, erging im Jahre 1596 eine neue ‚Ordnung‘ des Inhalts: Es sei den Lehrern nicht zu gestatten, ‚hohe breitrantige Hüte, weite ausgefüllte Bäuche, lange dicke Ranzen, zugefaltene weite Reuberärmel, allerlei bunte leichtfarbige Strümpfe und sonstige unehrbare Kleider zu tragen‘. Wenn ein Lehrer sich ‚der Gotteslästerung, Zauberkünste, Scherzen aus Gottes Wort, Trotzes, Verkleinerung der Oberen anmaße, muthwilliges Gezänk und Factionen anrichte, mördliche Waffen bei sich trage, dem Saufen, Spielen, Doplen und der Buberei nachgehe, heimliche Gelage halte in öffentlichen Schenken, Garküchen, unehrlichen, verdächtigen Orten, öffentliches Nachtgassieren, Schand- und Bubenreden treibe, bei Gastmählern und Hochzeiten sich ärgerlich erzeige, Pasquille und Schmähschriften verfasse und ausbreite und andere öffentliche Laster‘ treibe, so solle er sofort seines Amtes verlustig gehen: ‚denn so lange man solche Sünden dulde, könne das Schulwesen nicht in Besserung kommen‘ [2]. Bei Ertheilung von Schul-

---

[1] Koldewey LXI—LXIII. Döllinger 2, 77. Ueber den Erfolg des Unterrichts im Lateinischen sagt Koldewey LXV: ‚Wenn die Latinität der Schüler nicht besser gewesen ist, als sie in der vom Rector Zannger (1548) verfaßten „Administratio“ des Catharineums sich darstellt, so muß man die viele Mühe und die Zeit beklagen, die auf die Erlernung der lateinischen Sprache verwendet wurde.‘

[2] Schon im Jahre 1562 hatte eine Braunschweigische Schulordnung nachdrücklich hervorgehoben: durch die Sitten der Lehrer dürften die Schüler nicht verdorben werden: ‚Temulentis aut hesternam crapulam redolentibus non concedemus apud juventutem aliquid operis facere. . . Morum levitatem, dictionum turpitudinem, verborum scurriles obscoenitates et diras execrationes vestitusque lasciviam aversabuntur maximopere.‘ Koldewey 115—116.

strafen müsse sich jeder Lehrer ‚alles Fluchens und ungebührlichen Redens enthalten, die Knaben nicht mit Schlüsseln, Büchern oder Fäusten ins Angesicht schlagen, nicht gräulich über die Bänke werfen, ihre Glieder verrücken, bei den Ohren ziehen, das Gehör und Gesicht verletzen und wie Diebshenker stäupen‘ [1].

Durch diese Schulordnung wurden die Schulen vollständig von der Geistlichkeit abhängig gemacht; allein ‚man bemerkte bald‘, wird berichtet, ‚daß es so nicht gehen wollte, wie der Superintendent gehofft hatte; ward auch wenig, endlich nichts gehalten‘, hauptsächlich in Folge von Zwistigkeiten zwischen den Schulrectoren und der obersten geistlichen Behörde [2].

Nach dem Vorgange Sachsens wurden bald zahlreiche protestantische Pädagogien aus kirchlichen Gütern der katholischen Vorzeit errichtet: im Jahre 1546 in Ilfeld, Eisleben, Heidelberg; 1563 in Stettin, 1569 in Brieg, 1577 zu Schleusingen, 1605 in Coburg, 1607 in Joachimsthal und an anderen Orten mehr.

Das im Prämonstratenserkloster Ilfeld gegründete Pädagogium stand unter Michael Neander (1550—1595) viele Jahre lang in Blüte; es wurde von Melanchthon ‚für das beste Seminarium im Lande‘ erklärt. War es Neander längere Zeit gelungen, eine gute Zucht aufrecht zu erhalten, so zeigen seine Verordnungen aus den Jahren 1580 und 1584, welche einen häufigen Widerstand der ganzen Schule voraussetzen, wie sehr auch er mit einreißender Zügellosigkeit zu kämpfen hatte. ‚Die Jugend‘, schrieb er, ‚ist so verdorben, weil das Wüthen des Satans am Ende der Welt größer ist.‘ [3] ‚Da ich einst zu Dresden die Brüder Johann und Caspar Nävius besuchte, beide Aerzte beim Kurfürsten, und diese mich liebreich fragten, wie lange ich schon mit Unterweisung der Jugend beschäftigt sei, und ich ihnen eine stattliche Zahl von Jahren nannte, erwiderten sie: „Du bist ein glücklicher Mensch, daß du so lange ein so gutes Werk treibst, das beschwerlichste, wie wir meinen, auf der Welt, und auf Erden, wenn auch nicht im Himmel, eben nicht in Achtung stehend.“ Zufällig war aber ein gelehrter Mann, der als Rector der

---

[1] Koldewey 123 fll.

[2] Koldewey LXXII fll. Hermann Nicephorus, der Rector des Martineums, ein eifriger Schulmann, welcher im Jahre 1604 auf Betrieb des Coadjutors Johannes Kaufmann um Amt und Brod gebracht wurde, bezeichnete im Jahre 1603 als ‚impedimentum proprium praeceptorum: despectus, ingratitudo, temeraria reprehensio, exigua pretiosissimi et maximi laboris praemia ac stipendia, atque hinc sustentationis et necessariorum librorum inopia, ac denique animorum dimissio et a rebus scholasticis peregrinatio‘. S. 152.

[3] Schmid, Gesch. der Erziehung 2[b], 418—421. 422. 426. 428.

kurfürstlichen Schule zu Pforta vorgestanden hatte', Johann Gigas [1], ‚gegenwärtig, der viel von jungen eingefleischten Teufeln wußte, über die kein Lehrer Gewalt hat, und der jetzt auf einer Pfarre sich ausruhte; der sprach: „Mein Lieber Neander, ihr solltet euch lieber ein Mal haben lebendig schinden lassen, denn so viel Jahre, vornehmlich mit der jetzigen teuflischen, bösen Jugend, umbgangen haben."' ‚Aber einen frommen und eifrigen Lehrer', fährt Neander fort, ‚wirrt dergleichen nicht.' Er tröstete sich mit den Worten Luther's: ‚Hastu Einen frommen Unterthan, Bürger oder Pfarrkind, oder zween, so danke Gott. So dir Ein Nachbar, ja Ein Kind oder Gesind wol gereth, so laß dir genügen. Kriegstu solcher zwene oder mehr, so hebe die Hände auf und halt's für große Gnade; denn du lebest doch hie nicht anders, denn in des Teufels Mordgruben und als unter eitel Drachen und Schlangen.' [2] Im Jahre 1589 brach Neander in die Klage aus: die Welt sei ‚nichts anderes, denn ein großes, weites, wildes Meer aller Bosheit und Schalkheit', ‚vornehmlich jetzunder in diesen bösen letzten Zeiten, da weder Glauben gegen Gott, noch Liebe gegen Menschen zu finden' sei [3].

Ein Verwandter Neander's, Basilius Faber, Rector in Nordhausen, Tennstädt, Quedlinburg und Erfurt († um 1576), ein tüchtiger Schulmann und Philologe, hatte schon viel früher als Neander über die geringen Erfolge seiner Lehrthätigkeit in Folge der allgemeinen Zuchtlosigkeit der Jugend geklagt. Die Zustände erschienen ihm so trostlos, daß er auf Besserung nicht mehr zu hoffen wagte. Ein Jahr lang habe er seinen Schülern, schrieb er im Jahre 1567, von der Nähe des jüngsten Tages vorgepredigt, um ‚viel-

---

[1] Vergl. Paulsen 259 Note 2.

[2] Havemann, M. Neander 25—26. ‚Die Schulen', schrieb der genannte Johann Gigas, Prediger zu Freistadt in Schlesien, im Jahre 1566, ‚fallen wieder an vielen Orten, und ist die Jugend gar wild, unbändig, widerburstig.' ‚Epicureismus nimmt gar Ueberhand, Hoffart, Geiz, Unzucht, Schwelgen, Fluchen, Betrug werden für keine, oder hie für kleine Sünde gehalten.' Zwo Predigten &c. Vorrede des J. Gigas von 1566 F².

[3] Havemann 27—35, wo Näheres über die Schicksale, welche Neander als Beschützer seiner Schule und der ihr überwiesenen ehemaligen Klostergüter durch die Angriffe umwohnender Grafen und Herren zu bestehen hatte; mehrmals gerieth er in Lebensgefahr. Diese Schicksale gewähren einen rechten Einblick in die verwilderte Zeit. In der Zeitschr. des Harzvereins 3, 796 sagt Jacobs: ‚Der Prediger Goldwurm mußte im Jahre 1557 von „gemeiner und besonderer Unzucht und Hurerei, so zu unseren Zeiten ohne alle Scheu geübt und getrieben" werde, Meldung thun. . . Von solchen Sittenzuständen an unserem Harz, sowohl im Norden wie im Süden, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zeugen die zu unseren Zeiten kaum verständlichen Klagen von Neander und anderen Lehrern über das viehische, rohe, wüste, unverschämte Leben und Treiben der Zöglinge unserer harzischen Schulen.'

leicht noch etlichen einen Abscheu vor der gemeinen Sicherheit' beizubringen, denn ,die Jugend sei zu diesen Zeiten viel stärker als je vor anderen Jahren zu einem wüsten, rohen und sichern Leben geneigt, auch wolle schier kein Ernst mehr bei ihr helfen, und sei Nichts zu erdenken, wodurch ihr Abscheu und Gräuel vor der Sünde könne gemacht werden'. Es kam ihm vor, als sei das sündliche Leben zur Zeit des Untergangs von Sodoma und Gomorrha ,Kinderspiel gewesen gegen die jetzige Welt'[1]. Zu Nordhausen, wo Faber zuerst gewirkt hatte, mußten den Schülern im Jahre 1583 unter Anderem untersagt werden: Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, Verwünschen, Verachtung des Gottesdienstes, epicurische Reden, lächerlicher Mißbrauch der Bibel und der Bibelsprüche. In der Schule dürften sie nicht die Fenster zerbrechen, nicht plärren, blöcken und rauschen; sie dürften nicht zerschnittene Hosen, ,Pausermel, Pumphosen', Dolche und ,Plötze' tragen; ferner sollten sie vermeiden alle ,Buhlenörter' und verdächtige Personen, Bier- und Weinhäuser, öffentliche Tanzplätze, Fechtschulen, heimliche Tänze, alles nächtliche ,Gassiren' und Saufen, besonders bei Gelagen und Hochzeiten. Auch dürften sie ,keine Conspiration wider Jemand machen, auf Niemand Pasquille und Schmähschriften oder Lieder dichten und anschlagen, nicht stehlen oder betrügen, nicht öffentlich garstige, unzüchtige Buhlenlieder figuriren'. Gemäß derselben ,Ordnung' wollte der Rath die von ihm ernannten Schulaufseher sowohl gegen Lehrer als Schüler vor Verleumdung und Gewalt ,durch Gefängniß, Geld- oder Leibesstrafen' geschützt wissen; den Lehrern schrieb er vor: sie dürften nur aus wichtigen Ursachen, nicht etwa, weil sie am Tage vorher sich voll getrunken hätten, oder wegen Hochzeiten, ihren Unterricht versäumen; man werde es ihnen nicht mehr gestatten, aus leichtfertigen Ursachen einen, zwei oder drei Tage außer der Schule spazieren zu gehen, wie man bisher erfahren habe. Ueberdieß sollten sie sich enthalten alles ,Fluchens, Gotteslästerns, Schlagens, Balgens, Fressens und Saufens, des Schwärmens und Terminirens auf der Gasse, der Hurerei, des Ehebruchs, der Narrenpossen, des Diebstahls und der Wucherhändel', auch ungebührlicher Kleidung, ,da man einhergeht mit aufgeschlagenen Hüten, kurzen Kappen, Dolchen an der Seite, zerhackten Hosen, reiterischen Pumphosen, weiten Ermeln, oder sonst in Kleidern steckt, als wolle man zerfallen, mit offenem Wams, garstigen Schuhen, wie ein Bauer hinter dem Heuwagen hergeht'. ,An öffentlichen Spielplätzen und verdächtigen Oertern sollten sie sich gar nicht finden lassen, bei Conviviis aber nicht über zehn Uhr des Abends.' Auch sollten sie sich ,in der Schule oder sonst vor den Knaben nicht keifen noch beißen'. Strenge Schulstrafen wurden den Lehrern gestattet, nur sollten

[1] Döllinger 2, 617—618.

sie ‚die Knaben nicht bis auf's Blut stäupen, mit Füßen treten, bei den Ohren und Haaren aufheben oder mit dem Stock oder Buch in's Gesicht schlagen, auch dabei keiner Gotteslästerungen, Flüche und ungestümer Schmähungen sich bedienen'[1]. Schulstrafen dieser Art mußten ‚schier allerwärts, weil sie in so häufigem Gebrauch', verboten werden. In Göttingen sah sich der Gymnasialrector Heinrich Petreus im Jahre 1586 genöthigt, den Lehrern zu untersagen, ‚auf die Knaben gleich als auf Esel loszuschlagen, ihnen in die Haare zu fahren, sie mit Füßen zu treten oder mit Knüppeln durchzuprügeln'[2]. Ein Rector zu Wittenberg wurde verklagt, daß er ‚wie ein Leu in der Schule gegen die Knaben gewüthet und selbige mit der Ruthe in's Angesicht und auf die Köpfe blutrünstig geschlagen' habe[3]. In Weimar verbot man den Lehrern unter Strafe der Dienstentlassung das bisher nur allzusehr übliche ‚Zuschlagen mit Stecken oder Büchern auf die Köpfe, item mit vollen Fäusten in das Angesicht, desgleichen anderes grimmiges Stoßen und Raufen bei den Haaren und Ohren, item mit dem Stecken auf die Fäuste schlagen'[4]. Gleiche Verbote erfolgten an den Gymnasien zu Stralsund und zu Brieg[5].

‚Aber wie sollte es denn auch', meinte ein Prediger im Jahre 1577, ‚sich nicht leichtlich erklären lassen, daß den Rectoren und Präceptoribus die Galle vor Zorn und Verzweiflung überläuft, wenn er die wilde, faule, rausige, schier teuflische Jugend sieht, so sie erziehen sollen und mit der sie so viel Nöthen und Gefahren haben, daß sie oftermals böslichen Angriffen ausgesetzt und Leib und Lebens nicht sicher sind.'[6]

---

[1] Bei Vormbaum 1, 363. 374. 380—386. 391.

[2] Neues vaterländisches Archiv, Jahrg. 1828, Bd. 1, S. 86.

[3] Löschke 150 fll. [4] Vormbaum 2, 224.

[5] Die Stralsunder Schulordnung von 1591 verlangte, die Lehrer sollten Maß halten bei der Bestrafung der Schüler: nur in bringenden Nothfällen ‚humi potius subjectis vestibus prostratos quam mensis et scamnis injectos virgis caedant. Ita enim a luxatione et convulsatione et ruptura nihil erit periculi'. — ‚Orbilios enim illos plagosos, qui quondam ex puerorum ejulationibus et vibicibus posteriorumque inspectione voluptatem capere videntur, carnificinae potius quam scholae aptiores esse in confesso est.' Vormbaum 1, 514 No. 5, 517 No. 28. Die Brieger Schulordnung von 1581 ermahnt die Lehrer, ‚. . . ne quemquam vel manu vel *lapide* durius percutiant'. Vormbaum 1, 338 No. 7. Nach all diesen Zeugnissen kann man schwerlich mit K. Hartfelder sagen: ‚Der Zug des Humanismus zu einer humanen Behandlung der Schüler hat entschieden seine Früchte getragen. Wenn früher die Ruthe oder gar der Prügel als die bezeichnenden Merkmale für die Schule galten, wenn das Stäupen das am häufigsten angewandte pädagogische Mittel war, so wurde das durch den Humanismus etwas besser.' Schmid, Gesch. der Erziehung 2b, 122.

[6] Pfingstpredig von M. Heinrich Doltz (Jhena 1577) S. 5.

An dem zuletzt genannten Gymnasium in Brieg erging im Jahre 1581 der Befehl: Der Rector und alle seine Collegen müssen vor jeder Gewaltsamkeit gesichert sein; auf das ernstlichste ist deßhalb den Schülern zu untersagen, denselben Gewalt anzuthun, bewaffnet zu erscheinen, Dolche und Messer zu tragen[1]. Der dortige Rector Jacob Schickfuß äußerte sich im Jahre 1599: die Schüler seien so verkommen, ‚daß man eher einen Fisch ohne Gräten, als auch nur Einen von Haus aus unverdorbenen Schüler finde‘[2].

Aehnliche Verordnungen wie in Brieg wurden an den Gymnasien zu Stralsund, Güstrow, Coburg und anderwärts für nothwendig erachtet[3].

‚Die Krankheiten, unter welchen die Schulen seufzen, braucht man‘, erklärte das Thorner Lehrercollegium im Jahre 1588 vor dem Rathe der Stadt, ‚nicht weitläufig zu besprechen, denn sie liegen vor Aller Augen: das lasterhafte Leben, der völlige Untergang der häuslichen Zucht ist die Quelle aller anderen

---

[1] Bei Vormbaum 1, 338 No. 14 und 343 No. 17.

[2] Döllinger 1, 446.

[3] In Stralsund wurde im Jahre 1591 den Schülern vorgeschrieben: ‚Non sint blasphemi, maledici, mendaces, fures, ebriosi — mensas, fornaces, fenestras, parietes, seras in auditoriis sua petulantia non conrumpant — pugionibus aut sicis nunquam succingantur et ab omni armorum genere abstineant — ad nuptias, solemnia, convivia, ludos gladiatorum, choreas absque permissu rectoris non accedant, aut reversi virgis caesi animo aequo ferant — compotationes et lustra ebriorum et alia loca suspecta vitent.‘ Vormbaum 1, 511—512 No. 3. 14. 18. 20. 22. Die Güstrower Schulordnung vom Jahre 1572 verbot den Schülern: ‚blasphemias, detestationes, abusum nominis divini, juramenta, magiam, mendacia, furta, libidines, convicia, libellos famosos, injurias, confoederationes aut conspirationes, gladios, pugiones, sicas, evocationes ad dimicandum, seditiones, grassationes, symposia, publicas tabernas‘ u. s. w. Vormbaum 1, 577. Die Sachsen-Coburg-Gothaische Schulordnung vom Jahre 1605 befahl: ‚Conventicula suspecta et occulta gurgustia tollantur oportet — gladiis non accingantur nec aliis armorum generibus — caedibus et vulneribus qui delectantur, in hostes nominis Christiani eant — habitationum parietes non perfodiant, non comminuant fenestras nec fornaces diffringant.‘ Vormbaum 2, 17—18 No. 64. 68—69 und 20 No. 8. Die Schulgesetze des Gymnasiums zu Wesel am Niederrhein sprechen im Jahre 1585 von der bei den meisten Schülern vorhandenen asperrima durities et ferocissima longe contumacia, dissoluta licentia; sie wollen den enormibus sceleribus — atrocibus peccatis entgegentreten. Bei J. Heidemann im Weseler Gymnasialprogramm vom Jahre 1859 S. 29—30. Die Hermannstädter Schulordnung vom Jahre 1598, bei Teutsch 48—61, machte den Collegen des Rectors zur Pflicht: ‚Tumultuantes et vociferantes, tam studiosos quam adolescentes, tum in schola, tum in conviviis et alibi compescant. . .‘ (S. 51 No. 3). Bezüglich der Schüler heißt es zum Beispiel a. a. O. S. 55—56: ‚scortationes, adulteria, omnisque vitae impuritas severe sit prohibita, personas infames, loca suspecta fugiant omnes; ad ebrietatem usque nemo se vel vino vel alio potu ingurgitet. . . Intra scholae limites parietes, scamna, fornaces, fenestras aut quicquam aliud ne quis destruat. . .‘

Uebel.'[1] In einer Rede, welche Christoph Pelargus, Professor zu Frankfurt an der Oder, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts an der Schule zu Joachimsthal über ‚den traurigen Verfall der Schulen' hielt, heißt es unter Anderem: wie in Kirchensachen und im Gemeinwesen fast alle gute Ordnung verschwunden sei, so trete auch im häuslichen Leben eine völlige Auflösung zu Tage; einst seien die Knaben gleichsam von anderem Metall geformt gewesen, jetzt aber seien sie von zarter Kindheit an an Herz und Sitten verdorben[2]. Mehrere Jahrzehnte früher, im Jahre 1569, hatte Alexander Gisius, Lehrer am Gymnasium zu Görlitz, in einer öffentlichen Rede sich dahin ausgesprochen: es mache ihm die größte Freude, wenn er bei der an allen Schulen zerfallenen Zucht den Eltern einmal einen nur nicht völlig verdorbenen Schüler zurückschicken könne[3].

Regeln eines ehrbaren Lebens und gute Gesetze, äußerte sich der Rector Grunius bei der Eröffnung des Gymnasiums zu Jüterbock im Jahre 1579, seien in so großer Zahl ertheilt worden, daß darin noch kaum etwas zu wünschen übrig bleibe; aber trotz dieser Regeln und Gesetze wachse die Schändlichkeit der Sitten und die wilde Zügellosigkeit der Menschen so sehr, daß man wirklich nicht wisse, ob schlechte Sitten gute Gesetze oder gute Gesetze schlechte Sitten zur Folge hätten[4].

Am frühesten sprach sich über die traurigen Schulzustände Joachim Camerarius aus, ein Schüler und vertrauter Freund Melanchthon's, einer der eifrigsten Pädagogen und der bedeutendsten Philologen Deutschlands. Bei all seiner unermüdlichen Thätigkeit war er, wie Melanchthon selbst[5], unerschöpflich in Klagen über den Verfall der Schulen, über die Roheit und Zügellosigkeit des heranwachsenden Geschlechtes. An Hülfe schier verzweifelnd, kam er, wie er im Jahre 1536 an Luther schrieb, ‚oft auf den Gedanken', ob es bei der Zerrüttung aller Sitten und der herrschenden Gottlosigkeit ‚nicht besser sei, wenn es gar keine öffentlichen Schulen gäbe, als solche Anstalten, die nur zu Freistätten für Sünde und Laster bestimmt zu sein scheinen'. ‚Könnte ich doch über diese Dinge', wünschte er, ‚mündlich mit dir reden, denn es sind dieß nicht leere, ungegründete Klagen!'[6] In einem seiner Briefe an den Meißener Rector Georg Fabricius sagte er im Jahre 1550: Man sehe es klar, daß Alles sich zum Untergange Deutschlands vereinige, daß Religion, Wissenschaft, Zucht und Ehrbarkeit untergehen müßten. ‚Was werden',

[1] Döllinger 1, 536. [2] Döllinger 1, 535.

[3] Döllinger 1, 542. [4] Döllinger 1, 542.

[5] ** Vergl. seine Oratio de miseriis paedagogorum, herausgeg. von Hartfelder in den Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts, Heft 4 (Berlin 1891), S. 55—68.

[6] Döllinger 1, 524—525.

rief er aus, ‚die anderen Nationen sagen, oder vielmehr, was sagen sie jetzt schon! Doch umsonst ist unser Mühen, und Nichts richten Klagen aus.‘[1] Immer von Neuem sprach er von der allenthalben herrschenden Ausgelassenheit des Lebens und der Sitten, von dem ‚Ekel und der Scheu vor den Studien, welche doch dem Menschen zur Ehre und zum Schmucke gereichen‘. ‚Wer pflegt oder bewundert noch die Studien, ja wer erachtet sie nur noch einiger Beachtung und Mühe werth? Man hält sie für Narrenpossen und wie für Zahlpfennige, mit welchen die Kinder spielen.‘ ‚Denn die Menschen haben jetzt, was sie erstrebten: die zügelloseste Willkür nämlich, zu behaupten und zu thun, was sie wollen.‘ Sich zurückversetzend in die Zeit seiner Jugend (er wurde geboren zu Bamberg im Jahre 1500), schrieb er im Jahre 1555: ‚Die Erziehung und das ganze Leben ist jetzt anders geworden, als es in unseren Knabenjahren war.‘ ‚Welcher Feuereifer einst die Herzen der Schüler belebte, in welchem Ansehen damals die Studien standen, und was damals Alle mit Freuden ertrugen, um sich nur einige Gelehrsamkeit zu erwerben, das ist jetzt noch hinlänglich bekannt. Heutzutage dagegen sind die gelehrten Studien durch bürgerliche Wirren und gewisse innere Zwistigkeiten so zu Boden gedrückt, daß sie nur mit Mühe an einigen Orten sich des gänzlichen Unterganges erwehren.‘ Im Jahre 1560 ließ er sich darüber in einem Briefe an einen Freund vernehmen: ‚Bei der Verdorbenheit, dem verkehrten Willen und dem verdrehten Urtheile unseres Zeitalters wird die gute Erziehung und Bildung der Jugend vernachlässigt; was leicht und angenehm ist, erhält den Vorzug, was Mühe und Anstrengung kostet, wird vermieden. Der Eifer für die schönen Wissenschaften und Künste ist schon lange erkaltet; sie werden entweder verkehrt betrieben oder ganz aufgegeben, und die Neigung hat sich anderen Dingen zugewendet, bei welchen Ehre und Vortheil zu erlangen ist.‘[2]

Traurige Erfahrungen darüber hatte Camerarius während seiner Lehrthätigkeit sogar in einer Stadt gemacht, welche zur Zeit seiner Jugend als ‚Stern erster Größe am geistigen Himmel Deutschlands‘ gepriesen werden konnte: in Nürnberg[3].

In Nürnberg, wo im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vier Lateinschulen in Bestand waren[4], ging man, nachdem die neue Lehre zum Durch-

[1] Kampschulte 2, 279.

[2] Diese Aussprüche des Camerarius zusammengestellt bei Döllinger 1, 524—527. 534; vergl. 2, 584—590. Solche Aussprüche lassen sich ‚aber noch durch viele andere vermehren‘. Kampschulte 2, 278 Note 4.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, S. 129—136.

[4] Vergl. oben S. 7.

bruch gekommen, an die Errichtung eines protestantischen Gymnasiums und setzte für vier Lehrer hohe Besoldungen aus. Melanchthon eröffnete die Anstalt im Jahre 1526; seine beiden Freunde Joachim Camerarius und Eobanus Hessus waren die vorzüglichsten Lehrer; außer dem Lateinischen sollte auch im Griechischen, im Hebräischen und in der Mathematik Unterricht ertheilt werden. Melanchthon verglich die Stadt wegen ihrer Sorge für die Jugendbildung mit Florenz; Luther pries die neue Anstalt als die deutsche Sorbonne. An den Nürnberger Syndicus Lazarus Spengler, welcher die Einrichtung derselben wesenlich gefördert hatte, schrieb er im Juli 1530: ‚Gott sei gelobt und gedankt, der des Teufels Gedanken lange verkommen hat und einem ehrbaren fürsichtigen Rath eingegeben, eine solche feine herrliche Schule zu stiften und anzurichten mit großer Kost und Darlegung, die allerfeinsten Leute dazu erwählet und verordnet, daß freilich, ich will's nicht zu hoch rühmen, vorhin keine hohe Schule, wenn's gleich Paris wäre, so wohl mit Legenten versorgt gewesen ist.‘ [1] Der berühmte Philologe Jacob Micyllus hielt die Anstalt für einen Mittelpunkt der classischen Studien [2]. Die Männer aber, welche die Dinge aus der Nähe beurtheilen konnten, wie Willibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, hegten von der Blüte der Schule geringe Zuversicht. ‚Ueber deinen Brief‘, schrieb Cuspinian im Jahre 1527 an Pirkheimer, ‚war ich so erstaunt, daß ich nun voraussage: es werden bald alle Wissenschaften und schönen Künste zugleich mit dem Reiche zu Grunde gehen. Bisher hegte ich die Hoffnung, daß sich die Patricier in den Städten derselben annehmen würden; nun aber, da ich sehe, daß selbst eure Republik sich wenig um die Studien bekümmert, bekenne ich frei, daß Alles verloren ist‘: das dortige Gymnasium werde nicht lange bestehen können [3]. ‚Welchen verständigen Christen wollte es nicht‘, sagte Spengler am 24. Juli 1530, ‚zum höchsten bekümmern, daß in kurzen Jahren nicht allein das Latein, sondern auch alle anderen nützlichen Künste und Sprachen angefangen haben, in einen solchen Abfall zu sinken? Niemand will leider den großen Schaden merken, den wir daraus, wie ich besorge, bald erfahren werden, und schon alle Tage vor Augen sehen.‘ [4] Es fanden sich für das Gymnasium, obgleich der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde, nur überaus wenige Schüler ein. Lediglich auf Reichthum, klagte Eoban, lege man Werth, nicht auf Bildung; man träume nur von Safran und Pfeffer; er lebe wie unter ‚bepurpurten Affen‘ und ziehe einen Aufenthalt unter den Bauern seines hessischen Vaterlandes seiner jetzigen Umgebung vor [5]. Im Jahre 1533 verließ er die Stadt; zwei Jahre

[1] Bei de Wette 4, 117. [2] Hagen 3, 194.
[3] Hagen 3, 197. [4] Hagen 3, 197—198.
[5] Krause, H. E. Hesse 2, 59—60. 107.

später kehrte Camerarius der hoffnungslos gewordenen Schule den Rücken. ‚Ich habe einmal gesagt,‘ schrieb Erasmus im Jahre 1530, ‚wo das Lutherthum herrsche, da erkalte die Liebe zu den Wissenschaften. Wenn das nicht wahr wäre, warum sah sich Luther gezwungen, so angelegentlich die Leute zu den Wissenschaften wieder zurückzurufen? warum sah sich auch Melanchthon dazu gezwungen, welcher auch gar nicht läugnete, daß es wahr sei, was ich sage? Nun haben allerdings einige Städte angefangen, Professoren anzustellen; es wird aber Noth thun, auch Schülern Besoldung zu geben. In solchem Grade glüht die Liebe zu den Studien!‘ [1] Obgleich Nürnberg ‚eine volkreiche Stadt, wohl erbauet und besetzet‘ sei, reiche Stipendien und berühmte Professoren vorhanden gewesen, so sei doch, sagte J. Poliander im Jahre 1540, die dortige Anstalt zerschmolzen aus Mangel an Schülern. ‚Die Lectores sind weggezogen, denen von Nürnberg ist daraus Schimpf gefolget und allerlei Nachrede, wie männiglich bewußt.‘ [2] Im Jahre 1552 fand Melanchthon das Nürnberger Gymnasium in einem trostlosen Zustande. In den vom Magistrate wiederholt erlassenen Schulgesetzen werden den Schülern Verachtung des Gottesdienstes, Gotteslästern, fortwährende Verhöhnung der Schulzucht, hartnäckiger Unfleiß, Widersetzlichkeit gegen die Lehrer, Schwelgerei und andere Vergehen zum Vorwurfe gemacht; überhaupt legen die Gesetze der Jugend ‚ein barbarisch, rohes, wildes, wüstes, viehisch und sündhaftes Leben‘ zur Last, welches nothwendig göttliche Strafgerichte herbeiführen müsse. Camerarius rieth von Leipzig aus dem Magistrate zur Versetzung der Anstalt; im Jahre 1575 wurde sie nach Altorf verlegt [3].

Nicht viel bessere Erfahrungen machte man in Augsburg, wo früher das Schulwesen in gedeihlicher Blüte gestanden hatte [4]. Im Jahre 1531 errichtete der dortige Rath in dem ehemaligen Carmeliterkloster zu St. Anna ein protestantisches Gymnasium, zu dessen Ausstattung er hauptsächlich eine alte, für arme Theologie-Studirende bestimmte Stiftung des Propstes Ulrich von Langenmantel benutzte; aus eigenen Mitteln verwendete er dazu jährlich

---

[1] Döllinger 1, 470—472, wo noch mehrere ähnliche Aeußerungen des Erasmus angeführt werden.

[2] Töppen 78—79. Poliander rieth deßhalb von der Errichtung einer Universität zu Königsberg ab; man solle vor Allem für das Fortbestehen der Kinderschulen sorgen.

[3] Roth, Zur Gesch. des Nürnbergischen gelehrten Schulwesens 15—17. Schultheiß 14. 53. In einer Verordnung vom Jahre 1588 wurde den Schülern ‚sonderlich das Zukhen, Raufen, Werfen, sowohl auch Dolche, Kugeln und andere Waffen bei ernstlicher Strafe verboten‘. ‚Insonderheit sollen die Pauperes, so das wöchentliche Schulalmosen genießen, alle Wirthshäuser und Schlupfekhen meiden, sich aller Unzucht, Spielens, leichtfertiger Kleidung und anderer Ungebühr enthalten.‘ Waldau, Neue Beiträge 1, 558—559.

[4] Vergl oben S. 7.

nur stark 100 Gulden[1]. Die Anstalt wollte nicht gedeihen. Der im Jahre 1553 zum Rector derselben berufene Matthias Schenk reichte im Jahre 1555 der Schulbehörde eine Denkschrift ein, worin er sagte: ‚Wer sollte es wohl glauben, daß in dem hochberühmten Augsburg, einer der ersten Städte des Reiches, in welcher mehr als 2000 Knaben des Unterrichtes bedürfen, kaum 150 die Schule besuchen?‘ Unter diesen 150 aber sei kaum ein einziger Schüler im Stande, einen Brief von einigen Zeilen zu schreiben, ohne zahlreiche Fehler zu machen. Weil man einen Theil der alten Stipendien aufgehoben habe, werde die Zahl der Studirenden immer geringer: man müsse Knaben aufnehmen, welche kaum sprechen, geschweige denn lesen könnten[2]. Gemeinschaftlich mit seinen Collegen richtete Schenk eine eigene Bittschrift an die Prediger: sie möchten doch von der Kanzel aus zum Besuch der Schulen und zum Studium der Wissenschaften aufmuntern. Unter dem ausgezeichneten Philologen und Schulmann Hieronymus Wolf, einem der tüchtigsten Hellenisten Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert, welcher seit dem Jahre 1557 das Rectorat verwaltete, wurde die Anstalt auf neun Classen erweitert, und Wolf hielt Vorlesungen in einem ‚öffentlichen Auditorium‘. Allein er fand wenig Befriedigung ‚in der nur dem Erwerb und dem Vergnügen nachstrebenden Stadt‘. ‚Das Auditorium‘, schrieb er, ‚sei ‚zu einer Freistatt allerlei Muthwillens ausgeschlagen‘. ‚Besser unterrichtete Jünglinge, welche nach Augsburg kommen, reisen nach ein- oder zweimaligem Anhören des Unterrichtes wieder ab‘ und sagen: Wolf lehre so elementar. Das müsse er auch, wolle er nicht den Wänden predigen, meistentheils thun, weil er selten auch nur mittelmäßig begabte Schüler erhalte; die Barbarei reiße völlig ein, alle schönen Wissenschaften würden zu Boden getreten. Wolf schloß im Jahre 1580 sein Leben mit bittersten Klagen über vielfache Täuschungen und Mängel, über schlechte Besoldung der Lehrer, Trägheit und Zügellosigkeit der Schüler und Gleichgültigkeit der Eltern: für die häusliche Zucht, welcher man zur Erziehung der Jugend nothwendig bedürfe, thue ‚der große Haufe Nichts‘; er pflege ‚ein Schwein fast mit größerer Sorgfalt, als den Sohn‘[3].

In Eßlingen beschwerten sich die Prediger im Jahre 1547 bei dem Rathe: in Folge des mangelhaften Schulbesuches habe man statt geschickter

---

[1] Hans 27 fll.

[2] ‚. . . Ad summam: eo res tandem rediit, ut in supremum puerorum ordinem et eorum, qui in schola doctissimi habentur, numerum ii recipiantur et sint omnino recipiendi, qui, quod turpissimum est, unum et alterum verbum, ita ut puri sermonis ratio postulat, connectere non possunt.‘ Zum Beweise hierfür legte Schenk Probearbeiten seiner Schüler der obersten Classe bei. Hans 64—71.

[3] Hans 33 fll. Schmid, Gesch. der Erziehung 2b, 434 fll. Döllinger 1, 454—455. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 1, 145 Note. Der Augsburger

Prediger und Lehrer ,eitel Nichtskenner und ungelehrte Tölpel', auch zu weltlichen Geschäften keine gelehrten Juristen, Schreiber und Advocaten, sondern unwissende Leute. Zudem würden Prediger und Gelehrte so verächtlich behandelt, daß man ihnen kaum das tägliche Brod gebe und sie dabei doch mit ,Eselsarbeit' überlade, sie schmähe, mit Undank belohne und ihnen Uebles nachrede [1]. Wiederholt wurden für die Lateinschule neue Ordnungen und Einrichtungen getroffen, jedoch ohne Erfolg. Eine im Jahre 1588 beschlossene ,Reformation' derselben kam nicht zur Ausführung; ihr Zustand ward immer schlimmer: man hatte ebensosehr über Unfleiß und geringes Ansehen der Lehrer als über schlechte Aufführung und Unbotmäßigkeit der Schüler zu klagen [2].

In Basel war nach Einführung der neuen Lehre die Zahl der Schulen auf drei beschränkt worden. Im Jahre 1535 klagte Capito, daß in der Lateinschule am Münster nicht über drei Knaben seien, ,von denen zu verhoffen, daß sie im Studiren fürfaren' würden; fünf Jahre später war dort die Schülerzahl so zusammengeschmolzen, daß alle Schüler der drei Classen in Einem Zimmer Raum fanden; das Amt eines Schulmeisters ging zwischen 1537 und 1541 in nicht weniger als sechs Hände über, dagegen verwaltete Thomas Platter seit dem Jahre 1541 unter großen Schwierigkeiten das Rectorat 37 Jahre lang; die ,Collaboranten' aber wechselten häufig in Folge ihrer geringen Besoldung [3]. Was die Schulzucht und die Lehr-Erfolge an-

---

Patriciersohn Anton Christoph Hörmann wurde im Jahre 1588 aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt weggenommen und in die Lateinschule nach Memmingen geschickt, um dort, wie sein Großvater wünschte, ,nicht allein seine Studien zu continuiren, sondern darneben auch wol rechnen und schreiben zu lernen'. Im folgenden Jahre — er war damals fünfzehn Jahre alt — meldete er in einem lateinischen Briefe dem Großvater: ,In der Arithmetik bin ich bis zur Multiplication der Brüche vorgeschritten, und weil du nach bestem Verständniß schreibest, daß die regula de Tri mit den Brüchen vor dem Praktischen tüchtig gelernt und erfaßt werden müsse, so gedenke ich mich noch einige Zeit mit letzterm zu beschäftigen.' Was das Latein betraf, fand ihn der Großvater, wie er dem Memminger Rector im Jahre 1590 schrieb, bei einem angestellten Examen darin ,nicht fast wol fundirt oder geübt'. ,Ich wär', sagte er, ,wol zufrieden, wann er gleich nit so ciceronianisch schreiben und reden, sondern allein die gemeinen phrases oder formulas loquendi et scribendi gelernt het.' Nach einem vorliegenden Verzeichniß besaß der Schüler damals an deutschen Büchern: Luther's Bibel und Tischreden, einen lateinisch-deutschen Psalter, ein lateinisch-deutsches Gebetbuch von Johann Avenarius, die Hauspostille von Johann Gigas, eine ,päpstliche Geschicht' und Wilhelm Kirchhof's ,Wendunmuth', ,darinnen 550 höfliche, züchtige und lustige Historien, Schimpfreden und Gleichnüsse'. Unter den lateinischen, meist auf den Unterricht bezüglichen Büchern befanden sich auch die Colloquia Erasmi. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 1, 147. 155. 158 Note. 160.

[1] Pfaff, Gesch. von Eßlingen 234. [2] Pfaff 742. [3] Fechter 42 fll. 79.

belangte, so erging im Jahre 1542 ‚eine große Klag, daß die Knaben geil, mutwillig und unzüchtig erzogen würden'; im Jahre 1552 klagte der Rath, daß die Universität, welcher die Aufsicht und Leitung der niederen Schulen übertragen war, derselben ‚keine Rechnung halte'. ‚Die Jugend in den minderen Schulen wird', sagte er, ‚schlechtlich unterwiesen und geht alle Unzucht für. Ihre Präceptoren und Provisoren sind entweder anderen Geschäften ergeben oder suchen auch zum oftemalen wider alte Bräuche ihren selbs Müßiggang, versäumen die Jugend, und sollten solche Mängel durch eine ehrwürdige Regenz nicht so lange geduldet werden.' [1] Man führte neue Ordnungen ein, dieselben waren aber nicht im Stande, das sinkende Schulwesen wieder zu heben. Erst im Jahre 1583 wurde an eine ernstliche Reform gedacht, um den in der Nachbarschaft, zu Luzern seit dem Jahre 1574, zu Freiburg im Uechtlande seit 1580, aufblühenden, auch von protestantischen Schülern besuchten Jesuitenschulen entgegenzuwirken. Im Jahre 1589 wurden die drei Lateinschulen, welche damals 354 Schüler zählten, zu einem Gymnasium mit sechs Classen vereinigt, und als Ziel des Unterrichts ward bezeichnet, ‚die Knaben unter der Ruoten also lang zu üben, bis sie in der lateinischen Sprache reden und schreiben, und auch im Griechischen nicht unerfahren seien'. Jedoch noch im Jahre 1597 sprach sich die Universität dahin aus, daß die aus dem Gymnasium austretenden Schüler weder im schriftlichen noch im mündlichen Ausdruck eine Fertigkeit besäßen [2].

Von den Schulzuständen im Württembergischen entwarf Michael Schütz, genannt Toxites, Professor zu Tübingen und Pädagogarch des ganzen Herzogthums, in einer dem Herzog Christoph im Jahre 1557 überreichten Denkschrift eine abschreckende Schilderung [3]. Herzog Christoph wendete in seiner Kirchenordnung vom Jahre 1559 dem Schulwesen eine besondere Fürsorge zu durch Errichtung von Pädagogien in Stuttgart und Tübingen und von mehreren ‚Klosterschulen', welche zur Universität vorbereiten sollten. In Tübingen gründete Christoph für 100 ‚arme und unvermögliche Landeskinder', die sich ‚vornehmlich auf die Theologie zu begeben', ein Stipendium und wies die Stipendiaten auf das strengste an: sie müßten sich ‚alles Fluchens, Schwörens und Gotteslästerns, ferner des schändlichen Lasters des Zu- und Volltrinkens, auch aller unordentlichen Zechen und alles gefährlichen Spielens in- und außerhalb des Stipendiums gänzlich enthalten, desgleichen aller Hurerei und ärgerlicher verargwohnter Personen, aller heimlichen Schlupf- und verdächtlichen Häuser' [4]. Jedoch von einem Jahrzehnt zum andern ergingen

---

[1] Fechter 48. 78. 83. [2] Fechter 48. 78. 83—99.
[3] Wir kommen auf dieselbe später zurück. [4] Bei Vormbaum 1, 137 fll.

wider die Stipendiaten immer lautere Klagen wegen Unfleiß, Ueppigkeit, Sittenlosigkeit, obgleich ihnen in den Statuten vorgehalten wurde, daß sie von Almosen ernährt würden. ‚Jeder Stipendiat,‘ lautete eine Vorschrift, ‚der sich über beide Ohren vollsaufe‘, solle mit Carcer bestraft werden [1].

In der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth hatte der lutherisch gesinnte Abt Schopper zu Heilsbronn mit ansehnlichen Mitteln eine Schule errichtet. Dieselbe hatte aber so geringen Erfolg, daß bei einer im Jahre 1555 abgehaltenen Prüfung sich herausstellte: ‚Sowohl die Großen als die Kleinen konnten nicht wohl zwei Worte lateinisch antworten.‘ Im Jahre 1562 ertheilte die markgräfliche Regierung den Befehl: Die Anstalt sollte inskünftig nur noch aus 12 Schülern bestehen, welche Landeskinder sein müßten; die Kinder fremder Unterthanen seien auszuweisen. Als dann nach Ablauf von zwei Jahren der Klostervorsteher und der Klosterrichter den Landesherrn flehentlichst baten: er möge doch, ‚nachdem die Lehre des heiligen Evangeliums wieder an den Tag gebracht und des Papstes irrige Lehre an den Tag gekommen‘ sei, 24 Schüler zu halten erlauben, damit ‚der armen Pfarrherren und Kirchendiener Kinder und Waisen das Stücklein Brod genießen möchten‘, wurde diesem Bittgesuche entsprochen. Aber im Jahre 1575 klagte die markgräfliche Regierung: an der Schule sei ‚fast alle Zucht und Disciplin‘ gefallen; ‚die Schulmeister und Cantoren‘ seien bisher ‚zum Theil seicht gelehrt und zum Theil gute Gesellen und Zechbrüder gewesen, dadurch sie ihre Autorität verloren und den Ungehorsam und Unfleiß bei den Knaben verursacht‘ hätten [2]. Drei Jahre später übergaben die Ansbacher Theologen eine Bittschrift: der Markgraf möge doch die Schule zu Heilsbronn auf's eheste befördern helfen, damit sie nicht gar in den Brunnen falle, ‚weil doch‘, sagten sie, ‚zu großem Unglück dieser unserer letzten gefährlichen Zeit alle wohlbestellten Schulen beimählig zu Grunde gehen‘ [3].

Das höchste Ansehen unter den städtischen Schulanstalten der Protestanten genoß lange Zeit das zu Straßburg im Jahre 1538 errichtete Gymnasium,

---

[1] ‚Si quisquam ita inebriatus fuerit, ut ad ambas, ut dicitur, aures sese ingurgitaverit, punietur carcere pro arbitrio praeceptorum.‘ Schnurrer, Erläuterungen 439; vergl. 478—482.

[2] Muck, Gesch. von Kloster Heilsbronn (Nördlingen 1879) 1, 419—420. 480. 527—529.

[3] Döllinger 1, 540. Ueber schlechte Schulverhältnisse in Heilsbronn um das Jahr 1585 vergl. Muck 3, 32 fll. — Prediger, welche sich über den Verfall des Schulwesens aussprachen, wiesen wohl darauf hin, daß die ‚neue Predigt des Evangeliums‘ anderwärts, zum Beispiel in Dänemark, bessere Früchte getragen habe. So sagte Wil-

zu dessen Gründung Jacob Wimpheling bereits im Jahre 1501 aufgefordert hatte. Der Rector Johann Sturm war einer der berühmtesten Schulschriftsteller der Zeit; nach seinen in zahlreichen Schriften niedergelegten pädagogischen Grundsätzen wurden nicht wenige Schulen eingerichtet. Er selbst hatte zu Lüttich in den Jahren 1521—1524 die Schule der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben‘ durchgemacht, in Löwen und Paris sowohl die ältere Lehrweise als die durch den Humanismus herbeigeführten Fortschritte derselben kennen gelernt. Nach seinem Organisationsentwurf zerfiel die Straßburger Anstalt in drei Abtheilungen: eine Vorschule für Alphabetarii, das eigentliche Gymnasium mit sechs Classen, und eine oberste Abtheilung, in welcher wissenschaftliche Vorträge gehalten werden sollten [1]. Schon im Alter von sechs Jahren solle der Knabe, verlangte Sturm, mit der Erlernung des Lateinischen beginnen, im folgenden Jahre anfangen Latein zu sprechen und Verse nachzuahmen, mit dem vollendeten neunten Jahre des Lateinischen einigermaßen mächtig sein; in seinem zehnten Jahre kommt dann der Unterricht im

---

helm Schrader in einer ‚Strafpredigt über die schweren Mißbräuche und Aergernisse in den evangelischen Kirchen und Schulen Deutschlands‘ (1604): ‚In anderen Landen, wo das helle Licht des Evangeliums aufgegangen, so in Dänemark, steht es offenbar viel besser mit der Zucht der Jugend und guten Schulen, Lehrmeistern und Schülern.‘ In Dänemark selbst jedoch war man nicht dieser Ansicht. Im Jahre 1594 hielten die dänischen Reichsräthe den Bischöfen vor, ‚daß der Verfall des Schulwesens unläugbar groß‘. Die Bischöfe selbst erklärten im Jahre 1608 auf einer Synode zu Kopenhagen: ‚Barbaries tandem metuenda est, nam minitantur passim scholae ruinam et verendum, ne brevi destituantur idoneis hominibus, si occluditur praemii janua. Videmus namque paucissimos esse, qui velint studia illa diligentia excolere, quae in scholis requiruntur, et suscipere graviores illos labores scholasticos.‘ Pontoppidan 3, 38. 66. 579. Bereits im Jahre 1540 schrieb der protestantische Bischof Petrus Palladius, der über das ganze Kirchen- und Schulwesen in Dänemark und Norwegen eine Art Oberaufsicht führte, in seinem Visitationsbuche: ‚Unsere Vorfahren waren fleißiger, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, obwohl sie von Gottes Wort noch nicht so viel verstanden als wir in diesen durch das reine Evangelium erleuchteten Tagen. Damals, als ich in die Schule ging, gab es so viele Studenten, daß die Schulen bis unter das Dach hinauf voll waren. An der Schule zu Ribe studirten 700 und zu Roskilde 900, bloß um Mönche und Messeleser zu werden. Nun sitzt ein Teufel in den Herzen der Adelichen, der Bürger und der Bauern und hält sie davon ab, ihre Kinder studiren zu lassen, obwohl sie recht gut merken, daß ihr Kind vom Mutterleibe an dazu bestimmt ist. Das thut der leidige und schändliche Teufel deßwegen, damit es bald ganz an Solchen fehle, welche Gottes Wort verkünden sollen, und das Volk wieder in den frühern Irrthum zurückfalle.‘ Aus dem Visitatz Bog etc. (Kopenhagen 1872) in den Hist.-pol. Bl. 81, 431.

[1] Näheres in der: Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Herausgegeben von der Lehrerschaft des protestantischen Gymnasiums. Zwei Theile in einem Bande. Straßburg 1888.

Griechischen hinzu: Grammatik und Uebungen an Aesop und Demosthenes werden vorgenommen, im nächsten Jahre gleichmäßig Cicero und Demosthenes, Virgil und Homer, auch Sallust und Plautus gelesen; bis zum sechzehnten Jahre wird die schulmäßige Erziehung fortgesetzt. Sturm erachtete es für einen großen Vorzug der römischen Kinder, daß sie von frühe auf lateinisch sprachen und einzig mit Latein Sprechenden umgingen: dem Uebelstande, daß dieses bei den deutschen Kindern nicht der Fall sei, müsse durch den Fleiß und die richtige Methode der Lehrer abgeholfen werden; Plautus, Terenz und Cicero habe er, sagte er, aus der Unterwelt heraufbeschworen, um mit den Knaben Latein zu sprechen [1].

Die Anstalt erfreute sich eines starken Besuches; im Jahre 1542 zählte sie über 500, im Jahre 1546 sogar 624 Zöglinge [2]; aus ganz Deutschland, selbst aus dem Auslande kamen Schüler herbei, auch Söhne von Fürsten und Edlen. Allein schon im Jahre 1566 berichtete Sturm an den Rath, daß nur sehr wenige Schüler bis zur Beendigung der beiden obersten Classen, geschweige denn der öffentlichen Vorlesungen aushalten; die obersten Classen, welche die wichtigsten seien, deren Besuch den eigentlichen Zweck der Anstalt bilden sollte, stünden halb leer, statt 60—70 Schüler seien in den letzten Jahren nicht mehr als 9 zur Schlußprüfung gekommen [3]. Sturm bat den Rath, bei dem Kaiser um academische Vorrechte für die Anstalt nachzusuchen. Maximilian II. ertheilte im Jahre 1567 solche Vorrechte, aber der gehoffte Erfolg blieb aus. Er habe bemerkt, schrieb Sturm, daß es eine schwierige Aufgabe sei, auf der Academie Vorlesungen über Dichter, Geschichtschreiber und Redner zu halten: diese Vorlesungen würden oft ganz und gar nicht besucht, auch die nothwendigen Collegien verabsäumt; die Zucht sei zerfallen; die Lehrer würden sehr verachtet [4]. Dazu kamen tiefgehende und lang andauernde religiöse Streitigkeiten zwischen ihm und den streng lutherischen Straßburger Theologen Johann Marbach und Johann Pappus, welche der

---

[1] ‚Das Ziel des ganzen gelehrten Unterrichts wird von Sturm mit glücklicher Formel als sapiens atque eloquens pietas bezeichnet. Der Schule fällt davon als ihre wesentliche Aufgabe die Eloquenz zu, der auf den eigentlichen Schulcursus folgende Unterricht hat für die materiale wissenschaftliche Bildung zu sorgen.‘ Paulsen 194.

[2] Nach der Angabe Sturms in einem Brief an Camerarius vom 12. April 1542. Kückelhahn 29 Note 1; vergl. 33 Note 3.

[3] Paulsen 196.

[4] In seinen Acad. epistolae vom Jahre 1569 (vergl. Kückelhahn 35 Note 3) sagt er: ‚disciplina, quae nunc dissoluta est: confusa quadam petulantia atque licentia; non solum intermissis, sed saepe omissis auscultationibus necessariis, magno cum contemtu magistrorum et ipsorum discipulorum pernicie.‘ v. Raumer 1, 263. Kückelhahn 36 Note 3, Brief vom Jahre 1571.

Anstalt zum Verderben gereichten und im Jahre 1581 den Rathsbeschluß veranlaßten, Sturm ‚in Rücksicht auf sein Alter und aus anderen Gründen' seines Dienstes zu entheben [1].

Religiöse Streitigkeiten zwischen den Schulvorstehern und den Predigern, namentlich über die Lehre von der Rechtfertigung und vom heiligen Abendmahle, waren überhaupt ein Krebsübel des ganzen damaligen protestantischen Schulwesens. Sehr häufig beschwerten sich die Prediger, daß die Jugend in den Schulen mannigfachen Verführungen und Glaubensirrthümern preisgegeben sei. ‚Ach, wie viel hämische, lose Verführer', schrieb zum Beispiel Sebastian Krell, Prediger zu Eisleben, im Jahre 1562, ‚findet man jetzt allenthalben unter den Schulmeistern in den Schulen, welche der armen Jugend ihr Gift einpflanzen, daß ihnen darnach nicht leicht zu helfen.' Aehnlich klagte der Mansfelder Superintendent Spangenberg im Jahre 1568: die Jugend werde in den Schulen mit argen und verabscheuungswerthen Irrthümern verdorben. ‚Nicht einmal der Türke hat eine solche Verheerung je angerichtet, wie die Urheber und Vertheidiger der Corruptelen in den vergangenen Jahren in Schulen und Academien angerichtet haben.' Die Theologen der Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg gaben auf einem Convent zu Möllen im Jahre 1576 zu bedenken: ‚Es ist unläugbar, daß durch Verursachung und falscher Lehre Aussprengung, durch schwärmerische Dictaten, Disputationen, Vorlesungen und Eingießung irriger Meinungen durch Schuldiener, gräulicher Schaden und der Kirche Verderben in vielen Städten und Flecken erfolgt, und viele Irrsale sind fortgesetzt worden, wie das vieler Kirchen Zerrüttung bezeugt und fromme Christen herzlich beklagen.' [2]

Ueber allerlei theologische Streitigkeiten zwischen den Predigern und den Lehrern, in welche nur zu häufig zu besonderem Verderb auch die Schuljugend hineingezogen wurde, liegen nähere Berichte vor in den Schulgeschichten von Amberg, Bremen, Breslau, Coburg, Eisleben, Gardelegen, Göttingen, Gotha, Hannover, Hildesheim, Hirschberg, Hornbach, Königsberg, Lauban, Lauingen,

[1] Kückelhahn 31—38.

[2] Döllinger 1, 433. 436—437. ‚Auf der andern Seite betrachtete der Rector den Prediger als einen geistlichen Tyrannen, welcher, ohne ihm an Kenntnissen überlegen zu sein, ihn doch zwingen wollte, jedesmal die Lehre, die er, der Pastor, gerade bekannte oder begünstigte, anzunehmen und in der Schule vorzutragen. „Es war damals," um uns der Worte des Predigers Mathesius zu bedienen, „seitdem Gott sein Wort aus Gnaden wieder hatte erscheinen lassen, daß durch Anstiften des Teufels kein Dorf oder Stadt mit dem andern Eins, und wenige Pfarren und Schulen in Einer Stadt, oder die Diener Einer Kirche zusammenstimmten."' Döllinger 1, 437.

Lübeck, Mühlhausen, Regensburg, Rostock, Stettin, Zittau, Zwickau und von manchen anderen Städten[1]. ‚Es wolle sich fast ansehen,' sagte der Pfarrer

[1] Vergl. die Angaben bei Döllinger 1, 427—460. Bezüglich der Einwirkung der fortwährenden Streitigkeiten auf die Schüler hebt Döllinger (1, 435) hervor: ‚Von früher Jugend auf wurden die Knaben in die religiösen Kämpfe der Erwachsenen und die Zerwürfnisse der lehrenden Classen mit hineingezogen, lernten die Religion vorzugsweise in der Gestalt eines Parteiwesens kennen, und mußten alle Nachtheile eines kirchlichen Zustandes tragen, in welchem ein Chaos individueller Ansichten und das Gewirre eines factiosen Treibens an die Stelle der Einen, gleichen, auf historisch-traditioneller Grundlage ruhenden Autorität getreten war. Mitunter kam es dann auch vor, daß die Knaben dem Versuch des Rectors, sie zu seiner Ansicht zu bekehren, kräftigen Widerstand leisteten.' Gleich zutreffend sagt Döllinger an einer andern Stelle (1, 419): ‚Der religiöse Unterricht erhielt von Anfang an eine überwiegend polemische Färbung: er war zuvörderst darauf berechnet, den Knaben und Jünglingen die ganze bisherige Gestalt der christlichen Religion als ein Gewebe von Thorheit, Lügen und Lästerungen auf's äußerste verhaßt und verächtlich zu machen, dann aber auch, sie in jene Zerwürfnisse und Streitfragen einzuweihen, die unter den Anhängern des neuen Lehrbegriffs selbst in ununterbrochener Reihenfolge ausbrachen. So wurden die jugendlichen Gemüther frühe schon dahin gebracht, daß sie auf die vorausgegangene Generation und ihre eigenen Vorväter als auf verblendete, in selbstverschuldeten Wahn und Geistesfinsterniß versunkene Menschen dünkelhaft herabblickten, und zugleich wurden sie durch das beständige Anhören der heftigen Ausfälle und Schmähungen auf den Kanzeln in einem Alter, welchem vertrauensvolles sich Anschließen und Hingabe an eine höhere Autorität natürliches Bedürfniß ist, von Anbeginn an mit Argwohn, Haß und Widerwillen erfüllt.' — Wie die Jugend selbst an kleinen Lateinschulen mit den theologischen Wirren der Zeit bekannt gemacht und mit Erbitterung und Haß wider die Gegner der theologischen Ansichten des Schulrectors erfüllt wurde, darüber finden sich belehrende Mittheilungen bei Th. Distel, Der Flacianismus und die Schönburgische Landesschule zu Geringswalde (Leipzig 1879). Die dortige, im Jahre 1566 gegründete Schule zählte unter dem Rector Hieronymus Haubold, dem ein Cantor zur Seite stand, in zwei Classen etwa 26 Schüler. Haubold gab ‚den Knaben etliche Argumenta vor', unter anderen: ‚Ob es wahr sei, daß D. Major lehre, gute Werke seien nöthig zur Seligkeit, ob er revocirt und welcher Teufel die Proposition habe auf die Bahn gebracht'?; ‚ob man die Wittenbergischen und Leipzischen Theologos überweisen könne, daß sie Synergisten seien?'; ‚ob die Theologi zu Wittenberg und Leipzig reine Lehrer seien?'; ‚De Adiaphorismo'; ‚ob es recht sei, daß die weltlichen Fürsten sich unterstehen, die Kirche Christi mit neuen Mandatis zu reformiren, treue Prediger und Bekenner darüber verjagen und gefänglich einziehen, wie bisher an vielen Oertern geschehen ist?' Die letzte Frage beantwortete Haubold dahin: ‚Es gibt leider die Erfahrung, daß der Teufel die armen Menschen so gewaltig blendet und besitzt, daß sie mit sehenden Augen blind und mit hörenden Ohren taub sein müssen, ja durch das Evangelium nur ärger werden, welches traun ein erbermlich Ding ist. . .' Solche Mandate seien ‚nicht allein wider Gottes Wort und Befehl, sondern auch wider die Vernunft und alle Billigkeit' u. s. w. Als Kurfürst August von Sachsen den Patron der Schule, Wolf von Schönburg, als einen Flacianer in's Gefängniß geworfen (vergl. unsere Angaben Bd. 4, S. 349), ließ Haubold die Knaben in der Schule Gott anrufen mit den Worten:

und Professor Pickart im Jahre 1575 bei der Einweihung der Schule zu Altorf, ‚als wollen die Schulen von wegen des jetzigen vielfältigen Gezänks allenthalben gar fallen und zu Grunde gehen.‘ Auch Valentin Erythräus äußerte sich in seiner bei derselben Gelegenheit gehaltenen Rede: Der löbliche Magistrat (in Nürnberg) habe es für seine Pflicht gehalten, eine neue Schule zu errichten, besonders deshalb, weil er sehe, wie die Schulanstalten allenthalben durch innere Streitigkeiten zerrissen und verwüstet werden, die Wissenschaften dadurch zu Grunde gehen und die Studien in Verachtung gerathen [1].

Als ein weiterer ‚Principalmangel der Schulen‘ galt ‚schier allgemein in allen Landen, daß man im Volke, bei Hohen und Niederen, Abgang von aller Mildthätigkeit gegen Lehrer und Schüler verspüren mußte, und man

---

‚Wie könnestu es doch ersehen, daß wir als arme irrende Schäflein unseres Hirten beraubt, unter die Wölfe und Mietlinge zerstreut und zerrissen werden sollten? wie würden deine Feinde jubiliren, wie ein Freudenspiel soltestu inen anrichten? Wolan, lässestu uns zu Schanden werden, so mustu mit zu Schanden werden, lässestu uns unterdrücken, so wirdestu mit untergedrückt, wie kanstu du das erleiden?‘ — Im Jahre 1568 ließ Kurfürst August die ‚urflatianische‘ Schule visitiren und schickte dann, um den Rector in Gewahrsam zu bringen, etwa 200 Mann nach Geringswalde (‚sie haben zween Wagen mit Leitern, Ketten und Stricke vollauf gehabt‘), aber Haubold war entflohen. Sein Nebenlehrer mußte für die ‚Argumente‘, worin die kurfürstlichen Religionsmandate ‚vor tyranisch und sonst angezogen und gescholten‘ worden, durch Kerkerhaft büßen; die Schule ging ein. Vergl. besonders S. 13—14. 37 Note. 47 fll. 89—95. Man vergl. auch die ‚Argumente‘, welche den Schülern zu Regensburg und zu Breslau dictirt wurden, bei Döllinger 1, 432—433.

[1] Döllinger 1, 433—434. Welche Zerrüttung beispielsweise an dem Pädagogium in Heidelberg, der ersten Gelehrtenschule reformirten Bekenntnisses in Deutschland, durch die Streitigkeiten der Lehrer unter einander und mit den Behörden und die Streitigkeiten unter den Behörden selbst herbeigeführt wurde, zeigen die näheren Mittheilungen bei J. F. Hautz in der Geschichte dieses Pädagogiums (Heidelberg 1855) S. 6 fll. Bei einer im Jahre 1574 angestellten Prüfung stellte sich heraus: ‚Kein Schüler, sowohl in der ersten als in den anderen Classen, könne auch nur ein wenig grammatisch richtig schreiben; die dritte Classe sei ganz und gar versäumt worden; in der Sorge und Aufsicht über das Pädagogium gehe Alles durch einander; die Vorsteher der Anstalt seien einander „dermaßen in die Haare gewachsen“, daß dieselbe dadurch in völligen Verfall gerathen müsse‘. Die Ausdrücke, deren sich der Conrector Johann Jungnitz einmal ‚gegen den gesammten Kirchenrath (die geistliche Aufsichtsbehörde) bediente, waren ganz dieselben, mit welchen Goethe's Götz von Berlichingen seine Erklärung an den kaiserlichen Feldhauptmann auf die Aufforderung zur Uebergabe schließt‘. Ueber den Rector Christoph Schilling beklagte er sich, ‚er höre nicht auf, auf ihn zu schimpfen; er habe sogar die Schüler statt des Exercitiums einen beißenden und bittern Aufsatz gegen ihn übersetzen lassen‘. S. 28. Wie sich die Lehrer Pareus und Grave betrugen, vergl. S. 17—18.

häufig zu hören bekam, es sei Alles umsonst und dem Teufel gegeben‘, was man den Schulen und Schulmeistern darreiche: da wäre es denn doch ‚unter der Finsterniß des Papstthums ungleich besser‘ gewesen. Unter dieser Finsterniß, schrieb Conrad Porta, Diaconus in Eisleben, um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts, hätten alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, zu den Kirchen und Schulen reichlich beigetragen, auch Knechte, Mägde und Tagelöhner hätten es an Gaben nicht fehlen lassen; ‚jetzund aber bei dem hellen Licht des Evangeliums‘ seien leider auch die vermöglichen Leute mehrentheils also gesinnt, daß sie bald ungeduldig würden, wenn sie nur ein Geringes zu Kirchen und Schulen geben sollten: man könne dieselben kaum noch in Dach und Fach erhalten und ausbessern [1]. Aehnlich äußerte sich Christoph Fischer, Superintendent in Schmalkalden, um das Jahr 1580: die lieben Vorfahren hätten durch Testamente und andere milde Stiftungen für die Schulen gesorgt, jetzt dagegen erfahre man täglich, daß die Liebe gegen die Armen und arme Studenten gar erkaltet sei; man erachte es gleichsam für einen Unrath, was man auf Kirchen und Schulen verwende [2]. Der Mansfelder Superintendent Sarcerius hatte schon viel früher sich in ähnliche Klagen ergossen [3]. Johann Asseburg besprach im Jahre 1609 in einer ‚Schulpredigt‘ zu Tangermünde, ‚wie viel die Leute im Papstthum auf Erbauung von Kirchen und Schulen gewendet‘: jetzt dagegen richte man nur geringe Häuser auf, ‚als wenn es Schafhäuser oder Scheunen wären‘, und man finde ‚oftmals eine Kirche und Schule, da nicht wohl mehr ein Ziegel aufgedeckt, noch die Fenster geflickt werden, und weder Lehrer oder Präceptor noch Zuhörer oder Discipel vor

---

[1] Döllinger 2, 296. [2] Döllinger 2, 307. 309.

[3] In der Schrift: Von den Mitteln und Wegen, die rechte Religion zu erhalten (1554) Fol. 7. Vergl. die Aeußerungen von Draconites aus dem Jahre 1544 und von Georg Major aus dem Jahre 1561 bei Döllinger 1, 139. 527—528. In Lezner's Chronik der Stadt Göttingen heißt es: ‚Man hat vor Alters in dieser Stadt auf die fremden, armen Schüler sonderlich viel und groß geachtet, und dieselbigen nicht lassen Noth leiden. Und haben dieselbigen für dem Ritterhofe wöchentlich eine sonderliche Präbende zu ihrer Nahrung gehabt. Also sind sie auch für den beiden Klöstern, ungeachtet, daß sie selbst alle Leibesnothdurft und Unterhaltung erbetteln mußten, reichlich erhalten worden. Item von den vier Pfarren und von dem Kalands-Priesterhause haben sie allemal ihre gewisse Portion bekommen. Die Stadtjunker und andere reiche, wohlhabende und vermögende Leute haben gegen dieselben die milde Hand freudig aufgethan. Im Cisterzienserhofe hat man wöchentlich für die armen Schüler ein halb Malter Roggen gebacken und unter dieselben ausgetheilt; ja man hat ihnen vom Rathhause, aus den Gilden und Bruderschaften die Almosen gereicht. Jetzund aber sieht man sie ungerne, noch viel ungerner reicht man ihnen das dürre Brod; aber viel lieber gibt man Gauklern, Stocknarren, Schalksnarren; unfläthigen Spielleuten, Kupplern, Schandlappen und anderen bösen Leuten.‘ Beschreibung der Stadt Göttingen 4, 8; vergl. Döllinger 1, 466 Note.

Regen und Wind darinnen bleiben oder wegen engen Raums und Sitzstätte sich mehr behelfen können' [1].

‚Wer könnte es läugnen,' sagte ein Prediger im Jahre 1577, ‚daß es wahr ist, wenn uns die Papisten vorwerfen, unter den Evangelischen seie schier gar alle Mildthätigkeit abgangen, und würden Prediger, Präceptoren und Schulmeister so gar gering gehalten, daß sie mit Weib und Kind kein Auskommen haben und sich oftmals des Bettels nicht ernähren können? Ich habe einen hochberühmten Präceptor, der lange Jahre unterschiedlichen Schulen vorgestanden, sagen hören, daß die elendigen Schulen und Lehranstalten nicht auffkommen könnten, sondern an den mehrsten Orten vergehen müßten, dieweil man den Lehrern und Schuldienern nicht einmal nothdürftige Besoldung darreiche, und dies selbst in großen Fürstenthümern und Städten, wo Fürsten und Oberkeiten in jeglichem Jahr gewaltig große Summen für Pracht und Lustbarkeiten aller Art ausgäben und verschwenden. Und müßten doch die Lehrer der Jugend leben können, aber sie könnten es nicht, geschweige denn, daß sie sich Bücher kaufen könnten; und sähen die Schulen selber vielfaltig als Spelunken aus, und wo man den Lehrern Wohnungen gebe, seien es oftmals dunkele, dürftige, baufällige Kammern, wo Wind und Wetter durchgehe. Und ist es in Wahrheit nicht anders, als er geklagt hat.' [2]

‚Man hebt', schrieb der Ilfelder Rector Michael Neander,

‚Man hebt gar manchen Landtag an,
Viel Vorschläg bringt man auf die Bahn,
Der lieben Jugendt vergißt man gar,
Die Schulen zu bstellen nimmt keiner wahr.' [3]

Als der berühmte schwäbische Humanist Nicodemus Frischlin im Jahre 1588 das Rectorat an einer der Lateinschulen der Stadt Braunschweig übernahm, entwarf er in seiner Antrittsrede von den Schulzuständen eine Schilderung, welche eine ziemlich allgemeine Gültigkeit beanspruchen konnte. ‚Ihr klaget,' hielt er den Rathsherren vor, ‚diese Schule sei in Abgang gekommen, und wünschet, sie durch mich wieder in Aufnahme zu bringen. Da bin ich. Ich bin willig und bereit. Gebt nur einen Raum, worin wir, Lehrende wie Lernende, unsere Schuldigkeit thun können.' Aber mit einem solchen Raum sähe es nicht allein in der Volksschule [4], sondern auch in allen Classen

---

[1] Bei Küster, Antiquitates Tangermundenses 3, 8—12. Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg äußerte sich im Jahre 1600: es gehe in den Gemeinden oft so seltsam her, ‚daß die Kirchen und Schulen oft Scheunen und Ställen ähnlicher als Gotteshäuser seien'. Bei Mylius 1[a], 349.

[2] Pfingstpredig von M. Heinrich Doltz (Jhena 1577) S. 8.

[3] Satwr, Rhetorica (1590) B2[b].

[4] Was Frischlin darüber sagte, vergl. oben S. 23.

der höheren Schulen sehr übel aus. Das verderblichste Uebel jedoch sei der Mangel an brauchbaren Lehrern, ein Mangel, der sich übrigens einfach genug erkläre. ‚Denn die Männer, welche den ganzen Tag im Gestank und Lärmen der Knaben zugebracht haben und halb schwindsüchtig, halb taub geworden sind, diese müssen mancherorten, wenn sie heimkommen, das Brod des Jammers essen und das Wasser der Bekümmerniß trinken. Wären Beispiele nicht verhaßt, könnte ich Städte nennen, wo der Säu- und Kuhhirt einen größern Lohn hat, als der Schulmeister.‘ [1]

Aus Goslar ließ der Rector Georg Thym im Jahre 1553 sich vernehmen: Der Lohn der arg geplagten Schulmeister sei so gering, daß ein niedriger Tagelöhner oft für seiner Hände Arbeit höher bezahlt werde, als ein Lehrer: ‚leicht begreiflich ist es deßhalb, daß die Meisten das sauere Lehramt verschmähen‘ [2]. Der Rath von Aschersleben gestand im Jahre 1589: die armen Schuldiener hätten fast geringern Lohn als die Ackerknechte [3].

So bezog, um eine Reihe von Beispielen anzuführen, der Rector an der Lateinschule zu Adorf in Kursachsen, welche 80—100 Schüler zählte, außer dem Schulgeld jährlich nur 18 Gulden; der zweite Lehrer war ohne festen Gehalt und lediglich angewiesen auf das, was ihm der Rath ‚aus Gnade‘ verabreichte. In Mühltroff wurde das Schulgeld abgeschafft und der Rector dafür — so wenig brachte dasselbe in kleineren Städten gemeinlich ein — jährlich mit 4 Gulden entschädigt. Der Rector in Brand, ohne Gehalt, mußte sich begnügen ‚allein mit dem Pretium von den Knaben, welches ihm‘, heißt es in einem Visitationsbericht, überdieß noch ‚zu großem Undank gegeben wurde‘ [4]. Am Johanneum in Lüneburg waren für die 6 Lehrer jährlich 400 Mark ausgesetzt. Als dem Conrector Lucas Lossius, einem tüchtigen Schulmann, im Jahre 1568 der Gehalt um 18 Mark erhöht wurde, sprach er in der Widmung eines Buches dem Rathe seinen besondern Dank dafür öffentlich aus [5]. Besser standen sich die vier Lehrer an der Lateinschule zu Gotha: sie erhielten zusammen jährlich 240 Gulden und etwas Getreide und Brennholz [6]. In Querfurt bezog um das Jahr 1555 der Rector jährlich 20 Gulden und von jedem Knaben 8 Groschen Schulgeld; der zweite Lehrer hatte nur 12, der dritte sogar nur 4 Gulden Gehalt [7]; gleichzeitig in Cöslin der Rector 30, der zweite Lehrer 20, der dritte 10 Gulden [8]. Der angesehene Theologe Georg Major berichtet in seiner

---

[1] Strauß 422—424. [2] Zeitschr. des Harzvereins 20, 335.
[3] Neues vaterländisches Archiv, Jahrg. 1829, Bd. 2, Heft 4, S. 45—46.
[4] Müller, Kursächsisches Schulwesen XXIV.
[5] Görges 8 Note 1 und 4. [6] Ruhkopf 338 Note.
[7] Förstemann, Neue Mittheil. 1, 127. [8] v. Bülow, Beiträge 11.

Lebensbeschreibung, daß er sich genöthigt gesehen habe, das Rectorat zu Magdeburg des geringen Einkommens wegen aufzugeben: anhaltender Bitten ungeachtet habe der Rath den Gehalt nicht erhöhen wollen[1].

Zu Augsburg kamen die Lehrer bei St. Anna und bei St. Martin im Jahre 1549 um Erhöhung ihrer gar geringen Besoldung ein, allein der Rath willfahrte ihrem Gesuche nicht: nur Sixt Birck, Rector von St. Anna, ein fruchtbarer Dichter geistlicher Schauspiele[2], und der Schulmeister bei St. Martin sollten ‚ein für allemal‘ je 10 Gulden, die übrigen Lehrer je 5 Gulden erhalten[3].

Ein schwerwiegender Uebelstand des Schulwesens, welcher schon im Mittelalter geherrscht hatte und noch immer fortdauerte, war die unsichere Stellung der Lehrer, welche fast allenthalben nur für eine bestimmte Zeit angenommen, gleichsam wie Diener gemiethet wurden und dann nach Belieben der Behörden entlassen werden konnten. So mußten zum Beispiel die Lehrer am Gymnasium zu Torgau alljährlich bei dem Rathe bittweise um die Belassung im Schuldienste einkommen[4]. In Augsburg mußten die Lehrer an der Lateinschule sich verpflichten, sechs Jahre zu bleiben; der Rath aber konnte sie ‚beurlauben‘, wann er wollte[5]. Häufig kündigten die Lehrer selbst wegen zu geringer Besoldung den Dienst auf. ‚Die Schullehrer‘, sagt zum Beispiel Noltenius in der Chronik der Stadt Wolfenbüttel, ‚sind selten hier gestorben, die meisten nur kurze Zeit geblieben, und entweder den Dienst aufgesagt, von selbst weggezogen, oder um andere Bedienungen sich bemüht, wodurch denn die Schule nie in rechten Flor kommen, die Jugend, wo nicht verwildert, doch sehr versäumet, und der Gelehrten gar wenige erwachsen.‘[6] Am Gymnasium zu Weilburg wurde ebenfalls der häufige Lehrerwechsel als Hauptgrund des Verfalles der Schule angegeben: jener aber werde veranlaßt durch das Elend der Lehrer, welche das Brod bei den Bäckern nicht bezahlen könnten[7].

---

[1] Ruhkopf 339. [2] Goedeke, Grundriß 2, 345.

[3] v. Stetten 1, 460. Bei so geringen Besoldungen ‚war es‘, sagt Ruhkopf 340, ‚bloßer Zufall, wenn eine Schule das Glück hatte, einen geschickten und rechtschaffenen Lehrer zu erhalten; denn die herrschende Abneigung gegen den Schulstand verminderte sich so wenig, daß man vielmehr seit dieser Zeit ein Schulamt als ein Fegefeuer anzusehen pflegte, durch welches man bald in das Paradies einer guten Pfarrstelle überzugehen hoffen konnte.‘

[4] Burkhardt 189. [5] Hans 34 Note.

[6] Döllinger 1, 426.

[7] Döllinger 1, 455. Offenbar weil die Besoldungen der Rectoren zum Unterhalte nicht ausreichten, waren die Gymnasien zu Weilburg, Idstein und Eisenach um das Jahr 1600 Männern unterstellt, welche zugleich Aerzte waren und neben dem Rectorate die Heilkunst ausübten. Hautz, Neckarschule in Heidelberg 11 Note 37.

In Wernigerode sah man es für eine besondere Vergünstigung an, daß die gräfliche Herrschaft, um ‚zu mehrer und besserer Erhaltung des Rectors der Lateinschule und seiner Collaboranten‘ beizutragen, denselben seit dem Jahre 1538 jährlich die Summe von 5 Gulden zukommen ließ [1]. Der dortige Rector und sein Amtsgenosse von Halberstadt werden im Jahre 1541 bei einer gräflichen Hochzeit zu Wernigerode unter den ‚Spielleuten‘ aufgeführt und erhielten ‚mit den Cantoribus‘ zur Belohnung höchstens ebensoviel wie einer der Dudelsackspfeifer, aber nur halb soviel, als ein Schnarrorgelspieler empfing [2]. Daß bei den außerordentlich geringen Besoldungen der Lehrer dennoch in so vielen Städten [3] über Kleiderprunk, ‚Saufen und Schlemmen‘ derselben häufig geklagt werden konnte, erklärte ein Flugblatt vom Jahre 1564 mit den Worten: ‚Rectoren und Schulmeister haben gemeinlich von den Oberkeiten nur ein Hundebrod, aber machen sich, fürwahr nicht zum Vortheil der Schulen, sonstwie viel und allerlei Verdienste: sind Astrologen, Kalendermacher, Wahrsager, Nativitätensteller, machen unzählige Gratulationen bei Festivitäten, laufen alle Häuser aus, wo was zu fressen und saufen ist, sind Gespaßmacher bei Hochzeiten und Kindtaufen, und treiben dergleichen Geschäfte mehr. Schulmeister sind Kantoren, und Kantor und Kanne, sagt man, reimen sich und gehören beisammen.‘ Jedoch wollte der Verfasser des Flugblattes ‚die guten, fleißigen und züchtigen Lehrer der Jugend, deren Zahl nicht ganz klein‘, mit seiner Schilderung ‚in keinem Wege antasten‘ [4].

In manchen Städten wurde, obgleich die Lebensbedürfnisse bedeutend im Preise gestiegen waren, die Besoldung sogar herabgesetzt, zum Beispiel in Dresden, wo ‚der Supremus‘ der Schule, welcher früher jährlich 80 Gulden erhielt, seit dem Jahre 1578 um 20 Gulden herabgemindert wurde. In Schwarzenberg verkürzte der Rath den Lehrergehalt, um dem Stadtschreiber und dem Organisten eine Zulage gewähren zu können [5]. Zu Wollin in Pommern reichten Rector und Lehrer im Jahre 1594 den Mitgliedern der Kirchenvisitation eine Beschwerdeschrift ein: Alles, was zum menschlichen Unterhalte nöthig, werde von Jahr zu Jahr theurer, gleichwohl lasse man es nicht einmal bei der alten geringen Besoldung bleiben, sondern verkürze dieselbe; der Jahresgehalt des Rectors sei von 25 Gulden auf 20 Gulden gefallen; auch werde die Besoldung nicht einmal rechtzeitig gegeben, sondern erst ein halbes oder dreiviertel Jahr später, als sie verdient worden; selbst

---

[1] Zeitschr. des Harzvereins 2, 144.

[2] Zeitschr. des Harzvereins 7, 28. 42—43. [3] Vergl. oben S. 54.

[4] Mahnung von menschlichem Verderben, wie es mehrsten Theils zugeht (1564) S. 2.

[5] Müller, Kursächsisches Schulwesen XXV.

dann noch werde sie nur ‚mit einem halben, heilen oder anderthalb Gulden zugepflückt'; es sei unmöglich, ‚sich davon zu erhalten und ein Bücheschen und die Kleidung davon zu haben'; weil es an Brennholz fehle, nähmen die Leute wegen der Kälte die Knaben aus der Schule[1]. Aehnlich sprachen sich Rector und Lehrer in Artern aus: Man habe ihm, sagte ersterer, bei seiner bisher ‚viel gehabten Mühe' stets ‚Vertröstung gethan', allein es werde immer ärger; die Besoldung gehe gar langsam ein, und müsse man das Geld ‚bei einzelnen Stücken gleichsam erbeten'; die Schulstuben seien so baufällig, daß ‚man nicht sicher mehr darin wandeln' könne. Der zweite Lehrer, dessen Gehalt auf 30 Gulden angesetzt worden, mußte ‚die lang verdiente Besoldung oftmals je zu einzelnen Gulden und Groschen von den Kirchvätern erbeten'; der dritte Lehrer genoß jährlich etwas über 13 Gulden, und es war ihm ‚ein Stüblein und eine Kammer' eingeräumt, in ersterem fanden sich nur ‚angenagelte Bänke ringsum und ein kleines altes Tischlein'[2].

Selbst in dem reichen Lübeck erreichten sämmtliche Einnahmen eines Lehrers an der Gelehrtenschule noch lange nicht die Summe, welche ein Student als jährliches Stipendium erhielt; deßhalb wurde den Lehrern auch der Rath ertheilt, nicht zu heirathen, falls sie nicht noch einen sonstigen Erwerb hätten, von welchem sie sich redlich ernähren könnten; zur Wohnung wurde jedem Lehrer in dem ehemaligen Franciscanerkloster zu St. Catharinen nur ein Zimmer mit einer Kammer eingeräumt und ‚ein klein Räumchen im Keller, dahin er seine Tonne Covent (Dünnbier) legen könne': denselben Labetrunk, welcher wöchentlich in vielen Hunderten von Kannen an Bettler vertheilt wurde[3].

Es gehörte zu den ganz ungewöhnlichen Ausnahmen, wenn einzelne Städte zeitweilig an einzelne hervorragende Schulmänner jährlich mehrere Hundert Gulden als Besoldung verabreichten, wie dieses in Nürnberg bei Joachim Camerarius und Eobanus Hessus, in Augsburg bei Hieronymus Wolf der Fall war[4]. Zu Frankfurt am Main ging die höchste Besoldung des Gymnasialrectors nicht über 150 Gulden hinaus. Diese Summe wurde dem auf Vorschlag Melanchthon's im Jahre 1537 berufenen ausgezeichneten Philologen Jacob Micyllus zu Theil; sein Nachfolger Theobald Oswalt erhielt im Jahre 1547 für sich und seine zwei ‚Substituten' zusammen nur 180 Gulden; Johann Knippius wurde im Jahre 1550 mit 150 Gulden, Georg Drimpelius im Jahre 1562 mit 125 Gulden angestellt. Die beiden

[1] v. Bülow, Beiträge 12—15.
[2] Zeitschr. des Harzvereins 1, 122. 124. 125.
[3] Grautoff, Histor. Schriften 2, 256—259.
[4] Paulsen 183. Schmid, Gesch. der Erziehung 2^b, 434.

Collaboratoren baten im Jahre 1555 den Rath, er möge sie ‚des Hütens, Fronens und Wachens frei lassen‘, allein sie wurden abschläglich beschieden[1].

Um die protestantischen Obrigkeiten zu einer bessern Besoldung der Lehrer anzuspornen, rühmte Nicodemus Frischlin in seiner zu Braunschweig im Jahre 1588 gehaltenen Antrittsrede gegenüber der Kargheit so mancher protestantischen Städte und Fürsten[2] die Freigebigkeit der Katholiken für die Schulen, die glänzend ausgestatteten Jesuitencollegien.

---

[1] Lersner 2, Buch 2, S. 107. 110—112.

[2] Strauß 422. 423; vergl. oben S. 75.

IV. Schulen in katholischen Gebieten.

Der seit dem Ausbruch der religiösen Umwälzung eingetretene Verfall der alten Schulen offenbarte sich auch in den katholisch gebliebenen Gebieten, wo die mächtig aufstrebende Culturentwicklung des ausgehenden Mittelalters nicht weniger als in den protestantisirten Reichstheilen erlahmte oder gar völlig zu Grunde zu gehen drohte. In den ersten Jahrzehnten nach dem Auftreten Luther's war auf Seiten der neugläubigen Stimmführer unverkennbar ein größerer Eifer vorhanden für Errichtung und Förderung neuer Schulen, welche die eigentlichen Pflanzstätten des Protestantismus bilden sollten, als auf Seiten der Katholiken für die Wiederherstellung und Verbesserung ihrer Anstalten zum Unterricht der Jugend, zur Erhaltung und Vertheidigung des katholischen Glaubens. Es nahm den Anschein, als sollte das protestantische höhere Schulwesen das katholische bei weitem überflügeln, wie denn in dieser Zeit auch die Zahl hervorragender Schulmänner bei den Protestanten ungleich größer als bei den Katholiken war.

Mit der Ausbreitung und dem Aufblühen der Jesuitenschulen trat darin eine Wendung ein[1].

Hatten urtheilsberufene Katholiken in den Jahren 1538, 1541, 1550 darüber geklagt, daß, während das katholische Schulwesen darniederliege, die protestantischen Schulen in Blüte ständen und die ganze deutsche Jugend an sich zögen[2], so ließen sich drei Jahrzehnte später, nachdem eine Anzahl Jesuitenschulen entstanden war, ebenso urtheilsberufene Protestanten aus verschiedenen Gebieten des Reiches dahin vernehmen, daß diese Schulen den protestantischen in Unterweisung und Zucht weit überlegen seien und deßhalb auch von vielen protestantischen Schülern besucht würden. So schrieb zum Beispiel Wilhelm Roding, Professor am Pädagogium zu Heidelberg, in einer dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich III. ‚Wider die gottlosen Schulen der Jesuiten' gewidmeten Schrift unter den ärgsten Schmähungen gegen den Orden: Sehr

---

[1] Ueber die Wirksamkeit der Jesuiten im Allgemeinen und über ihre Gegner vergl. unsere Angaben Bd. 4, 381—403. 419—428. 439—444. 452—456; Bd. 5, 186—255. 454 fll.

[2] Vergl. oben S. 36.

viele Leute, die doch zu den Christen gezählt werden wollten, übergäben ihre Kinder den Jesuiten zum Unterricht. Dieses sei äußerst gefährlich, weil die Jesuiten ausgezeichnete und scharfsinnige Philosophen seien, vor Allem darauf bedacht, ihre ganze Gelehrsamkeit auf die Erziehung der Jugend zu verwenden; sie seien die feinsten und gewandtesten Lehrer und wüßten sich nach den natürlichen Anlagen eines jeden Schülers zu richten.' [1] In Hessen drückte der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1582 ebenfalls seinen tiefen Kummer darüber aus, daß protestantische Eltern adelichen und bürgerlichen Standes nicht Anstand nähmen, ihre Kinder in die Schulen der Jesuiten zu schicken und ,deren Fleiß und Arbeit zu rühmen' [2]. Im Jahre vorher äußerte sich der Protestant Andreas Dudith aus Breslau gegenüber einem Freunde: ,Ich meines Theils wundere mich nicht, wenn ich höre, daß Jemand zu den Jesuiten übergeht. Sie besitzen eine vielseitige Gelehrsamkeit, sind beredt, lehren, predigen, schriftstellern, disputiren, ertheilen der Jugend unentgeltlich Unterricht, und zwar mit einem unermüdlichen Eifer; überdieß empfehlen sie sich durch ein sittenreines Leben und Bescheidenheit'; dagegen sei unter den mit dem Namen des Evangeliums sich Brüstenden die Wissenschaftlichkeit nicht groß, jedenfalls nicht so groß, daß sie mit der gelehrten Bildung der Jesuiten einen Vergleich aushalten könnte [3]. Aus Preußen erging über den Vorzug, welchen protestantische Eltern den Jesuitenschulen gaben, bereits im Jahre 1568 die Klage Joachim Mörlin's: ,Der Papst und seine Bauchtknechte sehen, daß an den Schulen Alles gelegen ist, darum ist der Teufel so arglistig in ihnen, hält diese Secte allein darauf, daß sie gute Schulen anrichten und halten, dazu sie auch Kunst genug haben, auch mehr Fleiß und Arbeit daran legen, denn leider nunmehr bei uns geschieht; damit locken sie nicht allein die Jugend an sich, sondern stehlen auch den frommen Eltern ihre Herzen, daß sie ohne weitern Bedacht ihre Kinder bei ihnen zur Schule thun, da sie bald und in kleiner Zeit etwas Redliches können ausrichten.' [4] Als Nathan Chyträus, Professor zu Rostock, im Jahre 1578 auf die ,allgemeine Klage' zu sprechen kam, daß die Jugend ,in Ausgelassenheit und Wildheit gleichsam ertrunken' sei, stellte er den Jesuitenschulen ein Zeugniß aus, welches leicht erklärt, daß, wie die katholischen, so auch viele protestantische Eltern denselben ihre Zuneigung zuwandten. Manche schreiben, sagte er, die herrschende Verwirrung und Ausgelassenheit einem göttlichen Verhängniß zu; aber dieses sei frevelhaft, denn es gebe noch herrlich blühende Schulen. ,Was sollen wir denn

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 455.

[2] Nigrinus, Papistische Inquisition (1582) S. 722.

[3] Sudhoff, C. Olevianus und Z. Ursinus (Elberfeld 1857) S. 504—505.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 453—454.

von den Schulen der Jesuiten, wie man sie nennt, von der Religion abgesehen, halten? Wahrlich, diese Schulen, an so verschiedenen und weit von einander entlegenen Orten allenthalben zerstreut, könnten nicht überall diesen Ernst der Zucht, diesen Fleiß und diese Beharrlichkeit bei Lehrern und Schülern in Erfüllung ihrer Pflichten aufweisen, wenn jene Auflösung der Zucht in einem göttlichen Verhängniß ihren Grund hätte.‘ [1]

Ein für die Erziehung geradezu in erster Linie entscheidendes, auch für den Unterricht bedeutendes Moment der Jesuitenschulen lag darin, daß die Jugend an denselben Priester und Religiosen zu Erziehern erhielt, Männer, welchen die Sprachwissenschaft, der Humanismus, wie alles Wissen überhaupt, nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Erreichung eines höhern Zieles, der christlichen Bildung, war, welche der Welt entsagt und in jahrelanger Uebung der Selbstüberwindung sich zum Lehrerberuf vorbereitet hatten, Mitglieder eines Ordens waren, dessen apostolische Thätigkeit sich weit über die Grenzen Europa's hinaus erstreckte.

Sie gingen nicht wie die Lehrer der alten Klosterschulen hauptsächlich darauf aus, wieder Ordensleute heranzuziehen, sondern der Jugend eine Vorbildung zu gewähren, welche sie ebensosehr zu späteren weltlichen als theo-

[1] Döllinger 1, 515—516. Ruhkopf 378 sagt: ‚In den Jesuiter-Kollegien wurde die Jugend ohne große Kosten, und die ärmere ganz frei, sehr sorgfältig, sanft und milde behandelt und erzogen. Die Jesuiten betrugen sich als gütige Väter: sanftes Zureden, herzliche Vorstellungen vertraten die Stelle der körperlichen Strafen, die höchst selten bei ihnen waren. Sie konnten also auf die größeste Anhänglichkeit der Zöglinge, die sie entlassen hatten, zuverlässig rechnen. In ihren Kollegien herrschte eine Sittenreinigkeit, welche man vergeblich auf den protestantischen Schulen und Universitäten suchte. Man wußte nichts von schimpflichen Züchtigungen, denn die verwahrloseten und ganz verdorbenen, bei denen ihre sanftern Mittel nichts halfen, litten sie nicht weiter unter ihren Alumnen, und schickten sie wieder zu ihren Eltern. Bei ihnen selbst konnte nicht leicht eine solche Sittenlosigkeit und Verwahrlosung eintreten, weil sie alles mit der größten Vorsicht entfernten, was die Einbildungskraft der ihnen anvertrauten Jugend hätte irre leiten und beflecken, oder ihren Sitten schädlich werden können. Die Sorge für die Reinlichkeit und Ordnung in den Zimmern der Zöglinge, im Anzuge, und in ihrer kleinen Oekonomie war musterhaft, und die Pflege, welche die kranken Alumnen genossen, nicht minder genau und herzgewinnend. Ueberall standen sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer, welche sie selbst bei ihren Spielen und körperlichen Bewegungen, denen gewisse Stunden angewiesen waren, nie aus den Augen ließen.‘ Auch der Jesuitenfeind E. Zirngiebl erkennt S. 317 an: ‚In ihren Collegien war eine Lehrfähigkeit, eine Urbanität und Disciplin, daß die höheren Stände und selbst viele Protestanten ihre Söhne den Jesuiten anvertrauten; die satzungsmäßige Unentgeltlichkeit des Unterrichts zog ohnehin die Söhne der minder bemittelten Stände zu den Jesuitenschulen hin. Auf solche Weise bereiteten die Jesuiten eine Reaction vor, welche den Protestantismus nicht nur in's Stocken brachte, sondern ihm eine Eroberung um die andere wieder abnahm.‘

logischen Studien befähigte. Sprachstudium, überhaupt weltliches Wissen wog darum vor; die Zahl der besondern Religionsstunden war gering, aber schon durch die Persönlichkeit der Lehrer, ihre Anschauungsweise, den Geist, welcher das ganze Unterrichtswesen beseelte, wurde der Unterricht der Erziehung untergeordnet und diese religiös geweiht.

Schon der Umgang mit Lehrern, welche sich durch die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams dem Dienste Gottes gewidmet hatten, täglich dem betrachtenden und dem mündlichen Gebete oblagen, mußte auf die Knaben einen veredelnden Einfluß ausüben. Von den Lehrern begleitet, wohnten sie täglich dem heiligen Meßopfer bei, empfingen häufig die heiligen Sacramente und erhielten in der Beichte eine ihrem Alter und ihrem Stande entsprechende Seelenleitung. Ein religiöser Familiengeist brachte Lehrer und Schüler einander näher. Die geregelte Zucht und Ordnung des Ordenshauses dehnte ihre Einwirkung auch auf die Schule aus und bändigte den jugendlichen Uebermuth, ohne den jugendlichen Geist selbst in seiner Frische und Freudigkeit anzutasten.

Für sämmtliche Jesuitenanstalten galten die Vorschriften, welche auf Befehl des Ordensstifters Ignatius im Jahre 1556 den nach Ingolstadt entsandten Jesuiten ertheilt worden waren. Dahin gehören: Die Studien sollen nach Anordnung des Obern betrieben werden, und dieser sorge dafür, daß Jeder sich tüchtig anstrenge und als einziges Studienziel die wissenschaftliche Förderung für sich und Andere betrachte; damit aber Alle ihre Gesundheit und die zum Dienste Gottes nothwendige Kraft bewahren, sollen sie sowohl in ihren Studien als in ihren Andachten und geistlichen Uebungen vor Ueberanstrengung sich hüten: Alles soll mit Maß je nach Verhältniß der Personen, des Ortes und der Zeit geschehen. Es soll ein eigener Pfleger für die Erhaltung der Gesundheit und der Körperkraft angestellt werden, und ebenso ein eigener Krankenpfleger, welcher mit besonderer Sorge der Erkrankten sich annimmt und ihnen Alles, was zu ihrer Wiedergenesung verordnet worden, verschafft. In die Schulen nehme man Personen jeden Standes auf, welche bescheiden und in der geziemenden Zucht leben wollen; eine Ueberbürdung mit Arbeiten darf nicht stattfinden; auch die Zahl der Schulstunden soll eine gemäßigte sein; mit Klugheit gönne man die nothwendige Erholung, und reiche zur Kost, was der Körper bedarf; von Schülern dürfen weder Almosen noch Geschenke angenommen werden [1].

Was die Beobachtung der Schulordnung und der Vorschriften für die Studien anbelangte, so ging man in den Jesuitenschulen allgemein von dem Grundsatze aus, daß dieselbe durch Hoffnung auf Ehre und durch die Furcht

[1] Bei Pachtler 3, 458 fll.; vergl. 1, 130. 131.

vor Schande besser als durch Schläge erreicht werde. Deßhalb lauteten die Verordnungen: Körperliche Züchtigungen sollen nur sehr maßvoll angewendet, für gewöhnliche Schulvergehen als höchste Strafe nur sechs Schläge mit der Ruthe gegeben werden. Kein Mitglied der Gesellschaft darf die Schüler persönlich züchtigen, denn das ist das Amt eines angestellten ‚auswärtigen' Zuchtmeisters; jeder Lehrer hat sich aller Beleidigung des Schülers in Wort und That zu enthalten; ein einsames Einsperren darf nur stattfinden, wenn der Rector, der oberste Vorgesetzte des Schulvorstehers oder Präfecten, dazu ausdrücklich seine Erlaubniß ertheilt. Wenn ein Schüler sich einer Strafe weigert oder keine Hoffnung auf Besserung bietet, den Mitschülern zur Last oder durch sein Beispiel zum sittlichen Verderben gereicht, soll er aus der Schule entlassen werden [1].

Bezüglich des Unterrichtes in der Religion hatte Ignatius im Jahre 1556 für die Ingolstadter Patres Anweisungen gegeben, welche in allen Anstalten gemeingültig wurden. Alle Lehrer, befahl er, sollen Sorge tragen, in die Herzen ihrer Zuhörer, auch der jüngsten, die katholischen Glaubenssätze einzupflanzen; man soll gute Sitten und Tugenden einprägen und nicht meinen, man habe es allein mit der Literatur zu thun. Sorglich bemühe man sich in der Schule wie auf der Kanzel, die Wahrheit des rechten Glaubens derart nachzuweisen, daß die etwa anwesenden Häretiker christliche Liebe und Bescheidenheit herausfühlen; nicht eine einzige Unbill komme über die Lippen des Lehrers, noch zeige er Entrüstung über die Irrthümer: aus der einfachen Begründung der katholischen Glaubenssätze wird man die Falschheit der entgegenstehenden Lehren erkennen [2].

Zur richtigen Würdigung der Jesuitenschulen ist auch Folgendes zu berücksichtigen.

Obgleich der Orden seit seiner Entstehung nach Provinzen sich gliederte, welche der politischen Eintheilung Europa's entsprachen, herrschte doch eine große Freizügigkeit und ein lebhafter Verkehr im Sinne jener Gemeinsamkeit, welche die Männer der Schule und der Wissenschaft einst durch ganz Europa hin mit einander verbunden hatte. Fremde Jesuiten lehrten in Deutschland, deutsche in anderen Ländern. Lehrbücher von Italienern und Franzosen fanden Verwendung in deutschen Collegien, wie diejenigen der Patres Jacob Gretser und Jacob Pontan [3] nach Italien, Frankreich und Polen drangen. Zum Aufbau der gemeinsamen Studienordnung des Ordens wirkten Gelehrte aus

---

[1] Vergl. die Vorschriften bei Pachtler 1, 64 (No. 5). 160. 164. 267 (No. 29). 279 (No. 250). 320 (No. 10) und 2, 369. 395 (No. 39). 459.

[2] Bei Pachtler 3, 470 (No. 12). 474 (No. 6).

[3] Ueber die später noch Rede sein wird.

allen Nationen zusammen, und die Erfahrungen der im großen Zeitkampf am meisten betheiligten Deutschen kamen den katholischen Ländern nicht weniger zu gute, als jenen die Ueberlieferungen des alten katholischen Schulwesens.

In Cöln, wo im Jahre 1544 der Grund zu dem ersten deutschen Jesuitencollegium gelegt worden war, wurde den Patres im Jahre 1556 die Leitung eines der drei städtischen Gymnasien [1] eingeräumt, welches dann bald die beiden anderen [2] tief in den Schatten stellte. Pater Petrus Canisius, der bedeutendste Begründer des gelehrten Unterrichtswesens der Jesuiten in Deutschland, hatte in mehreren Briefen an die Studirenden und an den als Erzieher, Lehrer und Schriftsteller gleichmäßig hervorragenden Pater Franz Coster, Rector des Collegs, über die Studienweise und die Studienziele in den humanistischen und in den philosophischen Fächern sich ausgesprochen und darauf gedrungen, Schuldisputationen in lateinischer und Predigtübungen in deutscher Sprache abzuhalten. Zur Erzielung einer reinen Latinität wurde am Cölner Colleg bereits im Jahre 1558, wie später anderwärts, ausschließlich Cicero zur Nachahmung empfohlen. Nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Schulen wurde, wie in den protestantischen, so auch in den Jesuitenschulen das Lateinsprechen in den Schulräumen vorgeschrieben [3]. Oeffentliche Prüfungen, öffentliche Schüler-

---

[1] Das Gymnasium Tricoronatum.

[2] Das Laurentianum und das Montanum.

[3] Bei Pachtler 1, 135—138. 145 fll. Bezüglich des Deutschen heißt es in einem Memoriale des Visitators Ferdinand Alber für das Mainzer Colleg im Jahre 1602: ‚Exercitium linguae germanicae commendatum sit.‘ Pachtler 3, 145. Nach einer Schulordnung aus dem Jahre 1560 sollte Samstag Nachmittags in der dritten Classe eine Stunde Catechismusunterricht in deutscher Sprache stattfinden. Pachtler 1, 154. Oliverius Manareus, Visitator der rheinischen Provinz, verordnete im Jahre 1583: Für französische Schüler, welche von ihren Eltern geschickt würden, um Deutsch zu lernen, dürfte kein Franzose als Präceptor bestimmt werden, ‚ne negligentiores illi fiant in germanica (lingua) addiscenda et nostrum collegium pluribus personis aut oneribus gravetur‘. Es sei dafür zu sorgen, ‚ut discipuli germanicae linguae peritiores aliis condiscipulis ejus ignaris hanc caritatem praestent, ut constructiones et themata eis interpretentur‘. In den Schulen solle alle Sorgfalt darauf verwendet werden, ‚ut sermo latinus inter omnes discipulos vigeat, neque liceat eis libere et assidue germanice, aut lingua patria loqui‘. Verstöße dagegen sollten mit einer ‚Nota‘ oder einem Signum (das dem Schüler angehängt wurde) geahndet werden. Pachtler 1, 277; vergl. 171. Die allgemeine Studienordnung vom Jahre 1599 verordnete: ‚Mit Ausnahme jener Schulen, in welchen die Schüler das Latein noch nicht verstehen, soll das Lateinsprechen besonders streng festgehalten werden. Deßhalb sei in allen Sachen, welche zur Schule gehören, der Gebrauch der Muttersprache niemals gestattet; man zeichne sogar jene an, die hierin nachlässig waren; eben darum spreche auch der Lehrer beständig

vorträge, Vorträge aus dem Stegreife, öffentliche und Privatdisputationen sollten bei Lehrenden und Lernenden einen regen Wetteifer erzeugen[1]. Aber sie sollten keineswegs als Mittel zur Erregung von Eitelkeit und Ruhmsucht verwendet werden[2].

In Cöln ertheilten die Patres Unterricht nicht allein im Lateinischen und im Griechischen, sondern auch in der Mathematik und in der Astronomie, und zählten bereits im Jahre 1558 beiläufig 500 Zöglinge und 60 Convictoristen, zwanzig Jahre später, nachdem das Gymnasium auf sieben Classen vermehrt worden, 840, im Jahre 1581 über 1000 Zöglinge und Convictoristen[3], trotz aller Schwierigkeiten, welche ihnen längere Zeit von den Professoren der zwei anderen Gymnasien und von der Universität bereitet wurden[4]. Außer den Gymnasien und den lateinischen Vorbereitungsschulen gab es in Cöln 22 Pfarrschulen, über welche der Pfarrer, und 11 Stiftsschulen, über welche der Stiftsscholaster die Aufsicht führte; der rege Eifer für die höheren Studien bethätigte sich in zahlreichen, oft recht ansehnlichen Schulstiftungen[5].

Von Cöln aus erfolgte die Einrichtung von Jesuitencollegien, mit welchen Gymnasien verbunden wurden, seit dem Jahre 1561 zu Mainz und zu Trier, im Jahre 1575 zu Heiligenstadt, 1582 zu Coblenz. Um das Jahr 1581 belief sich die Zahl der Schüler in Mainz auf beiläufig 700, in Trier auf beiläufig 1000, in Coblenz und Heiligenstadt auf je 200[6]. Von letzterer Anstalt wird bestimmt angegeben, daß außer im Lateinischen und im Griechischen

---

lateinisch.‘ Pachtler 2, 385. — In den protestantischen Lateinschulen und Gymnasien wurde auf das Deutsche noch viel weniger Rücksicht genommen als bei den Jesuiten, und das Deutschsprechen selbst außerhalb der Schulräume schärfer verfolgt; vergl. unsere Angaben oben S. 41 fl.

[1] Bei Pachtler 142—144. 146.

[2] So schärften zum Beispiel die Schulregeln aus dem Jahre 1560—1561 ein: ‚Omnibus quam maxime persuasum erit se bonis literis non alias ob causas vel a parentibus destinari, vel a praeceptoribus institui, quam ut hinc Dei Opt. Max. gloriam ac suam aliorumque salutem facilius quaerere, firmique tueri queant. *Unde philautiam et inanis gloriae cupiditatem a se modis omnibus extirpare nitentur.*‘ Bei Pachtler 1, 169. In der allgemeinen Ratio studiorum der Jesuitenschulen heißt es: ‚Der Wettstreit wird gewöhnlich so angelegt, daß entweder der Lehrer fragt und die mit einander Wetteifernden die Antwort verbessern, oder daß die Wetteifernden einander gegenseitig abfragen.‘ Uebungen dieser Art seien hoch zu schätzen, ‚damit ein ehrbarer Wetteifer (honesta aemulatio), der ein mächtiger Hebel des Fleißes ist, befördert werde‘. Pachtler 3, 392 fl.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 398, und Bd. 5, 198.

[4] Vergl. Ennen 4, 703—705; Paulsen 270.

[5] v. Bianco 1, 349. 457; 2, xv.

[6] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 398. 453, und Bd. 5, 198. A. Dominicus, Gesch. des Coblenzer Gymnasiums. Programm, 1862.

in der Geschichte und Geographie, später auch in der Mathematik unterrichtet wurde [1].

In den Rheinlanden war schon vor Ankunft der Jesuiten ein erfreulicher Eifer für die Hebung des höhern Schulwesens erwacht: alte einfache Lateinschulen wurden zu Gymnasien erweitert und mit Stiftungen ausgestattet, die Besoldungen der Lehrer erhöht.

Großen Ruf erwarb sich namentlich die Düsseldorfer Schule, welche im Jahre 1545 mit Beihülfe des Herzogs Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg in ein ‚herzogliches' academisches Gymnasium mit sieben Classen umgewandelt und der Leitung des hervorragenden Schulmannes Johann Monheim übergeben worden war. Auch dort wurde wenigstens in Nebenstunden oder während der Herbstferien Unterweisung in den Realfächern, welche der Rector begünstigte, ertheilt [2]. In kirchlicher Beziehung wurde die Anstalt unter Monheim eine eigentliche Pflanzstätte des Protestantismus. Im Jahre 1560 gab Monheim einen Catechismus heraus, in welchem er die katholische Kirche heftig angriff. Die Cölner Jesuiten veröffentlichten dagegen noch in demselben Jahre die später berühmt gewordene ‚Censur und wissenschaftliche Darlegung der Irrthümer, welche im Catechismus des Grammatikers Johann Monheim zu Düsseldorf enthalten sind' [3]. Gewidmet war das Werk dem Herzoge Wilhelm, vor dessen Augen gezeigt werden sollte, wie Monheim ‚seine Mutter, die katholische Kirche, gleich einer Natter beiße' [4]. Der Herzog aber schwankte damals selbst noch zwischen dem alten Glauben und der neuen Lehre; erst im Jahre 1574 ließ er dem Papste erklären: ‚daß der Schule in unser Stadt Düsseldorf etliche unbewerte Regenten und Schulmeister eine Zeit lang vorgestanden, die sich in ihrer Lehr und Schreiben anders als sich gebührt verhalten, solches ist unser Wille und Gefallen nicht gewesen; so sind sie auch eines Theils vor

[1] G. W. Grimme, Gesch. des Gymnasiums zu Heiligenstadt (Heiligenstadt 1875) S. 4. 7.

[2] Vergl. Schmitz, Fr. Marcoduranus 9—10. Wie eifrig Herzog Wilhelm das Schulwesen gepflegt haben wollte, ergibt sich aus seiner Landes- und Polizei-Ordnung vom Jahre 1554. ‚Dieweil', heißt es darin, ‚zu Aufrichtung und Erhaltung einer ehrbaren guten Polizei, darvon dann Land und Leuten Ehr und Wohlfahrt entsteht, der führnemsten Wege und Mittel eines ist, daß die Jugend zu der Ehr und Furcht Gottes, auch Tugend, nützlichen und ehrlichen Künsten auferzogen werde, darzu dann die lateinischen Schulen ein fürnehmster Anfang sein sollen, so haben wir für eine sondere hohe Nothurft und Förderung des gemeinen Nutzens bedacht, wie wir auch hiermit in allem Ernst gebieten, daß eine jede Obrigkeit in den Städten, Flecken und Dörfern, da von Alter lateinische Schulen gehalten, fleißig daran sei, damit solche Schulen, da sie abgekommen, wieder aufgerichtet und in ein ordentlich, beständig, gut Wesen gebracht werden.' Kuhl, Gymnasium zu Jülich 28.

[3] Censura et docta explicatio errorum catechismi Joannis Monhemii etc. Coloniae 1560. [4] Censura 237.

etlichen Jahren verstorben, die anderen abgeschafft' [1]. Damals aber neigte sich die Düsseldorfer Anstalt, welche die Hauptlandesschule für das Herzogthum Berg sein sollte, bereits dem Verfalle zu, welcher dann durch die Kriegsereignisse, namentlich durch den von dem Cölner Erzbischof Gebhard von Truchseß heraufbeschworenen Krieg, beschleunigt wurde. Unter Monheim († 1564) und seinem Nachfolger Franz Fabricius, von seinem Geburtsorte Düren Marcoduranus genannt, einem auch als Philologen bedeutenden, durch sein Hauptwerk ‚Geschichte Cicero's' mit dem Ehrentitel eines deutschen Cicero ausgezeichneten Manne, hatte das Gymnasium unterweilen 1700—2000 Schüler gezählt [2]. Acht Jahre nach dessen Tod († 1573), im Jahre 1581, zählte es deren kaum noch 100. Im Jahre 1594 klagte der Magistrat in einer Eingabe an die herzogliche Regierung: Durch den starken Rückgang der fürstlichen Schule sind die Stadt und die umliegenden Dörfer ihrer Nahrung ganz und zumal beraubt worden; die Eingesessenen schicken ihre Kinder jetzt auf andere, theils einheimische, theils ausländische Schulen; viele Eltern lassen sie müßig gehen und ohne Unterricht aufwachsen; der Rector und der Lehrer der Quarta können bei der geringen Schülerzahl und dem Gehalte, welches sie von dem Fürsten beziehen, nicht auskommen [3]. In besseren Zeiten war die Besoldung in Düsseldorf eine nicht unbeträchtliche gewesen: um das Jahr 1544 erhielt jeder Lehrer einen Gehalt von 130 Rittergulden oder 390 Gulden [4].

Nach dem Vorbilde Düsseldorfs war im Jahre 1546 die alte Stiftsschule zu Essen auf Betreiben der Aebtissin mit Unterstützung der Geistlichkeit und des Magistrates zu einem sechsclassigen Gymnasium erhoben worden, kam aber niemals zu einem rechten Gedeihen [5]. Zu Neuß entstand im Jahre 1562 aus der alten Lateinschule eine vierclassige Anstalt; der Jahresgehalt des Rectors, welcher früher 100 Thaler bezogen hatte, wurde auf 120 Thaler erhöht, das ihm zufließende Schulgeld für jeden Knaben auf monatlich 6 Albus festgestellt. Jedoch auch dort begann schon im truchsessischen Kriege der Verfall; die Anstalt gelangte erst wieder zu Ansehen, seitdem die Jesuiten im Jahre 1616 die Leitung übernommen hatten [6]. Die zu Jülich im Jahre 1572 gemeinsam von dem Magistrate und dem Capitel unter ‚gnädiger Hülfe und Beförderung des Herzogs Wilhelm und anderer Gutherzigen' in ein Gymnasium mit sieben Classen umgewandelte Lateinschule [7] war im Besitze reicher Renten und erhielt von Seiten der ‚Gutherzigen' gleich von ihrer Gründung an

[1] Bei L. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein 1, 207.
[2] Schmitz, Fr. Marcoduranus 11 fll. 48.
[3] Nettesheim 227—228. W. Schmitz, Fr. Marcoduranus.
[4] Nettesheim 196. [5] Nettesheim 192—194.
[6] K. Tücking, Gesch. des Gymnasiums zu Neuß (Neuß 1888) S. 13—29.
[7] Kuhl, Gymnasium zu Jülich 34 fll.

viele Vermächtnisse, unter diesen das eines Laien und seiner Ehefrau im Betrage von 800 Goldgulden und das eines Canonicus im Betrage von 400 Thalern für die Schule und 500 Thalern zur Verwendung für arme Schüler [1]. Einer ihrer Rectoren war Matthias Paludanus, welcher mit großem Erfolge am Gymnasium zu Emmerich gewirkt hatte und der Erzieher der Söhne des Herzogs Wilhelm gewesen war [2].

Allein bereits im Jahre 1581 wird in einer von Räthen des Herzogs Wilhelm veranlaßten Beschwerdeschrift über den Rückgang der Schule: Fahrlässigkeit des Rectors und der Lehrer, Zuchtlosigkeit der Schüler, geklagt. Im Jahre 1585 war ‚die Jugend wegen itziger gefährlichen Zeiten und Kriegsempörung‘ nur noch ‚in kleiner Anzahl vorhanden‘ [3]. Vergebens boten ‚die Herren des Raths und des Capitels‘ im Jahre 1587 dem Emmericher Rector Gerhard Rovenius die Leitung der Anstalt an mit einem Jahresgehalte, dessen sich protestantische Rectoren auch in den größten Städten nur in den seltensten Fällen erfreuten: er sollte jährlich 200 Thaler erhalten und außerdem noch eine Vergütung von 10 Thalern für die Verwaltung des Schulvermögens [4]. Rovenius aber kehrte Deutschland den Rücken und ging nach Holland, denn

[1] ‚Das waren die Anfänge einer langen Reihe von Zuwendungen für die Schule, die, wie geringfügig auch manche waren, immerhin den guten Willen und die Begeisterung für die Schule und die Vaterstadt zeigen. Selbst bis in die schlimmen Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinein finden wir noch immer Vermächtnisse für die armen Studenten.‘ Kuhl 76—79.

[2] Kuhl 64. [3] Kuhl 68—73. 90 fll.

[4] Kuhl 58—59 (vergl. 77 über die ‚mercedes scholasticae‘). Die Summe war gewiß nicht unansehnlich in einer Zeit, in welcher man ‚für 15 Thaler noch ein Rathhaus miethen konnte‘. S. 60. Auch in kleinen katholischen Städten am Niederrhein waren die Einnahmen der Lehrer keineswegs kümmerlich. So bezog zum Beispiel in Kempen, wo beiläufig 100 Kinder die Schule besuchten, der Schulmeister, unter der Verpflichtung, einen Gehülfen zu unterhalten, im Jahre 1565 jährlich: für Hausmiethe und Heizung 10 Thaler, für verschiedene Kirchendienste 8 Mark, 14 Goldgulden, 8 Gulden, $3\frac{1}{2}$ Thaler, 3 Simmer Roggen und 18 Albus, $\frac{1}{2}$ Malter Roggen und an Schulgeld 47—50 Gulden. Im Jahre 1580 bewilligte die Stadt dem Schulmeister einen Jahresgehalt von 174 Mark oder 40 Thalern, dem Unterlehrer 32 Thaler. In Geldern wurde im Jahre 1549 die jährliche Besoldung für jeden der beiden Lehrer außer dem Schulgeld auf 30 Rittergulden oder 90 Gulden angesetzt, später bei sinkendem Wohlstande auf 16—20 Rittergulden vermindert; in Calcar genoß der erste Schulmeister die Einkünfte einer Vicarie, außerdem 24 Gulden und 3—6 Daler als ein Geldgeschenk. Nettesheim 196. 317—319. 466. 613. Auch in anderen katholischen Gegenden finden sich günstige Besoldungsverhältnisse. So erhielt beispielsweise in Meersburg der lateinische Schulmeister gemäß einer Bestallung vom Jahre 1591 an Geld 63 Gulden, als Schulgeld alle Fronvasten von jedem Knaben 11 Kreuzer, ferner $1\frac{1}{2}$ Fuder Wein und die Benutzung eines Krautgartens; auch sollte ihm ‚treulich verabfolgt werden, was ihm von etlichen Stiftungen in dem Seelbuch zugehörig‘. Straß, Schulverhältnisse 26—27.

auch in Emmerich, wo er um das Jahr 1579 Rector geworden war, befand sich das Schulwesen in voller Zerrüttung.

Bis um die Mitte des Jahrhunderts hatte das Gymnasium zu Emmerich [1] seinen alten Ruhm behauptet und war sowohl hinsichtlich der Tüchtigkeit seiner Lehrer und des Umfangs der Lehrgegenstände als der Zahl der Schüler eine der bedeutendsten Anstalten Deutschlands, für den ganzen Niederrhein das Hauptbollwerk gegen den Ansturm der religiösen Neuerungen und die Hauptbildungsstätte für die dortige Geistlichkeit. Unter Peter Homphäus, der das Rectorat bis zum Herbste 1533 bekleidete, zählte man zeitweilig bis an 1500 Schüler, unter seinem Nachfolger Matthias Bredenbach, welcher seit dem Jahre 1524 als Lehrer der obersten Classen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ertheilt hatte, bisweilen sogar bis an 2000. Bredenbach, ebenso hervorragend als Schulmann wie als Gelehrter, hielt, obgleich Laie, auch Vorlesungen über die Heilige Schrift und verfaßte lateinische Commentare zu dem Evangelium Matthäi und zu den ersten 69 Psalmen, welche Zeugniß ablegen von seinen gründlichen Kenntnissen in der Theologie und seiner Vertrautheit mit den classischen Sprachen und dem Hebräischen. Sein im Jahre 1557 herausgegebenes lateinisches Werk ‚Ueber die in der Kirche ausgebrochenen Streitigkeiten' behauptet nach Inhalt und Form eine hervorragende Stelle in der damaligen katholischen Polemik. Von besonderer Wichtigkeit sind darin seine Aeußerungen über das Emporkommen und den Niedergang des wissenschaftlichen Lebens und des Unterrichtes der Jugend. Die in Deutschland seit dem Beginne des Jahrhunderts mehr als jemals früher aufblühenden Studien hätten der Kirche, sagt er, eine ungemessene Fülle herrlicher Früchte bringen können, seien aber durch die Zwietracht der gelehrten Männer und durch die feindseligsten Kämpfe verwirrt und verunstaltet worden. Leidenschaftliche Streitigkeiten, in jeder Wissenschaft unziemlich und unwürdig, ‚schaden nirgendwo mehr und nachhaltiger, als wo es sich um die Heilige Schrift und die Glaubenslehren der Kirche handelt. Denn in anderen Wissenschaften streiten einige Wenige oder doch nicht gar Viele mit einander, indem die Uebrigen lachend zusehen, dem Sieger zujubeln, den Besiegten verspotten. In den theologischen Wissenschaften dagegen, in den Streitigkeiten über Religion und Glauben gehen aus derartigen hartnäckigen Kämpfen Häresien und Schismen hervor; nicht bloß Einzelne stehen einander gegenüber, sondern das Uebel wird mit einem Male in das öffentliche Leben geschleudert, zerstört den allgemeinen Frieden und die Eintracht, reißt Könige, Fürsten und ganze Völker in den Kampf hinein. Mit der Verdunkelung der Wahrheit in Glaubens- und Sittenlehren, mit der Zer-

[1] Vergl. oben S. 6.

störung der Gewalt und der Autorität derjenigen, welche Gott als Leiter und Entscheider in kirchlichen Angelegenheiten verordnet hat, mit der Lockerung aller Zucht müssen nothwendig alle die Uebel folgen, welche uns durch so viele Unglücksjahre schon so schwer heimsuchen. Und noch sehe ich kein Ende dieser schrecklichen Uebel, vielmehr von Tag zu Tag größere und grausamere Trennung.' Was die studirende Jugend anbelange, so sei bei derselben in Folge der religiösen Wirren an Stelle der frühern Sittsamkeit und Eingezogenheit eine wachsende Zügellosigkeit und Verwilderung getreten. Darüber habe er während der 32 Jahre seiner Wirksamkeit als Lehrer die traurigsten Erfahrungen gemacht. ,Ich verglich die Sanftmuth derjenigen, welche in der Zucht, im Glauben, in der väterlichen Religion sich halten ließen, mit der Wildheit und Hartnäckigkeit der anderen, welche der fälschlich von ihnen als evangelische Freiheit gepriesene Geist der religiösen Neuerung und Ausgelassenheit aufgebläht hatte. Ich sah die Furcht des Herrn zugleich mit der Frömmigkeit und Religion und mit der Königin aller Tugenden, der christlichen Liebe, plötzlich dahinschwinden, und statt dieser die Flammen des Zornes und des Hasses emporschlagen. Indem ich vor meinen Augen Alles in Barbarei versinken sah, erinnerte ich mich an das Wort des Herrn: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."' Auch die katholischen Kreise ergriff das Verderbniß, und der allgemeine Verfall der häuslichen Erziehung wurde auch hier die Hauptursache unseliger Schulzustände. Bredenbach entwarf davon durchaus dieselbe Schilderung, wie sie sich bei den angesehensten protestantischen Schulmännern, einem Georg Fabricius, Michael Neander, Valentin Trotzendorf, Hieronymus Wolf und Anderen findet. ,Die Leute', schrieb er, ,erziehen jetzt ihre Kinder so schlecht, daß den armen Schulmeistern, wenn sie dieselben in den Unterricht bekommen, sofort klar wird, daß sie es nicht mit sittsamen jungen Leuten zu thun haben, die durch das Studium und durch richtige Anschauungen über göttliche und menschliche Dinge zu nützlichen Mitgliedern der Christenheit herangebildet werden könnten, sondern mit wilden Thieren, welche sie bändigen, nicht bloß mit Worten und Schlägen, sondern mit schweren Freiheitsstrafen züchtigen müssen. Früher pflegte man ihnen Jünglinge zu schicken, die vorher im elterlichen Hause durch fromme Belehrungen für die christliche Religion empfänglich gemacht und in der Furcht Gottes, in der Verehrung des Herrn und seiner Heiligen und in der Hochschätzung des geistlichen Standes erzogen waren, und außerdem eine Kleidung trugen, welche ihrem künftigen priesterlichen Berufe entsprach. Aber welche Art von Schülern erhalten wir jetzt? Solche, die mit so verderblichen Vorstellungen über Gott, die heilige Religion überhaupt angefüllt sind, daß eine gesunde Lehre bei ihnen keinen Raum mehr findet. In ihren abgeschmackten und abenteuerlichen Trachten, geschlitzten Kleidern, türkischen Hüten und Sol-

datenmänteln, nach Soldatenart geschorenen Haaren und wild wachsenden Bärten, ihrem trotzigen und frechen Blick erkennen wir nichts anderes mehr als thierische Roheit und eine mehr als heidnische oder türkische Gottlosigkeit. Solche junge Leute nun sollen wir zähmen, sie sogar in fromme Geistliche umwandeln.' Auch die Zahl der Studirenden gerieth in Abnahme. ,Unter die größten Uebel, welche uns das neue Evangelium gebracht hat, gehört auch,' klagte Bredenbach einem Freunde, ,daß der gemeine Haufe den Haß, welcher ihm gegen Weltgeistliche und Mönche eingeflößt worden, auf die Studirenden und die Studien selbst überträgt und seine Kinder lieber zu allen anderen Geschäften als zur Betreibung der Wissenschaften bestimmen will. Daher sehen wir, daß fast sämmtliche Schulen in Deutschland zurückgegangen sind; ihr Niedergang muß aber nothwendig den Verfall aller Wissenschaften herbeiführen.'

War das Emmericher Gymnasium unter Bredenbach († 1559) wahrscheinlich noch in den dreißiger Jahren von 2000 Schülern besucht worden, so sank die Zahl unter seinem Nachfolger Heinrich Uranius auf etwa 800 herab; Anfangs der neunziger Jahre befand sich die Anstalt, namentlich auch in Folge von langandauernden pestartigen Krankheiten und unter den allen Wohlstand zerstörenden Einwirkungen des niederländisch-spanischen Krieges, in einer solchen Zerrüttung, daß nur mehr 50 Schüler vorhanden waren[1]. Viele, zum Theil ansehnliche Schenkungen, Renten und Stiftungen für die Schule und die armen Schüler legten auch noch in der Zeit des Verfalles ein ehrenvolles Zeugniß ab für die bei Geistlichen und Laien waltende Liebe und Opferwilligkeit[2], waren aber nicht im Stande, die Anstalt emporzuhalten. Im Jahre 1593 übernahmen die Jesuiten unter den größten äußeren Schwierigkeiten die Leitung derselben; die Zahl der Schüler, welche Anfangs sich auf 140 belaufen hatte, stieg schon im folgenden Jahre auf 300, um das Jahr 1606 auf mehr als 400, unter welchen sich auch viele Söhne

---

[1] Näheres bei Köhler, Rückblick 19—48, und Nachträge 93—97. R. Heinrichs, Der niederrheinische Humanist und Schulmann Matthias Bredenbach und sein Urtheil über die Reformation (Frankfurt a. M. 1890) S. 1—17. Als Bullinger in Emmerich war (1516—1519), ,herrschte an der Schule', wie er schreibt, ,eine strenge Zucht' (Köhler 21). Anderthalb Jahrzehnt später erscheint das Leben der Schüler schon ziemlich gelockert. ,Die viertehalb Jahr', heißt es in den Aufzeichnungen des Cölners Hermann von Weinsberg, der von 1531—1534 die Schule besuchte, ,sind mir nicht so gar zu Nutz kommen: die Freiheit, welche die Schüler haben, irret viel daran'. Im ersten Jahre, während er unter guter Aufsicht bei den Fraterherren wohnte, hatte er ,in der Schule niemals Schläge erhalten'; später miethete er sich bei einem Bürger ein, ,bei dem ich', sagte er, ,viel mehr Freiheit hatte, dann im Fraterhaus, das mir nicht zu Gutem kam'. Buch Weinsberg 1, 75. 78. 101.

[2] Vergl. darüber Köhler, Nachträge 97—108.

protestantischer Eltern befanden. Eine höhere Blüte wurde durch die Kriegsereignisse verhindert [1].

Größere Erfolge errangen die Jesuiten, trotz aller Drangsale der Zeit, zu Münster in Westfalen, wo die von Alters her berühmte, aber längst dem Verfalle sich zuneigende Domschule im Jahre 1588 in ihre Hände überging. Sie begannen dort den Unterricht mit etwa 300 Schülern, hatten deren im zweiten Jahre bereits 900, im Jahre 1592 über 1100, kurz vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges über 1300. Wie zu Emmerich, so konnten die Patres auch hier in ihren Jahresberichten verzeichnen, daß protestantische Schüler aus Bremen, Lübeck und aus Preußen am Unterrichte theilnahmen; im Jahre 1603 trafen allein aus der Stadt Oldenzaal in den Niederlanden nicht weniger als 15 ein. Bei der großen Anzahl der Zöglinge bereitete die Aufrechthaltung strenger Ordnung und Zucht große Mühe und Arbeit. Fast in jedem Jahre kamen schwere Ausschreitungen, nächtliche Schlägereien und Verwundungen, hin und wieder sogar grobe und beschimpfende Verbrechen vor, welche bald strenger, bald gelinder bestraft wurden. Entfernung aus der Anstalt erfolgte, wie es scheint, nur in Fällen hartnäckigen Ungehorsams und wenn die Schuldigen sich weigerten, die Ruthenstrafe zu ertragen. Was die Unterrichtsgegenstände betraf, so waren neben den fünf Lehrern für die Humaniora gleich im Jahre 1588 noch drei andere für das Griechische und die Erklärung der Reden und Briefe Cicero's angestellt worden; bald wurden auch philosophische und theologische Vorlesungen gehalten. Durch eine nach Vorschrift des Trienter Concils den Stifts- und Pfarrgeistlichen und den Klöstern auferlegte jährliche Abgabe und durch die bedeutende Stiftung eines Weihbischofs beschaffte man die Mittel zur Errichtung eines Alumnates. Von den Schülern wurden viele nach den kleineren Städten Westfalens berufen, um dort den lateinischen Schulen als Rectoren vorzustehen [2].

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 225—226. Köhler, Rückblick 49—52.

[2] Näheres bei B. Sökeland, Gesch. des Münster'schen Gymnasiums vor dem Uebergange desselben an die Jesuiten (Münster 1826) S. 51—83 und 85—92: Nachrichten über das Leben und die Schriften einiger ausgezeichneten Lehrer und Vorsteher der Anstalt. C. F. Krabbe, Geschichtl. Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster (Münster 1852) S. 95—125; vergl. auch unsere Angaben Bd. 5, 226. ‚Die Blüte des Münster'schen Gymnasiums unter den Jesuiten fällt', sagt Sökeland (51), ‚in eine höchst schreckliche Zeit bürgerlicher Zwietracht und mancherlei Elends. In den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts wetteiferten Pest und Krieg, die Leiden Westfalens voll zu machen. Die Pest raffte, fast alle zwei bis drei Jahre wiederkehrend, Tausende hin; der Krieg wurde in den Niederlanden zwischen Holländern und Spaniern geführt, und verbreitete sich von da aus über Westfalen, welches, theilweise ohne Wehr und Vertheidigung und den Raubzügen der Holländer wie der Spanier

Drei Jahre vor der Eröffnung des Jesuitengymnasiums zu Münster war zu Paderborn das städtische Gymnasium den Patres mit 140 Zöglingen übergeben worden; gegen Ende desselben Jahres nahmen schon gegen 300 an ihrem Unterrichte Theil; 1586 stieg die Schülerzahl auf 400[1]. Allmählich wurde das Gymnasium erweitert, im Jahre 1614 zu einer Universität erhoben, jedoch ohne medicinische Facultät. Die neue Hochschule wurde eine Hauptstütze der katholischen Sache im Paderborner Lande[2].

In Bayern war bereits vor dem Beginne der Lehrthätigkeit der Jesuiten durch Herzog Wilhelm IV. im Jahre 1548 für die deutschen wie für die lateinischen Schulen eine neue Schulordnung erlassen worden; der Unterricht in der Religion nach Lehre der katholischen Kirche wurde darin als die Grundlage alles Thuns und Wissens, worauf die Erziehung und Bildung des Menschen beruhe, bezeichnet. In den höheren Classen der städtischen Schulen soll man den Schülern, lautete die Vorschrift, die Grammatik und Syntax der griechischen und der lateinischen Sprache beibringen und ihnen griechische und lateinische Autoren erklären, allein mit Auswahl, damit ‚die heidnischen Schwätzer und Fabelhansen, die da mit heidnischer Phantasei, Götzendienst und Buhlwerk zu thun haben', nicht die jungen Gemüther von Gott abwenden und mit Dingen bekannt machen, welche dem zarten Alter verborgen sein sollen. Haben die Schüler Grammatik und Syntax ‚wacker' gelernt, dann gehe man mit ihnen zur Poesie und Redekunst über, lehre sie Verse machen und einen Gegenstand deutlich und schön vortragen. Vernunftlehre (Dialectik) darf nicht vernachlässigt werden, auch nicht die Rechenkunst und überhaupt die Arithmetik; jedoch darf man nicht zu schwere und zu tief ein-

preisgegeben, fast ärger zertreten wurde als der eigentliche Schauplatz des Kampfes.' Ein Freund der Jesuiten ist Sökeland nicht, aber, schreibt er S. 57: ‚Erfreulich und tröstend ist auf jeden Fall bei der Betrachtung der oft mit Trauer erfüllenden Geschichten dieser Zeit der Gedanke, daß ohne die Jesuiten die Schulen dieser Stadt gänzlich würden in Verfall gerathen sein, während sie unter den Jesuiten blühten und eine Zahl von mehr als 1000 Schülern zählten, und ferner der Gedanke, daß die Jesuiten es waren, welche die Gebäude errichteten, deren wir uns noch jetzt erfreuen, und das Vermögen sammelten und sparten, welches noch jetzt unseren Lehranstalten reichliche Mittel gewährt.'

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 227, ** und Richter, Gesch. der Paderborner Jesuiten 1 (Paderborn 1892), 17 fll. 22. Richter zeigt, wie die Jesuiten nicht nur ihr Gymnasium immer mehr zu heben suchten, sondern auch auf die niederen Schulen der Stadt ein scharfes Auge hatten. Unausgesetzt lagen sie im Kampfe mit den sogen. Winkelschulen, in welchen die Kinder im Protestantismus unterrichtet wurden; Erfolge errangen sie hier erst nach längerer Zeit, s. Richter 56. 90. 99 fl.

[2] ** Richter 127 fl. 130 fll.

dringende Rechnungen und Probleme den an das Denken erst sich gewöhnenden, noch allzu jungen Schülern vorlegen. Unter den classischen Schriftstellern sollen namentlich gelesen werden: Cicero's Briefe und dessen Orator und Abhandlungen von den Pflichten, die Fabeln des Aesop und des Phädrus, jedoch mit Auswahl, Vergil's Eklogen und Aeneis, aber mit Weglassung anstößiger Stellen, ferner die Oden des Horaz und dessen Epistel über die Dichtkunst. Im Griechischen soll man besonders die heiligen Evangelien im Urtext erklären und sich des Herodot, Plutarch und der Reden des Isokrates bedienen[1]. Von einer Blüte des höhern Unterrichtswesens war jedoch nicht zu berichten; im Gegentheil führte die bayerische Landesordnung vom Jahre 1553 Klage darüber, daß ‚die lateinischen Schulen in den Städten und Märkten fast abgenommen' hätten; den Obrigkeiten wurde an's Herz gelegt, für deren Wiederaufrichtung zu sorgen und tüchtige Schulmänner dafür zu bestellen. Wo Mangel an Besoldung vorhanden, müsse ‚Fürsehung geschehen, ob und wie von den vacirenden Pfründen, oder aus den Brüderschaften, Zechschreinen und in anderm Weg Hülfreichung gethan werde' [2].

Günstiges wird von einigen Klosterschulen berichtet, zum Beispiel von der zu Tegernsee und zu Niederaltaich, wo der Abt Heinrich binnen zehn Jahren die Summe von 8000 Gulden auf Schule und Bibliothek verwendete. In Tegernsee erhielt ein für den Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Lateinischen angestellter weltlicher Lehrer freie Wohnung im Schulgebäude, die Kost im Kloster, täglich ein Maß Wein und zwei Laib Brod zum Heimtragen, jährlich ein Fuder Heu, einen halben Metzen Waizen und einen Metzen Gerste, 20 Gulden in Geld und überdieß von jedem Kinde, ‚so ein Ausländer', vierteljährlich 8 Kreuzer [3]. Auch in Fornbach bestand eine ‚ansehnliche Schule', und der dortige Abt wurde dafür von Herzog Albrecht V. im Jahre 1558 besonders belobt. ‚Wir halten solches', schrieb ihm der Herzog, ‚für ein gottselig, nutz und gutes Werk, besonders da Ihr mit guter Ordnung darob seid, daß die Jugend aller Ding catholice zur Ehrfurcht Gottes und in unserer wahren alten katholischen christlichen Lehre von katholischen Schulmeistern instituirt und erwiesen werde.' [4]

---

[1] v. Freyberg 3, 285—286. Also nicht die Classiker überhaupt wurden als ‚heidnische Schwätzer und Fabelhansen' bezeichnet.

[2] Bayerische Landesordnungen Fol. 106[a].

[3] v. Freyberg 3, 274 Note. Prantl, Zur Gesch. der Volksbildung 533.

[4] Knöpfler 179. ** In Ottobeuren ward Dank dem gelehrten Humanisten Ellenbog 1543 eine Schule eröffnet, welche eine Academie werden sollte. 1545 ward diese Schule in das Kloster Elchingen verlegt. Im schmalkaldischen Kriege steckten die protestantischen Truppen das Kloster Elchingen in Brand und so nahm die Schule ein ‚plötzliches Ende'. S. L. Geiger, Ellenbog in der österreich. Vierteljahrschr. f. kath. Theol. 1870, 9, 56 fl. M. Feyerabend, Jahrbücher von Ottenbeuren (Ottenbeuren 1814) 2, 132—164.

Herzog Albrecht wendete überhaupt den höheren Studien in streng katholischem Sinne die eifrigste Fürsorge zu. In einer ‚Schulordnung des Fürstenthums Ober- und Niederbayerland‘ erging im Jahre 1569 ein strenges Verbot gegen den Gebrauch aller ‚sectirischen und verführerischen‘ Schriften, auch aller von Protestanten abgefaßten Schulbücher. Bei dem Gebrauch ‚der Dichter, alten sowohl als neuen‘, sei Sorge zu tragen, daß die Jugend weder in der Sittlichkeit noch in der Religion ‚einen Anstoß finde‘. Deshalb sollten Ovid's Metamorphosen und Liebesbücher, Terenz, Catull und Juvenal vom Unterrichte ausgeschlossen sein, solange sie nicht, wie unlängst Martial, durch einen Katholiken von allen anstößigen Stellen gereinigt würden; in Klöstern und Stiftern sollten ‚gar keine heidnischen Autoren in Poesie gelesen werden‘. Den Lehrern wurde zur Pflicht gemacht, außer dem Unterricht in den Sprachen ‚zum Verstehen der Autoren aus guten griechischen und lateinischen Schriftstellern auch die Geschichte vorzutragen; hierzu seien von den Griechen: Thucydides, Plutarch, Pausanias, Herodot, Arrian, Xenophon, Diogenes Laertius und Polybius, von den Römern: Livius, Plinius, Solinus, Mela, Tacitus, Valerius Maximus, Sueton, Sallust, Justin, Florus, Vellejus Paterculus, Appianus Alexandrinus, Cäsar und Curtius zu gebrauchen. Wenn die Schüler so weit vorgerückt seien, daß sie die Geschichte für sich selbst mit Nutzen lesen könnten, sollten sie vornehmlich auf die Kirchengeschichtschreiber, als Eusebius, Sozomenus, Sokrates und andere, auch auf neuere Profanhistoriker gewiesen werden. Der Besitz protestantischer Bibelübersetzungen wurde strenge untersagt, dagegen sollten die Liebhaber geistlicher Lectüre ‚nach Dietenberger's und Eck's verdeutschten Bibeln und nach Embser's Testament trachten‘ und hinsichtlich der Postillen, Gebet- und Gesangbücher ihre Pfarrer und Beichtväter um Rath fragen. Sehr weise lautete die Verordnung: ‚Mit hohen Artikeln, womit die Gelehrten jetziger Zeit zu thun haben, soll man die Jugend nicht irre machen, sondern sie von frühesten an lehren, das Heil ihrer Seelen mehr durch christliche Werke und gottinnigen Wandel als mit eitlem Geschwätz und vielem Disputiren‘ zu suchen [1].

Als Musteranstalt zur Verbesserung des Unterrichtes wurde in dieser Schulordnung sämmtlichen Lateinschulen des Landes ausdrücklich das Jesuitengymnasium zu München bezeichnet.

Dieses von Albrecht V. im Jahre 1559 errichtete Gymnasium hatte unter ausgezeichneten Lehrern, wie Peltan, Mengin, Stewart und anderen, die drei in München bestehenden, um das Jahr 1560 von etwa 300 Schülern besuchten ‚Poetereyen‘ (Lateinschulen) [2] rasch überflügelt. Von diesen Schulen war eine

[1] v. Freyberg 3, 289 fll. Knöpfler 190—194 und Actenstücke 93—105.

[2] Vergl. Knöpfler 179—180.

dem Magistrate unterstellt; ihr Rector Gabriel Castner hatte noch im Jahre 1560 beiläufig 60 Schüler und erließ für dieselben eine in vieler Beziehung treffliche Schulordnung[1]; aber schon im folgenden Jahre beklagte er einen ‚merklichen Abgang der Schüler durch die neu aufgerichtete Jesuiterschule‘[2]; im Jahre 1563 meldete er dem Magistrate, er habe ‚keinen Knaben gehabt‘, die ‚Poeterey vaciirt‘[3]. Die Zahl der Jesuitenschüler belief sich bald auf 300—500, im Jahre 1587 auf 600, im Jahre 1589 auf 800, im Jahre 1602 auf 900[4]. Die innere Gestalt des Gymnasiums, seine Lehr= und Classenordnung, liegt in verschiedenen Lectionsplänen vor[5]. An den Feiertagen hielt regelmäßig ein Schüler der oberen Classen eine lateinische Anrede an die Studirenden[6]. Im Jahre 1574 war für das Griechische ein besonderer Professor, der Grieche Peter Maffelus, angestellt worden[7]. In demselben Jahre wurde durch Fürsorge der Patres von Albrecht V. ‚das Gregorianum‘, ein Alumnat mit 40 Freiplätzen für arme Schüler, zugleich zum Zwecke der musikalischen Ausbildung derselben, gestiftet[8]; Herzog Wilhelm V. erweiterte dasselbe auf 50 Stipendien und wendete ihm seit dem Jahre 1587 eine solche Theilnahme zu, daß er die Zöglinge sowohl Mittags als Abends durch die

---

[1] Abgedruckt bei Westenrieder, Beiträge 5, 214—227. Vergl. v. Freyberg 3, 286—288. Hutter 25—27. Eine von dem Arzte Leonhard Alber im Jahre 1562 angefertigte Schulordnung für die kleine Landstadt Wasserburg bei Kluckhohn, Beiträge 182—188.

[2] K. v. Reinhardstöttner, Zur Gesch. des Jesuitendramas, im Jahrbuch für Münchener Gesch. 3, 56.

[3] K. v. Reinhardstöttner, Humanismus unter Albrecht V., im Jahrbuch für Münchener Gesch. 4, 142 Note. 223; dort 64—76 Näheres über die Lehrer an der Münchener städtischen Poetenschule.

[4] Bauer, Aus dem Diarium gymnasii S. J. Monacenis (München 1878) S. 11 fll. Hutter 11—12.

[5] Studienpläne aus den Jahren 1569 und 1590 bei v. Freyberg 3, 293 fll.

[6] * Officieller Bericht eines Jesuiten an Franz Borgias, Generalvicar des Ordens, aus Dillingen am 1. Juli 1565. Aufbewahrt im Jesuitencolleg zu Exaeten in Holland.

[7] Agricola 1, 151. Hutter 21.

[8] Näheres bei B. Stubenvoll, Gesch. des k. Erziehungsinstituts für Studirende. München 1874. Die Statuten der Anstalt bei Pachtler 1, 445—450. Im Jahre 1586 erging durch Oliverius Manareus, den Visitator der deutschen Provinz, an sämmtliche Rectoren die Aufforderung, dafür Sorge zu tragen, ‚ut pauperum aliquod seminarium, ubi non est, instituatur. . .‘ ‚Nostri tamen,‘ wurde hinzugefügt, ‚nullo modo eorum pecunias attrectent, et gubernatio mandetur externo alicui probatae virtutis et fidei viro.‘ Bei Pachtler 1, 424. Ueber die Fürsorge der Jesuiten für arme Studenten vergl. die Angaben bei B. Duhr, Jesuitenfabeln, Erste Lieferung (Freiburg im Breisgau 1891), S. 87 fll.

Hofküche in einem Saal seiner Residenz speisen ließ. Das Pensionat von St. Michael, welches Albrecht V. für adeliche Schüler errichtet hatte, fand an Wilhelm einen so eifrigen Begünstiger, daß die Zahl der Insassen im Jahre 1587 auf 200 stieg [1]. Im Jahre 1591 wurde neben dem Gymnasium ein Lyceum für philosophische und theologische Vorlesungen eröffnet, neun Jahre später die erste theologische Disputation abgehalten. Unter den Professoren ragten Matthias Mayrhofer, Adam Tanner und Paul Laymann hervor [2]. Jacob Bidermann, der größte Dramatiker des Ordens, wirkte dort in den Jahren 1600—1616 als Professor der Rhetorik [3].

Gleicher Blüte erfreuten sich die Jesuitenanstalten zu Ingolstadt, Dillingen und Würzburg [4]. In Augsburg wurde im Jahre 1582 ein von den Fuggern reichlich ausgestattetes Gymnasium eröffnet, im Jahre 1589 zu einem Lyceum erweitert; es besaß bald 500—600 Zöglinge. Beinahe ebenso viele besuchten die Jesuitenschule in Fulda. In Bamberg, wo die Patres im Jahre 1609 einzogen und ein Gymnasium errichteten, wurde ihnen auch die Aufsicht über die 13 Stadtschulen zugewiesen. An den bischöflichen Sitzen wurden die Priesterseminare gemeinlich mit Jesuitencollegien verbunden und der Leitung der Patres übergeben. Auch in der österreichischen Ordensprovinz entfalteten die Jesuiten in höheren Unterrichtsanstalten eine tiefgreifende Wirksamkeit [5].

In manchen Städten, wo es keine Jesuiten gab, suchte man durch Aufnahme ihrer Unterrichtsmethode herabgekommene Schulen wieder emporzuheben, zum Beispiel in der Reichsstadt Ueberlingen. Dort hatten noch nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, während damals anderwärts so häufig über zunehmende Zerrüttung geklagt wurde, unter dem Rector Johann Offner von Stockach (1545—1575) glänzende Schulverhältnisse bestanden. ‚Neben vil hundert gemainen Schülern‘, schreibt einer derselben, hatte Offner ‚mehrmalen bis in 40 und 50 Edler Knaben, auch Grafen und Herren Kinder‘, unter diesen Eitel Friedrich und Carl, Grafen von Zollern, ‚in der Kost‘. Unter den späteren Rectoren aber ging die Schule zurück, und so beschloß der

---

[1] Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 425—426.

[2] Lipowsky 1, 256 und 2, 13—14. 122. Zirngiebl 275—279.

[3] Ueber Bidermann wird im folgenden Abschnitt bei dem Jesuitendrama die Rede sein.

[4] Wir handeln darüber später bei den Universitäten.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 199 fll. 243 fll. Zirngiebl 276 fll. Paulsen 262 fll. ** Siehe auch Krones, Gesch. der Grazer Universität 7 fll. 236 fll. 278 fll., und desselben Gelehrten Beiträge zur Gesch. des Jesuitenordens in den Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Gesch.-Quellen, Jahrg. 24, Graz 1892.

Magistrat, um dieselbe ‚wieder in Flor' zu bringen, in den Jahren 1601 und 1602 den Unterrichtsplan der Dillinger Jesuitenanstalt einzuführen[1].

Die Anerkennung der ersprießlichen Lehrthätigkeit der Jesuiten war unter den Katholiken allgemein; aber gerade daraus drohte für die Anstalten ein großer Nachtheil hervorzugehen. Denn je mehr man sich auf katholischer Seite von dem großen Nutzen der Jesuitenschulen überzeugte, um so dringender und ungestümer wurde allerorts das Verlangen nach solchen Schulen laut, ohne daß man dabei bedachte: eine Ueberlast von Schulen, für welche der junge Orden hinreichend befähigte Lehrer zu stellen noch keineswegs in der Lage war, müsse dem Orden selbst nur Ungelegenheiten, ja große Schäden bereiten. Weltliche und geistliche Fürsten übten, von der Noth getrieben, einen solchen moralischen Zwang auf die Ordensoberen aus, daß ihren Forderungen nicht selten auch da nachgegeben wurde, wo rücksichtslose Absage am besten gewesen wäre. Der Orden verschloß seine Augen vor den drohenden Gefahren nicht. In den Generalcongregationen, welchen die eigentliche Gesetzgebung des Ordens oblag, wurden bereits in den Jahren 1558 und 1565 Verordnungen wider die Ueberzahl von Collegien erlassen. Letztere Congregation richtete an den Ordensgeneral die Forderung: man möge nur bedacht sein auf die Hebung der bestehenden Collegien, unter den angebotenen neuen nur solche annehmen, welche für das Gesammtwohl der Kirche überaus wichtig, auch mit hinlänglichen Mitteln ausgestattet seien, und für welche die Gesellschaft im Leben und Wissen erprobte Rectoren und Lehrer zur Verfügung habe. Für jede Provinz wurde die Errichtung von philologischen und pädagogischen Seminarien zur Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte für nothwendig erachtet[2]. Als im Jahre 1573 die Wahl eines neuen Generals bevorstand, ertheilte die Generalcongregation ihren Abgeordneten die Weisung, ‚wohl zu beachten, daß der zu Wählende nicht zur Uebernahme neuer Seminarien, Convicte und Collegien geneigt sein dürfe, weil sonst die Gesellschaft von der Last erdrückt würde'. An Eberhard Mercurian, der aus der Wahl hervorging, wurde sofort die ernstliche Bitte gerichtet, sich an das Decret vom Jahre 1565 strenge zu halten[3]. Drei Jahre später erkannte die oberdeutsche Ordensprovinz unumwunden an, daß die Professoren

---

[1] B. Ziegler, Zur Gesch. des Schulwesens in der ehemaligen freien Reichsstadt Ueberlingen (Jahresbericht der dortigen höhern Bürgerschule für das Schuljahr 1890 bis 1891) S. 8—11.

[2] Bei Pachtler 1, 70—75.

[3] Bei Pachtler 1, 76—77.

schon durch lange Thätigkeit erschöpfte Männer oder völlig Neulinge und unvorbereitete Leute seien [1].

Ueberhaupt fehlte es unter den Jesuiten selbst nie an Männern, welche am ehesten darauf bedacht waren, vorhandene Schäden und Mißbräuche anzuerkennen und auf deren Abstellung zu dringen. Den besten Beweis dafür liefert eine Denkschrift, welche einer der tüchtigsten Humanisten des Ordens, Jacob Pontanus (Spanmiller), seit dem Jahre 1582 Professor der Poesie und Rhetorik am Augsburger Colleg, über die Pflege und Verbesserung der humanistischen Studien den Ordensoberen einreichte [2]. Dieselbe war veranlaßt durch die im Jahre 1586 nach mehrjährigen sorgfältigen Vorarbeiten abgefaßte und als Gesetzentwurf den einzelnen Collegien zur Begutachtung übersandte erste allgemeine ‚Studienordnung' [3]. Sie ist auch deßhab merkwürdig, weil sie zeigt, eine wie freie Meinungsäußerung im Orden gestattet war, selbst dann, wenn sich dieselbe nicht von Einseitigkeit und unrichtiger Verallgemeinerung einzelner Fälle frei hielt, wie es offenbar hier bei Pontan der Fall war. Die theologischen Studien werden nämlich von Pontan in ihrer Bedeutung unterschätzt, die humanistischen übermäßig erhoben; was bei Novizen, Lehrern und Oberen in manchen Collegien vorkam, wird unbedenklich ohne jede Einschränkung als überall vorhanden hingestellt, obwohl doch Pontan ganz gewiß nicht alle Novizen, Lehrer und Oberen auch nur der einen oberdeutschen Provinz so genau kennen konnte. Der Kern des Gutachtens aber: zu geringe Pflege des humanistischen, richtiger des philologischen Elementes, verdient in jedem Falle Beachtung [4].

---

[1] ‚. . . quod professores ipsi vel iam fracti sint laboribus, vel novitii et imparati.' Pachtler 1, 282—283.

[2] Auf Pontan's schriftstellerische Thätigkeit als Humanist kommen wir später zurück. Hier genüge die Bemerkung, daß er seine Bildung in dem Jesuitencolleg zu Prag empfing. Pelzel, Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten (Prag 1786) S. 4. Schmidl, Hist. Soc. Jesu Prov. Bohemicae 1, 185.

[3] Bei Pachtler 2, 25—222.

[4] Solange das Gutachten nicht vollständig vorliegt, läßt sich ein abschließendes Urtheil darüber nicht fällen. Wir besitzen nur Auszüge aus demselben bei Braun, Gesch. des Collegiums der Jesuiten in Augsburg 146—153, und einen Theil des Wortlautes im Anti-Mangoldus sive Vindiciae hist. ecclesiasticae Claudii Fleury (Amsterdam und Ulm 1784) vol. 2, 87—95. Vergl. Zirngiebl 106—109. Kluckhohn, Beiträge 390—393. Daß das Gutachten sich auf die zur Rückäußerung an alle Ordensprovinzen überschickte Ratio studiorum vom Jahre 1586 bezieht, ergibt sich deutlich aus Agricola 1, 297. Dort heißt es: ‚Disquisitioni huic (dieser Begutachtung) in Provincia nostra locus assignatus est Collegium Diliganum, adhibiti quos scientiae fama ante ceteros commendabat: pro interioribus quidem litteris Richardus Hallerus . . .' ‚pro mansuetioribus vero disciplinis additi sunt prioribus Jacobus Pon-

Die humanistischen Studien, sagte Pontan, öffnen dem Orden die Thore der ansehnlichsten Städte, gewinnen ihm die Gunst der Fürsten und empfehlen ihn allen Ständen. Sie bringen im Allgemeinen größern Nutzen als die höheren Wissenschaften, weil diese nur für Wenige, jene aber für Viele sind, ja über das ganze menschliche Geschlecht sich ausbreiten und, wie wir gesehen haben und noch sehen, herrliche Früchte hervorbringen. Ueberdieß hat das classische Studium großen Einfluß auf die Sittlichkeit. Man mag einen Geschichtschreiber, einen Dichter oder einen Redner lesen, griechisch oder lateinisch, so wird man, was in Physik, Metaphysik und Dialectik niemals, in der Theologie nicht immer der Fall ist, fast auf jedem Blatte Gelegenheit finden, zur Tugend zu ermuntern oder vor dem Laster zu warnen. Wir wollen aber, obwohl wir Beides wünschen, lieber gute Menschen bilden, als gelehrte. ‚Ohne die classische Bildung sind die übrigen Studien sozusagen kalt, stumm und todt; sie nur gibt ihnen Leben, Athem, Bewegung, Blut und Sprache.‘

Nach diesen Auseinandersetzungen führt Pontan die Gründe an, welche seitens der Oberen und der Lehrer wie seitens der Schüler eine gedeihliche Pflege der classischen Studien behindert hätten. Man sehe bei der Aufnahme von Novizen nur auf sanfte Gemüthsart und Frömmigkeit, nicht auf geistige Fähigkeiten; halte die jungen Leute nach der Probezeit nur ein Jahr lang oder noch kürzer zum Studium der Humanität an, unter dem Vorwande, sie hätten dieselbe schon vor dem Eintritt in den Orden studirt. Meistens aber finde sich, daß sie im Griechischen keinen Grund gelegt, keine Verse machen, ja nicht einmal fehlerfrei schreiben könnten. Aus schlecht unterrichteten Schülern würden dann schlechte Lehrer und ungelehrte, selbst im Lateinischen sehr unwissende Obere, von welchen ‚nicht wenige‘ nicht einmal zur Abfassung eines grammatisch richtigen Briefes befähigt seien. Die Lehrer haben

tanus. . . Comprobavit Roma quod hi novem viri pro Germaniae Superioris provincia statuendum putarunt.‘ In der oberdeutschen Provinz, aus welcher Pontan's Gutachten stammt, schlichen sich auch andere Uebelstände ein. Mitglieder dieser Provinz beschwerten sich in den ersten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts darüber, daß in einzelnen Gymnasien ein üppiger Aufwand selbst von solchen Schülern getrieben werde, deren Mittel gering seien: nicht wenige Magister begünstigen diese Thorheit, welche den Weg zu schlimmeren Dingen bahne, dadurch, daß sie die reich geschmückten Knaben hochhalten, die anderen aber als gering ansehen. Das ziehe der Gesellschaft die Nachrede zu, als befördere sie Ueppigkeit und verschließe Manchen den Zugang zu den Schulen. In Mainz, Fulda und in anderen Collegien solle es hiermit, wie mit der Disciplin überhaupt, strenger gehalten werden, weßhalb aus der oberdeutschen Provinz Manche der Studien halber dorthin gesandt würden. In einer Epistola de Scholasticorum nostrorum moribus vom 29. Januar 1611 tadelte der General Aquaviva den Verfall der Disciplin, insbesondere den Mangel an Strenge gegenüber den Scholaren; die Pflege des Körpers und der Gesundheit fange an in Weichlichkeit und Ueppigkeit überzugehen. Kluckhohn, Beiträge 208. 212.

zuviel Freiheit in der Wahl dessen, was sie studiren und vortragen wollen; auch sind sie zu jung und werden fortwährend gewechselt. ‚Ehe sie angefangen hatten zu lehren, müssen sie wieder aufhören. Welches Ansehen, welche Uebung sollen solche Lehrer haben? Warum schämen wir uns unserer Thorheit nicht? Eine Stadt würde weder Büttel noch Henker alle Jahre wechseln wollen, und wir halten jenen Wechsel bei dem Studium der Weisheit für nützlich.‘ Es sollten Einige, auch wenn sie schon Priester sind, ihr ganzes Leben dem Schulunterrichte widmen und das Studium der Theologie Anderen überlassen. Aber die humanistischen Studien und ihre Lehrer würden unverantwortlich unterschätzt. Diejenigen, welche wöchentlich einmal predigen, Beicht hören, die Philosophie lehren, nenne man Operarier; diejenigen dagegen, welche im Schweiße ihres Angesichtes täglich fünf Stunden lang die Grammatik beibringen und drei bis vier Stunden auf die Erklärung der Classiker verwenden, halte man kaum der Beachtung werth[1]. Nicht weniger nachtheilig sei der Geiz der meisten Oberen im Ankauf guter Bücher, während sie eifrig bemüht seien, theologische und andere, weniger nothwendige Bücher anzukaufen[2].

‚Das Alles widerspricht sowohl der Studienordnung als dem gesunden Menschenverstande, und es ist unmöglich, daß der Zustand unserer Schulen und unserer Wissenschaft, um nicht zu sagen unserer Gesellschaft, nicht täglich schlechter werde, wenn wir gegen jene Uebelstände die Augen verschließen und auf alle Beschwerden nichts anderes antworten, als: „Wir können nicht, wir haben nicht“, uns aber inzwischen nicht Mühe geben, daß wir können und haben, ja im Gegentheil Alles thun, daß wir nicht können und nicht haben.‘

An seine bitteren Beschwerden knüpfte Pontan eine Reihe von entsprechenden Reformvorschlägen bezüglich der Ausbildung und des Unterrichtes der Lehrer. Dahin gehörten: man müsse auf ständige Lehrer der Humaniora bedacht sein, und dieselben nicht mit häuslichen Arbeiten für andere Professoren beschweren, auch diesen nicht nachsetzen; jedes Mitglied der Gesellschaft solle wenigstens drei Jahre dem Lehramte sich widmen; die Philosophen und Theologen müßten ermahnt werden, sich eines bessern Lateins zu befleißen

---

[1] In der ‚Studienordnung‘ vom Jahre 1586 hieß es darüber: ‚Et primo quidem non impune ferendum esset, ab iis, qui studiis altioribus vacant, contemni et plane irrideri Grammaticos ac Rhetores; id enim literas humaniores reddit odiosas. . .‘ ‚In ministeriis domesticis obeundis non essent adeo onerandi Grammatici nec magis quam ceteri Professores, cum illi non minus, sed multo magis laborent in Schola.‘ Pachtler 2, 145.

[2] Anti-Mangoldus 95: ‚Superiorum plerique sordidi et tenaces sunt, nolunt emere bonos libros; emunt tamen cupide libros theologicos et alios quosdam parum necessarios.‘ Kluckhohn (Beiträge 391) übersetzt: ‚Aus schmutzigem Geiz sorgen sie für keine anderen als höchstens für theologische Bücher.‘

und die Barbarei im Ausdruck zu lassen. Um das Studium des Griechischen im Orden und in anderen katholischen Schulen zu befördern, sollten die Jesuiten eine Anzahl von griechischen Classikern vollständig oder im Auszuge herausgeben, und zwar mit Vorreden und Anmerkungen, fehlerfrei im Texte und buchhändlerisch gut ausgestattet.

Wohl auf Grund der Reformvorschläge Pontan's geschah es, daß die Ordensoberen von Augsburg aus für die Lehrer der humanistischen Fächer eine kurze Anleitung, ‚wie man lesen, schreiben, lehren und erklären' solle, an die Collegien in Dillingen, München, Innsbruck, Hall, Regensburg und Ingolstadt erließen[1].

Umfassende Reformen brachte die zum allgemein verbindlichen Gesetz erhobene ‚Studienordnung' vom Jahre 1599[2].

In derselben wurde verordnet: Um die Kenntniß der classischen Literatur zu bewahren und gleichsam eine Pflanzschule von Lehrern zu bilden, soll jeder Provincial einige in diesen Wissenschaften ausgezeichnete Männer auswählen, welche einzig dem Berufe sich widmen, einen Nachwuchs guter Lehrer zu erhalten und für die Zukunft heranzuziehen. Er verschaffe sich ferner so viel als nur möglich lebenslängliche Lehrer der Grammatik und der Rhetorik und fordere geeignete Ordensgenossen dazu auf, einem so heilsamen Werke sich ganz zu opfern. Damit es nicht an einem genügenden Vorrathe von Büchern fehle, weise er aus den Einkünften des Collegs selbst oder sonst einen Jahresbetrag zur Erweiterung der Bibliothek an, und verwende dieses Geld durchaus nicht zu irgend einem andern Zwecke. Die Rectoren erhielten die Weisung: ‚Damit die jungen Lehrer der unteren Classen ihr Amt nicht ohne alle practische Vorbildung antreten, soll der Rector des Collegs, aus welchem die Lehrer der Humaniora und der Grammatik gemeinlich bezogen werden, einen sehr erfahrenen Schulmann auswählen, bei welchem die künftigen Lehrer gegen Ende ihrer Studien wöchentlich dreimal eine Stunde lang sich einfinden, um

---

[1] Braun 153—154.

[2] Bei Pachtler 2, 225—481. Unbefangen spricht sich darüber Paulsen 285 aus: ‚Das Ziel des Jesuitenunterrichts kann durchaus mit der Formel Sturm's (vergl. oben S. 69, Anm. 1) bezeichnet werden: eloquens et sapiens pietas. Auch bei ihnen ist die Ciceronische Eloquenz das nächste Ziel: zu ihm führen die studia inferiora, der eigentliche Schulcursus. Die studia superiora, der philosophische und theologische Cursus, geben die philosophische und wissenschaftliche Erkenntniß. Endlich ein frommes Leben und rechten Glauben zu fördern, ist die letzte Bestimmung aller Erziehung und alles Unterrichts.' Wenn man vielfach (vgl. Bursian 221. v. Raumer 1, 270 fll. Kluckhohn in v. Sybel's Zeitschr. 31, 343 fll.) über ‚geisttödtenden Formalismus' der Jesuitenschulen geklagt hat, so hat man dabei die sehr in's Einzelne hinein regierende Gesetzgebung nicht genug von deren praktischer Verwirklichung unterschieden, und noch weniger den regen Geist der Selbstbethätigung in's Auge gefaßt, welchen die Jesuiten von ihren Schülern forderten.

sich gegenseitig durch Vorlesen, Dictiren, Schreiben, Corrigiren und anderen Arbeiten eines tüchtigen Lehrers zu ihrem neuen Schulberufe vorzubilden [1].

Was den Unterricht betraf, hatte der Studienpräfect einer jeden Anstalt dafür zu sorgen, daß die fünf Stufen der unteren Classen, nämlich der Rhetorik, der Humanität und der drei Grammaticalclassen, nicht irgendwie durch einander gemengt würden [2].

Als lateinische Classiker, welche man in der Classe der Humanität erklären solle, wurden vorgeschrieben: ‚unter den Rednern ausschließlich Cicero, und zwar gemeinlich seine moralphilosophischen Schriften; unter den Geschichtschreibern Cäsar, Sallust, Livius, Curtius; unter den Dichtern Virgil, mit Ausnahme einiger der Eklogen und des vierten Buches der Aeneis, überdieß eine Auswahl der Oden des Horaz, ferner Elegien, Epigramme und andere Gedichte berühmter Poeten, nur müssen sie von allen Obscönitäten gereinigt sein'. Die Rhetorik sollte ‚die Regeln der Redekunst, den Stil und das gelehrte Wissen in sich schließen'. Für erstere seien in der täglichen Lection die rhetorischen Schriften Cicero's, wenn man wolle auch die Rhetorik und Poetik des Aristoteles zu erklären. ‚Der Stil muß, obgleich die besten Geschichtschreiber und Dichter etwas benutzt werden, doch fast ausschließlich von Cicero hergeholt werden.' ‚Das gelehrte Wissen muß man aus der Geschichte und den Sitten der Völker, aus den angesehensten Schriftstellern und jeder Art von Gelehrsamkeit, jedoch nach der Fassungskraft der Schüler, mit weiser Maßhaltung, entnehmen.' Im Griechischen dürfe man nur alte Classiker: Redner, Geschichtschreiber oder Dichter, erklären, wie Demosthenes, Plato, Thucydides, Homer, Hesiod, Pindar und andere, jedoch nur in gereinigten Ausgaben; Gregor von Nazianz, Basilius und Chrysostomus könne man mit Recht diesen Classikern beizählen [3].

Der ganze Unterricht in niederen sowohl wie in den höheren Schulen, auf dem Gymnasium, dem Lyceum und der Universität, sollte nicht bloß auf das Wissen, sondern auf das Können abzielen, das Wissen in ein Können verwandeln. Darauf waren alle bis in's Einzelne vorgeschriebenen Schulübungen, Wiederholungen, Vorträge, Disputationen und ‚Concertationen' berechnet. Eine einzige Disputation, war der Grundsatz, nützt mehr als eine Reihe von Vorträgen; denn da ‚wird der Geist mehr geübt, und die aufstoßenden Schwierigkeiten werden besser beleuchtet'. Schon in den fünf unteren Classen sollten ‚zur nachdrücklichen Betreibung der wissenschaftlichen Uebungen Academien gebildet werden, in welchen die Schüler an bestimmten Tagen unter sich Vorlesungen, Disputationen und andere wechselseitige Uebungen

[1] Pachtler 2, 259. 261. 263. 271. [2] Pachtler 2, 353.
[3] Pachtler 2, 400—401. 415.

eines wackern Schülers halten'. Für die Laienschüler sollten Preise ausgesetzt und ,der schriftliche Wettbewerb auf verschiedene Tage vertheilt werden, so daß ein Tag für lateinische Prosa, ein anderer für Verse, ebenso zwei Tage für griechische Prosa und Poesie angesetzt werden'. In der Rhetorik und Humanität ,halte man jeden andern Sonnabend eine Vorlesung, griechische oder lateinische Rede oder poetische Declamation, wozu die eine Schule von der andern eingeladen wird' [1].

Zu den Schulübungen gehörte auch, ähnlich wie in manchen humanistischen Schulen des ausgehenden Mittelalters und in den protestantischen Schulen, die Aufführung von Schauspielen in den Schulräumen oder öffentlich vor allem Volk.

[1] Pachtler 2, 291. 365. 375. 393.

V. Das Schuldrama bei den Protestanten und den Katholiken.

Bereits in den Schulen der älteren Humanisten spielten Terenz und Plautus eine nicht untergeordnete Rolle. So hatten zum Beispiel an den Straßburger Lehranstalten sämmtliche Stücke des Erstern, vier oder fünf der anständigeren des Letztern schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Aufnahme gefunden. Namentlich war es Erasmus, welcher auf das dringlichste die Lesung des Terenz den Schulen anempfahl[1], während Jacob Wimpheling, ,der Lehrer Deutschland's', aus Gründen der Sittlichkeit denselben aus den Händen der Schüler entfernt wissen wollte[2]. Melanchthon hielt dafür: kaum ein Buch sei würdiger, in Aller Händen zu sein, als Terenz. Dieser stehe ,viel höher' als Aristophanes, ,einmal, weil dessen Stücke von Obscönitäten frei, dann weil sie rhetorischer' seien. ,Darum', schrieb er, ,ermahne ich alle Pädagogen, diesen Schriftsteller angelegentlichst dem Studium der Jugend zu empfehlen. Denn er scheint mir das Urtheil über die Welt besser auszubilden als die meisten philosophischen Bücher. Und kein anderer Autor lehrt reiner sprechen, keiner gewöhnt die Knaben an eine Redeweise, welche ihnen mehr zu statten käme.'[3] Stücke von ihm wie von Plautus und Seneca ließ er in Wittenberg von den Studirenden aufführen. Als Luther einmal befragt wurde, ob die Aufführungen von Terenz zuläßig seien, weil ,Viele sich daran ärgerten, gleich als gebühre einem Christenmenschen nicht solch Spielwerk aus heidnischen Poeten', antwortete er: ,Comödien spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in den Comödien fein künstlich erdichtet, abgemalt und fürgestellt werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnt werde', ,wie er sich in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel'. ,Christen sollen Comödien nicht ganz und gar fliehen darum, daß bisweilen grobe

---

[1] Vergl. Francke 8.

[2] v. Reinhardstöttner, Plautus 31 Note 3.

[3] Corp. Reform. 1, 772; vergl. v. Raumer 1, 213, ** und Raché, Deutsche Schulkomödie 11.

Zoten und Bühlerei darin seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen.‘[1]

In den protestantischen Schulordnungen wurde frühzeitig die Lesung des Terenz und auch einiger Stücke des Plautus vorgeschrieben. So im Jahre 1522 in der Schulordnung für Nördlingen, 1523 für Zwickau, 1525 für Eisleben, 1526 für Nürnberg; in Nördlingen sollte der Rector ‚in der ersten Session Nachmittag den Terentium auslegen‘; zu Zwickau sollten in der dritten Classe sämmtliche Comödien desselben und etliche von Plautus auswendig gelernt werden[2]. Die von Melanchthon entworfene und von Luther gebilligte kursächsische Ordnung vom Jahre 1528 verlangte: ‚Wenn die Kinder den Esopum gelernt, soll man ihnen Terentium fürgeben, welchen sie auch auswendig lernen sollen. Nach dem Terentio soll der Schulmeister den Kindern etliche Fabulas Plauti, die rein sind, fürgeben‘; zu diesen ‚reinen‘ Stücken rechnete Melanchthon die Aulularia, den Trinummus und den Pseudolus, obgleich dieselben doch Bedenkliches genug enthalten. Spätere Schulordnungen, wie die Güstrower vom Jahre 1552, die Magdeburger von 1553, die Brandenburger von 1564, die Breslauer von 1570, fordern nicht allein das Lesen und Auswendiglernen, sondern auch die Aufführung des Terenz[3].

‚Es soll auch‘, hieß es in der Güstrower Ordnung, ‚alle halbe Jahre eine lateinische Comödia aus dem Plauto oder Terentio für die Knaben, daß sie gut Lateinisch lernen mögen, von den Schülern in der Schule agiret werden.‘[4] Die Breslauer Ordnung sah solche Uebungen für gut an, ‚nicht allein darum, daß man die Pronuntiation und Geberde in die Knaben formire und sie Höffligkeit und Mores lerne, sondern auch, das wir, so in Schulen viel Jahre gelehrt, dieses vielfältig erfahren haben, daß viele Ingenia, so man weder mit Worten noch Ruthen zur Lehre hat bringen können, durch lustige Action der Personen in Comödiis bewogen worden, daß sie zu den Studiis eine Lust gewonnen haben‘[5]. Der Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 gemäß sollte ‚der Rector mit den Schulknaben der Bürgerschaft und gemeiner Stadt zu Ehren‘ jährlich auf Fastnacht eine lateinische Comödie aus dem Terenz vorführen und ‚bisweilen eine deutsche dazu‘[6]. Georg Rollen=

---

[1] Luther's Tischreden, herausgeg. von Förstemann und Bindseil 4, 592—593. Vergl. Holstein 19—20, ** und Raché, Deutsche Schulkomödie 8—10.

[2] Holstein 33—35.

[3] ** Vormbaum 1, 417 fll. 541. Raché, Deutsche Schulkomödie 12—14.

[4] v. Reinhardstöttner, Plautus 37. [5] Bei Vormbaum 1, 198 fll.

[6] Bei Vormbaum 1, 382. In Zwickau wurde bereits im Jahre 1518 während eines Turniers vor Herzog Johann und dessen Hof ‚der Eunuchus aus dem Terentio ordentlich und wohl gespielet‘, und zwar von der Rathschule, deren Rectorat Stephan

hagen, seit dem Jahre 1567 Prorector der Schule zu Magdeburg, richtete seine Bemühungen dahin, daß Terenz ‚wie Theer den Schülern an den Händen kleben solle‘. ‚Wir haben‘, schrieb er im Jahre 1592, ‚bei unseren Schulen den Terentium allzeit gelesen, und diese Zeit auf einmal ganz auswendig lernen und so oftmals in der Schulfeier des Donnerstags nach Mittag spielen lassen, daß ihn nun fast die ganze Schule auf einem Reglein weiß und wann es von Nöthen ist, und welche Comödie man haben will, zierlich aufsagen und zum Spiel in's Werk richten kann.‘[1]

Rollenhagen handelte nach dem Vorbilde des Straßburger Rectors Johann Sturm, welcher in seiner Vorliebe für die Aufführung alter Comödien so weit ging, daß er darauf drang: in Straßburg dürfe das Schultheater, eine auf dem Schulhofe errichtete ständige Bühne, auch nicht eine Woche lang unbenutzt bleiben. ‚Alle Comödien des Plautus und Terenz‘ sollten ‚wo möglich in einem halben Jahre aufgeführt werden‘. Im Jahre 1565 ließ Sturm sechs Comödien des Plautus, unter diesen auch den Amphitruo, in welchem ein so frevles Spiel mit der Tugend der treuen und edlen Alcmene getrieben wird, für den Schulgebrauch drucken. In einer Zueignungsschrift suchte er den Einwand: die Darstellungen der alten Comödien könnten einen sittenverderblichen Einfluß ausüben, zu widerlegen. Terenz habe sich, behauptete er, aller unsauberen Späße enthalten; bei Plautus treffe man hie und da recht schmutzige Dinge an, aber auch anständigere Stücke. Zeitweilig wurden schon in Sexta und Quinta Stücke des Terenz, in Quarta und Tertia solche des Plautus und sogar des Aristophanes eingeübt[2].

Roth verwaltete. ‚Zwischen diese Action hatte man‘, nach dem Berichte einer Chronik, ‚eingefügt, wie sich sieben Weiber umb einen Mann gezankt und geschlagen, desgleichen wie sieben Bauernknechte umb eine Magd gefreit haben, und ist dieses Alles zierlich und wohl gereimet agiret worden.‘ Eine zahlreiche Versammlung von Fürsten, Grafen und Herren wohnte dieser Festvorstellung bei. Holstein 32—33. An diesem Beispiele zeigt sich genugsam, wie die römischen Comödiendichter auf Leute einwirkten, welchen es an sittlicher und ästhetischer Bildung fehlte, und wie bedenklich ein solches Bildungsmittel in einer Zeit wirken mußte, welche durch religiös-politischen Umsturz, innere Kriege, und eine Schand- und Schimpfliteratur jeder Art immer mehr aus den Bahnen ruhiger Entwicklung gerissen wurde.

[1] Goedeke, Grundriß 2, 508 No. 2. v. Reinhardstöttner, Plautus 33. Auch in Oels und in Göttingen gab man Stücke des Terenz und Plautus. v. Raumer 2, 100.

[2] v. Raumer 1, 270 fll. Schmid, Gesch. der Erziehung 2^{b}, 322 fll. 336. 363 fll. v. Reinhardstöttner, Plautus 24. 38. ‚Mit Unrecht‘, meinte Sturm, ‚sehe man eine Verderbniß der Sitten in den Comödien, nämlich in den molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurci.‘ v. Raumer (1, 272) sagt dagegen: ‚Es erscheint uns unglaublich, daß ein solches Auswendiglernen und Aufführen so unzüchtiger Stücke, wie die des Terenz sind, ohne allen bösen Einfluß auf die Sittlichkeit

Auch in katholischen Städten wurden vor dem Aufschwung des Jesuitendramas hin und wieder Stücke des Plautus von Schülern öffentlich gespielt, zum Beispiel von denen der städtischen ‚Poetenschule‘ zu München ‚einem ehrbaren Rath zu Gefallen auf dem Rathhause‘ in den Jahren 1557, 1562 und 1566 [1].

Als ernste Schulmänner ihre warnende Stimme dagegen erhoben, daß Knaben die Rollen der öffentlichen Dirnen, wie sie in den Stücken vorhanden, auf der Bühne spielen sollten, vertheidigte der Marburger Professor Rudolf Goclenius den Mißbrauch als etwas Selbstverständliches. ‚Nicht ungeziemend ist es für einen Mann,‘ schrieb er im Jahre 1604, ‚öffentliche Dirnen darzustellen, wenn es zu dem Zwecke geschieht, die Laster der Dirnen abzumalen; ungeheuerlich ist nur, die Sitten, nicht aber die Kleider einer Dirne anzuziehen.‘ [2] Als ob die Knaben schon ‚Männer‘ gewesen wären, als ob sie solche Rollen und Stücke hätten lernen und ‚agiren‘ können, ohne an ihrer Unschuld Schaden, wenn nicht Schiffbruch zu leiden. Aus der Lateinschule zu Memmingen, wo Terenz verbannt war, schrieb der Augsburger Anton Christoph Hörmann im Jahre 1589 an seinen Großvater: ‚Wenn auch Terenz, wie du bemerkst, viel Elegantes hat, so ist er doch an vielen Stellen, wie ich von meinem Präceptor höre, sehr schmutzig und schamlos, so daß er

---

der Jugend hätte bleiben können, und ebenso unbegreiflich finden wir es, daß ein so religiöser Mann wie Sturm an Terenz keinen Anstoß nahm und ihn nicht für wahrhaft verführerisch hielt. Ist das Lesen eines Autors wie Terenz schon bedenklich, wie viel bedenklicher muß es sein, wenn sich die Schüler behufs der Aufführung ganz in die Personen und Situationen des Dramas hineindenken und hineinversetzen.‘ ‚Beim Straßburger Examen 1578 hielt (der Theologe) Marbach eine uns aufbehaltene Schulpredigt. In dieser straft er die „thörichten Eltern“, welche ihren Kindern „zu lesen und sich zu üben fürlegen den Dannhüser, die Melusina, Dietrich von Bern, den alten Hiltenbrand, Ritter aus Steuermark — also geben sie der Jugend Anleitung zu bösen Gedanken.“ An einer andern Stelle ermahnt Marbach die Schuljugend, sich einzig mit den guten Büchern abzugeben, nicht mit „Bulbüchern, in denen mehr als Fabelwerk, Narrentheidig und Merlin nichts zu finden“. Das sagt er denselben Schülern, welche auf dem Examen den Phormio des Terenz und die „Wolken“ des Aristophanes aufführten.‘

[1] Vergl. K. Trautmann in den ‚Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte‘ 1, 62. 63. v. Reinhardstöttner, Plautus 37. Ueber Aufführungen von Stücken des Terenz zu Hammelburg in den Jahren 1572, 1574, vergl. Archiv für Unterfranken 4, 457.

[2] ‚Non est indecorum, virum repraesentare meretriculam, si id eo fiat, ut vitia meretriculae depingantur: nec monstrum est vestes, sed mores scorti induere.‘ ‚So leicht‘, bemerkt Goedeke, ‚fand man sich damals mit der Sitte ab, während die Leiter der Spiele doch verlangten, daß die Darsteller, in der Regel Schüler, die durch das Kleid bedingten Sitten darstellen, sich also auch in die dargestellten Personen hineindenken sollten.‘ Goedeke, Römoldt 375. Vergl. Holstein 44.

mehr zur Zerstörung als zur Erbauung und Einpflanzung guter Sitten verhelfe.' [1]

Ein entschiedener Gegner des Terenz und des Plautus war Cornelius Schonaeus, Rector der Schule zu Harlem († 1611). Um erstern aus den Händen der Schüler zu verdrängen, machte er den Versuch, in seinem zuerst im Jahre 1591 erschienenen, später wiederholt gedruckten und vermehrten ‚Terentius christianus' die Form des römischen Dichters durch eine Reihe biblischer Dramen (‚Naaman', ‚Tobias', ‚Nehemias', ‚Saul', ‚Joseph', ‚Judith', ‚Susanna', ‚Daniel' und andere) sowie einzelner Lustspiele (‚Pseudostratiotä', ‚Cunä', ‚Vitulus') zu christianisiren. Die Stücke fanden Eingang in den Schulen, wie denn beispielsweise ‚Saul' im Jahre 1583 zu Annaberg, ‚Tobias' im Jahre 1585 zu Straßburg aufgeführt wurden. Die Sprache ist leicht und fließend, aber der Gehalt meist dürftig und in den weltlichen Stücken keineswegs frei von Unzüchtigkeiten, Gemeinheiten und Roheiten schlimmster Art [2].

Die neulateinische Schuldramatik, welcher Schonäus seine Kräfte widmete, hatte in Deutschland schon frühzeitig namentlich an dem Muster des Terenz sich herangebildet. Reuchlin, der angebliche Schöpfer derselben, erntete den Ruhm, durch seinen ‚Hemo' und ‚Sergius' die alte Comödie zu neuem Leben erweckt zu haben; ihm folgten zunächst Conrad Celtes, Jacob Locher, Christoph Hegendorfinus und andere [3]. Später wurden zwei Niederländer, der Pro-

---

[1] Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 1, 154. An dem Düsseldorfer Gymnasium unter dem Rector Monheim (vergl. oben S. 87) ‚fanden zur Förderung eines gewandten und sichern Vortrages zuweilen Aufführungen von Tragödien und „ehrbaren" Komödien statt: eine vorsichtige Beschränkung, der freilich in der Terenzlectüre nicht Rechnung getragen wurde.' Schmitz, Franciscus Fabricius 10—11.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 143 No. 66. Holstein 64—65. 91. 108. v. Reinhardstöttner, Plautus 26—27. 34. Francke 57. 70—78. 126—127. Die biblischen Dramen, sagt letzterer, sind ‚meist fade, mit christlicher Schönrednerei aufgeputzt'. ‚Von Verletzungen der Forderungen der Aesthetik will ich gar nicht ausführlich reden. . .' Schonaeus ‚schuf Scenen, welche an niedriger Gemeinheit Nichts zu wünschen übrig lassen, wie die beiden Bordellscenen . . ., im Vergleich zu welchen Terenz ganz unschuldig dasteht. . .' ‚Derartige Obscönitäten finden sich in nicht unbeträchtlicher Anzahl auch in anderen Stücken des Schonaeus. . .' (S. 74. 127.) ‚„Blend- und Zauberwerke" sind nach Schonaeus zur Christenbekehrung unentbehrlich' (S. 76). — Im ‚Vitulus wird ein betrunkener Bauer in eine Kalbshaut genäht und als Kalb verkauft; der Schlächter hält ihn für besessen, ein Pfaff beschwört ihn und so weiter'. Goedeke a. a. O. ** Vergl. Raché, Deutsche Schulkomödie 26.

[3] Vergl. Francke 63 fll. Locher's ‚Ludicrum drama', eine Nachbildung der ‚Asinaria' des Plautus, und die ‚Comoedia nova' von Hegendorfinus, eine Nachahmung der ‚Hecyra' des Terenz (1520), ‚sind sehr unerfreuliche Producte der vielgepriesenen Renaissancecultur' (S. 124); vergl. S. 62, über Locher's Drama auch v. Reinhardstöttner, Plautus 240—246. — Schon vor dem Jahre 1485 schrieb Johann Kerk-

testant Wilhelm Gnapheus († 1568) und der Katholik Georg Macropedius († 1558), die Hauptvertreter des lateinischen Schuldramas für biblische sowohl als für weltliche Stoffe. Unter den vier Dramen des Erstern übte der ‚Acolastus, oder vom verlorenen Sohne' den meisten Einfluß aus[1]; unter den fünfzehn Dramen des Letztern fanden der ‚Asotus', welcher ebenfalls das Gleichniß von dem verlorenen Sohne behandelte, der ‚Josephus' und der ‚Hecastus' die weiteste Verbreitung und wurden von anderen Dichtern vielfach nachgeahmt. Wie Macropedius überhaupt der bedeutendste neulateinische Dramatiker war, so gehört insbesondere der ‚Hecastus', ein allegorisches Drama, in welchem ‚jeder Mensch wie in einem Spiegel ersehen' sollte, ‚wie er durch Christum nach wahrer Reue über seine Sünden zu einem glücklichen und fröhlichen Tode gelangt', zu den nach Inhalt und Form hervorragendsten Dramen des sechzehnten Jahrhunderts. Es wurde zuerst im Jahre 1538 von den Schülern zu Utrecht aufgeführt; später ging es wiederholt, auch in deutscher Bearbeitung, in Nürnberg, Annaberg und anderwärts über die Bühne. In der Vorrede zu einer Utrechter Ausgabe vom Jahre 1552 sprach der Dichter über sein katholisches Glaubensbekenntniß sich näher aus und erklärte es für ‚ein Verbrechen, von der Einheit der Kirche und der Orthodoxie abzuweichen'[2].

Vorbildlich für viele Dramatiker, zum Beispiel für die protestantischen Dichter Thiebolt Gart und Hans von Rüte, wurde der durch künstlerische Behandlung ausgezeichnete ‚Josephus' des Niederländers Cornelius Crocus. Auch dieser war Katholik und starb als Jesuit im Jahre 1550 zu Rom[3].

---

meister, gymnasiarcha monasteriensis, eine lateinische Schulcomödie ‚Codrus': vergl. J. B. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus (Münster 1874) S. 73 fll.

[1] Vergl. ** Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts 17 fll., und Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgeg. von M. Herrmann und S. Szamatólski, 1.: Gulielmus Gnapheus Acolastus, herausgeg. von Joh. Bolte. Berlin 1891; hier ist (Einleitung xi) auch die Literatur über Gnapheus' Leben zusammengestellt.

[2] Holstein 54—58. 161—162. Goedeke, Grundriß 2, 132 No. 5. 135 No. 13, wo es über Macropedius heißt: ‚Der ausgezeichnetste lateinische Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts; erfindungsreich, glücklich in der Darstellung; leichter Stil, dem es auch an Kraft und Nachdruck nicht fehlt.' ** Vergl. D. Jacoby, G. Macropedius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Programm des Königstädtischen Gymnasiums. Berlin 1886, und Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts 37 fll., wo das Nähere über die zum Theil derben und unpassenden Scenen im ‚Asotus'.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 270—271. Goedeke, Grundriß 134 No. 7. Dort, S. 132—146, sind die Werke von 100 Verfassern lateinischer Schauspiele, meist biblischen Stoffes, verzeichnet. Die Mehrzahl dieser Dramen zeigt, wie ungünstig die einseitige Pflege der römischen Comödie, aus deren Nachahmung sie hervorgingen, auf den allgemeinen Geschmack einwirkte. — In Goedeke's Verzeichniß fehlt: A. F. Leodii

Mehrere hervorragende neulateinische Dramatiker, vornehmlich Georg Calaminus und Caspar Brülow, wirkten für das academische Theater in Straßburg, welches unter den protestantischen Bühnen eine der ersten Stellen einnahm, bei den Vorstellungen, in Nachahmung der Jesuitenspiele, nicht selten eine große Pracht der äußern Ausstattung entfaltete und zahlreiche fremde Gäste, auch fürstlichen Standes, anzog [1].

Häufiger Aufführungen in den Schulen und zum Theil mehrfacher Uebersetzungen erfreuten sich die lateinischen Dramen des protestantischen schwäbischen Dichters und Schulmannes Nicodemus Frischlin († 1590). Von seinen eigenen Glaubensgenossen erfuhr er vielfachen Tadel, weil er selbst in biblischen Stücken: ‚Rebecca‘ (1576), ‚Susanna‘ (1577), in eingestreuten komischen Scenen nicht selten dem rohen Zotengeschmack seiner Zeit huldigte, übermäßige Trinker, geldgierige Advocaten, betrügerische Wirthe und dergleichen schilderte und durch die studirende Jugend, welche wiederholt auch vor versammeltem Hofe auftreten mußte, ‚agiren‘ ließ. Der Tübinger Professor Crusius verwarf diese Stücke wegen ihrer Unzüchtigkeiten geradezu als jugendverderblich. Auch Andere meinten, ‚in heiligen Comödien solle kein leichtfertig Volk auftreten, sondern lauter ehrwürdige Personen, die der Jugend zum Vorbild dienen‘ könnten. Frischlin aber brachte zu seiner Entschuldigung vor, daß auch in der Heiligen Schrift ‚Wüstlinge, Trunkenbolde und Bösewichter‘ vorgeführt würden, ‚damit ihr Beispiel uns zum Bessern treibe‘ [2]. In einer zu Tübingen im Jahre 1578 im Beisein des Hofes aufgeführten Comödie [3] verspottete Frischlin das Küchenlatein sowie die Leerheit, Unwissenheit und Marktschreierei eines aufgeblähten Gelehrtenthums,

Ein Stück, ganz anders als die übrigen:
Da tritt kein kuppelnder Schmarotzer auf,
Kein wilder Ismael, kein eifersücht'ger
Ehmann, kein geckenhafter Greis. Doch soll's
Euch lachen machen; hört nur günstig zu [4].

Religio patiens. Tragoedia, qua nostri seculi calamitates deplorantur, et principes causae, quibus misere nunc affligitur Christi ecclesia, reteguntur. Ad Pium Quintum Pontificem Maximum. Coloniae ap. Maternum Cholinum MDLXVI.

[1] Näheres bei A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 551 § 171. Holstein 59—60.

[2] Strauß 106—115. Strauß gibt, auch abgesehen von den ‚Zoten‘, zu, daß einzelne Reden in den Stücken ‚dem Schulzweck zuwider waren und auch in ästhetischer Hinsicht besser weggeblieben wären‘. S. 115. Die Dramen wurden häufiger gegeben, so die ‚Rebecca‘ im Jahre 1589 von den Schülern zu Schmalkalden, die ‚Susanna‘ im Jahre 1615 von denen in Annaberg; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 364 No. 169[a]. 366 No. 183. In Memmingen fanden sie an Stelle des Terenz Aufnahme in der Schule; vergl. Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 1, 154.

[3] ‚Priscianus vapulans.‘ [4] Strauß 122—125.

Dagegen verschwendete er die überschwänglichsten Lobsprüche über die deutsch-lateinische Gelehrtenwelt und die gegenwärtig größtentheils verschollenen Poeten in einem ‚zum Lobe Deutschlands‘ verfaßten Stück, welches ebenfalls zu Tübingen in den Jahren 1582 und 1587, im Jahre 1592 zu Halle dargestellt wurde [1]. Die vom Tode erstandenen römischen Schriftsteller Cäsar und Cicero suchen auf einer Reise durch Deutschland die schönsten Städte auf und äußern sich voll Erstaunen über die von den Deutschen erfundenen Feuerwaffen, über die Zeughäuser, über die Druckerwerkstätten und alle friedlichen Künste des deutschen Volkes. Die Aerzte sind Hippocratesse, die Juristen Labeone, die Redner stellt Cicero sich selber gleich, Athen scheint ihm nach Deutschland gewandert zu sein; er ‚möchte beschwören‘,

Es müssen alle Berge deutschen Bodens
Parnass' und Helikone sein, die Quellen
All' Hippokrenen. . .

Das Drama enthält, wenig dramatisch, sehr ausführliche Beschreibungen des Feuergewehres, der Papierfabrication und des Buchdruckes. Der höchste Ruhm der Deutschen aber wird darein gesetzt, daß sie lateinische und sogar griechische Verse machen können. That ja auch Frischlin bei dieser Comödie sich selbst auf Nichts mehr zu Gute als darauf, daß Alles, was er seinen Cicero sprechen läßt, aus Ciceronischen, was den Cäsar, aus Wörtern und Redensarten seiner Commentarien zusammengesetzt sei. Was der Dichter in seinem Stück übergangen, sagt Mercur, unter dessen Führung Cäsar und Cicero ihre Reise machen, im Prolog:

Denn täglich kommen in die Unterwelt
Aus diesem Deutschland Leute, deren gleichen
Zu seiner Zeit geseh'n zu haben, Cäsar
Sich nicht erinnern kann. Der stygische Sumpf
Reicht kaum zur Löschung ihres Durstes hin,
So lechzen sie, von innerm Brand verzehrt,
Den sie durch zuviel Wein sich zugezogen.
Doch davon kommt Nichts vor in diesem Stück,
Das ja zu Deutschlands Ehren ist gedichtet [2].

Nicht zur Ehre Deutschlands gereichten die Schilderungen, welche in zwei Schulcomödien von dem Studentenleben entworfen wurden und einen Blick in eine Welt ekelhafter Gemeinheit eröffneten: in der nach Terenz'schem Vorbild im Jahre 1545 verfaßten Comödie des Studenten Christoph Stymmel aus Frankfurt an der Oder ‚Studentes‘ und in dem zuerst im Jahre 1600 erschienenen, dann wiederholt gedruckten ‚Cornelius relegatus‘ des Hamburgers Albert Wichgrev, später Rector zu Pritzwalk in Brandenburg, zuletzt Prediger in der Nähe von Hamburg. Stymmel stellt neben einem

[1] ‚Julius redivivus.‘ [2] Strauß 130—142.

fleißigen Studenten zwei andere dar, von welchen der eine Alles mit Weibern, der andere Alles mit Spielen vergeudet. Melanchthon ließ das Stück ‚zum großen Gefallen der Gelarten‘ zweimal in Wittenberg aufführen; dasselbe fand überhaupt eine solch beifällige Aufnahme, daß es nachweisbar noch in 21 Ausgaben vorhanden ist[1]. Der in seinen Schilderungen wahrhaft abstoßende ‚Cornelius relegatus‘ wurde zuerst im Jahre 1600 von Studirenden in Rostock dargestellt und 1605 von dem Prediger Johannes Sommer durch eine Uebersetzung auch der deutschen Bühne zugänglich gemacht. ‚Dieser Cornelius‘, sagte Sommer, sei ‚mit seinem Saufen, Spielen, Stürmen, Leffeln und seinem jungen Corneliolo, den er erleffelt, auf freiem Schauplatz Männiglich anzuschauen fürgestellt, nicht zu dem Ende, daß die jungen Scholares, wenn sie aus der Particularschul kommen und auf Universitäten ziehen, der Privilegien und Indulgenz zum Saufen, Spielen, Doppeln, Unzucht und Büberei mißbrauchen sollen, sondern sich vor dergleichen schwebenden Lastern höchsten Fleißes hüten‘[2].

Allein es ist schwer anzunehmen, daß ein solcher Zweck bei Aufführung eines derartigen Spieles erreicht werden konnte, ebensowenig wie beispielsweise bei den von den Gymnasiasten zu Brieg im Jahre 1617 dargestellten ‚Amantes amentes‘, einem ‚sehr anmutigen Spiel von der blinden Liebe, oder wie man es Deutsch nennt, von der Leffelei: Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten auf gut Sächsisch gereimt‘. Auch dieses, von Gabriel Rollenhagen, einem Sohn des Magdeburger Prorectors Georg Rollenhagen, verfaßte Stück erfreute sich großer Beliebtheit und erschien bis zum Jahre 1618 in sechs verschiedenen Ausgaben, deren letzte, zu Cöln an der Spree gedruckt, ‚mit Reimen zum Singen vermehrt‘ wurde[3].

Zu den ebenfalls am Gymnasium zu Brieg[4] und gewiß auch an anderen Schulen aufgeführten Stücken gehörte ferner die Comödie ‚Hans Pfriem oder Meister Kecks‘, welche Martin Hayneccius, Rector der Martinsschule zu Braunschweig, später der Fürstenschule zu Grimma, ‚den christlichen Schulen zu Nutz und Gute‘ lateinisch und deutsch wiederholt herausgab[5]. Sie ist überreich an Roheiten und Schimpfreden und konnte unmöglich zur Sittigung einer so verwilderten Jugend beitragen, wie sie von Hayneccius selbst in seiner Comödie ‚Schulteufel‘ (1603) geschildert wurde[6].

---

[1] Holstein 28—29. 64.

[2] Nähere Angaben über das Stück in unserem 6. Bande S. 370 fll.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 375 No. 239ª. H. Palm, Beiträge zur Gesch. der deutschen Literatur 123. Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 391 fl.

[4] Palm 124. [5] Goedeke, Grundriß 2, 368.

[6] Nähere Mittheilungen aus diesen Comödien in unserem 6. Bande S. 281—282. 367—368.

Nicht umsonst befürchtete Paul Prätorius, Rector bei St. Sebald in Nürnberg, daß aus gewissen dramatischen Aufführungen arge Gefahr für die sittliche Bildung der Schüler entstehe. ‚Der ausgelassene Muthwille der Jugend‘, sagte er in seinem Lehrplan vom 31. December 1574, sei zwar allgemein, aber er finde durch die leichtfertigen deutschen Spiele, welche in Nürnberg häufig gegeben würden, immer neue Nahrung [1].

Daß die Aufführung von Schauspielen in deutscher Sprache überhaupt den Lateinschulen zum Nutzen gereiche, wurde von manchen protestantischen Schulmännern und Predigern entschieden bestritten. Nur lateinische Comödien, ‚sonderlich aus dem Terenz‘, solle man, verlangte im Jahre 1566 Johann Gigas, eine Zeitlang Rector in Schulpforta, darstellen, ‚deutsche Spiele befehle man deutschen Brüdern und Handwerksgesellen‘ [2]. In Ulm erklärten sämmtliche Prediger und Schulcollegien am 16. August 1585 gegen den dortigen Rector Martin Balticus: es ist ‚sehr disputirlich, daß die Knaben, so principaliter in lateinischen Schulen zum Latein sollen auferzogen und angehalten werden, mit deutschen Comödien, dazu sie dann auch viel gute Zeit und Studien versäumen, sollen beschwert werden‘ [3]. Zu München, wo neben den dramatischen Aufführungen der Jesuitenschüler [4] von den Leitern der städtischen Schulen sehr häufig Dramen, meist biblischen Inhaltes, auf dem Rathhause gegeben wurden, erhielt Oswald Stadler, Schulmeister bei St. Peter, im Jahre 1599 von dem Magistrate die Weisung, ‚daß ihm hinfüro keine deutsche Comödia zu halten vergönnt, sondern alle lateinisch gehalten werden sollen, damit der Jugend damit Rath geschafft werde‘ [5]. Wie in München, so hörten auch an der katholischen Lateinschule in Ueberlingen die Aufführungen deutscher Stücke erst im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts auf [6].

In Mecklenburg bestimmte die Güstrower Schulordnung vom Jahre 1552 im Allgemeinen: ‚Deutsche Comedien und Tragedien sollen für den gemeinen

[1] Holstein 41—42. ** Ueber die anstößigen Elemente der deutschen Stücke jener Zeit bemerkt Raché, Deutsche Schulcomödie 26: ‚Die geschlechtlichen Verhältnisse werden mit einer verblüffenden Ungenirtheit behandelt, und um die Knaben vor den Folgen eines ausschweifenden Lebenswandels zu warnen, trug man kein Bedenken, ihnen auf der Bühne einen solchen unverhüllt vorzuführen.‘

[2] Zwo Predigten ꝛc. Zweete Predigt. Bl. H.

[3] Weyermann 1, 37. [4] Vergl. unten S. 127.

[5] K. Trautmann in den ‚Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte‘ 1, 66. Trautmann liefert dort S. 61—68 aus dem Münchener Stadtarchiv sorgfältige Regesten über die an den städtischen Schulen von 1549—1618 aufgeführten Comödien. — Ueber den Münchener Schuldramatiker Hieronymus Ziegler vergl. unsere Angaben Bd. 6, 266, über den Wiener Wolfgang Schmeltzl, der sieben biblische Dramen in deutscher Sprache von seinen Schülern aufführen ließ, 268—269.

[6] Ziegler 10.

Mann noch sonsten von den Schülern nicht agiret werden': nur mit Vorwissen des Herzogs und auf dessen Gutachten dürfe eine Ausnahme gemacht werden [1].

Dagegen schrieb zum Beispiel die Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 ein für allemal vor, daß jährlich neben einer lateinischen Comödie aus dem Terenz auch eine deutsche vor der Bürgerschaft aufgeführt werden sollte [2]. An der Schule zu Magdeburg bürgerte sich der Brauch ein, jährlich eine deutsche Comödie zuerst auf dem Rathhause vor versammeltem Rath, dann ,öffentlich unter freiem Himmel' zu spielen, damit ,männiglich beide, Gelehrte und Ungelehrte, Bürger, Bauer und alle Mann den Profectum, Wachsen und Zunehmen der Schule sehen und erfahren, auch ein jeder desto mehr Lust, die Seinen zur Schule zu halten, haben möge'.

So sprach sich darüber Johann Baumgart, Prediger an der Heiliggeistkirche zu Magdeburg und Mitglied der städtischen Schulbehörde, im Jahre 1561 in der Vorrede zu seinem Schauspiel ,Das Gericht Salomonis' aus, welches er auf Bitten des Rectors Siegfried Sark, der es durch seine Schüler darstellen ließ, verfaßt hatte. Dasselbe sollte, wie überhaupt jede öffentliche Aufführung,

Der Obrigkeit zu sondrer Ehr,
Gemeiner Jugend z' Nutz und Lehr,
In Summa jedermann zum Frommen

gereichen, konnte aber trotz seines biblischen Vorwurfs diesen Zweck unmöglich, viel eher das Gegentheil erfüllen [3].

Auch aus der Aufführung mancher anderen Dramen biblischen Inhalts, zum Beispiel jenes ,Aegyptischen Joseph', welchen Balthasar Voigt, zuerst Conrector in Wernigerode, seit dem Jahre 1611 Prediger zu Drübeck, als ,geistliche Comödie sowohl in kleinen als großen Schulen auf einen oder zwen Tagen wol und füglich agiret' haben wollte, ließen sich gedeihliche Früchte für die Schuljugend wie überhaupt für die Zuschauer nicht erwarten [4]. Ebenso wenig aus den für die Schulen und den gemeinen Mann berechneten ,zwo christlichen Spielen vom Laster des Ehebruchs', worin der Prediger Ambrosius Pape im Jahre 1602 den Ehebruch David's mit Bathseba behandelte. Er wollte darin zeigen, wie leicht man in jenes Laster gerathen könne, und ,was bei dem Bekehrten sowohl als dem Unbekehrten, doch mit einem großen und gewissen Unterschied, darauf erfolget'; auch die eingefügten ,Schimpfpossen' würden, meinte der Verfasser, von Nutzen sein [5].

---

[1] v. Reinhardstöttner, Plautus 37. [2] Bei Vormbaum 1, 382.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 280. Holstein 40. 94—95.

[4] Vergl. Bd. 6, 277—278.

[5] Magdeburg 1602. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 367 No. 187. Vergl. Holstein 93.

Wie Baumgart seine biblische Comödie zu Ausfällen gegen die Katholiken benutzte, so war dieses in viel höherem Grade noch bei vielen anderen Bearbeitern biblischer Stoffe der Fall. Fast die gesammte derartige Schuldramatik trug mehr oder weniger einen confessionell-polemischen Character und war zum Theil mit den ärgsten Verunglimpfungen alles dessen angefüllt, was den Katholiken ehrwürdig und heilig war. Die Katholiken wurden als ‚Götzendiener' behandelt, und es fehlte nicht an Verhöhnungen ihres Cultus auf öffentlicher Bühne. Es genügt, dafür auf mehrere biblische Stücke des Augsburger Schulmeisters Sixt Birck († 1554) und des Dessauer Schulmeisters Joachim Greff zu verweisen[1]. Eines der Birck'schen Dramen, ‚Beel', in welchem ‚die Abgötterei' der Katholiken zur Darstellung kam, wurde noch im Jahre 1615 in's Lateinische übersetzt und am Gymnasium zu Ulm öffentlich aufgeführt[2]. Sogar ein Schandstück wie Thomas Kirchmair's ‚Pammachius', ‚darinnen des antichristlichen Bapstthums teuflische Lehr und Wesen wundermeisterlich' dargeboten wurde, sollte ‚der zarten ohnwitzigen Jugend' zum Besten dienen[3]. In einem Schauspiel vom Jahre 1545 wurden ‚den lieben Kindern zu Gefallen' nicht allein die gröbsten Schimpfworte gegen den Papst und seine Anhänger vorgebracht, sondern auch ‚Gesänge und Collecten nach altem papistischen Gebrauch eingeführt' zum ‚Spiel und Gespötte auf den Papst und sein Gesinde, damit man seine Gauckelei für keinen Gottesdienst halte'[4].

Ueberall hatten der Papst und die Päpstler es mit dem Teufel zu thun und wurden gemeinlich von demselben in die Hölle weggeführt. In Nicodemus Frischlin's an Schmäh- und Schimpfreden reichen Comödie

---

[1] Verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 345 No. 54. 357 No. 123. Holstein 99 spricht von Birck's ‚Kampf gegen die katholische Idolatrie'. Ueber Greff vergl. unsere Angaben Bd. 6, 331—332.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 389 No. 300.

[3] Näheres darüber in unserem 6. Band S. 315—321.

[4] Vergl. Bd. 6, 328—331. ‚Der Gedanke, die Bühne zur Waffe der Reformation zu machen, hat Hunderte von Stücken hervorgerufen', sagt Goedeke, Joh. Römoldt 117, und Holstein 276 bekräftigt: ‚Ueberall, wo das lautere Evangelium zum Siege gelangte, zeigte sich eine freudige Begeisterung für das Drama und für dramatische Leistungen; der frische Hauch neuen religiösen Lebens, den die Reformation gebracht hat, fachte die Geister zu einer dramatischen Production an, welche bis zu den beiden ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts anhielt.' Daß aber bedeutende dramatische Werke von bleibendem Werthe durch diese ‚freudige Begeisterung' und diesen ‚frischen Hauch' erzeugt worden, will Holstein nicht behaupten. ‚Die fruchtbare Dramatik des sechzehnten Jahrhunderts', schreibt er S. 75, ‚schuf gute und schlechte Dramatiker, aber mehr schlechte als gute, mindestens nur mittelmäßige, denen der gute Wille höher steht als die That, wenn nur der gewünschte Zweck erreicht wird.' ‚Es entstand eine Flut dramatischer Erzeugnisse, deren Werth oft ein sehr geringer ist.'

‚Phasma‘, welche von Studirenden im Jahre 1580 vor Fürsten und Herren zu Tübingen zur Darstellung kam, ereilte dieses Geschick nicht allein die Päpstler, sondern auch die Häupter aller nicht dem Lutherthum angehörigen protestantischen Religionsparteien; außer der lutherischen, allein wahren und berechtigten Lehre wurde jede andere als Teufelswerk in die Hölle verwiesen. Gegen ‚die Schelter‘ des Stückes wird dessen Abfassung und Aufführung durch ‚junge Leute‘ in einem deutschen Epilog dahin vertheidigt:

Es ist nichts Neus in diesen Tagen,
Daß man spielweis geistliche Sachen
Fürbringen thut, und oft mit Lachen
Der argen Welt muß zeigen an,
Wie sie sich muß bethören lan
Vom Teufel und seiner argen Rott,
Und werden mit ihm zu Schand und Spott [1].

Wie die ‚dramatischen Schul-Actionen‘ benutzt wurden, um die protestantische Jugend gegen das Papstthum aufzuhetzen, zeigen insbesondere jene Comödien, welche im Jahre 1617 bei der Säcularfeier des Lutherthums von dem Stettiner Conrector Heinrich Kielmann und dem Erdeborner Pfarrer Martin Rinckhart in Druck ausgingen und unter Anderen durch die Gymnasiasten von Stettin und von Eisleben zur Aufführung kamen [2]. In einem dritten, gleichzeitigen Drama ‚Vom lutherischen Jubelfest‘ will der Papst, schließlich vom Teufel geholt, mit seinem Anhang ‚die Jubilirier‘ vertilgen, und rechnet dabei besonders auf den Beistand der ‚Jesuwider‘, die

allermaßen
Sich gern hierzu gebrauchen lassen,
Denn sie auf Gift, Geschoß, Mordstich
Sind wolgeübt und abgericht [3].

Eine wesentlich andere Richtung als bei den Protestanten nahm das humanistische Drama in den Schulen der Jesuiten. Wie man an denselben den Unterricht der eigentlichen Erziehung, die humanistischen Studien den höheren unterordnete, so wurde auch in den humanistischen Studien selbst die sittlich-religiöse Bildung zur maßgebenden Norm genommen. Die alte Literatur durfte nicht in Bausch und Bogen, sondern nur mit strenger Auswahl

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 340 fll. und Strauß 125—130.

[2] Vergl. darüber Bd. 6, 344 fll.

[3] Holstein 244—245. Das zur Säcularfeier von Heinrich Hirtzwig, Rector zu Frankfurt am Main, abgefaßte lateinische Drama ‚Lutherus‘ wurde in Speyer, wo der Verfasser früher das Rectorat bekleidet hatte, aufgeführt. S. 245—246.

gelesen, gelehrt und studirt werden. ‚Was die humanistischen Bücher, die lateinischen oder griechischen Schriftsteller betrifft, so enthalte man sich auch auf den Universitäten, wie in den Collegien, nach Kräften von der Vorlesung jener Werke, welche angesichts der Jugend einen schädlichen Einfluß auf die guten Sitten haben können, wenn sie nicht vorher von unsittlichen Dingen und Worten gesäubert sind.‘ So verordnete die älteste, bereits im Jahre 1540 in Angriff genommene Studienordnung gemäß welcher die Jesuiten von dem Beginn ihrer Wirksamkeit an die Humaniora betrieben [1]. Dichter wie Plautus und Terenz erscheinen deßhalb weder in den Lectionsplänen [2] noch in den Verzeichnissen der Schulbücher [3]; nur von ‚Terenzianischen Formeln‘, das heißt ausgewählten und vollständig gefahrlosen Stellen aus Terenz, ist gelegentlich die Rede [4]. Die Studienordnung vom Jahre 1599 prägte jedem Provincial von Neuem die strenge Pflicht ein, mit aller Wachsamkeit dafür zu sorgen, ‚daß man aus unseren Schulen Bücher von Dichtern oder andere Schriften, welche der Ehrbarkeit und den guten Sitten schaden können, so lange fernhalte, bis sie von unehrbaren Dingen und Worten gesäubert sind; sollte dieses Letztere unmöglich sein, wie bei Terenz, so soll man sie lieber gar nicht lesen, damit nicht die Beschaffenheit des Inhalts die Seelenreinheit verletze‘ [5].

Das Schuldrama selbst wurde nicht wie bei den Protestanten in die Schulordnungen aufgenommen, noch in überschwänglicher Weise als Bildungsmittel empfohlen, sondern im Allgemeinen kurz und maßvoll beschränkt. Die im Jahre 1577 endgültig zusammengestellten Regeln für den Provincial bestimmten: ‚Nur sehr selten bewillige er die Aufführung von Comödien und Tragödien, und diese müssen ausschließlich lateinisch und anständig sein. Er selbst prüfe sie vorher oder betraue einen Andern mit der Prüfung; für diese aber und alle derartigen Aufführungen lasse er niemals die Kirche gebrauchen.‘ [6] Ebenso schrieb die allgemeine Studienordnung vom Jahre 1599 vor: ‚Der Gegenstand der Tragödien und Comödien, die jedoch nur lateinisch sein und sehr selten aufgeführt werden sollen, sei ein heiliger und frommer; auch dürfen nur lateinische und anständige Zwischenspiele vorkommen; weibliche Rollen und Trachten sind ganz verboten.‘ [7] Auch der Gebrauch kirchlicher Gewänder und gottesdienstlicher Ceremonien und Gesänge wurde für die Bühne strenge untersagt [8].

---

[1] Pachtler 1, 58. [2] Pachtler 1, 213. 231.

[3] Pachtler 1, 317. [4] Pachtler 1, 153.

[5] Pachtler 2, 263 No. 34. [6] Pachtler 1, 129 No. 58.

[7] Pachtler 2, 273 No. 13.

[8] Vergl. die vom General gutgeheißenen Verordnungen des Visitators der rheinischen Provinz, Oliverius Manareus, vom Jahre 1583 bei Pachtler 1, 274 No. 117—119;

Die in den Jahren 1560—1561 entworfenen Schulregeln der deutschen Provinz ordneten für jedes Jahr zwei theatralische Aufführungen an: eine ‚Comödie oder ein Dialog' am Sonntage Jubilate nach den Frühjahrsprüfungen, eine zweite nach den Herbstprüfungen am Sonntage nach St. Martinstag [1]. Oeffentliche Schülervorträge, Reden aus dem Stegreif wurden dagegen häufig gehalten. Das Schuldrama galt den Jesuiten im Allgemeinen nur als bildende Vorübung für den oratorischen Vortrag, für die eigentliche Kunst der Beredsamkeit. Manches übertriebene Lob desselben verliert durch diese Auffassung seine Unterlage, ebenso andererseits aber auch der vielfache Tadel, welchen es erfahren hat. Es war von vornherein nicht auf eine besondere Pflege der Bühnenkunst als solcher berechnet, verfolgte vielmehr nur pädagogische Zwecke, hat jedoch nichtsdestoweniger auf die dramatische Kunst und Literatur einen gewaltigen Einfluß ausgeübt.

Vor Allem wurden nur solche Dramen geschrieben und aufgeführt, welche den sittlichen Zielen und den sittlichen Schranken der dramatischen Kunst Rechnung trugen: ein großes Verdienst in einer Zeit, in welcher nur allzuoft jedes sittliche Zartgefühl, jeder gesellige Anstand, jede Schamhaftigkeit auf der Schulbühne wie auf öffentlichen Theatern beleidigt und verhöhnt wurde. Das war aber auch für die ästhetische Bildung von tiefgreifenden Folgen, da die sittliche Verrohung unausweichlich eine Verrohung des Geschmackes nach sich zog. Die nur gelegentliche Pflege des Dramas in den Jesuitenschulen konnte nun allerdings dem Zeitgeschmack keineswegs eine vollständig andere Wendung geben, konnte sich auch den Liebhabereien und Auswüchsen desselben nicht immer entziehen; allein der schlimmsten Entartung wurde wirksam gesteuert.

Biblische und religiöse Stoffe wurden in tief religiösem Geiste ausgeführt, und wenn auch manche Dramen einen polemischen Character gegen die Häresien trugen, die bösen Folgen derselben schilderten, so waren sie doch sämmtlich frei von gehässigen Ausfällen und Verlästerungen, und erhoben sich auch in dieser Beziehung hoch über die protestantische Tendenzdramatik der Zeit [2].

---

278 No. 245. In Allem sei zu beachten, ‚ne quid insulsum vel impolitum vel parum grave seu indecorum ex nostra officina in publicum prodeat. Memores denique semper simus in hisce utilitatis publicae et decori.'

[1] Pachtler 1, 167—168.

[2] In seiner grundlegenden und mustergültigen Abhandlung ‚Zur Geschichte des Jesuitendramas in München' sagt K. v. Reinhardstöttner 59: ‚Das Drama der Reformation sucht sozusagen Parteigänger zu werben und Anhänger um sich zu schaaren, während das Jesuitendrama, gewissermaßen sich seiner unerschütterlichen Grundlagen bewußt, mehr das beherrschte Gebiet zu erhalten und zu vertheidigen, als neue Genossen zu sammeln bestrebt ist.' ‚Wenn darum auch der neueste Historiker des Reformations-

Da es Zweck und Aufgabe des Theaters sein sollte, ‚die Gemüther zu rühren, vor bösen Sitten zu warnen, schlimmen Umgang, Gelegenheit zur Sünde hassenswerth zu machen, Eifer für die Tugend, Nachfolge der Heiligen zu wecken‘, so wurden ganz besonders die Heiligenlegenden mit ihren reichen, schönen, ebenso rührenden als sittlich bildenden Stoffen auf das ausgiebigste in die Dramatik hineingezogen. Auch bei den weltlichen Stoffen wurden tiefernste, wahrhaft tragische, im Sinne der Alten bedeutende Motive behandelt. Das Characterlustspiel wandte sich gegen Fehler und Thorheiten, welche ohne sittliche Gefahr auf den Brettern beschrieben werden konnten. Niedriger Schwank, pöbelhafte Komik war von selbst ausgeschlossen; sorgfältig wachten die Oberen über die Würde der Aufführungen [1].

Als gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts der holländische Dichter Joost van den Vondel gegen die Angriffe calvinistischer Prädikanten seine ‚Vertheidigungsrede des Bühnenrechtes‘ schrieb, konnte er sich mit allem Fug auf das Beispiel der Gesellschaft Jesu berufen, ‚deren Geschick und Tüchtigkeit in Leitung, Regelung und sittlicher Heranbildung der lernbegierigen Jugend allgemein anerkannt‘ werde, ‚die sich aber gerade zu diesem Zwecke frommer und erbaulicher Bühnenstücke und Bühnenvorstellungen‘ mitbediene,

dramas‘, Holstein, ‚die Aufgabe desselben in den gehässigen und verletzenden Worten ausspricht, es sei verfaßt und aufgeführt worden, „um den evangelischen Gottesdienst zu fördern und besonders die reine Lehre im Gegensatz zur katholischen Irrlehre [vielmehr ‚zur katholischen Idolatrie‘, wie Holstein sich S. 99 ausdrückt, vergl. oben S. 117, Anm. 1] zu verbreiten und zu befestigen", so muß er den Zweck des Jesuitendramas doch als einen „lediglich pädagogischen" hinstellen, dem „der polemische Character gänzlich" fehlt (Holstein 272. 274). Es gilt auch vom Drama der Jesuiten Francke's Bemerkung (S. 62): „Mit der Zeit machte sich ein Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Schulcomödie geltend, da erstere immer mehr und mehr zur bloßen Form für allerlei politische und kirchliche, besonders gegen den Papismus gerichtete Controversen, die oft mit geistvoller [?] Satire gewürzt waren, herabsank, während die Jesuiten in aller Stille in ihren Schulen wirkten und ihre biblisch-historischen Dramen aufführen ließen." Indessen darum die Spiele der Protestanten ohne Angriffe auf den Papst nicht denkbar waren und diese den ganzen Witz der Gengenbach, Manuel, Naogeorg und Anderer ausmachen, wird bei den Jesuiten, wie bemerkt, die „Häresis" gewöhnlich nur vorübergehend gestreift; selten, wie im „Benno" (vergl. S. 86—87), wird Luther's direct Erwähnung gethan oder gar, wie im Lutherischen „Betlermantl" (im Cento Lutheranus S. 87), polemisch vorgegangen.‘

[1] Am 20. September 1631 erging an die Jesuiten in Deutschland vom Generalat zu Rom aus die Verordnung: ‚Dramatibus, Comoediis Tragoediisque, quae subinde variis in locis a discipulis nostris in scena aguntur, aiunt interdum admisceri multa, ad risum spectantium ciendum, quae mimos magis et histriones quam religiosos viros decent. Proinde allaborandum erit, ut nihil simile fiat.‘ Aus dem Münchener Reichsarchiv mitgetheilt von K. Th. Heigel im Archiv für Gesch. des Buchhandels 6, 164 No. 8; vergl. v. Reinhardstöttner 147 No. 55.

‚weit entfernt von Leichtfertigkeit und Verderbniß der Sitten, welche sie auf's tiefste' hasse [1].

Daß die Jesuiten, wie von protestantischen Zeitgenossen hervorgehoben wurde [2], ihre Schuldramen ‚mit großem Pomp und Pracht' aufführen ließen, es mitunter auf förmliche Ausstattungsstücke absahen, hat seinen Grund nicht etwa in einer Geringschätzung der eigentlichen Poesie, sondern in dem pädagogischen Zweck der Aufführungen. Es sollten Festvorstellungen sein. Sie sollten das einförmige, alltägliche Schulleben mit Freude und Glanz unterbrechen, den Schulprüfungen auch äußerliche Würde und Ansehen verleihen. Die fürstlichen Gönner wünschten solchen ‚Pomp' und gaben dazu reichliche Mittel her. Auf die große Menge der Zuschauer mußte die prachtvolle Ausstattung einen gewaltigen Reiz ausüben und Manche für die Schule gewinnen, welchen die künstlerischen Vorzüge der höchsten dramatischen Poesie unzugänglich geblieben wären. Dieser äußere Glanz lag übrigens einigermaßen schon in der frühern katholischen Dramatik begründet, welche ja aus dem Feiergepränge religiöser Feste hervorging. In der Ausstattung wie in seinem innern Wesen schloß sich das religiöse Schuldrama der Jesuiten den alten Mysterienspielen an; in der Ausführung der Dramen selbst folgten die Dichter lateinischen oder griechischen Vorbildern und verbanden somit das Mysterienspiel mit den Formen des Humanismus [3].

Schon bald nach Errichtung der ersten Collegien begann das Schuldrama aufzublühen.

---

[1] A. Baumgartner, Jooft van den Vondel (Freiburg i. Br. 1882) S. 234.

[2] Vergl. Holstein 271—272.

[3] J. v. Eichendorff, Zur Gesch. des Dramas (Paderborn 1866) S. 23, faßt mehr die Wirkungen des Jesuitendramas als die Absichten seiner Leiter in's Auge, wenn er bemerkt, ‚daß die Jesuiten mitten in der Verwilderung (der ‚Reformation') die Mysterien wiederherzustellen versuchten, indem sie dergleichen Schauspiele in ihren Convictorien von den Schülern in lateinischer und deutscher (?) Sprache aufführen ließen, und dem großen Inhalt allen Schmuck der glänzendsten Ausstattung hinzufügten'. Diese ‚letztere Concession an den Zeitgeist' deute, meint er, ‚auf eine gewisse Hülfsbedürftigkeit', und er hält es für ‚sehr zweifelhaft, ob der Versuch bei der allgemeinen religiösen Zerfahrenheit, von der begreiflicher Weise auch die Katholiken nicht unberührt blieben, überhaupt von Erfolg sein konnte'. Aber, fügt er hinzu, ‚jedenfalls war es, wie die Sachen einmal standen, das einzige Rettungsmittel, das ewige Banner der Poesie über dem trüben Strom wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt emporzuhalten. . . In solchen Zeiten gilt es nicht, eigensinnig Renaissance zu treiben, sondern dem Kleinen und Erbärmlichen das Große resolut entgegenzustellen und somit die verworrene Aufregung in Begeisterung für das Höhere und Wahre zu verwandeln, nach welchem die Menschen auch in ihrer tiefsten Verirrung immerdar eine unüberwindliche Sehnsucht fühlen.'

Am 18. Februar 1560 wurde in dem Hofe des Collegs zu Prag die Comödie ‚Euripus‘ aufgeführt, worin ‚die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und die armselige Kürze des menschlichen Lebens‘ dargestellt war. Die Zahl der Zuschauer soll sich auf mehr als 8000 belaufen haben. Dreimal wurde das Stück gegeben, ein viertes Mal im größten Saale des Hradschin auf Verlangen des Statthalters, Erzherzogs Ferdinand. Der Rector Paul Hoffäus übersetzte es in's Deutsche. Es erregte so viel Gefallen, daß man weitere Aufführungen verlangte und das Colleg endlich den Erzherzog dringend bitten mußte, eine Wiederholung nicht mehr zu begehren, da es schließlich doch nicht Aufgabe der Gesellschaft sei, Comödien aufzuführen. Der Bischof von Wien veranstaltete den 40 Spielern bei einer der Aufführungen ein Festmahl [1].

In Innsbruck wurde im Jahre 1576 von den Jesuitenschülern ein Spiel von der hl. Catharina dargestellt, welches 6 Stunden in Anspruch nahm und den Erzherzog Ferdinand II., jetzt Landesfürst von Tirol, derart befriedigte, daß er die Darsteller der ersten Rollen mit Stipendien beschenkte. Bei Gelegenheit fürstlicher Besuche wurde das Stück, von Pater Johann Sanhoy in heroische Verse gebracht, im folgenden Jahre wiederum aufgeführt und beschäftigte dieses Mal unter reichem Beifall 8 Stunden lang 200 Spieler. Später folgten noch andere Comödien. Die Jesuitenschüler zu Hall hatten schon im Jahre 1573 in Anwesenheit Ferdinand's und seines Hofes ein dramatisches Spiel ‚Die Enthauptung Johannis‘ auf die Bühne gebracht [2].

---

[1] Schmidl 1, 146. Es ist demnach unrichtig, wenn Holstein 273 über das Schuldrama der Jesuiten sagt: ‚Die ersten hierher gehörigen Dramen stammen aus dem Jahre 1597. In diesem Jahre führten die Jesuitenschüler zu Hildesheim d a s e r s t e D r a m a auf und wurden die ersten Prämien für sie ausgetheilt.‘ Gleich irrig ist die Behauptung S. 272: ‚In der Methode folgten die Jesuiten den Grundsätzen Joh. Sturm's.‘ Sturm's ‚übertriebene Werthschätzung der Schuldramen‘ (Holstein 42) entfaltete sich erst seit dem Jahre 1566, als die Jesuiten längst nach ganz anderer Methode zum Schuldrama Stellung genommen hatten. ** Die Wiener Jesuiten ließen bereits im Herbst des Jahres 1555 in ihrem neuen Collegium am Hof ein Stück des Euripides durch Schüler im Freien aufführen. Zu den dramatischen Aufführungen bei Anfang des Schuljahres fanden sich im Jahre 1559 in der Aula des Wiener Collegiums 3000 Zuschauer ein. Bucholtz, Ferdinand I. 8, 188, und J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. N. F. (1839), S. 231 fll.; in dem zuletzt genannten Werke Näheres über die späteren theatralischen Leistungen des Wiener Jesuitencollegiums, namentlich über die sogenannten Kaiserspiele (ludi Caesarei) des 17. Jahrhunderts, welche unter Anwesenheit des kaiserlichen Hofes stattfanden. Vergl. auch Wissowa, Ueber eine Anzahl lateinischer Schuldramen aus der Bibliothek des Gymnasiums, Programm des kathol. Gymnasiums zu Breslau 1861 S. 14 fll.

[2] Hirn 1, 231—232. F. J. Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Tyrol (München 1822) S. 47. Zirngiebl 328 Note 85.

Einen außerordentlichen Eindruck auf die Zuschauer machte ein Spiel ‚Von der hl. Cäcilia zu Rom‘, welches im Jahre 1603 in dem geräumigen Hofe des Jesuitencollegs in Graz an zwei auf einander folgenden Tagen zur Darstellung gelangte. Am ersten Tage wurde das tugendreiche Leben der heiligen Jungfrau und der ersten Christen mitten in dem lasterhaften Treiben des heidnischen Rom, am zweiten die grausame Christenverfolgung und der Martertod der Glaubensheldin vorgeführt. Die Erzherzogin Eleonora, welche nachmals im Stifte zu Hall den Schleier nahm, sprach wiederholt es aus, daß der Anblick dieses frommen Schauspiels zuerst in ihr den Gedanken erweckt habe, ihr Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit ganz dem Dienste Gottes zu weihen [1].

In Cöln hatte im Jahre 1581 ein Spiel, welches die Wohlthätigkeit der ‚hl. Cäcilia‘ schilderte, den Erfolg, daß arme Studenten von wohlhabenden Zuschauern reichlich mit Kleidern und Geld beschenkt wurden [2]. Dieselbe Wirkung hatte ein die Freigebigkeit des ‚hl. Ivo‘ darstellendes Spiel, welches im Jahre 1583 zu Speyer über die Bretter ging [3]. In demselben Jahre wurde zu Heiligenstadt ‚Die büßende Magdalena‘ gegeben. Eine unglückliche Frau, welche dem Laster verfallen war und öfters schon daran gedacht hatte, durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende zu machen, wohnte der Vorstellung bei und wurde davon so ergriffen, daß sie wieder Muth faßte und sich nach dem Beispiele Magdalena's bekehrte [4].

‚Es ist wohl zu dieser Zeit‘, schrieb Hippolytus Guarinoni, Stadtarzt von Hall in Tirol, im Jahre 1610 über die Jesuitenspiele, ‚in der ganzen weiten und breiten Welt keine Ergötzlichkeit über diese, in welcher mancher gottloser, verkehrter, verführter Mensch allein durch ein solches Schauspiel, darin man entweder die Belohnung, so Gott den Frommen, oder die erschröckliche Straf, so der Teufel den Gottlosen geben wird, meistens für die Augen stellt, ehist bewegt und in ein besseres und gottseligeres Leben zu treten entzündet wird, welcher sonsten durch sein ganzes Leben durch kein Predig noch ander Mittel hätte mögen erweicht werden: Ursach, die Predig allein das Gehör erfüllt; wann aber auch die Augen bewegt werden, sonderlich da

[1] Peinlich, Gesch. des Gymnasiums zu Graz, Programm von 1869 S. 58. Ueber frühere und spätere Jesuitenspiele in Graz vergl. S. 46 und das Programm von 1870 S. 5. Das Schauspiel ‚Esther‘, welches im Jahre 1609 zwei Tage hinter einander in der Aula gegeben wurde, zog beiläufig 3000 Zuschauer herbei. Ueber die Aufführungen in Graz vergl. auch Krones 333—344. Im Jahre 1612 lieferte Erzherzog Ferdinand für die Inscenirung des ‚Wilhelm von Aquitanien‘ seine eigenen Prunkkleider und stellte dieselbe im Ganzen mit einem Kostenaufwand von 5000 Gulden her. S. 339—340.

[2] Litt. annuae ad a. 1581 (Romae 1583) pag. 171.

[3] Litt. annuae ad a. 1583 (Romae 1585) pag. 136.

[4] Litt. annuae ad a. 1583 (Romae 1585) pag. 139.

man die Sachen so herrlich, so tauglich, so löblich fürhält, als wann dieselben allda zugegen wären, so hat Solches den allergewaltigsten Nachdruck.'

,In den gewaltigen und auferbaulichen Schau- und Hörspielen ist eine solche Kraft und Nachdruck, daß sie nicht allein die Rechtgläubigen, sondern auch die Widersacher und allerlei Sectische von weitem herzuziehen': die hohen Potentaten wohnen denselben bei ,mit sonderer Begier und Lust', lassen mit großen Unkosten Bühnen aufrichten, liefern den schönsten und besten Apparat, ,ja sie ziehen und eilen von fernen Landen durch viel Tagereise sonders darzu' [1].

,Klagenden Herzens' äußerte sich im Jahre 1594 ein Prediger: ,Daß hohe Herren, Fürsten, Grafen und Edelleute nicht weniger denn die gemeinen Bürger und Bauern an den Comödiis der Jesuiter groß Wohlgefallen haben, ist genugsam bekannt; geben über die Maßen reichlich dazu und ehren die Schüler, so darin agiren, und ist Solches für sie ein groß Incitament, so den Unserigen mehren oder mehrsten Theils fehlet. Und kommen hohe Herren zu solchen Comödien oftmals beisammen als zu den größten Ergötzlichkeiten, was den Jesuiten für Einpflanzung ihrer Abgötterei nicht zu geringem Nutzen gereicht und gar Evangelische selbst ihnen günstig macht.' [2]

Als die Jesuitenschüler zu Coblenz im Jahre 1585 den ,Aegyptischen Joseph' spielten, brachte Kurfürst Johann VII. von Trier die Kurfürsten von Cöln und Mainz, den Pfalzgrafen und viele Edelleute mit, um sie ,die Tragödie' schauen zu lassen; den 70 Darstellern bereitete er zum Zeichen seiner Zufriedenheit ein festliches Mahl. Das Spiel war den Schülern, sagt ein Berichterstatter, ,ein Sporn zu eifrigerem Streben' [3]. Auch in Paderborn wurden von den Jesuitenschülern oft theatralische Darstellungen gegeben, welche prächtig ausgestattet und von dem vollen Zauber der Tonkunst begleitet waren. Der protestantische Graf von der Lippe, der einer solchen Aufführung im Jahre 1592 beigewohnt hatte, schenkte unmittelbar darauf den Jesuiten zur Errichtung ihres dortigen Collegs eine Summe Geldes und Bauholz [4].

Unter den seit den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1618 dargestellten Dramen befinden sich wenige biblische: ,Vom verlorenen Sohn' (Heiligenstadt 1582), ,Geschichte des ägyptischen Joseph'

---

[1] Guarinoni Buch 2, Cap. 17; vergl. Meissner, Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich 5—9.

[2] Nothgedrungene Erinnerung und Vermahnung an alle, so dem Evangelium wohl zugethan sein (1594) Bl. 3b.

[3] ,Quae res magnos addidit iuventuti ad proficiendum stimulos et profundendos litteraria in palaestra sudores.' Dominicus, Gesch. des Coblenzer Gymnasiums 1, 19—20. [4] Bessen, Gesch. von Paderborn 2, 95.

(München 1583), ‚Christus als Richter‘ (Graz 1589), ‚Saul und David‘ (Graz 1600), ‚Naboth‘ (Regensburg 1609), ‚Elias‘ (Prag 1610).

Bedeutend zahlreicher sind die weltlichen Stücke: ‚Gottfried von Bouillon‘ (München 1596), ‚Die menschliche Neugier‘ (München 1603), ‚Kaiser Mauritius‘ (Ingolstadt 1603), ‚Der Todtentanz‘ (Ingolstadt 1606), ‚Belisar‘ (München 1607), ‚Julian der Apostat‘ (Ingolstadt 1608), ‚Der Doctor von Paris‘ (München 1609), ‚Theodosius der Jüngere‘ (Regensburg 1613), ‚Otto Redivivus, von erster Stiftung der Universität Dillingen‘ (Dillingen 1614), ‚Von Leontio, einem Grafen, welcher durch Machiavellum verführt ein erschreckliches Ende genommen‘ (Ingolstadt 1615), ‚Von Ametan, einem unbußfertigen Engelländischen Hauptmann‘ (Augsburg 1615).

Weitaus die meisten Stoffe der aufgeführten Stücke sind ‚alten Erzählungen fromm christlichen Inhalts‘ und Heiligenlegenden entnommen. Dahin gehören außer den schon erwähnten das häufig, zum Beispiel in München im Jahre 1573, in Graz im Jahre 1599 dargestellte Drama ‚Barlaam und Josaphat‘; ferner: ‚St. Ambrosius‘, ‚St. Cassianus‘, ‚St. Benno‘, ‚St. Catharina‘, ‚St. Brigitta‘ (München 1591, 1594, 1598, 1602, 1604), ‚St. Justus Antisiodorensis‘ (Ingolstadt 1604), ‚St. Conrad‘ (Constanz 1607), ‚St. Agnes‘ (Innsbruck 1608), ‚Von Cipriano und Justina‘, ein später auch von Calderon im ‚Wunderthätigen Magus‘ behandelter Stoff (Graz 1608), ‚St. Ulrich‘ (Dilingen 1611), ‚St. Heinrich der Kaiser und Kunigunde‘ (Ingolstadt 1613), ‚St. Beatus‘ (Lucern 1615), ‚St. Wilibald‘ (Eichstätt 1615), ‚St. Elisabeth von Marburg‘ (Prag 1615), ‚St. Hildegard‘, ‚St. Vitus und Modestus‘ (Augsburg 1617, 1618)[1]. Tiefen Eindruck machte das von dem Pater

[1] Aus den von E. Weller im Serapeum 25, 174 fll. mitgetheilten Programmen. In den Bänden 25—27 des Serapeums verzeichnet Weller etwa 800 Schuldramen der Jesuiten. Vergl. auch Weller's Annalen 2, 288 fll. v. Reinhardstöttner 76. 78. 80. 87. 145 No. 34. v. Hammer-Purgstall, Khlesl 3, 128 Note 7. ** Von neuerer Literatur über das Jesuitendrama, für welches in Wien noch reiche handschriftliche Schätze ihres Erforschens harren, ist noch zu erwähnen: J. Zeidler, Studien und Beiträge zur Gesch. der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas (Theatergeschichtl. Forschungen von B. Litzmann IV), Hamburg und Leipzig 1891. Richter, Gesch. der Paderborner Jesuiten 1, 21 fll. M. d'Huart, Le théâtre des Jésuites. I[e] partie. Des exercices dramatiques dans les établissements d'instruction au moyen-âge et au XVI[e] siècle. Essai d'introduction à l'histoire du théâtre des Jésuites. Programm des Athenäums in Luxemburg 1891. Bächtold, Gesch. der deutschen Literatur in der Schweiz (Frauenfeld 1892), Anmerkungen S. 152. Bahlmann, Aachener Jesuitendramen des 17. Jahrhunderts, in der Zeitschr. des Aachener Gesch.-Vereins 13 (1891), 175 fll. Ellinger, Mittheilungen aus Jesuitendramen, in der Zeitschr. für die Geschichte der Juden in Deutschland 5 (1891), 384 fll. Bolte in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgeschichte 5 (1892), 76 fll. Zu Molsheim im Elsaß ward 1618 ein Stück ‚Karl der Große‘ aufgeführt; das glanzvolle Spiel dauerte drei Tage. Revue catholique d'Alsace 1887, p. 182. 257.

Matthäus Rader verfaßte, im Jahre 1600 zu Regensburg aufgeführte Drama ‚St. Afra‘. ‚Dieses Spiel‘, schrieb der Ingolstadter Pater Hieronymus Drexel an Rader, ‚war fürwahr kein Spiel; denn mögen auch die Spieler sich nur weinend gestellt haben, die Zuschauer weinten wirklich.‘ [1] Zu den schönsten Legendendramen, welche der Verherrlichung des Mariencultus dienten, zählen die unter Leitung der Jesuiten von der Mariencongregation zu München im Jahre 1596 gespielten: ‚Cyriacus‘ und ‚Theophilus‘ [2].

Ueberhaupt nehmen die zu München mit reicher Beihülfe des Hofes dargestellten Spiele in der deutschen Jesuitendramatik unbestritten die erste Stelle ein, insbesondere auch in Bezug auf den Glanz und die Großartigkeit der Ausstattung [3].

Gleich im ersten Jahre nach der Gründung des Gymnasiums, zum Schluß der feierlichen Eröffnung desselben im Frühling 1560, wurde im Beisein der herzoglichen Familie, der höchsten Staatsbeamten und zahlreicher Bürger ‚ein schönes Schauspiel‘ dargestellt [4]. Im Mai 1565 wurde eine ‚Tragicomödia: Judith‘ zuerst vor dem Herzog und seinem Hofe in der Residenz, dann zum zweiten Male vor dem ganzen Volk mit größtem Beifalle gespielt. ‚Der Platz, welcher viele Tausend Menschen fassen konnte, war so besetzt, daß Viele auf die Mauern und die Hausdächer steigen mußten.‘ [5] Bei Gelegenheit der Hochzeit des Herzogs Wilhelm (V.) mit Renata von Lothringen spielten die Jesuitenschüler im Februar 1568 die von dem herzoglichen Rathe Andreas Fabricius verfaßte Tragödie ‚Von dem starken Samson‘, für welche Orlando di Lasso gewaltige Chöre componirt hatte. Das Stück stellte die Geschichte Samson's, namentlich dessen Ueberlistung durch Delila dar und war nicht ohne polemische Spitzen gegen die Protestanten, indem es auf die Heiligkeit der Ehe und die Unzulässigkeit eines Ehebundes mit Andersgläubigen hinwies. ‚Aus diesem Stück‘, sagte der Verfasser in der Widmung an Herzog Wilhelm, ‚mag der künftige Völkerfürst lernen, wie gefährlich es sei, das Band mit einem fremden Weibe zu knüpfen und da eine Ehe zu suchen, wo

[1] * Raderiana, in dem Münchener Consistorialarchiv No. 4022. Rader, von dessen Thätigkeit als Philologe später noch Rede sein wird, ist auch der Verfasser der im Jahre 1594 in München aufgeführten Tragödie ‚St. Cassianus‘; vergl. de Backer 3, 11.

[2] Die im Jesuitencolleg zu Luzern von 1582—1620 gegebenen Stücke sind aufgezählt bei v. Reinhardstöttner 78—79.

[3] ‚Einige wenige erhaltene Rechnungen zeugen dafür, wie nachhaltig die bayerischen Fürsten das Drama der Jesuiten unterstützten.‘ In den Jahren 1589—1590 beliefen sich die Gesammtausgaben des Hofes auf ‚2391 Fl. 1 Kr. 1 D.‘ v. Reinhardstöttner 62 und 149 Note 72.

[4] J. B. Hutter, Die Gründung des Gymnasiums zu München 11; vergl. 31.

[5] * Bericht eines Jesuiten an den Generalvicar Franz Borgias, d. d. Dillingen am 1. Juli 1565; aufbewahrt im Colleg der Jesuiten zu Exaeten in Holland.

die Religion entgegensteht.' Ueber die Aufführung sprechen sich die Berichte voll Bewunderung aus[1].

Die glanzvollsten Ausstattungsstücke unter freiem Himmel gab das Münchener Colleg in den Jahren 1574, 1577 und 1597. Das erstere, die Tragödie ‚Constantinus', wurde sehr wahrscheinlich von Pater Georg Agricola, welcher noch im Jahre 1595 dem College vorstand, verfaßt[2]. Handschriftlich ist das Stück noch erhalten. Zwei Tage dauerte das Spiel. Am ersten Tage wurden die Heldenthaten des Christenkaisers zur Darstellung gebracht; der zweite Tag galt seiner Mutter Helena und der wunderbaren Auffindung des Kreuzholzes in Jerusalem. Die ganze, herrlich geschmückte Stadt diente dem Stücke zur Bühne; mehr als 1000 Personen wirkten als Redende oder als Statisten mit. Aus Nah und Fern war das Volk herbeigeströmt, um das unerhörte Schauspiel anzustaunen, wie der Sieger über Maxentius nach Römerart seinen Einzug hielt auf glänzendem Viergespann, umgeben von 400 Reitern in weithin schimmernden Rüstungen, oder wie das sichtbare Zeichen der Erlösung unter den begeisterten Zurufen der tiefergriffenen Menge durch die Straßen der Stadt getragen wurde[3]. Derartiges kam den mächtig religiösen Eindrücken der alten Mysterien gleich.

---

[1] v. Reinhardstöttner 70—74. Vergl. M. Lossen, Der Kölnische Krieg 1, 86—87.

[2] Vergl. v. Reinhardstöttner 76 und 158 Note 172.

[3] K. Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel (Bamberg 1890) S. 50. ‚Was hatten die Jesuiten eigentlich erstrebt? Um es schlagend zu bezeichnen, sie hatten in's Werk gesetzt, was Richard Wagner in unsern Tagen mit so großem Erfolge versuchte — eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas. Die Wirkung war eine berauschende, und wie der Meister von Bayreuth hatten auch sie alsbald ihre fanatischen Anhänger und in den kunstsinnigen Wittelsbachern großgünstige Förderer dieser Intentionen. Die Elemente zu einem solchen Gesammtkunstwerke waren ja in vorzüglicher Vollkommenheit am bayerischen Hofe vorhanden, die trefflichsten, italienisch geschulten „Maler, Bildhauer, Streicher und Stuccatori" für die Decorationen, Costüme, lebenden Bilder und technischen Vorrichtungen, eine Musikkapelle, die damals in Europa ihres Gleichen suchte, und deren Leiter Orlando di Lasso ein ebenso schnell schaffender wie genialer Componist war, und daß die Jesuiten als Regisseure Großartiges zu leisten im Stande waren, haben in der Folge selbst ihre erbittertsten Gegner zugestehen müssen. Das Drama selbst, das die Grundlage solcher für die weitesten Kreise berechneten Festspiele bildete, war in lateinischer Sprache abgefaßt und wurde von den Schülern der Jesuiten zur Aufführung gebracht, es war also eigentlich nichts Anderes als die Weiterentwickelung der schon früher in München gepflegten Schulcomödie. Aber durch die Wahl der Stoffe ist diese Schulcomödie fortan vollständig in den Dienst der katholischen Kirche getreten, und dadurch erklärt es sich vorweg, daß die Stücke auch der des Lateinischen unkundigen Menge geläufig werden konnten; es traten eben, wie dieß ja heute noch im Passionsdorfe (Oberammergau) der Fall ist, die Gestalten der Heiligen Schrift auf, die den Leuten von Kindheit an vertraut waren. Zudem wurde dem Verständniß der nicht classisch ge-

Wie hier, so wirkten auch bei einem im Jahre 1577 auf Wunsch des Herzogs Albrecht V. zur Ehre der anwesenden Erzherzoge Ferdinand und Carl aufgeführten öffentlichen Festspiele ‚Esther‘ alle Künste zusammen, um Augen und Ohren zu beschäftigen. Zur Entfaltung fürstlichen Prunkes wurden aus dem Schatze des Herzogs die herrlichsten Kleinodien, Kostbarkeiten und Prachtgewänder hergegeben, bei dem Mahle des Königs Assuerus ‚zur Augenweide‘ 160 Gerichte auf Schüsseln von gediegenem Gold und Silber aufgetischt. Ein Waffentanz nach alter Weise ergötzte die Zuschauer. Viele Herren vom Adel scheuten die Kosten weiter Reisen nicht, um die glänzende Schaustellung zu sehen[1].

Den Höhepunkt des Münchener Jesuitendramas bezeichnet ‚Der Triumph des hl. Michael‘, welcher im Jahre 1597 bei Gelegenheit der Einweihung der Jesuitenkirche zum hl. Michael vorgeführt wurde. Nicht allein den Kampf des Erzengels mit Lucifer, sondern das gesammte Schicksal der Kirche im

bildeten Zuhörer in mancherlei Weise nachgeholfen. Da kamen die in deutscher Sprache abgefaßten Programmbüchlein zur Vertheilung, die sogenannten Periochen, welche über den Gang der Handlung belehrten; gleich dem Ammergauer Passionsspiele waren zur Erklärung kunstvolle Bilder aus dem Alten Testamente eingefügt, denen andere aus dem Neuen gegenüberstanden, und vor jedem Acte betrat, ganz nach Meistersängerart, der Ehrenhold die Bühne und gab mit weithin schallender Stimme in deutschen Versen Aufschluß über das Kommende. Was also der großen Menge verloren ging, war der wortgemäße Inhalt des Stückes, und darin liegt der große Unterschied zwischen dem lateinischen Jesuitendrama und den deutschen Volksschauspielen der Reformationszeit.‘ Wenn aber ‚die Jesuiten auch auf die gemeinverständliche deutsche Sprache verzichteten, so blieb darum die Wirkung keine geringere, so wenig wie bei den ja auch in lateinischen Worten sich abspielenden Verrichtungen des katholischen Cultus. Religiöse Erhebung war das Endziel der Vorstellung, das wußte die glaubensinnige und glaubenstreue Menge, welche vor diese Bühnen trat, und wenn sie auch das Einzelwort nicht verstand, so diente doch alles, was das Auge erschaute, dazu, Gemüth und Phantasie in ihren Tiefen aufzuregen und durch das Medium der weihevollen Stimmung diesem gewollten Endziele entgegenzuführen. Oder ist es heutzutage in Ammergau etwa anders? Um sich an den poetischen Schönheiten des Textes zu erbauen, ist gewiß noch niemand nach dem Passionsdorfe gewandert; was so erschütternde Wirkung hervorbringt, ist in erster Linie die Macht des Geschauten, und diese Wirkung würde auf das Volk kaum weniger tief sein, wenn die Worte des Spieles in lateinischer Sprache zu Gehör kämen. So trat damals für Bayern mit dem Katholicismus als idealem Mittelpunkte in der That jenes nationale Gesammtkunstwerk in's Leben, welches Richard Wagner für Deutschland erträumte, das Festspiel, zu dem man aus allen Orten des Landes wallt, an dem das ganze Volk geistig wie materiell theilnimmt, und das durch die Großartigkeit der Durchführung vom einfachen Theaterstücke zum nationalen Weiheacte emporsteigt. So parador diese Behauptung klingen mag, sie entspricht vollkommen den Thatsachen und läßt sich Punkt für Punkt urkundlich erweisen.‘ S. 50—53.

[1] v. Reinhardstöttner 77 und 159 Note. 181 fll.

Kampfe mit den heidnischen Göttern, mit der glaubenslosen Wissenschaft, mit der Apostasie und der Häresie, unter den grausamen Verfolgungen des Kaisers Diocletian, sollte in diesem Stücke zur Anschauung gelangen. Während heilige Bekenner ihr Leben lassen für den Glauben, betet die Kirche für ihre Feinde zu Gott:

Nicht ihres Frevels würd'ge Strafe will ich;
Nein, mit der Liebe Feuer klär' ihr Herz.
O laß die Ketzer dich erkennen, bet' ich,
Zurück auf deinen Weg gerufen werden.

Den Schluß bildet der Sieg der Kirche und der Sturz von 300 Teufeln in die hochauflodernden Höllenflammen. Der berühmte Componist Georg Victorin, Musikdirector an der Jesuitenkirche, hatte die Musik gesetzt; oft erschollen 900 Stimmen im Chor[1].

Der bedeutendste Schuldramatiker der Jesuiten war Jacob Bidermann, ein Schwabe, aus Ehingen, geboren im Jahre 1577. Im Alter von 16 Jahren trat er in den Orden ein und genoß in Augsburg den Unterricht des berühmten Matthäus Rader, der ihn neben Jeremias Drechsel und Georg Stengel zu den besten Schülern rechnete unter den 1300, welche er gebildet hatte. Mit 22 Jahren wurde Bidermann als Lehrer der Rhetorik am Colleg in München angestellt. Neun Jahre wirkte er in dieser Stellung, wurde dann aber Professor der Philosophie und später der Theologie, so daß er die Pflege der humanistischen Studien nur in sehr beschränktem Maße fortsetzen konnte. Die letzten 17 Jahre seines Lebens brachte er als Theologe und Büchercensor in Rom zu. Er gab eine ganze Reihe kleiner humanistischer Schriften heraus: ‚Epigrammata‘, ‚Elegien‘, ein Epos ‚Herodias‘, einen satirischen Roman ‚Utopia‘, ‚Heilige Freuden‘, ‚Wäldchen‘; seine Dramen dagegen berechnete er nicht für den Druck. Sie wanderten an die verschiedenen Schulbühnen und wurden vielfach aufgeführt, erst im Jahre 1665 gesammelt und herausgegeben.

Bidermann's historische Tragödie ‚Belisar‘, welche im Jahre 1607 in München gespielt wurde, stellt in kunstreicher Sprache, mit wirklich dramatischen Geschick den Siegeslauf des großen Feldherrn, seine Nachgiebigkeit

[1] v. Reinhardstöttner 83—85. ‚Die ganze Apocalypse wird in Scene gesetzt. In den Wolken stehen die Chöre der Engel; das Altarbild Christoph Schwarzens [vergl. unsere Angaben Bd. 6, 101] mag dem Dichter vorgeschwebt haben, als er Michael seine Heerschaaren sammeln ließ, ähnlich den schönsten Scenen in Milton's Verlorenem Paradies.‘ Vergl. Lipowsky 1, 302. ‚Ob spanische Stücke in München gespielt wurden oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben die großen Meister des spanischen Dramas das Jesuitendrama wesentlich beeinflußt und zu seiner reichen Entfaltung mit beigetragen.‘ v. Reinhardstöttner im Jahrb. für Münchener Geschichte 2, 59.

gegen die Augusta Theodora, seinen Frevel an Papst Silverius und seinen furchtbaren Sturz vor Augen. Dem Geschmacke der Zeit folgend, führte der Dichter allegorische Figuren ein; er weiß aber auch den Allegorien Character und Leben zu verleihen[1]. Schön ist ein Chorlied im zweiten Acte, wo nach der Schlacht zwischen Griechen und Vandalen Gelimer gefangen vorgeführt wird. Ein Chor von acht Knaben singt:

Thörichte Träume des elenden Lebens,
Die ihr den Sinkenden höhnend umgaukelt,
Welches erschreckliche Schauspiel gewährt ihr?
Thörichte Träume des elenden Lebens!

Wer noch an üppig prunkender Tafel
Schlürfte des Bechers berauschende Spende,
Sehnt sich vergebens nach ärmlichem Trunke
Kühlenden Wassers, das Niemand ihm darreicht...

Gelimer, wehe! der gestern noch schwelgte,
Sehnt sich nach Labung, die heut ihm versagt ist...

In einer ächt dramatischen Scene gibt Gelimer, gefangen vor Belisar, diesem den raschen Wandel des Geschickes zu bedenken. Jedoch zu derlei Gedanken hat ‚der unüberwindliche, siegreiche Feldherr' keine Zeit; unter dem Jubelrufe Roms und seines Heeres zieht er als Triumphator ein. Aber der Neid rüstet sich gegen ihn; er kommt in den Verdacht, an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Justinian theilgenommen zu haben. Auf dessen Befehl wird er verhaftet und vor Gericht gestellt, und durch ähnliche falsche Mittel, durch welche er (im vierten Acte) den Papst des Verrathes schuldig erklärt hatte, unschuldig verurtheilt. Sein Gewissen, das als allegorische Person der Scene beiwohnt, zieht die Parallele zwischen seiner Verurtheilung und der des Papstes. Tief ergreifend ist am Schluß die Scene, in welcher der geblendete Belisar, geführt von seinem Sohne Arcadius, das römische Forum, den Schauplatz seines einstiges Triumphes, als Bettler betritt und das Volk um Almosen anfleht.

In seinem im Jahre 1615 aufgeführten Drama ‚Vom aegyptischen Joseph' wird im Gegensatze zu den zahlreichen Josephsdramen anderer Dichter[2] die Liebesepisode mit Potiphar's Weib nur flüchtig angedeutet. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Dichter bei den inneren Familienereignissen. Jacob's geängstigtes Vaterherz, der ‚kein Vater mehr sein kann, da er seinen Sohn verloren', die reuige Umkehr der Brüder sind Bidermann's wirksamste Motive. ‚Die anwesenden Fürsten', sagt ein Bericht, ‚wurden zu reichen Thränen gerührt.'

---

[1] Vergl. v. Reinhardstöttner 89.
[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 277 fll.

Den Sieg des Glaubens über die Weltlust verherrlicht das Stück ‚Der Römer Macarius', welcher aus Liebe zu Gott nach schwerem Herzenskampfe von seinen Eltern und der ihm zugedachten Braut sich wegbegibt, um in der Einöde sein Leben zu verbringen.

Als Bidermann's ‚Johannes Calybita' gespielt wurde, ‚brach Alles in einen Strom von Thränen aus'; Schicksal und Character des Helden fordern in der That Bewunderung und Mitleid in hohem Grade heraus. Wieder ist es die Selbstverbannung eines in üppigem Leben geborenen Jünglings, der Vater und Mutter, Haus und Reichthum verläßt, um ganz und völlig Gott dienen zu können, zuletzt, nach schweren Kämpfen mit den Dämonen, seinen väterlichen Palast in Rom wieder aufsucht und vor dessen Mauern, unbekannt, ein Leben der Demuth und Entsagung führt, bis der Wurf eines Thürhüters ihn auf den Tod verwundet. Erst im Sterben entdeckt er sich und beglaubigt seine Rede durch die Bibel seiner Mutter, das einzige Erbtheil, welches er einst mitgenommen hatte [1].

Bei allem Ernste seiner Stoffe wußte der Dichter auch für den Humor zu sorgen. So in seinem ‚Macarius' besonders durch die Figur des treuen Dieners Sannio, welcher auf Befehl der Eltern den flüchtigen Sohn in allen Ländern aufsucht; in seinem ‚Johannes Calybita' durch den Schiffsmann Nauclerus, eine ganz Shakespeare'sche Figur; in seinem ‚Cenodoxus' unvergleichlich fein durch den Sclaven Dama und den Parasiten Mariscus, welche Plautinischen Vorbildern würdig zur Seite stehen [2].

Dieser ‚Cenodoxus, der Doctor von Paris', wurde von dem Dichter im Alter von 24 Jahren verfaßt und steht unter dessen Meisterwerken in erster Reihe. Das Stück lehnt sich an die Legende des hl. Bruno und behandelt das Leben eines Doctors in Paris, dessen unglückseliges Ende den hl. Bruno bewogen haben soll, die Welt zu verlassen und den Karthäuserorden zu stiften. Es ist eine Charactercomödie mit tragischem Schluß. In vielen, höchst wirksamen Scenen ist an dem Doctor der aufgeblähte Gelehrte geschildert, der Nichts als eitlen Ruhm sucht, sich von Schmeichlern lobhudeln läßt und allen besseren Einwirkungen seines Gewissens und seines Schutzgeistes widersteht. Zuletzt schickt ihm Gott eine Krankheit, aber auch diese übt auf den in Selbstliebe Versunkenen keinen Einfluß aus. Was die Menschen an

[1] Aus v. Reinhardstöttner 91—92. ‚Neben der passiven Geduld des armen Hiob des Alten Testamentes entfaltet sich in dem freiwilligen Dulder Johannes Calybita das Ideal christlicher Beharrlichkeit und selbstgewählter Entsagung. Ob darum auch der Character so manchen Berührungspunkt mit Hiob hat, steht er doch um vieles höher und hat sich unter Bidermann's warm empfundenen Versen ächt dramatisch gestaltet. Bidermann's Drama hätte jedes weitere entbehrlich gemacht.'

[2] v. Reinhardstöttner 91. 92. 97.

ihm für Unschuld und Heiligkeit halten, ist bloßer Schein. Er treibt sein heuchlerisches Spiel fort bis zum Tode. Aber jetzt fällt die Maske. Zur Warnung für Andere erhebt sich die Leiche dreimal mit dem furchtbaren Geständniß: ‚Ich bin angeklagt — ich bin verurtheilt — ich bin verdammt.' Trotz der satirischen Komik, welche den ersten Theil des Stückes beherrscht, ist es tief ascetisch gedacht und mit feiner Seelenkenntniß ausgeführt. Als es im Jahre 1609 im Colleg zu München zur Darstellung kam, da ‚zitterten bei den Schlußscenen die meisten Zuschauer an allen Gliedern, als ob sie selbst dort gerichtet würden. Hundert Predigten würden keinen solchen Erfolg gehabt haben. Vierzehn der vornehmsten Herren am bayerischen Hofe zogen sich am folgenden Tage in die Einsamkeit zurück, um die Exercitien des hl. Ignatius zu machen und ihr Leben zu ändern.'[1]

Alle diese und andere Dramen Bidermann's und viele von unbekannten Dichtern verfaßte lateinische Dramen aus der Geschichte und den Legenden der Heiligen stehen in Bezug auf geistigen Gehalt, dramatische Motivirung und sittlich-künstlerische Weihe jedenfalls Calderon viel näher als die aller-

---

[1] Belegstellen bei v. Reinhardstöttner 143 Note 1 und dessen treffliche Characteristik des Stückes 93—97. Ueber eine von Joachim Meichel im Jahre 1625 besorgte Verdeutschung des ‚Cenodoxus' vergl. J. Bolte im Jahrb. für Münchener Gesch. 3, 535—540. — Im Allgemeinen sagt v. Reinhardstöttner S. 63: ‚In dem ersten Jahrhundert ihrer Bühnenthätigkeit haben die Jesuiten Großes geleistet. Dramen voll Kraft und Hoheit brachten sie auf die Bretter, und wenn auch ihre tragische Dichtung nicht an Feinheit ihrer Lyrik, wie sie Balde, Sarbievius handhabten, gleichkam, in den Dramen eines Agricola, Fabricius und Anderer lebt ein unverkennbarer poetischer Geist und ein erhabener Ernst. Wie wäre anders auch der gewaltige Erfolg dieser Aufführungen zu erklären?' S. 105—107 heißt es: ‚Wer, dem die Stücke des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts und ihre poetische Anlage, ihre kunstvolle Aufführung bekannt geworden sind, möchte auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, daß die Jesuiten, als sie das dürre Humanistendrama übernahmen, förderten, durch Benützung aller Künste belebten, ihrem Jahrhundert wesentliche Dienste, der Cultur unendlichen Vorschub geleistet, Geschmack und Sinn für das Theater und seine helfenden Künste geweckt und erhalten haben? Und mehr als anderswo ist hierfür im sechzehnten Jahrhundert in Bayern und vornehmlich in München geschehen. . .' Es wäre Undank, ‚jene zu unterschätzen, welche in Deutschlands schwerster Zeit mitgewirkt haben, alle die Keime zu hegen, welche in sonnigen Tagen unserer Nationalliteratur zu solchem Glanze verholfen haben. Das Jesuitendrama des sechzehnten Jahrhunderts aber hat treulich diese Pflicht erfüllt, so daß es in der Geschichte unserer Cultur und Literatur eine ehrenvolle Stelle einzunehmen vollauf berechtigt ist. Eine Periode höchsten äußern Glanzes und tiefster innerer Vollendung hat es aber unbestritten in München erlebt, an dem Hofe der Wittelsbacher, deren aufrichtiger Kunstsinn und eingehendes Verständniß für alles Große und Schöne sie nach dieser Seite hin in jenem Jahrhundert hoch über alle deutschen Fürsten stellte und ihr berechtigtes Lob im Munde aller Künstler erklingen ließ weit hinaus über die Grenzen der deutschen Lande.'

meisten biblischen Tendenzstücke der Protestanten. Auf die Jugend konnten sie eines sittigenden und wahrhaft bildenden Einflusses nicht entbehren [1].

---

[1] ‚Es ist', schrieb Hippolytus Guarinoni (vergl. oben S. 125), ‚ein fürtrefflicher, herrlicher, hochlöblicher, nutzer Brauch' der Jesuiten, in ihren Schauspielen vorzugsweise christliche Historien zu behandeln, von ‚frommen, ehrbaren, züchtigen, keuschen Leuten, welche in dem heiligen, christlichen Wandel und Tugend der ganzen Welt vorgeschienen, deren Leben und Wandel man gleichsam lebendig in öffentlichem Schauspiel allen Menschen fürhält, daraus neben unaussprechlicher Erlustigung des äußerlichen und innern Gemüthes, die Zuseher und Zuhörer zu christlichem Wandel, zur Tugend, zum gottseligen Leben bewegt und aufgemuntert werden'.

VI. Universitäten.

Ueber die Zustände an den weitaus meisten Universitäten sprechen sich die zeitgenössischen Quellen mit einer solchen Bitterkeit und Trostlosigkeit aus, daß es den Anschein gewinnen könnte, als sei dort wirklich, wie ein Prediger sich ausdrückte, ‚in Gelahrtheit nicht weniger, denn in Ehrbarkeit und Sittenzucht Alles in Grund und Boden verdorben‘ gewesen[1]. Allein man muß bei den vorhandenen Schilderungen des Universitätslebens durch amtliche Berichte, durch Verordnungen der Landesregierungen, durch Briefe und andere Zeugnisse von Zeitgenossen, auch wenn alle diese Quellen durchaus unverdächtig sind, doch immer in Rechnung bringen, was der ungenannte Verfasser eines ‚Christenspiegels‘ vom Jahre 1597 zu bedenken gab, um ‚das mitlebende Geschlecht vor Kleinmüthigkeit und Verzweiflung‘ zu warnen. Es sei ‚jetzund wie es zu allen Zeiten gewesen‘: die im Verborgenen geübten Tugenden würden ‚in Archivis, Bibliotheken und Chroniken‘ nicht verzeichnet; in jedem Stande gebe es ‚noch Viele gottesfürchtiger, in Liebe thätiger Tugendmenschen‘, von welchen man keine Kunde erlange[2].

---

[1] Ein heilsam Predigt von der christenlichen Erziehung der Jugend (1564) Bl. C.

[2] Christenspiegel (1597) Bl. A[2]. Robert v. Mohl sagt in seinen ‚Geschichtlichen Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten während des sechzehnten Jahrhunderts‘ mit vollem Recht, daß in den archivalischen amtlichen Quellen, aus welchen er diese entnommen habe, ‚manche kennenswürdige Seite ganz unbeleuchtet bleibt, wie denn namentlich gerade die lobenswertheren Eigenschaften, die stillen Tugenden des Fleißes und des wissenschaftlichen Strebens, zu keiner Aufzeichnung Anlaß geben, während Fehler und Excesse amtliche Handlung und deren Verewigung hervorrufen‘. Diese Worte gelten von sämmtlichen Universitäten. Ueber alle in deren Geschichtsbüchern berichteten ‚rumorende, widerliche und beklagenswerthe Greuel kann es‘, schreibt Carl v. Raumer 4, 30, ‚dem Leser entgehen, daß auf denselben Universitäten in derselben Zeit, da diese Greuel vorkamen, so oft in aller Stille und unbekannt Jünglinge studirten, welche später als Männer die Freude und Zierde ihres Vaterlandes waren‘. ‚Es ließe sich nachweisen, daß seit den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag Gute und Böse gleichzeitig auf den Universitäten sich zusammenfanden. Damit soll jedoch nicht geläugnet werden, daß Gutes in der einen Zeit, Böses in der andern mehr hervorgetreten sei‘ (S. 32), und daß letzteres vorzugsweise seit dem Ausbruch der kirchlich-politischen Revolution der Fall war, kann Niemand bestreiten.

1. Die Universitäten unter katholischen Obrigkeiten — academische Thätigkeit der Jesuiten.

Die älteste Hochschule des Reiches, die ‚Carolinische Universität‘ zu Prag, war im sechzehnten Jahrhundert längst zu einer völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Im Jahre 1517 nannte ein Prediger auf öffentlicher Kanzel die Anstalt ein ‚verrostetes Kleinod‘. Seit dem Eindringen des Lutherthums fanden fast fortwährende Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Utraquisten statt; die studirende Jugend verlor allen Sinn für die alten Studien und erhitzte sich in theologischen Kämpfen; die Hörsäle verödeten[1]. Allmählich gingen alle Facultäten außer der philosophischen ein; seit der Mitte des Jahrhunderts waren gemeinlich nicht mehr als 8—10 Professoren, 25—30 Studenten vorhanden; die Vorlesungen wurden meistens in einem einzigen Hörsaal des Carlscollegiums abgehalten[2]. Nach Ertheilung des Majestätsbriefes vom Jahre 1609[3] sollte eine Reform der Universität in Angriff genommen werden, und es fanden darüber mannigfache Verhandlungen zwischen den Professoren und den protestantischen Ständen statt, aber dieselben blieben ohne dauernden Erfolg. Unter den Professoren entstanden ärgerliche Zwistigkeiten; mehrere derselben ließen sich bei Verwaltung des Universitätsvermögens verschiedene Unterschleife zu Schulden kommen[4]. Im Carlscollegium, in welchem beinahe sämmtliche Professoren ihre Wohnung hatten, riß eine völlige Entartung ein. Das dortige ‚Contubernium‘, besagt ein Bericht aus dem Jahre 1614, sei wegen der herrschenden Trunksucht ‚eher ein Combibernium zu nennen‘. ‚Der Wein redete unglimpflich bei den Mahlzeiten, der Wein gab hinwieder unglimpfliche Antworten; von Zänkereien kam es zuweilen zu Raufereien, und die Herren dienten auf Helotenweise den Knaben, ihren Bedienten, zum Schauspiel. Manchmal überschritt dieses Laster selbst die Schwellen des Collegiums; die Taumelnden fielen zur Erde oder wurden von ihren Famulen geführt oder getragen. Zur Winterszeit warteten manchmal die Studenten vor der Thüre auf den Anfang der Vorlesung und zitterten vor Kälte. Da sie dann öfter vergeblich gewartet hatten, folgten sie dem Beispiel der Lehrer und vernachlässigten die nachmittägigen Vorlesungen. Mancher Professor las ein- oder zweimal während des ganzen Semesters, mancher auch nicht ein einziges Mal.‘[5]

Während die ganz protestantisch gewordene Anstalt in immer tiefern Verfall gerieth, hatte das Prager Domcapitel im Jahre 1552 den König

---

[1] Tomek 150 fll. [2] Tomek 173 fll.

[3] Vergl. darüber unsere Angaben Bd. 5, 596.

[4] Tomek 214—230. [5] Tomek 202—204.

Ferdinand dringend ersucht, neben derselben und von ihr unabhängig eine katholische Academie in's Leben zu rufen und unter Leitung der Jesuiten zu stellen[1]. Ferdinand ging auf dieses Ansuchen bereitwillig ein, und im Jahre 1556 erfolgte in einem ehemaligen Dominicanerkloster bei St. Clemens die Eröffnung der ‚Clementinischen Academie'. ‚Ich wünsche,' hatte Canisius an den Ordensstifter Ignatius geschrieben, ‚daß alle, welche zur Gründung des Collegiums nach Prag kommen, beseelt seien von einer heiligen Geduld und einem großen Eifer, nicht so fast, um zu disputiren als zu leiden, und diese Provinz zu erbauen mehr durch Werke als durch Worte.'[2] Die Anstalt, als deren eigentlicher Zweck ‚die Wiedererhebung der katholischen Religion im Lande' bezeichnet wurde, bestand aus einem Gymnasium und einer philosophischen und theologischen Facultät; mit beiden Schulen wurde ein adeliches Convict und ein Seminar für arme Studirende verbunden[3]. Von dem ihm durch einen Stiftungsbrief vom Jahre 1562 ertheilten Promotionsrecht machte das Colleg zuerst im Jahre 1565 Gebrauch. Das Convict besaß im Jahre 1576 bereits 70 Zöglinge, meist Söhne von einheimischen und fremden adelichen Familien; zwanzig Jahre später stieg die Anzahl sämmtlicher Studirenden auf beiläufig 700, unter welchen gewöhnlich 80—100 die philosophische Facultät besuchten. Seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nahm auch die Zahl der Promotionen bedeutend zu; im Jahre 1608 wurden 31, im Jahre 1610 schon 52 Baccalaureen in der Philosophie ernannt. Nach einer Verfügung vom Jahre 1616 sollten inskünftig drei philosophische Curse von drei verschiedenen Professoren gehalten, die theologischen Fächer von vier Professoren gelehrt werden[4].

Ein ähnlicher Verfall wie an der ‚Carolinischen Universität' zu Prag war seit dem Ausbruch der religiösen Umwälzung an der zweitältesten Hochschule Deutschlands, der zu Wien, eingetreten.

Unter Kaiser Maximilian I. hatte die Wiener Universität den höchsten Gipfel der Blüte und des Glanzes erreicht und wurde den ersten Hochschulen Europas beigezählt. Noch im Jahre 1519 wurden 661, im ersten Jahre nach dem Tode des Kaisers, im Jahre 1520, 569 neue Studenten eingeschrieben[5]; seitdem aber führten bürgerliche Unruhen und Kriege, insbesondere die eingerissenen religiösen Wirren, einen so raschen Niedergang herbei, daß die Anstalt einer völligen Auflösung nahe kam. Im Jahre 1525 mußten wegen Mangels an Studenten die Disputationen eingestellt werden;

---

[1] v. Bucholtz, Ferdinand der Erste 8, 199.
[2] v. Bucholtz 8, 200; vergl. unsere Angaben Bd. 4, 394. 401—402.
[3] Ein Lectionsverzeichniß bei Pachtler 1, 150—152.
[4] Tomek 160—169. 241. [5] Aschbach 3, 18. Kink 1[a], 233 Note. 270.

in den Jahren 1527—1528 beschränkte sich die Gesammtzahl der Aufgenommenen in allen Facultäten auf 20—30, im Jahre 1532 sank sie auf 12 herab. Alles gerieth in Zerrüttung[1]. ‚Viele Stipendien und Fundationen‘, schrieb Ferdinand I. am 26. März 1528, seien ‚in merkliche Unordnung, Mißbrauch und Abnehmen gekommen‘, und ‚viele Jahre her‘ hätten die darüber Verordneten ‚keine Rechnung und Verantwortung gethan‘[2]. Welcher religiöse Geist herrschend geworden war, erkennt man aus einer dem Wiener Bischofe im Juli 1526 übergebenen Erklärung der theologischen Facultät: sie sei unvermögend, in Sachen des Glaubens fürder etwas zu unternehmen; ihre Mitglieder seien nicht einmal des Lebens mehr sicher[3]. Seit dem Jahre 1529 bestand diese Facultät Jahrzehnte hindurch nur aus zwei Doctoren, seit dem Jahre 1549 ging sie zeitweise völlig ein[4]. Die artistische Facultät, welche unter Kaiser Maximilian I. über 100 Docenten gezählt hatte, besaß deren nur noch zwei oder drei; die juristische löste sich fast gänzlich auf; nur die medicinische erhielt sich noch einigermaßen aufrecht. In den Collegien und Bursen, jenen mittelalterlichen Anstalten, in welchen eine Anzahl Studenten unter strenger Aufsicht eines Rectors zusammen leben und in ihren Arbeiten überwacht werden sollten, verfiel alle Zucht und Ehrbarkeit; viele derselben standen leer und dienten als Absteigequartier für wandernde Handwerksburschen; statt der Studien wurden darin Landsknechtsspiele getrieben. Wie anderwärts, so zeigten sich auch hier die Früchte der von Religionsneuerern verkündeten Lehren, daß die Studien unnütz seien und die Schriften der Philosophen Plato und Aristoteles dem Feuer übergeben werden müßten. Bereits im Jahre 1522 klagte der Universitätsrector Friedrich Herrer, ‚die Gelehrten seien jetzt mit dem Haß des gemeinen Mannes‘ beladen[5].

Da die Universität trotz aller Bemühungen Ferdinand's sich unfähig erwies, aus eigenem Schooße eine Neuordnung der entarteten Zustände herbeizuführen, so griff Ferdinand als Landesfürst selbständig ein und erließ in den Jahren 1533, 1537, 1554 eine Anzahl Reformgesetze, welche eine Verbesserung des gesammten Unterrichtswesens bezweckten, die Universität aber auch ihrer frühern kirchlich-privilegirten Stellung und ihres ganzen autonomen Characters entkleideten, dieselbe in eine förmliche Staatsanstalt umwandelten und der Oberaufsicht eines landesfürstlichen ‚Superintendenten‘ unterstellten[6].

---

[1] Näheres bei Kink 1ᵃ, 253 fll. [2] Bei Kink 1ᵇ, 140—141.

[3] Kink 1ᵇ, 134 No. 30; vgl. 1ᵃ, 247.

[4] Kink 1ᵃ, 248. 276. Vergl. A. Wappler, Gesch. der theologischen Facultät zu Wien (Wien 1884) S. 54 fll.

[5] Kink 1ᵃ, 253. 255. Aschbach 3, 16—21.

[6] Näheres darüber bei Kink 1ᵃ, 258 fll. Aschbach 3, 22 fll. ‚Wenn man‘, sagt Kink 1ᵃ, 278, ‚das neugeordnete Besitzthum übersah und einen Vergleich anstellte mit

Eine fast stehende Klage bildete der ‚gar merkliche Unfleiß‘ vieler Professoren. Im Jahre 1543 wurde von Seiten der Regierung die Verfügung eingeschärft, daß jeder Professor in einem Vierteljahre wenigstens 42, also durchschnittlich in jeder Woche 3 Vorlesungen halten müsse; eigens dazu besoldete Aufseher sollten die Professoren genau beaufsichtigen und vierteljährlich dem ‚Superintendenten‘ ein Verzeichniß einreichen, wie viele Stunden ein jeder gelesen oder nicht gelesen habe, damit darnach der Gehalt beziehungsweise der Gehaltsabzug berechnet werde. Sechs Jahre später beschwerte sich Ferdinand, daß ‚sonderlich etliche Lectoren der medicinischen und juristischen Facultät gar selten und dennoch gar mit geringem Fleiße lesen, sondern anderen ihren Praktiken und Handlungen nachgehen‘. Im Jahre 1556 ließ Ferdinand eine neue Verordnung ergehen: die Aufseher müßten ihr Verzeichniß alle acht Tage dem ‚Superintendenten‘ übermitteln. Es stellte sich heraus, daß vom 24. März bis zum 24. Juni 1557 der Professor der Grammatik und der Professor des Hebräischen vor 3—5 Zuhörern statt der vorgeschriebenen 42 nur 27, ein juristischer Professor nur 24, ein anderer Professor nur 19 Stunden gelesen hatten [1].

Daß manche Professoren ‚anderen Praktiken und Handlungen‘ nachgingen, erklärt sich übrigens leicht aus ihren geringen und überdieß häufig unsicheren Besoldungen.

Um 1538 betrug das Einkommen der Universität beiläufig jährlich 2000 Gulden. Als die Regierung im Jahre 1549 den Magistrat zu Wien um Beihülfe ansprach, gab dieser zur Antwort: obgleich er das ‚hochzierlich Kleinod‘, darinnen das Wort Gottes und die heilige christliche Religion gepflanzt werde, nicht verkenne, so sei ihm doch in seinem ‚einfältigen Verstand‘ trotz allem Nachdenken kein Mittel beigefallen, der Universität zu helfen, indem er selbst mit unerschwinglichen Ausgaben beladen sei. Im Jahre 1554 bezogen zwölf ‚Professoren der freien Künste, der Philosophie und der Sprachen‘ zusammen jährlich 1180 Gulden. Um das Jahr 1563 stieg durch Zuschüsse von Seiten der Regierung das Gesammteinkommen der Universität auf 3000—4000 Gulden. Die Bezüge gingen aber oft so schlecht ein, daß die Universität im Jahre 1588 der Regierung geradezu erklärte: ‚Aus Armuth und Mangel ihrer geringen Besoldung müssen die Professores ihre Professiones verlassen und sich um andere Conditiones bewerben.‘ Im Jahre 1589 beliefen sich die Ausstände aus den Mauthen Ips und Stein auf 10182 Gulden [2].

---

dem blühenden, markigen, reichen Zustande, wie er vor der Kirchenspaltung gewesen war, konnte man sich wohl nicht verhehlen, daß man nicht eigentlich „reformirt“, sondern nur Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet hatte.‘

[1] Kink 1ª, 264 Note. 314, und 1ᵇ, 160—161. 168—169, und 2, 404—405.

[2] Kink 1ª, 271 fll. 280—283. 340—341, und 1ᵇ, 165.

Nach dem Willen Ferdinand's sollte die Anstalt, ihrer Stiftung gemäß, nach wie vor ‚eine gehorsame Tochter der Kirche' sein, häretische Mitglieder von dem Lehrkörper fernhalten und nur katholischen Studenten den Doctorgrad ertheilen [1]. Dagegen verfügte sein dem Protestantismus zugeneigter Nachfolger, Kaiser Maximilian II., Anfangs September 1564, daß für die Zulassung zur Promotion nicht mehr die Ablegung eines förmlichen römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses nothwendig sei, sondern daß es genüge, wenn der Candidat erkläre, er sei Katholik und ein Mitglied der katholischen Kirche [2]. Diese Unterscheidung öffnete den Protestanten, welche sich willig ‚katholisch' nennen ließen, freien Zutritt zu den Lehrämtern. Im Jahre 1568 erging eine neue kaiserliche Verordnung, gemäß welcher auch Anhängern der Augsburgischen Confession die Doctorwürde ertheilt werden konnte. Um dem Eintritt von Protestanten jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, entblödete sich der Universitätsrector Caspar Piribach nicht, in demselben Jahre 1568 die Ferdinand'sche Reformationsurkunde vom 1. Januar 1554 zu fälschen, indem er darin das Wort ‚katholischen' Glaubens ausradirte und statt dessen ‚christlichen' Glaubens setzte [3]. Die Hochschule gewann allmählich ein durchaus protestantisches Gepräge; die Rectoren, Decane und Doctoren gehörten zum größten Theil nicht mehr der katholischen Kirche an; bei den Rectorswahlen wurde die theologische Facultät geradezu übergangen. Mitglieder der Universität ließen ihre Angehörigen nicht mehr mit ‚christlichen Ceremonien', sondern ohne Priester, Geläute, Licht und Kreuz beerdigen, und zwar in Bauerndörfern, ‚gleichsam der Stadt, deren Kirchen und ihrer Voreltern christlichen Begräbnissen zur Verachtung und Schmach' [4].

Nach dem Tode Maximilian's II. wurde unter Rudolf II. eine ‚Rekatholisirung' der Hochschule in Angriff genommen. Am 7. Juni 1577 erhielt die Universität die bestimmte Weisung, sich an dem Treiben der Wiener Prädikanten nicht mehr zu betheiligen; im folgenden Jahre wurde ihr vorgeschrieben, einen katholischen Rector zu wählen, und als gleichwohl ihre Wahl auf einen Protestanten fiel, wurde dieser vom Kaiser abgesetzt [5]. Nachdem die artistische Facultät mehreren Doctoranden die Promotion verweigert hatte, weil dieselben das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen verlangten, erfolgte am

---

[1] Der katholische Character der Wiener Universität. Eine Denkschrift der theologischen Facultät (Wien 1863) S. 52—64.

[2] Bei Kink 2, 410—411. [3] Kink 1^b, 202.

[4] So heißt es am 11. März 1572 in einem kaiserlichen Befehl: die Begräbnisse auf christliche Art zu begehen, bei Kink 1^b, 188. Der Universitätsrector und drei Doctoren handelten gegen diesen Befehl; vergl. das Decret des Erzherzogs Carl vom 15. April 1575 bei Kink 1^b, 189.

[5] Kink 1^a, 318—319.

2. Juli 1581 eine kaiserliche Verordnung, welche bezüglich dieses Bekenntnisses das Ferdinand'sche Statut vom 1. Januar 1554 wiederherstellte [1]. Mehrere protestantische Professoren verließen die Stadt. Aber ‚im Allgemeinen‘ wurde ‚der Geist der Lehrenden und Lernenden gar wenig geändert‘. Die meisten Professoren der medicinischen Facultät waren Deisten; drei derselben erklärten im Jahre 1584 vor ihrem Tode, sie gehörten ‚keiner bestimmten Religion‘ an [2]; im Jahre 1585 wurde im Consistorium der Universität das Testament des Mediciners Zingel verlesen: er verbitte sich ein kirchliches Begräbniß [3]. In der juristischen Facultät war Georg Eder der einzige entschiedene Katholik. Die theologische Facultät lag derart darnieder, daß sie in den Jahren 1576 bis 1589 gar keine Doctor-Promotionen vornehmen konnte [4]. Im Jahre 1583 zählte die ganze Universität kaum noch 30 Studenten [5].

Eine trübe Schilderung der Zustände enthält eine Denkschrift, welche der von der Regierung ernannte Universitätskanzler Melchior Khlesl, Bischof von Neustadt, im Jahre 1591 dem Erzherzog Matthias einreichte. Die Hochschule, erörterte er, sei eine durchaus katholische Stiftung, die meisten und besten Stipendien seien auf den geistlichen Stand gestiftet, von den sectirerischen Professoren aber niemals mit geistlichen Personen besetzt worden; nur der geringste Theil der Stipendiaten sei in den geistlichen Stand eingetreten, und dadurch seien ‚solche Stipendia fast untergegangen‘, man habe davon sogar ‚sectische Personen zu Wittenberg, Leipzig und Tübingen unterhalten‘. Im Consistorium habe die Mehrzahl aus Protestanten bestanden, welche die Katholiken in allen Dingen überstimmten und zu Universitätsämtern nur Gleichgesinnte zuließen; in den ‚mit sectischen Vorstehern beschwerten Bursen‘ seien Beicht und Communion, Besuch der Messe, Halten der Fasttage geradezu verboten worden; statt der vorgeschriebenen Predigten habe man in St. Stephan öffentlich Schmachreden wider die Katholiken gehalten. Die Professoren der drei weltlichen Facultäten hätten allerlei der Kirche hochnachtheilige Doctrinen in ihre Vorträge verflochten und mit dergleichen Sachen oft eine ganze Stunde zugebracht. Er selbst sei Zeuge gewesen, daß ein Professor der Medicin in einem öffentlichen Vortrag ohne Scheu den Satz vorgetragen habe: es sei unmöglich, die Keuschheit zu halten. ‚Er hat auch sonsten von den Religiosis so spöttlich geredt, daß es ein sectischer Prädikant wohl nicht heftiger und

---

[1] Kink 1ª, 320, und 2, 414—415.

[2] ‚. . . ita mortui sunt, ut facilius gentiles quam Christiani aestimari possint‘, besagen die Acten der theologischen Facultät. Kink 1ª, 311 Note.

[3] Kink 1ª, 311 Note. Ueber den allgemeinen Verfall des katholischen Glaubens in Oesterreich vergl. unsere Angaben Bd. 4, 430—434.

[4] Kink 1ª, 317. [5] Raupach, Erläutertes evangelisches Oesterreich 3, 40.

schärfer hätte machen können, daher ich als Kanzler und andere gutherzige Leute verursacht worden, ihn öffentlich zu reprühendiren.' ,In Summa, sie haben halt die Dinge so weit gebracht, daß in wenig Zeit die alten Statute sammt der Reformation (Ferdinand's) wären zu Grunde gegangen.' Unter solchen Verhältnissen sei das Festhalten an der Forderung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses das einzige Heilmittel, und dieses sei um so eher zu ergreifen, als auch die protestantischen Universitäten Wittenberg, Tübingen, Leipzig und andere sich ihrerseits schon längst beeilt hätten, die Ertheilung eines academischen Grades von der Ablegung des Augsburgischen Religionsbekenntnisses abhängig zu machen [1]. In Folge dieser Denkschrift schärfte Erzherzog Matthias am 31. März 1591 das Gesetz bezüglich des katholischen Glaubensbekenntnisses von Neuem ein, aber die protestantische Partei ließ sich wenig einschüchtern, und von Seiten der Universität wurden die vorgeschriebenen kirchlichen Verrichtungen durchaus nicht eingehalten. Eine Verordnung des Erzherzogs vom 3. März 1593, daß ,die Glieder der Universität und deren Eheweiber nicht zu fremden Prädikanten auslaufen, noch ihre Kinder von ihnen taufen lassen' sollten, hatte so geringen Erfolg, daß sie am 29. März 1600 erneuert werden mußte [2].

In der Verwaltung des Universitätsvermögens sowie in der Leitung und Beaufsichtigung der Bursen trat eine grenzenlose Verwirrung ein. Am 20. Februar 1592 wies der landesfürstliche Superintendent das Consistorium darauf hin, daß ,eine Zeit her alle Sachen sowohl im Archiv als in der Canzlei in großer Unordnung gewesen, also daß man nicht habe wissen können, was die Universität für Privilegien und Einkommen' habe [3]. Das Consistorium selbst rügte in einem Schreiben an den Decan der juristischen Facultät, Johann Schwarzenthaler, der sich offen zum Lutherthum bekannte: es habe sich herausgestellt, daß in der ,Burse der Schlesier' schon seit Jahren weder Provisoren noch Stipendiarien vorhanden gewesen, ,dagegen aber allerlei verdächtige Personen in die Zimmer genommen' würden. Der Augenschein, schrieb Erzherzog Matthias am 14. Mai 1593, zeige deutlich, daß nicht in einer Burse seit vielen Jahren her die gestiftete Anzahl Stipendiaten gefunden worden; die Vorsteher hätten keine Rechnungen gelegt, auch die von Privaten gestifteten Stipendien nicht einmal in's Werk gesetzt; das Geld für fünf gestiftete Stipendien liege noch immer in der Wiener Stadtkasse, auch um ein neulich für eine Burse errichtetes Stipendium von 3000 Gulden habe sich die Universität gar nicht gekümmert [4].

---

[1] Bei Kink 1b, 199—207; vergl. 1a, 321—322.

[2] Kink 1a, 322 Note. 423, und 1b, 196 No. 3 und 4. 207—208.

[3] Kink 1a, 345 Note. 459. [4] Kink 1a, 326 Note. 426—427.

In einer solchen Verwahrlosung befand sich die Hochschule. Aber nicht sich selbst, sondern den Jesuiten legte sie die Schuld ihres Verfalles bei.

Bei der Herabgekommenheit der philosophischen und der theologischen Facultät hatte König Ferdinand im Jahre 1550 den Plan gefaßt, in Wien ein Jesuitencollegium zu gründen, ‚um', wie er an den Ordensstifter Ignatius schrieb, ‚junge Leute in heiligen Wissenschaften zu unterrichten und zu lauterem Wandel heranzuziehen'. Im folgenden Jahre trafen zwölf Patres ein, unter welchen Claudius Jajus durch seine theologischen Vorlesungen große Bewunderung erregte. Mit Zustimmung der Universität eröffneten die Jesuiten eine lateinische Schule, dann ein Convict für Söhne vermöglicher Eltern, im Jahre 1558 ein Collegium für Arme. In demselben Jahre übertrug ihnen Ferdinand zwei Lehrstühle der Theologie an der Universität und setzte sie im Jahre 1559 in den Stand, eine eigene Druckerei zu errichten.

Anfangs waren die Patres von der Universität freundlich aufgenommen worden, allein je größer der Zulauf zu ihren Schulen wurde und je eifriger sie für die Festigung des katholischen Glaubens eintraten, desto mehr wuchsen Eifersucht und feindselige Gesinnung. Auf ein Begehren der Universität vom Jahre 1559, daß alle Schulen und Studien der Jesuiten unter die Aufsicht des Rectors gestellt werden sollten, erwiderte Ferdinand: er wolle nichts Neues einführen, was dem Institute des Ordens widerstreite. Gestützt auf die Vorrechte, welche die Päpste Julius III. im Jahre 1550, Pius IV. im Jahre 1561 dem Orden gewährt hatten und die von dem Könige Ferdinand anerkannt worden waren, ertheilten die Jesuiten ihren Schülern nach strengen Prüfungen das Baccalaureat und das Doctorat. Sie erregten dadurch einen heftigen Widerstand von Seiten der Hochschule. Während es an letzterer den Studirenden an pädagogischer Aufsicht und religiöser Fürsorge völlig gebrach, hielten die Jesuiten in ihren Schulen zu Wien wie allerwärts auf strenge Zucht und richteten ihren gesammten Unterricht auf religiöser Grundlage ein. In Folge dessen gewannen sie das Vertrauen der katholischen Eltern, und ihre Anstalten fanden einen so reichen Zuspruch, daß sie im Jahre 1588 über 800 Schüler zählten, während die Universität kaum noch 80 aufweisen konnte [1]. In dieser ‚Ueberfülle' bei den Jesuiten, verglichen mit der ‚eigenen kläglichen Penuria', bestand der Hauptbeschwerdepunkt der Universität. Die Jesuiten, klagte dieselbe in einer an den Kaiser gerichteten Eingabe vom 12. October 1593, hätten alle ‚Scholares, Stipendiarios, Pädagogos und Auditores dermaßen

[1] Näheres bei Kink 1[a], 304 fll. 332 fll. Zirngiebl 284 räumt ein, daß der ‚Verwahrlosung' gegenüber, welcher Zucht und Sitte an der Wiener Hochschule (um 1550) sich preisgegeben sahen, ‚die Collegien der Jesuiten eine außerordentliche Wohlthat waren'.

an sich gezogen', daß die Professoren nur gar wenige Auditores und Promovenden mehr besäßen; man müsse den Patres alle ihre ,unrechtlichen Anmaßungen und Attentate' bezüglich ihrer ,Promotionen, Disputationen' und so weiter ernstlichst verbieten, sonst stehe der Untergang der ,mit stattlichen päpstlichen, kaiserlichen und landesfürstlichen Privilegien versehenen Hochschule' bevor [1]. Nun konnten aber die Jesuiten, welche weder eine juristische noch eine medicinische Facultät besaßen, unmöglich daran Schuld tragen, daß an der Universität diese beiden Facultäten meistens sehr schlecht bestellt waren, in der juristischen Facultät eine Promotion zu den größten Seltenheiten gehörte [2]. Besonders auffallend war in der Beschwerdeschrift die Berufung auf die ,päpstlichen Bullen und Indulten', um welche sich die Universität selbst seit vielen Jahrzehnten keineswegs gekümmert, welchen sie vielmehr nach Möglichkeit entgegengewirkt hatte.

Wie wenig es den Beschwerdeführern um einen geistigen und sittlichen Wettlauf mit den Jesuiten auch in der Folgezeit zu thun war, ergibt sich aus zahlreichen Verfügungen, welche die Regierung in den nächsten Jahren zu erlassen sich genöthigt fand. Am 11. Januar 1597 wies der Erzherzog Matthias die Universität darauf hin: die Stadtwache müsse ,fast alle Nacht allerlei Buben auf den Gassen und im Miste aufheben; die geben für, daß sie Schüler seien, aber auf die Schulen nicht dürfen, sie bringen denn ihren Collaboratoren alle Nacht eine gewisse Anzahl Pfennige, welche sie aber nicht alle Nacht ersingen könnten und daher aus Furcht der Streiche auf der Gasse bleiben müßten'; der Rector solle dafür Sorge tragen, daß ,die armen Schüler über die Möglichkeit nicht gedrungen, noch also in der Kälte um ihre Gesundheit oder gar in Leichtfertigkeit gebracht' würden. Jedoch alle Vorschriften und Ermahnungen blieben wirkungslos. Ein Regierungsbefehl vom 21. September 1600 enthielt von Neuem die Rüge: es werde für die Studenten so schlecht gesorgt, daß manche arme Schüler, auf den Gassen zerstreut, nicht wissen, wo sie schlafen sollen, andere ,wie das arme Vieh in währender Kälte stehen und verderben müssen'. Am 2. März 1601 berief sich die Regierung auf die tägliche Erfahrung, ,welchermaßen die armen Schüler im Goldberg', einem der größten Stifthäuser für arme Studenten, ,und bei St. Michael den ganzen Tag wegen des Almosens in der Stadt herumlaufen und sowohl

---

[1] Bei Kink 1^b, 208—215. ,Unläugbar war es,' sagt Kink (1^a, 340), ,daß die damaligen Verhältnisse die Gleichzeitigkeit von zwei höheren Unterrichtsanstalten in Wien nicht wohl vertrugen, ohne daß nicht die eine von beiden zur Unbedeutendheit schwand. Aber die Folgerung, daß deßwegen die stärkere, blühendere der schwächern, verkommenen weichen oder ihr zu Liebe auf ein Minimum eingeschränkt, für sie „unschädlich" gemacht würde, war der Regierung doch nicht zuzumuthen.'

[2] Vergl. Kink 1^a, 332 Note. 437.

in allen Kirchen als allen Straßen und Gassen die Leute unaufhörlich molestiren, daraus wol abzunehmen, daß sie nicht studiren oder studiren können, weil sie vom Morgen an bis zur Nacht dem Bettlen darum obliegen müssen, auf daß sie das Präsentirgeld, täglich ein jeder zwei Kreuzer, den Astanten und Collaboranten zu Haus sammeln und bringen können'. Da der Universitätsrector sich unvermögend erwies, Ordnung zu schaffen, ließ die Regierung am 18. September 1601 alle armen Schüler im Goldberg aus der Stadt schaffen. Sieben Monate früher hatte der Erzherzog Matthias sich darüber beklagt: ,in den Universitätshäusern treibe sich viel fremdes Gesindel herum; die Bursen würden fast nie visitirt, die Stipendien als Liedlohn für Privatdiener verwendet.' [1] Die Geschäfte wurden mit einer solchen Nachlässigkeit geführt, daß das Consistorium in demselben Jahre 1601 ausdrücklich ermahnt werden mußte, doch wenigstens monatlich zwei Sitzungen zu halten. In den Matrikeln stößt man wiederholt auf Bemerkungen der Studirenden, sie hätten, da sich Niemand um sie bekümmert habe, ihre Namen in das Album selbst eintragen müssen. Auf die äußere Würde wurde so wenig mehr gesehen, daß nicht eine der vier Facultäten noch eine Amtskleidung besaß [2].

,Ein schwerer Stein des Anstoßes' für die herabgekommene Wiener Universität war die von dem Erzherzog Carl im Jahre 1586 gegründete, mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien versehene und den Jesuiten übergebene Hochschule zu Graz. Als die dortigen Patres im Jahre 1592 die Stiftungsurkunde des Erzherzogs und die Zustimmungsurkunden Rudolf's II. und Sixtus' V. der Wiener Universität zuschickten und in sehr höflichen Worten um Anerkennung ihrer Hochschule baten, ertheilten die Wiener einen schroff ablehnenden Bescheid und ließen sich dabei zu höchst ungebührlichen Ausdrücken gegen den Erzherzog hinreißen [3].

Die Grazer Hochschule wurde von ihrem Stifter und dessen Sohn Erzherzog Ferdinand reichlich ausgestattet und erhielt ein vollständig kirchliches Gepräge; die religiösen Genossenschaften, vorzüglich die Marianischen Congregationen, blühten rasch empor [4]. Obgleich noch die Facultäten der Rechtswissenschaft und der Arzneikunde fehlten, wies die Anstalt dennoch um das

[1] Kink 1ª, 326—327 Note. 427—428. [2] Kink 1ª, 345.

[3] In einem Rechtsgutachten, welches sie überreichten, heißt es: ,Principes etenim praesumitur nolle praejudicare alteri, imo per simplicem concessionem factam non dicitur constare de mente Principis, sed *praesumetur potius circumventus* et concessionem fecisse per importunitatem, etiam quando concessio illa facta esset motu proprio vel ex certa scientia.' Kink 1ª, 336 Note. 443.

[4] Näheres bei Krones 236 fll. 282 fll. Ein Lectionsplan des Grazer Collegs vom Jahre 1579 bei Pachtler 1, 247.

Jahr 1594 bereits gegen 600, im Jahre 1618 beiläufig 1100 Studenten auf[1]; die Zahl der Promotionen nahm fast mit jedem Jahre zu; im Jahre 1587 belief sie sich auf 16, im Jahre 1593 auf 24, im Jahre 1607 auf 40 Baccalaureen der Philosophie[2]. In den Jahrbüchern der Hochschule werden erst aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1629 an, schwere Ausschreitungen von Seiten der Studenten, nächtliche Aufläufe und Raufereien verzeichnet; das älteste noch erhaltene Disciplinarstatut gehört dem Jahre 1630 an[3].

‚Eine völlig freie Stellung' wie in Graz nahmen die Jesuiten an der Hochschule zu Dillingen ein und erzielten auch dort große Erfolge.

Diese Hochschule hing zusammen mit dem ‚Collegium zum hl. Hieronymus', welches der Fürstbischof von Augsburg, Cardinal Otto von Truchseß, im Jahre 1549 gegründet hatte, ‚theils um Knaben zum geistlichen Stande für sein Bisthum heranzubilden, theils um andere studirende Jünglinge zu ihrem künftigen Berufe zu erziehen'. Im Jahre 1551 verlieh Papst Julius III. der Anstalt ‚alle Privilegien, Rechte, Freiheiten und Immunitäten' einer Universität, und diese wurden zwei Jahre später von Kaiser Carl V. bestätigt. Fürstbischof Otto erließ im Jahre 1554 strenge Gesetze für die Studirenden und rechtfertigte dieselben durch Hinweis auf die überaus traurigen Sittenzustände, welche zum Verderben von Kirche und Staat fast an sämmtlichen Universitäten vorhanden seien. In Dillingen selbst traten Roheit und Zügellosigkeit, Vergehen und Verbrechen in vielen Fällen hervor; sogar Todtschläge gehörten nicht zu den seltensten Vorkommnissen. Unter dem Widerspruch des Domcapitels übergab Otto die Anstalt, auf die er fast sein ganzes Vermögen und Einkommen verwendete, im Jahre 1564 den Jesuiten und übertrug denselben im folgenden Jahre auch die Verwaltung des ‚Collegiums zum hl. Hieronymus', welches in ein Clericalseminar oder Convict verwandelt wurde. Gleich in den ersten Jahren erlangten Academie und Convict einen so guten Ruf, daß Herzog Albrecht V. von Bayern am 2. Februar 1567 an Papst Pius V. schrieb, er verspreche sich von dieser Pflanzschule der Geistlichkeit, dieser durchaus keuschen Erziehung und Unterweisung adelicher und freier Jünglinge ebensoviel als von den Schulen sämmtlicher anderen Bischöfe Deutschlands, weil daraus nicht nur unterrichtete, sondern auch mit den lautersten Sitten ausgestattete Männer zu erwarten seien[4]. Die Jesuiten gingen in

[1] Krones 294—297. [2] Krones 366.

[3] Krones 20 fll. 328 fll.

[4] Haut 5 fll. 66—67. Vergl. B. Duhr, Reformbestrebungen des Cardinals Otto Truchseß v. Waldburg, im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 7, 372 fll.

Dillingen wie allerwärts von den Grundsätzen aus, welche sie im Jahre 1564 in einer Ansprache an die Studirenden verkündeten: ‚Die Religion muß die Wissenschaften durchdringen und fruchtbar machen; ohne sie sind diese nicht nützlich, sondern schädlich. Alles Unheil bringen diejenigen über die christliche Gesellschaft, welche das Studium der Sprachen von den Uebungen der Religion, die Beredsamkeit von der Weisheit, die philosophischen Wissenschaften von der Sittenlehre lostrennen. Um so mehr erachten wir es für unsere Pflicht, mit aller Kraft dahin zu streben, daß wir, wie es treuen Bildnern christlicher Jugend geziemt, alle Mühe, allen Eifer und Fleiß verwenden auf die Erhaltung der lautern Glaubenslehre und auf die Erziehung zu unverdorbenen Sitten, auf die Vereinigung von Wissen und Frömmigkeit, auf die gleichzeitige Empfehlung und Förderung des Studiums der menschlichen wie der göttlichen Wissenschaften.‘ ‚Die Studirenden müssen sich schon in den frühesten Jahren daran gewöhnen, in den Wissenschaften und in guten Sitten sich gleichmäßig auszubilden, um nützliche Mitglieder des Vaterlandes und der Kirche zu werden und, was das Erste sein muß, gut und glücklich zu leben zum ewigen Ruhme Jesu Christi.‘ [1] Von größtem Einflusse wurde die Anstalt auf die Reform der Klöster. Die Zahl der Studirenden, unter welchen sich auch viele Protestanten befanden, wuchs fast mit jedem Jahre. Ueber seinen zweijährigen Aufenthalt in Dillingen (1586—1587) schreibt der calvinistische Dichter Fortunat von Juvalta, Landvogt zu Fürstenau in Graubünden: ‚Ich widmete mich in dem dortigen Jesuitencollegium dem Studium der Rhetorik, Logik und Philosophie mit keineswegs ganz zu bedauerndem Erfolge. Man braucht dort nicht zu fürchten, daß die Jünglinge durch lasterhaften Umgang angesteckt oder verdorben werden; denn alle werden durch eine enggezogene und strenge Schulzucht in Schranken gehalten; keiner hat freie Verfügung über sein Geld, keiner darf das Collegium verlassen und unnütze oder unnöthige Ausgaben machen; keinem wird das Tragen kostbarer Kleider zugestanden, damit nicht ein solches Beispiel andere zu schädlichem Luxus anreize und damit nicht die Eltern durch die Verschwendung ihrer Söhne mit übertriebenen Ausgaben belastet werden. Die Lehrmethode der Jesuiten, ihren Fleiß und ihre Sorgfalt kann ich nur loben und billigen. Keinem Bekenner der reformirten Religion möchte ich indeß rathen, ihnen seine Kinder zur Erziehung anzuvertrauen; denn aus allen Kräften arbeiten sie beständig daran, den Jünglingen die Irrthümer und abergläubischen Ansichten der Papisten einzuflößen und einzuprägen, und haben dieselben einmal tiefere Wurzeln gefaßt, so können sie nicht leicht wieder entfernt und ausgerottet werden.‘ [2] ‚Die Dillinger Jesuiten‘,

[1] Haut 36. 39.

[2] „. . . Illic verendum non est, ne juvenes contagione vitiorum inficiantur aut corrumpantur; disciplina enim arcta et severa coercentur omnes: nulli pecunia-

meinte ein protestantischer Polemiker im Jahre 1593, ‚sind wohl mit als die allergefährlichsten im Reiche anzusehen, denn sie sind über Maßen gelehrt und unverdrossen im Unterricht und Predigen, als sie denn vom Teufel mehr noch als Andere instigirt werden, das abgöttische Papstthum mit allen Mitteln und Künsten der Jugend und Erwachsenen einzubilden, zwacken dem Evangelium ungezählte Seelen ab und sind so mitsammt ihrem vornehmen Anhang verzweifelte Buben, denen man nicht leicht zu Leibe rücken kann.‘ [1]

Die Academie und das Convict wurden gefördert durch reiche Vermächtnisse. So zahlte zum Beispiel Jacob Curtius, Domherr in Constanz, seit dem Jahre 1581 die Kosten für elf Alumnen, welche sich für jeden auf jährlich 80—100 Gulden beliefen; ein Pfarrer aus Tannhausen im Rieß schenkte dem Seminar die Summe von 10 000 Gulden; beiläufig 3000 Gulden flossen jährlich aus Rom, seitdem Papst Gregor XIII. ein päpstliches Alumnat mit dem Convicte verbunden hatte [2]. Gegen Ende des Jahrhunderts besaß die Academie beiläufig 600, im Jahre 1605 beiläufig 730, zwei Jahre darauf 760 Studenten; im Jahre 1608 stieg die Zahl der Convictoren auf 250, unter diesen 118 Mitglieder verschiedener Orden. Außer dem Hebräischen wurden auch andere orientalische Sprachen gelehrt [3].

In gleich gedeihlicher Entwicklung wie die Dillinger Academie befand sich die Universität Würzburg.

In Würzburg hatte Bischof Friedrich von Wirsberg im Jahre 1561 ein Gymnasium errichtet und in einem Hirtenbriefe seine Diöcesanen ernstlich zum Besuche desselben aufgefordert [4]. Dasselbe wurde jedoch schon zwei Jahre später geschlossen [5], dann im Jahre 1567 den Jesuiten zur Reorganisation über-

---

rum usus conceditur, nulli collegium egredi, sumptusque inutiles et non necessarios facere licet; nulli vestes sumptuosae permittuntur, ne exemplo alios ad fastum concitante noceant et parentes profusione filiorum plus aequo graventur. Illorum ego in docendo methodum, industriam et diligentiam laudo et probo: nemini tamen religionem reformatam profitenti suaderem, ut liberos suos illuc instituendos mitteret: assidue enim totis viribus laborant, ut juvenibus papisticas corruptelas et superstitiones inculcent et imprimant, quae, ubi altiores radices egerint, haud facile evelli et exstirpari possunt.‘ Fortunati a Juvalta Raeti Commentarii vitae et selecta poemata (Curiae Raetorum 1823) p. 4, angeführt bei Steichele, Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg 1, 495.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 236.

[2] Haut 67. 73. 81. M. Hausmann, Gesch. des päpstlichen Alumnates in Dillingen (Dillingen 1883) S. 10 fll.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 199. Steichele, Beiträge zur Gesch. des Bisthums Augsburg 1, 14—15. 55. 63. Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Schwaben 1, 173. 178. Pachtler 1, 357 Note 2. 359, und 3, 186 fll.

[4] Wegele, Die Universität Würzburg 2, 38—39. [5] Wegele 1, 100—101.

geben und die förmliche Stiftung eines Jesuitencollegiums beschlossen. Vierundzwanzig Schüler sollten unentgeltlich verpflegt und unterrichtet werden, die Söhne bemittelter Eltern ein geringes Kostgeld bezahlen. Von Anfang an erfreute sich die Schule eines so beträchtlichen Zuzugs, daß das Domcapitel schon im Jahre 1568 sich darüber beschwerte: die Domschule werde durch die Jesuiten geschmälert und komme in Abgang [1]. Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, einer der hervorragendsten Fürsten des Jahrhunderts, erweiterte im Jahre 1582 die neue Anstalt zu einer Universität [2]. Drei im Jahre 1585 von Julius ins Leben gerufene Collegien wurden mit derselben Anstalt verbunden: das Collegium Kilianum zur Ausbildung von Seelsorgern, das Collegium Marianum, in welchem auch solche Zöglinge Aufnahme fanden, die sich nicht für den geistlichen Stand berufen fühlten, und das Collegium Pauperum für 40 arme angehende Studenten [3]. Auch für die Juristen wurde ein eigenes Haus nach Art einer Burse eingerichtet [4]. Als der Bischof am 1. Januar 1607 noch ein viertes Collegium, für unbemittelte adeliche Jünglinge, welche als Theologen oder Juristen sich ausbilden sollten, hinzufügte, sprach er in der Stiftungsurkunde mit größter Befriedigung über den reichen, gesegneten Erfolg der drei ersteren Collegien wie überhaupt der ganzen Universität [5]. Die Vorlesungen der philosophischen und der theologischen

---

[1] Wegele 1, 114—118.

[2] Ueber die vielen Hemmnisse von Seiten des Domcapitels, welche Julius bei Gründung der Hochschule zu überwinden hatte, vergl. Näheres bei Wegele 1, 191 fll. ** Siehe auch Wegele's Aufsatz über den Stiftungsbrief der Universität Würzburg in der Allg. Ztg. Beil. No. 99 vom 29. April 1890. Vergl. ferner Braun, Gesch. der Heranbildung des Klerus in der Diöcese Würzburg. Würzburg 1889. Der mit den deutschen Verhältnissen sehr gut vertraute päpstliche Diplomat Minutio Minucci interessirte sich lebhaft für die Hebung der Würzburger Hochschule und setzte große Hoffnungen auf dieselbe. In seiner Denkschrift über den Zustand der katholischen Kirche in Deutschland 1588 bemerkte er: ‚Una [università] si è eretta di nuovo dal vescovo di Herbipoli in quella città con maggior fabrica et con conveniente dotatione, ma non s'ha ancora acquistato credito; et gran difficultà si prova in provederle di buoni professori; doveria però di ragione crescere, sendo ella si può dir nel centro di Alemagna in paese commodo per la navigatione de fiumi, ameno, salubre et fertilissimo de grani et de vini, con abbondanza mirabile di tutte le cose necessarie del vivere.‘ Nuntiaturberichte aus Deutschland, dritte Abtheilung, 1, 763.

[3] Vergl. über die drei Stiftungen das Ausschreiben des Bischofs vom 2. Januar 1589 bei Wegele 2, 208—209.

[4] Wegele 1, 212.

[5] ‚Jam vero scholas, gymnasia, academiam denique nostram non minori Dei benignitate tanta incrementa brevi annorum spatio sumpsisse perspicimus, ut in omni scientiarum genere sive docentium sive discentium claritatem, frequentiam et ex orbe christiano accursum et celebritatem et ex his omnibus in ecclesiam redundantem utilitatem si perpendamus, in gratiarum actiones et venerationem

Facultät waren von Anfang an den Jesuiten anvertraut, und schon kurze Zeit nach Gründung der Universität zählte man beiläufig 900 Studenten, unter diesen sehr viele Ausländer, namentlich Polen [1]. Die Universität bewahrte sich, ähnlich wie die Grazer und Dillinger, einen streng kirchlichen Character. Seit dem Jahre 1586 waren Professoren und Studenten zu einer Marianischen Congregation vereinigt, und diese wurde in die Marianische Congregation zu Rom einverleibt [2]. Unter der Studentenschaft fehlte es auch in Würzburg nicht an Straßenunruhen, Schlägereien und Streitigkeiten mit der Bürgerschaft; aber solche waren doch, wenn sich aus den Acten der Hochschule, soweit diese noch vorhanden sind, schließen läßt, keineswegs so häufig wie an den meisten anderen Universitäten. Im Jahre 1590 mußte den Wirthen verboten werden: Studenten aufzunehmen, welche von der Anstalt ausgeschlossen worden oder sich selbst ausgeschlossen hatten, und ihre Wirthschaften zur Abhaltung von Trinkgelagen herzugeben [3]; im Jahre 1597 erließ der Rector einen Strafbefehl gegen das Betreten und Beschädigen der Weinberge von Seiten der Studenten; gleichzeitig bedrohte er zwei mit einander verfeindete Mitglieder des Juristenhauses unter Strafe von 200 Ducaten und sogar unter körperlicher Züchtigung, von den Feindseligkeiten abzustehen [4]. Im Jahre 1596 ereigneten sich eine schwere Verwundung und ein Todtschlag, im Jahre 1618 ein schwerer öffentlicher Unfug und eine Verwundung [5]. Herzog Wilhelm V. von Bayern wies in einem Briefe vom Jahre 1602 auf die in Dillingen und Würzburg waltende strenge Zucht hin im Vergleich zu der Zuchtlosigkeit, welche an der Universität zu Ingolstadt vorherrsche [6].

In Ingolstadt wurden bereits in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Hochschule über das Betragen von Lehrern und Studenten ernste Klagen geführt. Die herzoglich bayerischen Räthe sprachen um das Jahr 1488 entschiedenen Tadel aus über den großen Unfleiß der Professoren in der juristischen Facultät: durch anderweitige Geschäfte, schrieben sie, versäumen diese ihre Vorlesungen und machen so häufig Ferien, daß kaum während der Hälfte des

tam propitii numinis mens nostra colliquescat.' Wegele 2, 229. Er fährt fort: ,At, quae in pauperum usum ac sustentationem collegia trina struximus et ita dotavimus, ut in iis perpetuum fere viceni supra centum honeste educentur ac erudiantur, ex iis singulari quoque Dei beneficio fructum iam percepimus eum, ut pleraque omnia templa, sacella ac parochiae dioecesis nostrae a sacerdotibus, alumnis nostris, rite administrentur.' Bei Wegele 2, 229.

[1] Wegele 1, 303. [2] Wegele 1, 304—305.
[3] Wegele 1, 307. [4] Wegele 2, 221—222 No. 86 und 87.
[5] Wegele 1, 308—309. 324—325. [6] Prantl 2, 351—353.

Jahres gelesen wird; auch vernachlässigen sie die vorgeschriebenen Disputationen, weil sie ‚nicht geübt sind, selbst zu antworten und Widerpart zu halten‘ [1]. Wie viel Unfleiß und Nachlässigkeit auch in den anderen Facultäten vorhanden war, zeigt der Vorschlag einer herzoglichen Untersuchungscommission aus dem Jahre 1497: man solle den Theologen und Juristen in jedem Semester 10, den Medicinern 20 Vorlesungsversäumnisse erlauben, jede weitere versäumte Stunde aber an der Besoldung abziehen [2]. Auf solche Mängel jedoch beschränkten sich die Beschwerden nicht. Wenn der Herzog, betonten dessen Räthe im Jahre 1488, die Universität durch einige Unparteiische ‚visitiren ließe, möchte man der Wahrheit inne werden, wie fast sammlich unordenlich mit Schaden und Schanden in viel Sachen gehandelt‘ werde ‚wider Gott, Ehr und Recht‘. ‚Die Kinder viel frommer Leute‘ würden ‚versäumt‘ und ‚verlassen an Zucht und Uebung zu guten Sitten, Lernung und anderen Sachen‘ und kämen ‚in große Gefährlichkeit‘ [3]. Wegen Schlaffheit der von den Rectoren zu übenden Zucht wünschte Georg Zingl, Professor der Theologie, schon im Jahre 1497 die Anstellung eines landesfürstlichen ‚Superintendenten‘. Wie an anderen Universitäten, kamen auch in Ingolstadt nächtliche Unruhen und Raufhändel, geschlechtliche Vergehen unter den Studirenden nicht selten vor; im Jahre 1514 standen einmal in Folge einer Körperverletzung, welche ein Student einem Weinwirthe zugefügt hatte, eine Nacht hindurch 300 bis 400 Bürger unter den Waffen [4]. Auch wegen häufiger Uebertretung der vorgeschriebenen strengen Kleiderordnung wurden in Ingolstadt Klagen geführt. Die Studenten seien, sagten die Räthe im Jahre 1488, darauf bedacht, in neumodischen und üppigen Trachten ‚es den Frauen gleich zu thun, die, was sie Neues sehen, auch haben wollen, als wir schwerlich an den Frauen zu Ingolstadt sehen: wer sie vor 16 Jahren und itzund gegen einander schätzte, gleichen sich als Menschen und Affen‘ [5]. Auch das Leben in den Bursen gab Veranlassung zu manchen Rügen: den Bursalen sollten Geldverschleuderung, Spiel und andere ähnliche Unehrbarkeiten verboten werden [6].

Alle diese Gebrechen und Uebelstände verschlimmerten sich seit dem Ausbruch der religiösen Bewegungen und der Erschütterung aller kirchlichen und staatlichen Autorität.

Aehnlich wie in Wien geriethen die Bursen auch zu Ingolstadt in die äußerste Verwahrlosung. In dem ‚Collegium Georgianum‘, einer von dem Herzog Georg dem Reichen im Jahre 1494 für arme Studirende errichteten Burse, trat eine solche Zerrüttung ein, daß im Jahre 1531 Niemand mehr die

---

[1] Prantl 1, 70. 73—74, und 2, 95 fll. [2] Prantl 1, 103.
[3] Prantl 2, 95—96. [4] Prantl 1, 96. 103. 107. 140.
[5] Prantl 2, 97—98. [6] Prantl 2, 137.

Leitung der Anstalt übernehmen wollte; im folgenden Jahre fand ein förmlicher Aufstand der Stipendiaten statt. Im Jahre 1555 gaben 12 Stipendiaten über ihren Regens zu Protokoll: derselbe stecke Tag und Nacht bei der Kastnerin oder bei der Schaffnerin und deren Mägden, sei nachlässig in der Rechnungsablage, gebe eine ganz schlechte Kost, pflege die Stipendiaten ‚um's Maul zu schlagen' oder lasse sich von diesen zu Vergünstigungen ‚abschmieren'[1]. Nur wenn die Bursen, schrieb Hieronymus Leist, Professor der Medicin, im Jahre 1555, in alter Zucht wieder gestellt und die Studenten genöthigt würden, nicht frei in der Stadt, sondern in den Bursen zu wohnen, könnte dem wachsenden sittlichen Verderben gesteuert werden[2].

Die theologische Facultät, welche ‚vor den drei weltlichen Facultäten am meisten dazu berufen' war, ‚Ordnung aufrecht zu erhalten und zu fördern', besaß nach dem Tode von Johann Eck († 1543) nur noch einen einzigen Professor, Leonhard Marstaller; nach dessen Tode im Jahre 1546 war dieselbe für einige Zeit völlig verwaist. Ein neu angestellter Professor der Theologie wird in einem Commissionsbericht vom Jahre 1555 kurzweg als ‚versoffen' bezeichnet, einem zweiten wird in demselben Bericht ‚Faulheit und ärgerlicher Umgang mit Weibsbildern' zum Vorwurfe gemacht[3].

Die herzogliche Regierung, welche die herabgekommene Universität längst nicht mehr als eine selbständige Körperschaft betrachtete, sondern dieselbe als Staatsanstalt ihrer Oberaufsicht unterstellt hatte, wurde unerschöpflich in ihren Klagen über die dort herrschenden Mißstände. So schrieb Herzog Albrecht V. zum Beispiel am 19. December 1555: ‚Zu vielen Malen ist angelangt, was große Mängel, Mißbräuch und Gebrechen bei unserer Universität zu Ingolstadt eine Zeit her eingerissen sein: bei etlichen Professoren erscheint großer Unfleiß; die Magister und Präceptoren versäumen die Jugend hoch und groß,

---

[1] Prantl 1, 214 fll. 338.

[2] ‚. . . Nec est, ut aliquis dicat, alia nunc tempora alios etiam postulare mores; fateor, multum condonandum tempori; coacti tamen et fatebuntur, contuberniis abolitis tanquam fenestris apertis iuventuti ea libertate et permissione occasionem ad multa vitia datam esse, quemadmodum ex nimia indulgentia continuo magis ac magis corrumpuntur. . .' ‚Cum adolescentes in contuberniis sub praeceptoribus coercerentur, multo minus erat vitiorum occasio, quam nunc, cum passim in variis civitatis angulis sine praeceptore, in contuberniis quandoque vinariis habitent et apud caupones mensam habeant, ut alter alterum facillime inducat et seducat; et cum nemo in hos animadvertat, securi in pessimas labuntur consuetudines et errores, ut interim temporis et sumptuum iactura taceatur. Id nimis verum experimur. Ob hoc in primis mihi consultum videtur, ut prima sit cura, ut habeantur collegia et contubernia, ubi plures stare possint. Unicum hoc mihi videtur pro emendatione morum esse remedium, modo apti et docti etiam adhibeantur praeceptores.' Prantl 2, 195—196.

[3] Prantl 1, 187. 305 Note 277, 280.

erhalten sie nicht in der Furcht Gottes, guter Zucht und emsiger Lernung, sondern lassen sie in ihrem freien, ungezäumten Willen aufwachsen, geben mehr Achtung auf die Wirthschaft, Gesellschaft oder auf ihre Privatstudien als auf die Jugend. Diejenigen, so für sich selbst ohne Präceptoren daselbst stehen und studiren sollen, sonderlich aber etliche Canonici und Andere, so sich von Pfründen und Gottesgaben erhalten, führen ein ganz ungebührliches, sträflich und leichtfertiges Leben, verschwenden das Geld und die Zeit, betrügen ihre Eltern, Vormünder, Freunde und Oberen, verführen schändlich viele der andern unschuldigen Jugend, verursachen sie zu Unfleiß und Untugend. Unsere beiden Collegien sind in solche Unordnung gekommen, daß sie zu gutem Theil öde stehen und die Stipendiaten ihre Studien der Fundation gemäß zum wenigsten nicht anstellen, sich auch sonst ganz übel und unfleißig halten sollen.'[1]

Zur Hebung der Mißstände wurde eine neue ‚Reformationsordnung' erlassen und für die Jesuiten, welche der Herzog als ‚treffliche Prediger und Lehrer der Jugend sowie als Leuchten priesterlichen Lebens' verehrte, im Jahre 1556 ein Collegium errichtet. Zwei Patres hielten Vorlesungen in der theologischen, zwei andere auf Wunsch des Herzogs in der philosophischen Facultät, diese aber wurden von den Professoren der letztern als ‚Eindringliche' betrachtet[2]. Das entschieden katholische Auftreten der Ordensmänner entsprach keineswegs den Wünschen der an der Universität vorherrschenden Partei. Der Eid auf das Tridentinische Glaubensbekenntniß, welchen Papst

---

[1] Prantl 2, 198—199. Vergl. die Reformverfügung vom Jahre 1562 bei v. Freyberg 3, 229 Note 2.

[2] Prantl 1, 224 fll. Prantl, welcher Bd. 1, 141 als Erforderniß eines ‚Historiographen der Ingolstädter Universität' aufstellt, daß er sich ‚die nöthige volle Unbefangenheit errungen und bewahrt' habe, auch ‚unerfreuliche Ereignisse in geschäftsmäßiger Weise berichten' könne, weil er ‚vollständig paritätisch denke', bezeichnet S. 220 das für ihn ‚unerfreuliche Eingreifen des Jesuitenordens' ‚an sich schon als ein unermeßliches Unglück' für die Universität, denn es handle sich hier ‚um die Wirkungen eines gemeingefährlichen Instituts, welches jedem einzelnen seiner Mitglieder bewußt oder unbewußt in höherem oder geringerem Grade ein Element des Bösen einimpfte': die Regenten Bayerns hätten die Universität, ‚das edelste Kleinod des Landes', vor ‚solcher Vergiftung' bewahren sollen. In den von den Jesuiten eingeführten ‚Marianischen Congregationen' hat nach S. 268 ‚die Geschichte der Universität nur einen neuen Beitrag zu dem allgemeinen Verderben, welches durch die Jesuiten hereinbrach, zu verzeichnen'. In einem Vorschlag der Jesuiten vom Jahre 1585, man möge ‚die Besoldungen der Juristen aufbessern und eine juristische Celebrität berufen', findet Prantl S. 265 ‚eine niederträchtige Absicht', weil nämlich ‚die juristische Facultät stets eine feindliche Stellung gegen die Jesuiten einnahm'! ** Gegen Prantl vergl. auch Hist.-polit. Bl. 1890, 105, 378 fl., sowie Ch. H. Verdière, Histoire de l'université d'Ingolstadt. Paris 1887. 2 vol.

Pius IV. bald nach dem Abschlusse des Concils für alle katholischen Lehranstalten vorgeschrieben hatte, wurde von Seiten des Senates nicht für ‚opportun‘ gehalten. Dadurch, daß die Jesuiten, beschwerte sich bereits im Jahre 1564 die artistische Facultät, von jedem ankommenden Studenten die Ablegung dieses Eides fordern, bewirken sie Verbissenheit und verschulden die Abnahme der Universität[1]. Noch im November 1567 erklärte die Mehrheit des Senates, zum deutlichen Beweis ihrer Gesinnung, dem Herzog: die päpstliche Bulle, welche den neuen Eid vorschreibe, sei der Universität nicht zugeschickt worden, sei also für dieselbe wahrscheinlich gar nicht beabsichtigt; überdieß nähmen ‚viele treue Katholiken‘ aus ‚Furcht vor Meineid‘ Anstand, jenen Eid zu leisten; für die Gläubigen sei derselbe überflüssig, für die Wankenden ein Grund des förmlichen Abfalls[2]. Aber der Herzog, obgleich er auch seinerseits damals noch besorgte, daß der geforderte Eid leicht äußere Nachtheile herbeiführen, die Zahl der Studenten und der Promotionen verringern könne, bestand nachdrücklich auf Ablegung desselben und bedrohte jeden Widerstand mit Amtsentsetzung. Die gehegte Besorgniß erwies sich in der Folgezeit als unbegründet[3].

Im Jahre 1571 hatte der Herzog den Jesuiten das im Jahre 1526 gegründete ‚Pädagogium‘, eine Art Gymnasium zur Vorbereitung für die Universitätsstudien, und den philosophischen Cursus übergeben, ‚damit‘, sagte er, ‚jene Studenten, welche keine eigenen Präceptoren haben, nicht nach eigenem Belieben leben oder dem Verderben verfallen‘; die öffentlichen Vorlesungen der Philosophie sollten durch die beiden Unterrichtsanstalten nicht Abbruch erleiden, die Eltern in der freien Willensbestimmung über das Studium ihrer Söhne nicht behindert werden[4].

Jedoch die Universität hegte die Jesuiten betreffend die schwärzesten Befürchtungen: es sei, bedeutete sie dem Herzog, zu besorgen, daß man von denselben vertrieben oder zu ihren Sclaven gemacht werde und Alles in Zerrüttung gerathe; man könne den Professoren nicht zumuthen, ‚Büttel und Schergen‘ der Jesuiten zu sein und in Furcht ‚beständiger Denunciation und Nachstellung‘ zu leben; überdieß sei die Nachlässigkeit der Jesuiten im Unterricht bereits allgemein bekannt. Der Herzog ließ darauf in entschiedener Sprache erwidern: die weltlichen Professoren möchten wohl gern seine Hände zu ihren Gunsten gebunden wissen; gehe es nicht nach ihrem Kopfe, so sollten sie nur bedenken, daß bei ihnen bisher alle Befehle, Reformationen und dergleichen nicht zum Ziele geführt und sie durch ihren eigenen Unfleiß das Recht ver-

---

[1] Prantl 1, 229. [2] Prantl 1, 272.

[3] Vergl. unten S. 156.

[4] Prantl 1, 205. 232—235. ** Ueber das Jahr der Uebernahme des Pädagogiums durch die Jesuiten vergl. die Bemerkung in den Hist.-polit. Bl. 1890, 105, 376 Note 1.

scherzt hätten, Andere zu tadeln: ‚Nur aus vorgefaßtem Wahne erheben sie ein Geschrei und leiten dadurch die Jugend irre.‘ [1] Um desto mehr ereiferte sich die Universität: ‚Die Jesuiten wollen Alles an sich ziehen und beherrschen, bewerben sich nun auch um die Leitung und Verwaltung des Georgianums, während sie doch ihre Schüler im Pädagogium sowohl geistig verwahrlosen als auch körperlich in Speise und Trank so schlecht behandeln, daß dieselben krank und siech werden; übergibt man ihnen das Georgianum, so macht man sie zu Herren der Universität; Ehrgeiz und Eifersucht sind bei ihnen überall im Spiele; wenn sie die Universitätsbehörde als Haupt gelten lassen, so denken sie dabei nur an ein vom Körper abgeschnittenes Haupt, welches bloß diesen Namen hat; der Rector wird durch sie zum Sesselkönig Hilperich, welcher nur als Schaustück dasitzt und Stuhl oder Bank drückt, hernach aber geschorenen Hauptes vom Papste weggejagt wird. Es hilft auch Nichts, wenn feste Grenzen gesteckt werden, denn dieses Ungeziefer kriecht überall durch.‘ [2]

Um den Verunglimpfungen und Streitigkeiten ein Ende zu machen, schlug der Jesuitenprovincial Hoffäus, nicht gerade zum Beweise der ‚furchtbaren Herrschsucht‘ des Ordens, dem Herzog vor, die von den Patres geleiteten pädagogischen und philosophischen Schulen nach München zu verlegen, in Ingolstadt den frühern Stand der Dinge wieder herzustellen. Auf erfolgte Genehmigung des Herzogs schlossen die Jesuiten im Jahre 1573 ihre Schulen und zogen ab; nur in der theologischen Facultät blieben zwei Patres als Professoren zurück. Die Klage der Universität, daß die Jesuiten ihre Schüler geistig und körperlich verwahrlost hätten, zeigte sich wenig begründet; denn mit ihren Lehrern ‚verließen eine Masse von Schülern Ingolstadt, so daß die hohe Schule selbst in Gefahr des Verfalles gerieth‘.

So kam es, daß dieselben Mitglieder des Senates, welche noch im Jahre 1572 sich so gewaltig dagegen verwahrt hatten, ‚Sclaven, Büttel und Schergen‘ der Jesuiten zu sein, bereits im September 1575 den Herzog durch eigens dazu ernannte Abgeordnete um Rückkehr der Patres bitten ließen.

Durch diese Bitte veranlaßt, fanden sich die Jesuiten im Jahre 1576 wieder in Ingolstadt ein und übernahmen von Neuem das Pädagogium und den philosophischen Cursus unter der Bedingung, daß sie mit den übrigen Professoren der philosophischen Facultät gleiche Rechte genießen, die Studirenden volle Freiheit haben sollten, bei ihnen oder bei den anderen Lehrern die Vorlesungen zu besuchen [3]. Neben dem ‚Collegium Georgianum‘, welches der Universität unterstellt blieb, errichtete der Herzog als ‚Priester-Seminarium‘

---

[1] Prantl 1, 236—245. [2] Prantl 1, 248—254.
[3] v. Freyberg 3, 238—239. 339—342.

ein ‚Collegium Albertinum‘, dessen Leitung er den Jesuiten übergab. Im Jahre 1588 legte der Landesfürst die ganze artistische Facultät in deren Hände.

Von jetzt an nahm der Besuch der Hochschule beträchtlich zu. Während die Zahl der Studenten bis zum Jahre 1550 nur etwa 400, dann vorzugsweise durch die Thätigkeit der Jesuiten bis zum Jahre 1589 etwa 500 betragen, steigerte sie sich von 1589 an auf 600; im Jahre 1616 erreichte die Einschreibungsliste mit 339 neu angekommenen Studenten ihre höchste Ziffer [1].

Daß dieser Zuwachs nicht der juristischen und der medicinischen Facultät zu Gute kam, daß vielmehr diese beiden Facultäten über Verringerung ihrer Zuhörer zu berichten hatten [2], daran trugen nicht etwa, wie die Professoren derselben behaupteten, die Jesuiten Schuld, sondern Verhältnisse, welche in den zahlreichen landesherrlichen Erlassen und Verordnungen deutlich vor Augen treten.

Zunächst gab, wie in Wien, so auch in Ingolstadt, der ‚große Unfleiß‘ von Professoren in Abhaltung ihrer Vorlesungen sowie das ‚unerlaubte und unverantwortliche Ausreisen‘ derselben während des Schuljahres fortwährende Veranlassung zu Klagen. Herzogliche Befehle, welche in den Jahren 1555, 1561, 1564, 1576, 1577 dagegen erlassen wurden, hatten keinen Erfolg. Nicht eine einzige, auch noch so strenge Ermahnung, klagte Albrecht im letztern Jahre, habe gefruchtet: ‚Alles‘ verbleibe ‚in voriger Unordnung‘; eine Abstrafung der versäumten Vorlesungen sei niemals erfolgt [3].

Ein günstiges Licht auf die Professoren werfen alle diese Verordnungen keineswegs.

Unter dem Nachfolger Albrecht's gestalteten sich die Dinge noch schlimmer. Als Herzog Wilhelm V. im September 1584 persönlich in Ingolstadt war, stellte er dem Senate vor, was Alles er seit Antritt seiner Regierung im Jahre 1579 für die Universität gethan habe: mit schweren und großen Unkosten habe er ihr zu gut etliche ansehnliche und stattliche Gebäude errichtet und die Professoren ‚durch Besserung ihrer Besoldung und sonst andere Gnadreichung‘ zum fleißigen Lesen anzuspornen gesucht. Allein er bringe ‚je länger je mehr in gewisse Erfahrung, daß solches Alles bei dem mehrern Theil der Professoren wenig ergeben, daß dieselben sich nicht allein nicht gebessert, sondern unfleißiger und nachlässiger seien, denn nie zuvor‘: dadurch aber sei die Universität sowohl bei Ausländischen als Inländischen in große Verkleinerung gerathen. Er habe sich bei den Professoren ‚als gelehrten Personen, die sich der Gebühr und was ihnen Pflicht halber obliege, selbst erinnern sollten, viel eines Bessern ver-

[1] Prantl 1, 101. 164. 275. 377. [2] Prantl 1, 377.
[3] Prantl 2, 198. 233. 245—246. 300. 308—309.

sehen, werde auch nicht umgehen können, solches gegen die Schuldigen, weil Güte und Vermahnung bei ihnen nicht helfen wolle, zu gebührender Zeit in anderem Weg zu ahnden'. Um zu sehen, wie die Professoren lesen, sollten der Vicekanzler und die Decane zu bestimmten Fristen unversehens die Vorlesungen besuchen, auch bei gelehrten Scholaren sich erkundigen, wie sie mit Unterricht versehen seien, oder einen Aufpasser bestellen, ‚der heimlich auf solche Dinge Acht gebe' und vor der Auszahlung der Besoldung dem Vicekanzler darüber Bericht erstatte [1]. Alles vergebens. Im Jahre 1585 sprach der Herzog wiederum unter Androhung strengster Ungnade den schärfsten Tadel über Nichtbeachtung seiner Ermahnungen und Vorschriften aus; auch die Senatssitzungen würden so schlecht besucht, daß allgemeine Angelegenheiten oft nur von zwei oder drei Mitgliedern erledigt würden [2].

Die meiste Veranlassung zu Klagen gab gerade diejenige Facultät, welche sich am lautesten über die ‚widerrechtlichen Eingriffe' der Jesuiten beschwerte: die juristische [3]. Mit allem Recht konnten die Jesuiten zu ihrer Vertheidigung darauf hinweisen: an der Abnahme des Besuches der Universität könne wohl auch die juristische Facultät Schuld tragen, weil die Professoren derselben überaus unfleißig seien; an Studirenden der Philosophie und der Theologie fehle es nicht; es sei sehr bequem, für den Niedergang der juristischen Facultät die Jesuiten verantwortlich zu machen, während man an die eigene, bereits von dem Herzog Albrecht gerügte Nachlässigkeit nicht denke [4].

In nicht weniger ungünstigem Lichte erscheint die Universität bezüglich der Verwaltung ihres Vermögens. In einem ihr am 17. November 1577 eröffneten herzoglichen ‚Receß' hieß es: ‚Die Kammersachen seien bei mehrlei Ausgaben zu merklicher Ungebühr gerathen.' ‚Der hohen Schule Rechnung betreffend läßt es sich ansehen, als ob man eine Zeit her darauf umgegangen, daß eben nichts in Vorrath bleiben, sondern gleich Alles mit einander aufgehen müsse'; schon seien 1000 Gulden Capital verschleudert worden, und es habe den Anschein, als seien die Professoren der Meinung, alles Vermögen

---

[1] Prantl 2, 320—321. Schon am 20. Januar 1561 war dem zum landesfürstlichen ‚Superintendenten' der Universität ernannten Friedrich Staphylus aufgetragen worden: Superintendens und Camrer sollen zween Studiosen bestellen und nach ihrem Gutachten besolden, auch mit Eidespflicht beladen, welche täglich den Fleiß der Professoren genau controlliren und wöchentlich ein Verzeichniß über die von diesen gelesenen oder nicht gelesenen Collegien einreichen sollen, um danach die etwaigen Abzüge an der Besoldung zu berechnen. Prantl 2, 233.

[2] Prantl 1, 291. ‚Ein ganzes Convolut im Archiv der Universität von 1585—1596 gibt Zeugniß von einer erklecklichen Menge der Vorlesungsversäumnisse.' 1, 291 Note.

[3] Wir kommen darauf später in dem Abschnitt: ‚Rechtsstudien und Rechtswissenschaft' zurück.

[4] Prantl 1, 366—367.

der Universität stehe ‚in ihrer Gewalt und Vollmacht und sie mögen damit umgehen, wie ihnen gefalle‘: willkürlich werde gestiftetes Einkommen verschenkt, auf Kosten der Universität würden bei Mahlzeiten und Gastereien Trinkgelder gegeben, Bettler und fremde zulaufende Personen beschenkt, während es doch an sich schon unziemlich sei, daß ‚der gemeine Seckel der hohen Schule herhalten solle, wenn etlichen Professoren bei Mahlzeiten und Gastereien gütlich beschehe‘ [1]. Im Jahre 1586 wurde von Neuem geklagt: ‚Die Kasten- und Kammerrechnung der Universität‘ sei ‚unrichtig und in keiner Form‘, ‚sonderlich‘ sei ‚die Rechnung der artistischen Facultät ganz schimpflich und schlechter Ehrbarkeit‘ [2]. Im Jahre 1601 berichteten die Bevollmächtigten des Herzogs: ‚der Universitätskastner habe in zehn Jahren keine Rechnung gethan.‘ [3]

Nicht geringer war die Vernachlässigung in Bezug auf das sittliche Leben der Studenten. ‚Unser hiesiges Collegium‘, schrieb der Jesuitenpater Canisius am 6. Januar 1577 aus Ingolstadt an den Ordensgeneral Mercurian, ‚kann nicht den Nutzen und die Frucht bringen, welche wir in Dillingen ernten, weil die Gewalt, die es über die Studenten besitzt, nur eine sehr eingeschränkte ist. Es herrscht hier eine große Ungebundenheit, welche die ganze Universität bei den Ausländern nahezu in Verruf bringt. Aber vielleicht wird man nach und nach gegen die eingerissenen Uebel einige Heilmittel anwenden. Wir glauben, Geduld üben zu sollen.‘ [4]

Wie viel Roheit und Zuchtlosigkeit im ‚Collegium Georgianum‘, welches die Universität um keinen Preis den Jesuiten zur Leitung unterstellen wollte, vorhanden war, bekunden die für dasselbe wiederholt erlassenen ‚Gesetze‘. Im Jahre 1565 mußte von der Regierung dem Schaffner verboten werden, sich ‚voll zu saufen‘ und die Küche oder Küchenstube zu verschiedenen Stelldichein

---

[1] Prantl 2, 311. Die Casse der artistischen Facultät ‚war in einem schlimmen Zustande‘ (1583); man praßte auf Regimentsunkosten. 1, 326.

[2] Prantl 2, 328. [3] Prantl 2, 350.

[4] * Ungedruckt; im Archiv zu Exaeten in Holland. Von Seiten der Klostervorsteher, welche Mönche oft in beträchtlicher Zahl zum Unterricht nach Ingolstadt schickten, erhielten die Jesuiten reiches Lob. So schrieb zum Beispiel Abt Petrus Paulus, apostolischer Visitator der bayerischen Benedictinerklöster, am 16. Juni 1594 aus Regensburg an Pater Richard Haller, Rector des Collegs zu Ingolstadt: ‚. . . Volo, ut Monachi studeant praesertim in vestro Collegio, quia non inveni praestantiores Monachos, quam qui apud vos studuerint; volo, ut omnia Monasteria habeant Monachos, qui istic instruantur.‘ * Brief des Abtes in der Staatsbibliothek zu München, Cod. lat. 26477 (am Anfang; der Cod. ist nicht foliirt). Im Jahre 1586 studirten gleichzeitig beiläufig 300 Religiosen aus bayerischen Klöstern in Ingolstadt. Vergl. Hist.-polit. Bl. 69, 811. In näherer Verbindung mit Ingolstadt stand die zu Eichstätt von Bischof Martin im Jahre 1564 begründete, reichlich ausgestattete und mit tüchtigen Lehrern besetzte Lehranstalt für Philosophie und Theologie; vergl. v. Freyberg 3, 232. 269.

oder gar zu Tänzen benutzen zu lassen; in Reformvorschlägen vom Jahre 1587 wurde unter Anderem vorgeschrieben: irgend welche Weibspersonen dürften in Zukunft das Collegium nicht mehr betreten; auch seien alle Trinkgelage, bei Tag oder Nacht, namentlich solche außer der Zeit des Mittag- und Abendessens, strengstens zu untersagen, jede Trunkenheit ernstlich zu bestrafen; in den Jahren 1596 und 1598 stellte sich bei vorgenommenen Rechnungsprüfungen heraus, wie ‚gar schlimm in der Anstalt gewirthschaftet worden war‘; in ein grelles Licht traten die Zustände, als im Jahre 1601 eine im Collegium dienende Magd ihr dort außerehelich geborenes Kind um's Leben brachte und eine lange Untersuchungshaft zu bestehen hatte [1].

Unter den Studenten thaten sich namentlich die Juristen durch wildes, unbändiges Wesen hervor, und nicht mit Unrecht befürchteten die Jesuiten im Jahre 1571 von deren Verworfenheit ein arges Verderbniß der ganzen Universität [2]. Unaufhörlich hatte die Regierung über nächtliche Unruhen, Raufereien, selbst mit tödtlichem Ausgang, sowie über unmäßige Trinkgelage zu klagen; gerade die Scholaren der juristischen Facultät hätten, hieß es in einem herzoglichen Erlaß vom 10. Februar 1582, ‚als erwachsene fremde Personen bisher die meisten Rumore und Unruhen‘ veranlaßt [3]. Im Jahre 1595 erhob sich ein Aufruhr gegen die Jesuiten [4]; in demselben Jahre begegnet man in den Universitätsacten einer Studentenverbindung, ‚zum Brand‘ genannt, deren 10 Mitglieder zusammen eines Abends 126, ein anderes Mal 135 Maß Wein vertilgten und auf den Straßen derartigen Unfug verführten, daß die Nachtwächter den Dienst aufkündigten [5].

Als Herzog Maximilian die Regierung übernommen hatte und sich von seinem Vater Wilhelm V. ein Gutachten bezüglich der Universität erbat, ant-

---

[1] Prantl 1, 341—342. 393. 445, und 2, 254—256. 336—337.

[2] In einer Eingabe der Jesuiten vom Jahre 1571 heißt es: ‚Nisi major adhibeatur cautela, quam hactenus, magnam pravitatem morum importabunt scandalosi et dissoluti illi studiosi juris in facultatem theologicam et artisticam, habebiturque sicut ante ita etiamnunc ac deinceps Ingolstadiana universitas apud cordatos et sapientes infamis et mater omnis corruptelae potius, quam ingenuae disciplinae cultrix et amatrix.‘ Prantl 2, 270.

[3] Prantl 1, 288. 298. 347—348. 449. v. Freyberg 3, 229 Note 2. 240.

[4] Prantl 1, 449 Note 373.

[5] Prantl 1, 448—449. Es werden dort Mandate wider Toben und Schimpfen und so weiter verzeichnet, ferner häufige Verhandlungen über stattgefundene Duelle, über ungeheueres Schuldenmachen, schändliche Pasquille und so weiter. ‚Raufereien und Tumulte gehörten fast zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. . .‘ Todtschläge in den Jahren 1579 (S. 298), 1586, 1599, 1602, 1607, 1611, ‚insbesondere zwei Fälle, welche durch das Grauenvolle der That (das eine Mal war es ein v. Fugger, und das andere Mal ein v. Hundt) das größte Aufsehen erregten‘. S. 449.

wortete dieser am 8. Mai 1602: er erachte für das Nothwendigste, daß ‚man bei der Jugend bessere Disciplin anstelle und ernstlich darob halte‘, bisher sei dafür schier Nichts geschehen; es verfließe nicht ein Jahr, ohne daß nicht Einer oder Zwei um's Leben kämen, Einige durch Balgen, Andere durch viehisch Fressen und Saufen; Einige ‚verschwenden ihren Eltern alles Hab und Gut, machen große Schulden und arme Leute; Andere gerathen in schändliche und böse Händel und werden so gottlos, daß es zu erbarmen‘. Dadurch werde die Hochschule so übel verschrieen, daß gute Eltern Bedenken trügen, ihre Kinder einem solch gefährlichen Leben auszusetzen, wie ihm denn selbst der Eine oder Andere gesagt habe: sie wollten ihre Kinder lieber in den Krieg schicken als nach Ingolstadt. Je strenger an einer Universität die Zucht, desto größer sei ihre Blüte. Zähle doch die Jesuitenuniversität zu Dillingen, wo strenge Zucht vorhanden, bereits etliche Hundert Studenten mehr als Ingolstadt, obgleich dort weder Jurisprudenz noch Medicin gelehrt werde; dasselbe sei in Würzburg, Mainz und Trier der Fall, ‚wie mir denn auch gesagt worden, daß die Pollaken jetzt fast an dieselben Orte ziehen, weil ihre Eltern in Polen erfahren haben, wie übel ihre Kinder zu Ingolstadt verdorben seien‘. Unter hoher Strafe müsse man den Studenten das Waffentragen, den Besuch der Wirths- und Tanzhäuser, das nächtliche Umherschweifen auf den Gassen, alles Zutrinken und Zechen verbieten, den Besuch der Fechtschulen höchstens nur unter gewissen Bedingungen erlauben; auch die Vorschrift einer ‚gewissen und semiclericalen‘ Kleidung erschien dem Herzog erwünscht. Die Wiederherstellung ernster Zucht sei ‚schier der fürnehmste Punkt, in welchem das Aufnehmen der Universität hauptsächlich und eigentlich‘ stehe und ‚ohne welchen gewißlich sonst Nichts‘ werde ‚fructificirt werden, man fange an, was man wolle‘ [1].

Die Räthe Maximilian's, welchen dieses Gutachten Wilhelm's zugeschickt wurde, entgegneten am 3. Juni: die verlangte Besserung der Disciplin sei gewiß zu wünschen, aber die Universität bestehe namentlich in der juristischen Facultät, und ‚diejenigen, so in Jure studieren, sind vom Adel und dergleichen Leut, die gern eine ziemliche Libertatem haben‘: clericale Zucht sei deßhalb bei denselben nicht durchzuführen [2]. Fünf Jahre später berichtete eine von Maximilian abgeordnete Untersuchungsbehörde: Der Besuch der Universität nimmt ab, während die Roheit und Unbändigkeit der Studirenden, zumal jener, welche aus München kommen, sich fortwährend steigert [3]. Maximilian

[1] Bei Prantl 2, 351—353. Nach Prantl (1, 384) wurde Wilhelm, ‚der alte Herr, bei dieser Kundgebung durch die Jesuiten und besonders durch seinen Beichtvater gröblichst mißbraucht‘.

[2] Bei Prantl 2, 357. [3] Prantl 1, 384.

forderte deßhalb die Münchener auf, inskünftig ihre Söhne besser zu erziehen: er werde mit Strafe einschreiten, wenn dieselben in Ingolstadt fortan ,das Prä unter allen muthwilligen Studenten haben' würden [1].

Ein gleich unerfreuliches Bild wie Ingolstadt bietet die Universität zu Freiburg im Breisgau.

Auch sie wurde in die religiösen Wirren hineingezogen und konnte unter der wachsenden politischen Zerrüttung und der allerwärts zunehmenden Zuchtlosigkeit der studirenden Jugend ihre frühere Blüte nicht mehr behaupten. Wie Wien und Ingolstadt, so verlor auch sie ihren ehemals autonomen Character und wurde abhängig von der landesfürstlich vorderösterreichischen Regierung [2].

Die theologische Facultät zählte seit 1531 viele Jahre hindurch nur zwei Professoren, längere Zeit hatte sie sogar nur einen einzigen Lehrer; einmal mußte ein Mitglied derselben wegen öffentlichen schlechten Lebenswandels abgesetzt werden [3]. Im Jahre 1563 errichtete der General des Dominicanerordens, Vincenz Justinianus, in dem Predigerkloster zu Freiburg ein Generalstudium, das heißt eine hohe Schule für die Ordensleute, bestimmte dazu die noch verfügbaren Einkünfte des Klosters zu Eßlingen und ließ aus Colmar, Gebweiler und anderen elsässischen Klöstern des Ordens Bücher nach Freiburg schaffen [4].

Nach langen Schwankungen einzelner Professoren behauptete die Universität seit dem Jahre 1567, in welchem sämmtliche Professoren und Beamte den Eid auf das Tridentinum ablegten, einen katholischen Character. Jesuiten jedoch wollte sie nicht in ihrer Mitte dulden. Als die Regierung bei dem tief gesunkenen Zustande der Hochschule eine Berufung der Jesuiten in Vorschlag brachte, stieß sie auf heftigen Widerstand. Man habe, erklärte die Universität, in Ingolstadt erfahren, daß die Patres gegen andere Lehrkräfte sich nicht collegialisch benähmen; ihre Schüler seien hochmüthig und ungehorsam, weil sie entweder allzu früh der vollen Freiheit überlassen oder in allzu engen Schranken gehalten würden [5].

Nun warfen aber die in Freiburg häufig hervortretenden Streitigkeiten unter den Professoren ein nichts weniger als günstiges Licht auf die ,Collegialität' im Lehrkörper, und das Betragen der dortigen Studenten war derart, daß der Philologe Heinrich Loriti Glareanus, einer der ausgezeichnetsten

---

[1] Prantl 1, 385. [2] Schreiber, Universität Freiburg 2, 41 flt.

[3] Schreiber 2, 271. 281. 288. 289.

[4] Mone in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 2, 130. ** Hier ist als Jahr der Errichtung des Generalstudiums ebenso wie von Poinsignon im Freiburger Diöcesanarchiv 16, 26 irrig das Jahr 1543 angegeben. Vergl. Hist.-polit. Bl. 109, 492 Note 2.

[5] Hirn 1, 235. 338.

Lehrer der Hochschule, am 21. Januar 1550 seinem Freunde Aegidius Tschudi schrieb: ‚Die jetzige Jugend ist durchaus so schlecht, daß sie Sodoma und Gomorrha nahe ist. Trunkenheit, Treulosigkeit, Gottlosigkeit, Entehrung des Heiligen und Verachtung Gottes hat sich aller Gemüther bemächtigt.‘ Drei Jahre später klagte er demselben Freund: ‚Die Furcht Gottes ist in Deutschland erloschen; das Wort Gottes haben sie im Munde, Satan im Herzen.‘ ‚Einst sang ich: „Thöricht ist doch die Welt, und thöricht ihr eitles Getriebe“; nun rufe ich aus: Welche Laster, welche Gottlosigkeit, welch ein verruchtes Jahrhundert!‘ [1] Als einmal im Jahre 1531 ein Haufen betrunkener Studenten nach weidlich durchzechter Nacht unter Lautenschlag und Gesang früh Morgens im Münster umherzog und die Geistlichkeit über den schmählichen Unfug Beschwerde erhob, ließ die Universität durch einen an den Magistrat abgeordneten Professor vorstellen: in Bezug auf Manneszucht begegnet den Herren der Hochschule dasselbe, was anderen Obrigkeiten begegnet, die leider bei diesen gefährlichen Läufen nicht strafen dürfen, wie es sich gebührt, sondern nach Gelegenheit der Zeit und Personen; wenn die Universität ‚der Rauhe nach handeln würde, sei zu besorgen, daß die Studenten anderswohin zögen‘ [2].

Ein Hauptgrund des Verderbnisses lag, wie in Wien und Ingolstadt, so auch zu Freiburg, in dem Verfalle der Bursen. Vorsteher und Studenten verließen oft während der Nacht die Hauptburse zum Pfauen, schwärmten umher und übernahmen sich im Trinken, brachten verdächtige Weiber in die Burse mit. Wiederholt versagten die Studenten unter Berufung auf das Betragen der Vorsteher geradezu den Gehorsam auf die Statuten [3]. Im Jahre

---

[1] Schreiber, Glarean 89—90. Döllinger 1, 195—196. Und doch hatte Glarean nicht etwa über Mangel an Zuhörern zu klagen; die Zahl derselben war oft so groß, daß für sie einer der gewöhnlichen Hörsäle nicht hinlänglichen Raum bot und ihm deßhalb die Aula eingeräumt werden mußte. Schreiber, Glarean 111.

[2] Schreiber, Universität Freiburg 2, 107.

[3] ‚. . . quod et ipsi choreas visitent, noctu et ipsi vicatim ambulent, vociferent et discurrant per oppidum. . .‘ Schreiber, Univ. Freiburg 2, 69. In den Protokollen vom Jahre 1597 heißt es: ‚In Bursa dissoluta vita existit, tota disciplina perit.‘ Schreiber 2, 69. In einem Senatsprotokoll vom 22. Nov. 1596 heißt es: ‚Diabolicus bibendi modus (noviter) excogitatus, quo unus bibens surrexit alii omnes bibenti acclamantes bestialibus clamoribus et pulsibus tumultuantes, minime ferendus.‘ Schreiber 2, 92 Note. Ruthenstrafen kamen auch bei den Bursanten in Anwendung. Als im Jahre 1534 der Pedell sich weigerte, solche Strafen zu vollziehen, wurde er von der Universität seines Amtes entsetzt. Am 16. October 1593 erließ der Senat bezüglich des Pädagogiums den Befehl: ‚posthac virgis caedendos esse, qui officio suo deesse reperti fuerint; et qui faciunt indigna studiosis instar Beanorum tractentur.‘ Joachim Rosalechius, Lehrer der Poetik, verfertigte im folgenden Jahre ein Gedicht: ‚De virgis, ipsarumque laude et recto usu, carmina latino-germanica.‘ Schreiber 2, 74. 137 Note 1. 192 Note 1.

1521 wurde ein Vorsteher von den Schülern ermordet, im Jahre 1536 einmal Feuer an die Burse gelegt. Trotz der Befehle der Universität, daß sämmtliche Studenten in Bursen wohnen sollten, nahm fortwährend die Zahl derjenigen zu, welche in Privathäusern Wohnung und Kost fanden; für Adeliche und ihr Gefolge wurden nicht selten ganze Häuser gemiethet [1]. Die nächtlichen Aufläufe und Streithändel, in welche nicht nur die Scharwächter, sondern nicht selten ganze Zünfte verwickelt wurden, versetzten einmal einen der Bürgermeister in eine solche Erbitterung, daß er die Scharwächter anwies, sie möchten in Zukunft auf die Unruhestifter losschlagen wie auf Hunde: ‚und wenn ihr schon einen oder mehr todt schlagt, so schadet es nicht, sie bleiben ein andermal daheim' [2]. Todtschläge unter den Studenten kamen häufig vor; selbst Fälle von Meuchelmord werden verzeichnet. Französische Adeliche, welche sich an der Universität aufhielten, brachten das Duellwesen ‚in Schwung'; blutige Raufereien zwischen Franzosen und Deutschen gehörten seit den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts zu den gewöhnlichen Vorkommnissen. Am 5. Juni 1592 wurde den Studenten unter Strafe der Relegation verboten, bewaffnet umherzuziehen und sich anzugreifen; allein schon wenige Tage später wurde wieder ein deutscher Student durch einen Franzosen um's Leben gebracht; am 1. März 1593 fielen 15 Franzosen über einen wehrlosen Geiger her und verwundeten ihn tödtlich. In Folge der vielen Mordhändel, welche nicht ernstlich bestraft wurden, gerieth die Universität allmählich in größte Mißachtung. Um das Jahr 1576 hatte sie in sämmtlichen vier Facultäten nur die sehr bescheidene Zahl von 250, im Jahre 1616 nur noch 97, im folgenden Jahre nur noch 78 Studenten aufzuweisen [3].

Was den ‚Unfleiß' von Professoren, vornehmlich der Juristen, anbelangte, so lauten die Berichte darüber nicht besser als in Wien, Ingolstadt und anderwärts. Mit Recht machte die landesfürstliche Regierung im Jahre 1576 darauf aufmerksam: Den Studiosen sei nicht damit geholfen, daß den Professoren die versäumten Vorlesungen am Gehalte abgezogen würden; nur wenn die Lehrer fleißig seien, könne die Universität zu Ruhm gelangen. Die Thatsache, daß die Professoren ‚Nebenbeschäftigungen' aufsuchten, erklärt sich übrigens auch für Freiburg so gut wie an anderen Universitäten aus ihrer geringen Besoldung. Das Gesammteinkommen der Hochschule erreichte kaum die Summe von 3000 Gulden [4].

[1] Schreiber, Universität Freiburg 2, 69 fll. 104; vergl. 333. [2] Schreiber 2, 107.

[3] Schreiber 2, 110 fll. 124. 141. Bericht des Nuntius Portia bei Theiner, Annales 2, 533.

[4] Schreiber 2, 53. 57. 141. Einmal entschuldigte sich ein Professor wegen nicht gehaltener Vorlesung damit: er habe Einkäufe für ein Magistermahl machen und

Wie die Universität zu Freiburg, so sank auch die zu Cöln, welche beim Ausgang des Mittelalters unter den rheinischen Universitäten an Bedeutung und Größe, Ruhm und Ehren die erste Stelle behauptet und beiläufig 2000 Studenten gezählt hatte, seit dem Ausbruch der kirchlich-politischen Revolutionsbewegungen tief von ihrer Höhe herab. Im Jahre 1516 wurden dort noch 370, im Jahre 1521 noch 251, dagegen im Jahre 1527 nur noch 72, im Jahre 1534 nur noch 54 Studenten eingeschrieben [1]. Bereits am 24. April 1525 beschwerte sich die Universität in einer Eingabe an den Rath: die Bursen seien ‚zum Theil ledig' geworden, weil ‚man in allen Straßen und Gassen einem Jeglichen erlaube, nach seinem Gutbedünken Schulen aufzurichten und guter Bürger Kinder, Inwendige und Fremde, aus den Bursen an sich zu ziehen und ohne alle Aufsicht verborgen und heimlich zu lehren'. Der Rath möge diese Winkelschulen verbieten, zugleich die in der Nähe der Bursen wohnenden feilen Dirnen austreiben, und wenn die Vorsteher der Bursen ‚die widerwärtigen, ungehorsamen und widerspenstigen Studenten mit Worten oder mit Ruthen nicht zum Gehorsam bringen' könnten, denselben ‚mit bequemer freundlicher Weise Hülfe thun'. Auch anderem schweren Unfug sei zu steuern.

Geflügel zurüsten müssen. S. 68. ** Der päpstliche Diplomat Minutio Minucci bezeichnet in seiner interessanten Denkschrift über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland 1588 als Ursache des Verfalls der katholischen Universitäten vor Allem die karge Besoldung der Professoren. ‚Man hat', sagt er, ‚die alten Gehälter festgehalten, obgleich seitdem die Preise aller Dinge gestiegen sind; kaum findet sich Jemand, der gegen eine so geringe Vergütung eine solche Stelle annehmen mag; diejenigen, welche eine Professur übernommen haben, erfüllen nur soweit ihre Lehrpflichten, als ihnen ihre übrigen Geschäfte Zeit dazu lassen. In Folge dessen sind die Universitäten Cöln und Freiburg, die einst Pflanzstätten so vieler tüchtiger Männer waren, fast verlassen. In noch schlimmerem Zustande befinden sich die Hochschulen zu Wien, Trier, Mainz und Erfurt. Die einzige katholische Universität, welche blüht, ist diejenige von Ingolstadt, welche durch die Sorge und Freigebigkeit der bayerischen Herzoge erhalten wird; jedoch könnte auch hier Manches besser sein.' Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abtheilung, 1, 762. Schon im Jahre 1549 hatte der Franciscaner Johann Wild den auf einer Synode in Mainz versammelten Bischöfen vorgehalten, daß in Folge der sträflichen Nachlässigkeit der Prälaten, ‚so nun etliche viele Jahre her in der Kirche gewesen', die Schulen und alle Studien in Verfall gerathen seien. ‚Die Secten thun es uns in diesem Stücke weit vor. Die sparen keine Kosten, daß sie gelehrte Leute haben. Wir halten die Gelehrten so freundlich, daß schier Niemand mehr Lust hat, zu studiren.' Kehrein 2, 114—117. Brischar 1, 307—310.

[1] Vergl. Zeitschr. des bergischen Geschichtsvereins 6, 208. Krafft, Aufzeichnungen Bullinger's (Elberfeld 1870) S. 16 Note 1. ‚Eben in diesem Jahre 1534 antwortete die Universität auf die amtliche Frage der städtischen Provisoren über die Ursachen der Abnahme der Anstalt: ‚Mirum quidem non esse *universitatem perire* aut in personarum numero imminui, cum ubivis locorum litteraria gymnasia aut cessarent aut minuerentur maxime ob Lutheranismum aut fidei dissensionem.'

Wenn Eltern ‚an der Porzen oder am Rhein mit ihren Kindern ankommen, werden sie von vermessenen Böswilligen angeferdigt, mit Dreck und Steinen geworfen, bei dem Haar gezogen, wodurch manchmal groß Anlauf und Unfrieden auferstanden ist‘; ungehindert würden allerlei Schandbücher, spöttliche Gedichte und Schriften gedruckt und verkauft[1].

Aus Mangel an guten Lehrern, klagten die Professoren der Theologie im Jahre 1546, seien ‚an der Universität die Studien schier erloschen, die Präbenden würden von den Provisoren an ungeschickte, ja zum Lesen untaugliche Personen‘ vergeben[2]; ein Jahrzehnt später erklärten dagegen die Provisoren dem Rector: obwohl sie viele Mühe auf Wiederherstellung der theologischen Vorlesungen verwendet hätten, würden doch nur wenige oder gar keine gehalten[3]. In den übrigen Facultäten sah es nicht viel besser aus; die medicinische besaß kaum noch ein Dutzend Studenten, im Jahre 1558 hatte sie nur noch einen einzigen promovirten Doctor aufzuweisen[4].

Nachdem in Cöln ein Jesuitencollegium gegründet worden, hielten einzelne Patres an der Universität theologische, auch astronomische und mathematische Vorlesungen: durch sie allein, schrieb der päpstliche Nuntius Commendone im Jahre 1561, werde in Cöln das Studium der Theologie noch aufrecht erhalten[5]. Im Jahre 1573 stellte der apostolische Nuntius Caspar Gropper in seinen Reformvorschlägen das Verlangen: in der medicinischen Facultät sollten wenigstens zwei Professoren mit einem Jahresgehalt von 60 und 50 Goldgulden angestellt werden; allein der Magistrat wollte die ihm zugemuthete Besoldung nicht entrichten[6]. Am 6. Mai 1577 hatte der academische Senat nach Rom zu berichten: die Hochschule sei beinahe ganz verfallen, es fänden nur noch sehr wenige Vorlesungen statt[7]. Um dieselbe Zeit studirten an dem von den Jesuiten geleiteten Gymnasium über 1000 Zöglinge und Convictoristen[8].

Die päpstlichen Nuntien erwiesen sich stets als die eifrigsten Förderer der Universitätsreform[9], aber ihre Bemühungen hatten geringen Erfolg, theils

[1] Bei Bianco 1ª, Anlagen S. 316—326. [2] Ennen 4, 665 fll.
[3] Bianco 1ª, 485. 498. [4] Bianco 1ª, 466.
[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 398. [6] Bianco 1ª, 511.
[7] Bianco 1ª, 358—369. Theiner, Annales 2, 281—287.
[8] Vergl. oben S. 86. Reformvorschläge der Jesuiten für die theologische Facultät (1570) bei Pachtler 1, 215 fll. Der volle theologische Cursus sollte sechs Jahre dauern. Statuten vom Jahre 1578 a. a. O. S. 236 fll.
[9] Vergl. Bianco 1, Anlagen S. 338—353. 358—379; ferner 1, 527 fll.
** Hansen in den Nuntiaturberichten aus Deutschland, 3. Abtheilung, 1, 66 bemerkt: ‚Mit der Reform der Universität, die schon der Nuntius Gropper in's Auge gefaßt hatte, beschäftigte sich Portia sehr eindringlich, und es ist, abgesehen von den in seinen allgemeinen Berichten enthaltenen Notizen, ein reiches Material über diesen Theil seiner Thätigkeit im Vaticanischen Archiv enthalten. Ich werde diese Dinge an anderer Stelle im Zusammenhang behandeln, habe daher die Berichte über die Cölner Universität

wegen der Lauigkeit des Magistrates, theils wegen der Trägheit und Bequemlichkeit der zu Vorlesungen verpflichteten geistlichen Universitätspräbendare. ‚Viele, welche solche Präbenden beziehen,‘ heißt es in einer der Universität vorgelegten Schrift des Nuntius Antonius Albergati, ‚lesen weder selbst, noch lassen sie Andere an ihrer Stelle lesen; manche Präbenden werden an Ungeeignete verliehen; bei den Promotionen wird zu viel Aufwand getrieben.‘ [1]

Wie weit dieser ‚Aufwand‘ ging, zeigte sich beispielsweise am 18. October 1591, als drei Cölner Pfarrer zu Doctoren der Theologie promovirt wurden. Beiläufig 500 Personen nahmen an dem ‚Doctoratsessen‘ Theil und verzehrten eine ungeheuere Masse von Fleisch- und Fischspeisen; für ihren Durst wurde durch 1½ Ohm gewöhnlichen und 6 Ohm feinern Weines Vorsorge getroffen; der Nachtisch war mit 106 ‚Mandel-Gebäck‘, 102 ‚Parmenußen‘ und 92 ‚Schleufer‘ besetzt. Am 18. Januar 1600 ließen drei neu ernannte Doctoren ihren Gästen ‚134 Stumpf Rindfleisch, jedes zu 3 oder 4 Pfund, 120 Capaunen, 255 Hennen und junge Hühner, 135 Feldhühner, 15 Hasen, 5 Hirschböcke, 2 Schwäne‘ und so weiter auftragen [2].

An der Universität zu Trier wurde die philosophische und die theologische Facultät im Jahre 1560 den Jesuiten anvertraut. ‚Zum Wiederaufbau unserer Academie, die durch Alter zusammengestürzt ist und jetzt darniederliegt, glaube ich‘, schrieb damals der Erzbischof an die Ordensoberen, ‚keine taugIicheren Baumeister suchen zu können, als euch.‘ [3]

Das traurigste Geschick ereilte seit dem Ausbruch der religiösen Wirren die Erfurter Universität, welche einst einen bedeutsamen Einfluß auf die geistige Entwicklung Deutschlands ausgeübt hatte. Die Predigt der neuen evangelischen

---

hier nicht zum Abdruck gebracht.‘ 1574 und namentlich 1577 berieth die Deutsche Congregation in Rom ‚de reformanda et instauranda Coloniensi academia‘. Es heißt hierüber in dem Protokoll jener Congregation: ‚Cardinales in id omnes consenserunt, opus hoc adeo utile et necessarium esse, ut caeteris omnibus, quae iuvandae Germanicae nationis causa aguntur, sit anteponendum. Non maius aliunde praesidium catholicae religioni in Germania, non uberiores fructus, quam ex hac academia quaeri aut expectari posse, et ideo Sanctissimum Dominum Nostrum operae pretium facturum, si eius erigendae, augendae ac sustentandae curam etiam cum propria impensa ac liberalitate susceperit.‘ W. E. Schwarz, Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland 1575/76 nebst dem Protokoll der Deutschen Congregation (Paderborn 1891) S. 99 und 124.

[1] Bianco 1, 539 fll.

[2] Nähere Angaben über die beiden Doctoratsessen bei Bianco 1ª, Anlagen S. 84—107. Vergl. Müller's Zeitschr. für deutsche Culturgesch. 1873 S. 759—760.

[3] Bianco 1ª, 895. Eine Revision der Statuten erfolgte im Jahre 1562; bei Pachtler 1, 172—188. Die um das Jahr 1603 für beide Facultäten erlassenen Statuten bei Pachtler 3, 146—178.

Glaubensboten erklärte dort viele Jahre hindurch allen Studien den Krieg, und der Oberherr der Stadt, der Erzbischof von Mainz, stand dem ganzen Treiben machtlos gegenüber. ‚Unter dem Vorwande des Evangeliums', schrieb der Humanist Eobanus Hessus im Jahre 1523, ‚unterdrücken hier in Erfurt die entlaufenen Mönche ganz und gar die schönen Wissenschaften. In ihren verderblichen Predigten entreißen sie den rechten Studien ihr Ansehen, um ihre Tollheiten der Welt als Weisheit zu verkaufen. Unsere Schule ist verödet; wir sind verachtet.' Gleichzeitig klagte Heinrich Herebold, der Rector der Hochschule: ‚Alle wissenschaftlichen Studien liegen verachtet zu Boden; die academischen Ehren sind verhaßt, unter der studirenden Jugend ist alle Zucht verschwunden.' Euricius Cordus bestätigte diese Klage mit den Worten: ‚Unter den Studirenden herrscht eine solche Zügellosigkeit, daß sie unter den Soldaten im Feldlager nicht größer sein kann; es verdrießt mich, hier zu leben.' Von einem Jahre zum andern verringerte sich die Zahl der Lehrer wie der Studirenden; schier Niemand war mehr zur Annahme eines academischen Amtes bereit. Vom 1. Mai 1520 bis 1521 waren noch 311 Studenten eingeschrieben worden, im folgenden Jahre nur noch 120, im Jahre 1522 nur 72; bis zum Jahre 1527 sank die Zahl auf 14 herab. Wenn in späteren Jahren bisweilen auch wieder eine Steigerung eintrat, so war dieselbe doch selten bedeutend [1]. Schon im Jahre 1529 wiesen die Jahrbücher der Hochschule auf die traurige Erscheinung hin: Alle, welche noch Talent besitzen, verlassen jetzt die unfruchtbaren Wissenschaften, um einträglichen Gewerben oder dem Handel sich zuzuwenden. Nach der Absicht des Rathes, welcher im Jahre 1530 mit dem Erzbischof von Mainz nach langen Streitigkeiten einen Ausgleich getroffen hatte, sollten Katholiken und Protestanten neben einander an der Universität lehren und sich gegenseitig dulden; allein eine förderliche Duldsamkeit trat niemals ein. Während die Protestanten gegen das Papstthum tobten, schlossen die Katholiken, ihr Uebergewicht benutzend, ihre Gegner längere Zeit von allen academischen Würden aus. Als sie im Jahre 1569 die Hand zum Frieden boten und einen protestantischen Prediger zum Rector erwählten, wurde diesem von seinen Amtsgenossen die Annahme der Würde untersagt, und zwar unter Berufung auf die Bibel, welche strenge gebiete, daß man einen ketzerischen Menschen meiden müsse, um nicht seiner Verbrechen theilhaftig zu werden. Nicht Duldung, sondern Alleinherrschaft wurde von protestantischer Seite beansprucht, wie denn auch Luther sich wiederholt in den schärfsten Ausdrücken gegen die Duldung ausgesprochen und Erfurt mit Sodoma und Capernaum verglichen hatte [2].

---

[1] Vergl. Krause, Eobanus Hessus 2, 147.

[2] Näheres bei Kampschulte 2, 134—260. Sich an seine Jugendzeit erinnernd, sagte Luther: ‚Die Universität zu Erfurt war etwa in solchem Ansehen, und so be-

2. Die protestantischen Universitäten.

Mit Ausnahme von Erfurt und Wittenberg hielten beim Ausbruch der religiösen Umwälzung alle Universitäten treu zu Papst und Kirche und konnten von Fürsten und städtischen Obrigkeiten nur mit Mitteln der Gewalt der neuen Lehre zugeführt werden. Eine solche Gewalt übte unter Anderen Herzog Ulrich von Württemberg aus bei der Protestantisirung der Universität Tübingen im Jahre 1535. Sämmtliche Professoren, welche ‚der rechten, wahren, evangelischen Lehre' zuwider seien, sollten, verordnete er, abgeschafft werden. In Folge dessen verließen der Kanzler, der Rector und viele Magister und Studirende, welche von ihrem katholischen Glauben nicht abfallen wollten, die Stadt [1]. Als im Herzogthum Sachsen im Jahre 1539 die Einführung des protestantischen Kirchenthums ihren Anfang nahm, forderten die Wittenberger Theologen den Herzog Heinrich dringend auf: an der Universität Leipzig jeden Professor, der nicht sofort zur lutherischen Lehre sich bekennen wolle, abzusetzen, also weder ein Recht der Persönlichkeit, noch der academischen Körperschaft, noch irgend eine der alten Freiheiten der Hochschule anzuerkennen [2].

---

rufen, daß alle anderen dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden; aber nun ist dieser Ruhm und Majestät dahin, und ist diese Universität gar todt. Wie war es eine so große Majestät, wenn man Magistros promovirte, und ihnen Fackeln fürtrug, und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein sehr groß Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte; da reit man in der Stadt umbher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte; welches alles dahin ist und gefallen. Aber ich wollte, daß man's noch hielte.' Luther's Tischreden, Sämmtl. Werke 62, 287. ** Der päpstliche Diplomat Minutio Minucci, der sich lebhaft für die Hebung der katholischen Universitäten Deutschlands interessirte, betonte 1588 namentlich die Wichtigkeit einer Reform der Erfurter Hochschule, ‚quale essendo vicino alla Sassonia, anzi pure nella Sassonia istessa in quella parte, che si chiama Turingia, et essendo ella la maggior città d' Alemagna, se ben non la più popolosa, et soggetta all' arcivescovo di Magonza et quella istessa, dove cominciò Luttero sparger il suo primo veneno, saria il dovere ch' in quella prima d' ogni altra si riaccendesse il lume della verità con facella così splendente, ch' ella potesse anco riflettere negli occhi et batter il cuore delli Sassoni erranti et circonvicini.' Nuntiaturberichte aus Deutschland, 3. Abtheilung, 1, 763.

[1] Döllinger 1, 617—622.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 418—419. ‚Es war wohl', sagt Döllinger (1, 622—623) bezüglich des Wittenberger Rathschlags, ‚das erste Mal, seit eine christliche Kirche und ein christlicher Staat existirte, daß man förmlich das Princip aufstellte: der Regent habe kein Recht, keinen noch so wohl gegründeten Anspruch mehr zu achten und möge nur die brutale Gewalt allein und den Terrorismus absoluter Fürstenmacht gegen jede Corporation mit Hintansetzung aller alten Privilegien walten lassen. Und

Ursprünglich waren die Universitäten freie, selbständige Körperschaften, welche, unabhängig von den Regierungen, eine fast unumschränkte Gesetzgebungsgewalt besaßen, sich selbst ihre Statuten gaben, sich selbst ergänzten und dem Wesen freier Wissenschaft entsprechend aus gleichberechtigten Commilitonen bestanden. Wer an irgend einer Universität den Doctorgrad erlangt hatte, besaß Lehrberechtigung an jeder andern. In Folge des weltbürgerlichen Characters der Hochschulen fand ein stetes Wandern und Wechseln der Gelehrten durch das ganze gebildete Europa statt.

Das Alles änderte sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts seit der Ausbreitung der Kirchentrennung immer mehr. Jedoch bereits vor derselben, gegen Ende des fünfzehnten, hatte durch die verschärften Ansprüche der Fürstengewalt die Wandlung begonnen. Wenn der Leipziger Professor Johann Kone im Jahre 1445 in öffentlicher Rede den anwesenden Herzog von Sachsen darauf hinwies: ‚In unsere Privilegien und Freiheiten hat sich weder ein König noch ein Kanzler einzumischen; die Universität regiert sich selbst, ändert und bessert ihre Gesetze nach eigenem Bedürfniß‘ [1], so griffen doch fast gleichzeitig schon und in den nächsten Jahrzehnten zum Beispiel die Kurfürsten von der Pfalz mit Erfolg in die Freiheiten und Gerechtsame der Universität Heidelberg ein, und auch in Tübingen, Ingolstadt, Wien und anderwärts wurden nicht selten die innersten Angelegenheiten der Hochschulen durch das Eingreifen der Landesregierungen wesentlich beeinflußt [2].

Aber erst unter den Wirkungen der religiösen Wirren wurden die Universitäten ihrer freien corporativen Grundlage vollständig entrückt, in Staatsanstalten umgewandelt und dem Willen ihrer Landesobrigkeiten unterworfen. Katholische Obrigkeiten, wie die von Oesterreich und Bayern [3], hatten darauf nicht weniger ihr Absehen gerichtet als protestantische; aber innerhalb der protestantischen Gebiete wurde ihre Abhängigkeit namentlich in Folge des häufigen Confessionswechsels ihrer Gebieter noch ungleich größer als in katholischen. So oft ein solcher Wechsel eintrat, so verloren alle Professoren, welche sich demselben nicht fügen, aus Lutheranern nicht Calvinisten, aus Calvinisten nicht Lutheraner werden oder innerhalb des Lutherthums neue Be-

diejenigen, die dieses Princip aufstellten und solchen Rath gaben, bedachten nicht, daß hiermit die ganze Existenz ihrer eigenen Hochschule und die rechtliche Stellung eines Jeden von ihnen in Frage gestellt werde, daß sie durch diesen Rathschlag ihrem Fürsten das Recht einräumten, jeden Professor von Wittenberg ebenso, wie nun ihrem Rathe nach den Leipzigern geschehen sollte, über Nacht abzusetzen und fortzujagen.‘

[1] Die Rede bei Zarncke, Die urkundlichen Quellen zur Gesch. der Universität Leipzig, in den Abhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 723 fll.

[2] Vergl. K. Hartfelder, Der Zustand der deutschen Hochschulen am Ende des Mittelalters, in v. Sybel's Hist. Zeitschr. 64, 100 fll. [3] Vergl. oben S. 138. 152.

kenntnißschriften, zum Beispiel die Concordienformel, nicht unterschreiben wollten, Amt und Brod[1]. Rücksichtsvoller Behandlung hatten sich dabei die Pro=

[1] ‚Die Hochschulen wurden, in Deutschland zum ersten Male, instrumenta dominationis; die Fürsten bemächtigten sich sofort des Rechtes, die Professoren, die theologischen voran, dann auch die anderen, nach Gutdünken zu ernennen und zu vertreiben, und die Leichtigkeit, mittels der Ab= und Einsetzung von drei oder vier Professoren den Religionsstand eines ganzen Landes zu ändern, gebar das Territorialsystem mit seinen Grundsätzen, daß der Fürst über die Religion des Landes entscheide.‘ ‚Da, wo die Reformation gesiegt hatte, entstanden rasch neue Hochschulen, so Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt — sie sollten Pflanzstätten der protestantischen Theologie und zugleich der römischen, dem fürstlichen Absolutismus so günstigen Rechtsanschauungen sein. So wird von Helmstädt berichtet, daß die Landstände die herzogliche Universität nur als eine bezahlte Gesellschaft von Vertheidigern der fürstlichen Ansprüche anzusehen und zu hassen pflegten.‘ Döllinger, Die Universitäten sonst und jetzt (München 1867) S. 13. ‚Die freie, selbständige Corporation‘ der alten Universitäten, sagt Muther 33—34, unterlag dem Staatsanstaltsprincip. ‚In demselben Maße, wie die deutschen Fürsten sich aus der Gewalt von Kaiser und Reich emancipirten, unterdrückten sie auch jede selbständige, freie, autonomische Gestaltung. Die Ausbildung der Landeshoheit nahm der Corporation ihr Leben; daß nur ein Einzelwille in dem Einzelstaate herrschte, war nöthig, wenn man den Kampf mit dem Reichsoberhaupte erfolgreich fortführen wollte. Eines kam noch hinzu: der nicht wegzuläugnende Einfluß der römischen Kirche auf die Corporation konnte gerade dadurch am besten entfernt werden, daß man die letztere ihres Wesens als solcher beraubte.‘ Ueber die Universität Wittenberg insbesondere heißt es bei Muther 36—37: ‚Die alte Verfassung der Universität ging durch die Reformation zu Grunde.‘ Seit der ‚Fundation der Universität‘ vom Jahre 1536 war ‚die Hochschule aus einer mit der Kirche eng verbündeten Corporation eine rein weltliche Staatsanstalt geworden; sie erhielt zwar ihr eigenes Vermögen aus den Einkünften des ehemaligen Stiftes (der Allerheiligenkirche), doch der Herr, der dieses Vermögen schenkte, hatte es auch verstanden, die Besitzerin desselben völlig abhängig von sich zu machen. Zwar blieben die alten Statuten, insonderheit die Statuten der Juristenfacultät, in Kraft. Aber schon tritt es in der Fundationsurkunde hervor, daß man die Facultät mehr als ein Collegium der angestellten und besoldeten Lehrer (deren vier sein sollten, drei Doctoren und ein Licentiat), wie als Corporation der recipirten Doctoren dachte.‘ Ueber die Wirkungen der Verstaatlichung der Universitäten hat sich Niemand besser ausgesprochen als Paulsen 222—223. Mit ihr, sagt er, ‚hängt eine allgemeine Wandlung zusammen: man kann sie die Territorialisirung der gelehrten Berufe, ja der Wissenschaften und des ganzen geistigen Lebens selbst nennen. Im fünfzehnten Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten bildete das ganze Deutschland ein einheitliches Universitäts= und Schulgebiet. Man fragte bei einem Gelehrten nicht, wo er her sei und wo er studirt habe, sondern was er könne. Osten und Westen, Süden und Norden standen im lebhaftesten Wechselverkehr; man denke an die Ubiquität der Humanisten. Waren doch die Universitäten ihrer Idee nach internationale Körperschaften, Glieder der internationalen Kirche; wer immer die lateinische Sprache redete, hatte damit die Fesseln der Territorialität abgestreift und das Bürgerrecht einer Gemeinschaft höherer Ordnung, der Christenheit oder der Menschheit, erworben. Das magisterium, wo immer ertheilt, verlieh das Recht, hic et ubique terrarum zu lehren. Durch die Errichtung der

fessoren, vornehmlich die der Theologie, nicht immer zu erfreuen. Redete doch der herzoglich sächsische Kanzler Brück im Jahre 1561 die Professoren der theologischen Facultät zu Jena mit den Worten an: ‚Ihr schwarzen, rothen, gelben, verzweifelten Schelmen und Buben! Daß euch botz Marter schände! Daß euch ehrlose Schelmen und Aufrührer dieser und jener über den Haufen hole, schände und blende!‘[1]

Nicht weniger kümmerlich, vielmehr ungleich kümmerlicher noch als an vielen katholischen Hochschulen waren an den protestantischen die Besoldungen der Professoren. Selbst diejenigen Fürsten, welche als ‚besondere Pfleger und Förderer der Wissenschaften‘ gerühmt wurden, erwiesen sich ungewöhnlich karg und geizig bei Ausstattung ihrer Staatsanstalten.

Landeskirchen wurde diese allgemeine Freizügigkeit des Gelehrtenthums aufgehoben. Protestantische und katholische Universitäten schlossen sich gegen einander ab, und bald, bei der fortschreitenden Differenzirung der Theologeme, auch die einzelnen protestantischen Universitäten unter einander. Bei der Reception von Doctoren anderer Universitäten suchte man sich durch ein examen doctrinarum gegen die Einschleppung des Samens des Unkrautes zu sichern. Den Studirenden wurde verboten, auf Universitäten mit nicht erlaubten Lehrmeinungen zu gehen, bei Verlust der Anstellungsfähigkeit. Zu dem glaubenspolizeilichen Gesichtspunkte kam der fiscalische: wozu wäre sonst die Landesuniversität? So wurde zum Beispiel schon 1564 den brandenburgischen Landeskindern verboten, auf fremden Universitäten zu studiren, und den Magistraten und anderen Patronen geboten, von der Landesuniversität zu Frankfurt für vacante Bedienungen Candidaten sich empfehlen zu lassen. Das Letztere war offenbar auch eine nothwendige Ergänzung zu dem Stipendiatenwesen: Staatsunternehmung und Prohibition. Damit war denn wieder gegeben, daß jedes Territorium, auch das kleinste, darnach strebte, ein vollständig abgeschlossenes gelehrtes Unterrichtswesen herzustellen, wenn möglich eine Landesuniversität oder wenigstens doch ein academisches Gymnasium zu haben. Daher die große Menge von verkrüppelten, lebensunfähigen academischen Bildungen aus der Zeit von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. . . Ohne Zweifel haben diese Verhältnisse zur Herbeiführung jener Stagnation beigetragen, in welche schon vor dem dreißigjährigen Krieg das deutsche Leben gerathen war. Die Durchführung der strengen Bekenntnißcontrole, welche jetzt allgemein wurde, hängt damit als Ursache und als Wirkung zusammen. In der alten Kirche wurde die Glaubenscontrole läßlich gehandhabt; vor Allem galt der Satz: quisquis praesumitur bonus. Wer hätte denn auch immer nach etwaigen Abweichungen spähen sollen? Jetzt war die Abweichung in den Theologemen zur Hauptangelegenheit der Welt geworden, und jeder wurde jederzeit scharf darauf beobachtet, wie er sich zu den eben landesüblichen Bekenntnißformeln verhalte. . . Bei jedem Wechsel der Ansichten im Landeskirchenregiment fand eine genaue Controle statt, ob auch jeder Angestellte ihn mitmache, und wer verdächtig war, der Subjectionspflicht sich äußerlich oder innerlich zu entziehen, wurde alsbald entfernt.‘

[1] Ritter, Leben des Flacius Illyricus 105.

Ein auffallendes Beispiel hierfür liefert Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg bezüglich der Universität Rostock.

Diese Universität hatte sich noch in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts in einem blühenden Zustande befunden; zu Hunderten waren Schweden, Dänen und Norweger mit den Deutschen in den Collegien vereinigt. Im Jahre 1512—1513 wurden noch 305 neue Studenten eingeschrieben, und auch die letzten Jahre vor dem Beginn der kirchlichen Wirren ließen eine Abnahme der Studirenden nicht erkennen[1]. Nicht wenige geistliche Stiftungen der Anstalt waren durch einzelne Aemter und Zünfte in's Leben gerufen worden; unter Anderm hatte das Amt der Böttcher zu Rostock eine Vicarie zur Besoldung eines Professors der Theologie gestiftet; der ganze Clerus des Bisthums Schwerin hatte den zehnten Theil der geistlichen Lehne für die Universität verwendet[2]. Hervorragende Gelehrte waren an den verschiedenen Facultäten thätig und zeigten sich insgesammt den neuen religiösen Lehrmeinungen abhold. Aber seit Ausbreitung derselben und in Folge der religiösen Kämpfe sank die Hochschule immer tiefer herab und schien bald ihrem Untergange nahe. Im Schuljahre 1524 ließen sich nur noch 44, im Jahre 1525 nur noch 15, im folgenden Jahre nur noch 5 Studenten aufnehmen; eine fast völlige Verödung trat ein, und viele Professoren kehrten der Stadt den Rücken[3]. Am 24. April 1530 hob das Concil der Universität

[1] Krabbe 289—294. [2] Krabbe 162. 163.

[3] Krabbe 372. 387. Schirrmacher 1, 48. ** Siehe ferner Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. II. Michaelis 1499 bis Ostern 1611 (Rostock 1891). In einer Besprechung dieses Werkes in den Gött. Gel. Anz. 1892, S. 826 ff. bemerkt Luschin v. Ebengreuth: ‚Man hatte diesen Niedergang schon im 16. Jahrhundert auf die größere Anziehung zurückgeführt, die Wittenberg ausgeübt habe; allein diese Behauptung ist nicht bloß, wie Hofmeister darlegt, für die Mecklenburger, sondern überhaupt nur mit großen Einschränkungen richtig. Es ist geradezu eine *allgemeine* Erscheinung, daß die deutschen Hochschulen im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einen plötzlichen Rückgang in der Besucherzahl aufweisen. Ich gedenke, das statistische Material, das ich für diese Zeit gesammelt habe, bei anderer Gelegenheit zu verwerthen, und biete heute als Probe nur die Zusammenstellung für die Universitäten zu Rostock, Frankfurt an der Oder, Greifswald, Leipzig und Wittenberg.

Jahr.	Rostock.	Frankfurt.	Greifswald.	Leipzig.	Wittenberg.
1521	123	73	37	340	245
1522	109	94	23	285	285
1523	51	42	19	126	198
1524	44	46	36	91	170
1525	15	23	—	102	204
1526	5	20	—	81	76
1527	15	32	—	126	73
1528	12 + ?	39	—	100	220
1529	5 + ?	18	—	93	173
1530	33	32	—	100	174.‘

in einem Berichte an den mecklenburgischen Kanzler Caspar von Schöneich als die hauptsächlichste Ursache ihres Verfalles hervor: ‚Seitdem die Martinianische Lehre und Faction sich erhoben habe und beinahe in die ganze deutsche Nation eingedrungen, sei der größere Theil der Städte bewogen worden, ihre Kinder daheim zu behalten und nicht auf die Universitäten zu schicken.‘ [1] Der Name ‚Doctor‘ entartete in einen Schimpfnamen. Es war damals, schreibt ein Chronist, ‚eine solche Verwüstung der Academien und eine solche Verachtung der Gelehrten, daß, wenn man einen Doctor genannt, es gewesen, als wenn man ihn, weiß nicht was, genannt‘ [2].

Unmittelbar nach der Einführung der neuen Lehre griff der Rostocker Rath in die Rechte der Universität ein, maßte sich die Gerichtsbarkeit über dieselbe an und ging darauf aus, sich ihres Besitzes zu bemächtigen [3]. Der Zustand der Hochschule, schrieb Johann von Lucka, Kanzler des Herzogs Johann Albrecht, im Jahre 1551, sei ein völlig zerrütteter durch die Eingriffe des Rathes, der mit deren Hauptgut und Renten ganz nach Gefallen umgegangen sei [4].

Jedoch nicht allein der Rath, sondern auch die Landesregierung hatte sich gewaltsamen Vorgehens schuldig gemacht. Sie hatte die geistlichen Güter und Renten der Universität, einen wesentlichen Theil ihres Unterhaltes, weggenommen und zu den Kammergütern geschlagen, so daß dieselbe aus eigenen Mitteln sich nicht mehr behaupten konnte. Sie sei, lautete ihre Klage im Jahre 1551, ‚des Geldes, so bei ihrer Stiftung versprochen, beraubt worden; die academischen Häuser seien in Verfall, auch eines Theils abhanden gekommen‘ [5]. In den eindringlichsten Bittschreiben wandte sie sich an Johann Albrecht, den gefeierten Mäcen hoher geistiger Bildung, um Hülfe. Dieser erklärte sich im Jahre 1551 wirklich bereit: zu den Einkünften der hohen Schule ‚erforderlichen Falls einen Jahreszuschuß aus seiner Kammer zu gewähren, doch so, daß solche Summe nicht vierthalb hundert Gulden übersteige‘. Aber selbst

---

Später trat an einzelnen protestantischen Hochschulen wieder ein Aufschwung ein. So zählte die bedeutendste von ihnen, Wittenberg, in der Mitte des Jahrhunderts 2000 Studenten; siehe Ritter, Deutsche Geschichte 1, 114. Gegen Ende des Jahrhunderts folgten andere, namentlich Heidelberg (vergl. Toepke 2, Anhang 7, und Thorbecke, Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg, Leipzig 1891, S. XI) und Jena (siehe W. Grimm, Frequenz der Universität Jena, in den Jahrbüchern für Nationalökonomie 6, 34—35) waren stark besucht.

[1] Lisch, Jahrbücher 16, 193 fll.

[2] Grape 109, aus P. Lindebergs Rostocker Chronik. Vergl. Wiggers 136.

[3] Krabbe 401 fll. [4] Schirrmacher 1, 57. 59; vergl. 61.

[5] Franck, Altes und neues Mecklenburg, Buch 9, 255. Ueber die Veraubung der Universität vergl. auch Melanchthon's Brief vom 12. Januar 1542 im Corp. Reform. 4, 756.

dieser geringfügige Zuschuß wurde nicht geleistet. Gemäß eines ‚denkwürdigen Dotationsbriefes', welchen die Herzoge Johann Albrecht und Ulrich am 5. April 1557 ‚aus wohlbedachtem Muthe' der Anstalt ertheilten, sollte dieselbe jährlich aus eingezogenen ‚geistlichen Gütern' eine Summe von 3500 Gulden erhalten. Wie es jedoch mit der Auszahlung erging, zeigt ein neues Bittgesuch, welches die Universität am 12. November 1558 an Johann Albrecht richtete: sie habe das ganze Jahr, so sich auf vergangenen Michaelis geendet, nicht mehr als 560 Gulden bekommen, und doch habe der Herzog ‚vor anderen Fürsten das Lob gehabt, daß er christliche Schulen und Kirchen gnädiglich und mildiglich unterhalte'. Im Jahre 1561 ging von den zugesicherten Geldern nicht viel über die Hälfte ein. Zwei Jahre später wurde die ‚Dotation' auf 3000 Gulden herabgemindert. Aus dem Jahre 1567 liegt eine Beschwerdeschrift der Universität an den Herzog vor: ‚Wir, Ew. fürstlichen Gnaden Professoren, die wir täglich mit Lesen allhier zur Stätte dienen, haben seit Michaelis des letztvergangenen Jahres 1566 keine Besoldung empfangen. Weitläufige Zusagen bekommen wir wohl von Ew. fürstlichen Gnaden Hauptleuten oder Küchenmeistern, aber mehr erfolgt Nichts, wenn man gleich etliche Jahre darnach reiset. Darüber dann Ew. fürstlichen Gnaden Universität in großen Unkosten geführt wird; letztlich wird ihr Untergang und Verderb erfolgen.' Der Herzog möge doch um Gottes willen helfen; es werde ihm, wenn es geschehe, ‚zu ewigem Namen bei der Nachwelt gereichen'; er sei ja doch ‚ein Vater des Vaterlandes' und habe ‚auch bei den Ausheimischen einen großen Namen und Ruhm gehabt von wegen der löblichen Dotation der Universität' [1].

Noch kümmerlicher als in Rostock sah es in Greifswald aus.

Auch dort war die Universität seit dem Beginn der Religionsveränderung in tiefen Verfall gerathen. Vom Jahre 1526 an fielen zwölf Jahre lang fast sämmtliche Vorlesungen aus. Als im Jahre 1539 Herzog Philipp I. von Pommern eine Wiedereröffnung der Anstalt beschloß, ließen sich 88 Studenten einschreiben; die theologische, die juristische und die medicinische Facultät waren mit je einem Professor besetzt, die artistische Facultät zählte drei Lehrer; der Rector rühmte ‚höchlich die Wohlthat des löblichen Herzogs und vermahnte die Jugend und jedermänniglich zur Danksagung'. In den zwei

---

[1] Krabbe 498. 569—570. 582. Schirrmacher 1, 60, und 2, 38—43. 45—47. 64—66. ‚Die gesammte Kirchenbeute kam im Jahre 1556 zur Theilung, sowohl zwischen den beiden Herzogen Johann Albrecht und Ulrich unter sich als mit den weltlichen Landständen andererseits. Zu Bestellung und Unterhaltung des Consistoriums für die Unterrichtszwecke der Universität und Schulen wurde von dem ganzen eingezogenen Reichthum nur die armselige jährliche Rente von viertehalb tausend Gulden ausgesetzt.' C. Hegel 132—133.

folgenden Jahren wurden 54 Studenten aufgenommen [1]. Ein Professor der Theologie brachte es durch seine dringenden Bitten zuwege, daß der Herzog im Jahre 1558 eine ‚bessere Versorgung' der Universität verfügte: dieselbe bestand in jährlich 1000 Gulden aus dem fürstlichen Kammergut, 200 Gulden aus acht Rügischen Pfarreien und vier Laß Getreide aus dem Kloster Eldena. Aber mit der ‚Ausführung' ging es so seltsam zu, daß die Hochschule im Jahre 1562 an den Herzog Ernst Ludwig die Bitte richtete: die von Philipp zugesicherte Summe von 1200 Gulden möchte doch endlich in Vollzug gebracht werden. Im nächsten Jahre wurde die Summe auf 1500 Gulden erhöht, allein wegen mangelnder Bezahlung geriethen die Professoren nach wie vor bisweilen ‚in große Noth' [2]. Die Landstände, welche in den Jahren 1604 und 1605 von dem Herzog Philipp Julius um eine Beisteuer angegangen wurden, weil ‚die Löhne der Lehrer so gering seien, daß man keine gelehrten Leute davon halten könne', gaben zur Antwort: sie seien ‚den freien Künsten wol gewogen, doch bei den jetzo laufenden vielfältigen Steuern' außer Stande, zu dem gedachten Zwecke etwas zu bewilligen [3]. Erst im Jahre 1604 führte die Universität den längst als preiswürdig anerkannten Vorsatz aus, für ihre Bedürfnisse eine Bibliothek zu errichten. Um den Preis von 2000 Gulden kaufte sie von einem Wittenberger Bürgermeister eine Sammlung werthvoller Bücher aus allen Fächern an, unter der Bedingung, daß sie gleich bei der Uebergabe 30 Gulden und hernach jährlich 30 Gulden entrichten sollte; ihre Mittel aber waren so beschränkt, daß sie nach länger als 40 Jahren noch die Hälfte des Ankaufspreises schuldete [4]. Zeitweilig waren ihre Lehrstühle so schwach besetzt, daß beispielsweise im Jahre 1566 nur ein einziger Theologe und ein einziger Rechtslehrer vorhanden waren, die medicinische Facultät nicht einen einzigen Professor zählte [5].

An der 1558 neugegründeten Universität zu Jena wurden die Besoldungen für sämmtliche Professoren auf jährlich 1780 Gulden festgestellt [6].

---

[1] Kosegarten 1, 186. 190—191; vergl. 2, 126. Später fanden im Durchschnitt jährlich 30—60 Einschreibungen statt; im Jahre 1617—1618 belief sich die Zahl auf 109. Kosegarten 1, 224. 229.

[2] Kosegarten 1, 201—202. 208—209. 235—236; vergl. 2, 130 Nr. 38.

[3] Bei Dähnert 1, 600. 609. [4] Kosegarten 1, 228.

[5] Vergl. Joh. Frederus, Heft 2, 55 No. 35. Kosegarten 1, 193—194. ‚Die deutschen Universitäten hatten nach der Reformation, im 16. und 17. Jahrhundert, nur wenige Professoren, gewöhnlich 14—18. In Jena ist 1610 Piscator der einzige lesende Theologe.' Kosegarten 1, 212. Zu Rostock las in den Jahren 1542—1548 und 1550—1554 ebenfalls nur ein einziger Professor der Theologie. Krabbe 441. 457. 461. Die medicinische Facultät war dort im Jahre 1568 völlig ausgestorben; am Ende dieses Jahres erhielt sie Einen Professor. Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 1, 271.

[6] Kius, Stipendiatenwesen 126.

Auch in Wittenberg waren die Professoren keineswegs glänzend besoldet[1]; zur Beschaffung von Büchern waren der Universität noch im Jahre 1589 nicht mehr als 90 Gulden jährlich ausgesetzt[2]. Im Jahre 1580 hatte Kurfürst August sein ‚Collegium Augusti' mit 2824 Gulden für 150 Stipendiaten ausgestattet, im Jahre 1584 wurde diese Zahl auf 120, unter Christian I. im Jahre 1588 auf 75 herabgemindert[3]. ‚Vor 60 oder 80 Jahren', schrieb Fabricius, Professor der hebräischen Sprache, im Jahre 1599 an den Landesherrn, seien die Besoldungen der Professoren ausreichend gewesen, weil damals die Preise aller Lebensbedürfnisse sehr niedrig gestanden, seitdem aber seien die Preise bis auf das Dreifache gestiegen: ‚Was man vor Zeiten um sechs Groschen erkaufte, mag zu diesen geschwinden Zeiten wol kaum mit einem Gulden gezeuget werden.' Mit seinem jährlichen Gehalte von 160 Gulden könne er mit Weib, Kindern und Gesinde unmöglich auskommen, zumal er auch noch die Miethe für seine Wohnung bestreiten müsse; er bitte darum, ihm eine Zulage von 40 Gulden zu gewähren[4].

Dieselben Klagen ergingen aus Heidelberg. Im fünfzehnten Jahrhundert genügten dort die Gehälter der Professoren vollauf den einfachen Ansprüchen eines Lebens, welches zwischen geistlichen und gelehrten Uebungen sich theilte. In sicheren Geldbeiträgen erhielten sie 60—150 Goldgulden zu einer Zeit, in welcher man für einen Gulden 90—100 Pfund Rindfleisch oder 110—120 Pfund Schweinefleisch kaufen konnte und ein Student für Kost und Wohnung jährlich etwa 10 Gulden bezahlte[5]. Außer den festen, durch die Erträgnisse zugewiesener Präbenden gesicherten Besoldungen genossen die Professoren den Vortheil einer freien Amtswohnung, bezogen die erst später aufgegebenen Collegiengelder und die Promotionsgebühren. Diejenigen lehrenden Magister der freien Künste, welche neben der Lehrarbeit bei den Artisten ihre Studien in den höheren Facultäten fortsetzen wollten, hatten Freistellen im Collegium der Artisten und im Dionysianum[6].

---

[1] Vergl. Grohmann 2, 102. 104—107. Köhler, Lebensbeschreibungen 1, 169 Note 2.

[2] Grohmann 2, 99.

[3] Grohmann 1, 88, und 2, 110—111.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 28. 30. Im Jahre 1412 bezog Nicolaus Jauer, Professor der Theologie in Heidelberg, 120 Fl. und 30 als Dechant; ein zweiter und dritter standen sich auf je 120 Fl.; der erste Jurist erhielt 120, ein zweiter und dritter je 80, ein Mediciner 60 Fl. Thorbecke, Anmerkungen S. 16* zu S. 26.

[5] Grohmann 2, 102—104. Kurfürst August hatte verordnet, daß die Stipendiaten im Convicte wöchentlich um vier Groschen sollten speisen können; im Jahre 1582 mußten die Studenten schon fünf, im Jahre 1603 sechs Groschen zahlen. Grohmann 2, 108.

[6] Thorbecke 66 und Anmerkungen S. 16 * und 58 *. Noch im Jahre 1550 bevollmächtigte Papst Julius III. seinen Nuntius in Deutschland, der Universität verödete Klöster und geistliche Güter bis zum Betrage von 2000 Ducaten einzuverleiben. Winkel=

Um das Jahr 1533 aber war das Ansehen der Studien und ihrer Lehrer schon so gesunken, daß der ausgezeichnete Philologe Jacob Micyllus, Professor der griechischen Sprache, seinem Freunde Melanchthon klagte: er habe nur 60 Gulden Gehalt, und selbst diese winzige Summe werde für Verschwendung erachtet, während man mit Freuden 30 000 Gulden und mehr für ein Pferd des Kurfürsten bezahle [1]. Mit 60 Gulden, sagte Micyllus im Jahre 1537 in einer Eingabe an die Universität, könne er, auch wenn er allein stünde, nicht anständig leben; wie solle er mit seiner zahlreichen Familie auskommen, da auch alle anderen Versuche, etwas zu erwerben, ihm nur einen überaus dürftigen Ertrag gebracht hätten? man möge ihm doch jährlich 100 Gulden verabfolgen lassen. Aber der Senat erklärte: die Mittel der Universität seien so beschränkt, daß er den Gehalt nur auf 80 Gulden steigern könne, 100 Gulden zu zahlen, sei ihm unmöglich; der Kurfürst, an welchen man sich noch wandte, wollte einen Zuschuß nicht gewähren: man solle, bedeutete er dem Senate, dem Bittsteller den nachgesuchten Abschied gewähren [2]. Im Jahre 1571 stellte die Universität dem Landesfürsten vor, wie sich Alles so vertheuert habe, daß man noch vor wenigen Jahren mit 100 Gulden habe weiter kommen können, als jetzt mit dem doppelten Betrag. Die Professur der Ethik sei bereits seit zwei Jahren erledigt, ‚wegen der geringen Besoldung hätten nicht einmal Dorfschulmeister dieselbe gewollt‘: der Kurfürst möge die Bezüge eines jeden Professors durch 16 Malter Korn und ein Fuder Wein vermehren. Friedrich III. verstand sich jedoch nur zu einer ‚Addition‘ von 8 Maltern und einem halben Fuder Wein aus den Gefällen der Hochschule [3]. Außer dieser Zugabe bezogen die sämmtlichen Professoren an den vier Facultäten, 15 an der Zahl, an gewöhnlichen und außergewöhnlichen Einnahmen jährlich 3150 Gulden. Unter diesen 15 Professoren gehörten 6 zu der artistischen Facultät, und diese mußten sich insgesammt mit 780 Gulden begnügen [4]. Im Februar 1595 überreichte der Rector dem Kurfürsten Friedrich IV. einen nähern Bericht der Universität über ‚die Erschöpfung ihres Fiscus, die schlechte Besoldung der Professoren und die Vacanz wichtiger Lehrstühle‘, und bat in langer Rede um Abstellung der Gebrechen [5].

---

mann 1, 250—253; welche Klöster und Stifter auf Grund dieser Vollmacht der Universität durch den Nuntius Sebastian Pighinus incorporirt wurden, vergl. S. 254—259.

[1] Classen, Micyllus 114—115.

[2] Winkelmann 2, 88 No. 809. 810, und 91 No. 838. 839. Classen 139—140.

[3] Winkelmann 2, 134 No. 1170.

[4] Hautz 2, 100—101. ‚Ein Honorar, welches die Professoren bezogen hätten, wird nicht erwähnt.‘ Diese Besoldungen fallen in die Zeit ‚der schönsten Blüte, welche die Universität je erreicht hatte‘! 2, 110.

[5] Winkelmann 2, 169 No. 1407.

In Tübingen bezogen die artistischen Professoren um das Jahr 1542 nicht über 80 Gulden Jahresgehalt; die höchste Besoldung, welche überhaupt gegeben und nur wenigen Professoren der Universität zu Theil wurde, betrug 200 Gulden; gemeinlich beliefen sich die Gehälter auf 40, 72, 80, 120, 140, 160 Gulden; nur besonders bevorzugten Professoren wurde eine freie Wohnung eingeräumt [1].

Wie dürftig auch die Besoldungen in Heidelberg und Tübingen bemessen waren, so wurde doch im Jahre 1586 an der Universität zu Basel dem Rathe vorgestellt: in jenen beiden Städten bezögen die Professoren, obgleich dort ‚Alles viel wohlfeiler' sei, mehr als doppelt soviel wie die Baseler Professoren [2].

Als Graf Johann von Nassau-Katzenelnbogen im Jahre 1577 eine Hochschule in Siegen errichten wollte, wurde auf das genaueste berechnet, wieviel ‚ein Professor mit vier Personen' an jährlicher Besoldung bedürfe. Die Summe belief sich, ‚Papier, Bücher, Ehrenpfennige zu Hochzeiten, Gevatterschaft, Gastungen, Gottespfennige und Rathspfennige' nicht eingerechnet, ‚auf 234 Florin 3 Albus', darunter ‚für Wohnung 7 Fl., für Kleidung und Schuhe für sich, Weib und Kind 28 Fl., für Gesindelohn 3 Fl., für Korn jährlich 10 Malter 50 Fl., für Fleisch 34 Fl. und 18 Albus, für Bier und Wein 47 Fl. 9 Albus' und so weiter [3]. Statt in Siegen wurde die hohe Schule am 1. Juli 1584 zu Herborn eröffnet, jedoch der Gehalt der Professoren nur auf 40—200 Gulden festgesetzt. Dabei ließ die Auszahlung so viel zu wünschen übrig, daß der Professor Hermann Gernberg, welcher 200 Gulden beziehen sollte [4], am 17. Februar 1585 über arge Noth sich

---

[1] Hoffmann 48—52. ‚Nur bei vielfachen Opfern und steten Sorgen' bestand in Tübingen, sagt Hoffmann 56, ‚zwischen Einnahmen und Ausgaben ein Gleichgewicht, offenbar eine Folge des seit Gründung der Universität allgemein eingetretenen Umschwungs in den meisten, namentlich wirthschaftlichen Verhältnissen, welchen die Nachfolger des hochherzigen Stifters (vom Jahre 1477) noch nicht so erkannt hatten, wie es die Erhaltung und angemessene Fortbildung der ihnen von ihm hinterlassenen Schöpfung forderte.'

[2] Thommen 52—53. S. 48 fll. Näheres über die Besoldungen in Basel. ** Gleich schlecht war in Basel für die Bibliothek gesorgt. Die von Bischof Johann von Venningen (1458—1478) angelegte, später sehr bereicherte Büchersammlung, welche sich in dem für academische Feierlichkeiten eingerichteten geräumigen sogenannten Doctorsaal über dem großen Kreuzgang bei der Domkirche befand, ‚wurde nach der Reformation übel verwahrt und zerstreut. Von regelmäßigen Einkünften der Universitätsbibliothek findet sich die erste Spur im Jahre 1550, in welchem die Deputirten erkannten, daß einem jeweiligen Rector der Hochschule jährlich 10 Gulden zur Anschaffung von Büchern gegeben werden sollten.' Lutz, Gesch. der Universität Basel 124—125. Vergl. Thommen 90 fll. über spätere Erhöhung dieser Summe.

[3] Steubing 14. [4] Steubing 101.

beschwerte: er habe erst ‚ein Quartal Besoldung bekommen; um nicht Brodmangel zu leiden, vier Mesten Korn geborgt und den ganzen Winter durch Wasser getrunken‘ [1].

So gut wie ein italienischer Fechtmeister, welchen Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt im Jahre 1602 mit einem Gehalte von 500 Thalern an die Universität Gießen berief [2], oder wie der kursächsische Hofnarr Hensel, der außer ‚Obdach bei Hofe Mahl, Morgen- und Vesperbrod, Schlaftrunk, Licht und Hofkleidung‘ einen Gehalt von 150 Goldgulden bezog [3], stand sich kaum ein einziger deutscher Professor.

Aus der kläglichen und unzureichenden Besoldung der Professoren erklärt sich, daß dieselben allerlei Nebenverdienste aufsuchten und sich häufig Beschäftigungen widmeten, welche ihrer Stellung keineswegs entsprachen und ihr Ansehen tief herabsetzen mußten.

‚Die Gehälter‘, erklärte der Rostocker Jurist Ernst Cothmann, seien so gering, ‚daß es nichts Anderes sei als Tödten, wenn man den Professoren allen um des täglichen Brodes willen betriebenen Handel untersagen wolle‘ [4]. In Jena genossen die Professoren die Freiheit, in dem Collegienbrauhause so viel Bier tranksteuerfrei brauen zu dürfen, als sie für ihre Wirthschaft gebrauchten, und ebenso durften sie aus dem der Universität gehörigen Rosenkeller Wein für sich beziehen, ohne Steuer zu zahlen. Manche Professoren nutzten aber diese Tranksteuerfreiheit dahin aus, daß sie neben ihrer Professur das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offene Wirthstube hielten, wo Studenten zum Zechen sich einzufinden pflegten. Die Visitatoren der Universität mußten oftmals die Frage stellen: ob nicht von den Professoren Vortheils halber in ihren eigenen Häusern die so berüchtigten ‚Pennalschmäuse‘ abgehalten würden [5]. Für Wittenberg ertheilte Kurfürst Johann Georg nach einer stattgefundenen Visitation im Jahre 1614 den Befehl: ‚die Professoren der theologischen und juristischen Facultät, welche genugsames Einkommen haben, sollen inskünftig des Bier- und Weinschenkens, die anderen Professoren aber Gäste zu setzen, sich gänzlich enthalten.‘ ‚Desgleichen soll aller Bier- und Weinschank im Juristencollegium als eine dem Kurfürsten an der Tranksteuer, auch der Jugend und Bürgerschaft schädliche Neuerung

[1] Steubing 24. Längere Zeit hatte die Hochschule gar keine Bibliothek; im Jahre 1607 bestand dieselbe aus 1218 Büchern. S. 161—162.

[2] Archiv für Hessen-Darmstädtische Gesch. 11, 286—287.

[3] Ebeling, Friedr. Taubmann 89.

[4] Tholuck, Academisches Leben 1, 44. [5] Tholuck 1, 283.

alsbald abgeschafft‘ werden. Auch gezieme es sich keineswegs und könne der Universität nicht gestattet werden, während der Vorlesungen ‚in der neuen Trinkstube im großen Auditorium des Collegiums des Kurfürsten Friedrich Gäste zu setzen und Andere damit zum Unfleiß anzureizen‘. Bei Strafe eines Guldens dürfe den Studenten das Zechen in diesem Collegium während der Vorlesungen nicht gestattet werden [1]. In den Heidelberger Statuten vom Jahre 1558 wurde den Professoren jährlich zwei Fuder Wein auszuschenken gestattet [2].

Wenn schon über ‚ganz ungebührliche Hantierungen‘ von Professoren ‚mit Bier- und Weinschenken und was daraus bei Schmäusen Vortheils zu erholen‘ häufige Beschwerden an die Universitäten ergingen, so waren doch die Klagen über ‚gar zu viele Absentionen der Lehrer und Versäumniß der Vorlesungen‘ ungleich zahlreicher. Auch diese Mißstände schrieben sich zum Theil aus den zu geringen Besoldungen her, wodurch die Professoren nach Nebenerwerb sich umsehen mußten, zum Theil fielen sie der Faulheit und Nachlässigkeit derselben zur Last.

Aus Rostock schrieb Johann Culmann im Jahre 1555: ‚Die Professoren sind fast alle abwesend, um eine Visitation des ganzen Mecklenburg vorzunehmen; es sind kaum noch 100 Studenten hier, und auch diese schicken sich an, fortzuziehen.‘ [3] Im Jahre 1589 beschwerten sich die mecklenburgischen Landstände: ‚Die Professoren in Rostock verwenden keinen Fleiß an der Jugend; die Professoren des Rechts erschöpfen das Land, suchen sich an den Leibeigenen des Adels zu bereichern, dienen lieber Fremden als ihrem Vaterlande.‘ [4] Im Mai 1604 berichtete Peter Fabricius aus Rostock seinem Freunde Georg Calixtus: ‚In allen Facultäten herrscht eine solche Schläfrigkeit, daß sie nicht größer sein kann. Einige, die schon drei Jahre lang mit dem Titel Professor geschmückt sind, haben während dieser Zeit noch nicht ein einziges Mal eine Vorlesung gehalten, selbst nicht einmal irgend einen Hörsaal betreten. Geld kann man hier bestens verzehren; aber ich verzweifele daran, hier Gelehrsamkeit zu erwerben.‘ [5]

Auch aus Wittenberg erfolgten wiederholte Klagen über die häufige und lang andauernde Abwesenheit der Professoren [6].

Für Leipzig verordnete Kurfürst Johann Georg im Juli 1616: ‚Weil bisher fast bei allen Professoren großer Unfleiß im Lesen und Disputiren

---

[1] Das kurfürstliche Decret von 1614 mitgetheilt von J. O. Opel in den Neuen Mittheilungen des Thür.-Sächsischen Vereins 11, 206—215.

[2] Tholuck, Academisches Leben 1, 45.

[3] Görges 10 Note 2. [4] Franck, Mecklenburg, Buch 11, 67.

[5] Henke, Calixtus 1, 86 Note 2; vergl. 110 Note 4.

[6] Görges 10 Note 2.

vermerkt worden‘, soll inskünftig jeder Professor der drei höheren Facultäten wöchentlich vier Stunden lesen [1].

‚Zum allerhöchsten bedenklich‘ wurden die Zustände an der von Herzog Julius von Braunschweig gegründeten Universität Helmstädt. Im Jahre 1597 erging nach einer vorgenommenen Visitation eine strenge herzogliche Verfügung: bei Anstellung eines Professors müsse darauf gesehen werden, daß derselbe ‚eines ehrlichen Herkommens, nicht versoffen oder ein Schwelger, nicht zänkisch und collerisch, nicht faul und laßfertig und ein Versäumer‘ sei. Im Jahre 1602 kam dem fürstlichen Consistorium zur Anzeige, ‚daß gar keine Collegien mehr gelesen würden, auch in den Convictorien sich mehr Soldaten als Studenten‘ einfänden. In Folge dessen wurde wiederum eine Visitation abgehalten. Der ‚Abschied‘ derselben vom Januar 1603 besteht fast nur aus einer ununterbrochenen heftigen Beschwerde gegen die Universität. Da die Professoren, hieß es darin unter Anderem, unbekümmert um frühere Befehle, ihre ‚Lectionsverzeichnisse und wie oft ein jeder gelesen und ausgesetzt habe, nicht eingeschickt hätten, so solle nun ihr Famulus eine Zulage erhalten und dafür Buch führen über ihren Fleiß‘. Als der Vollzug dieses Befehls auf sich warten ließ, wendeten sich gegen Ende April die ‚versammelten geistlichen und weltlichen Räthe des Generalconsistorii‘ unmittelbar an den Famulus selbst und forderten denselben nochmals auf, ‚die Listen darüber einzuschicken, welche Stunden die Professoren ausgesetzt‘ hätten; wenn ihn Jemand daran hindere, solle er denselben namhaft machen, ‚damit ferner, was sich deßfalls gebühren werde, fürgenommen werden möge‘. Bald darauf kam die ganze Universität mit dem Bittgesuche ein, man möge sie ‚mit der Inspection ihres Famuli in Gnaden verschonen, weil dies doch sehr schimpflich und unerhört sei, und sie bei Fremden und der studirenden Jugend in Verachtung und großen Despekt bringen könnte‘ [2]. Ob zeitweilig ein größerer Fleiß der Professoren eingetreten, läßt sich nicht nachweisen; wie es damit ein Jahrzehnt später aussah, zeigt ein Schreiben des Landesfürsten aus dem Jahre 1614, in welchem den Professoren vorgehalten wurde: ‚Es beschwert sich unsere getreue Wolfenbüttel'sche Landschaft zum Höchsten, daß ihr samt und sonders (jedoch etwa zwei oder drei ausgenommen, deren Fleiß wir mit Gnaden vermerkt), wohl in 16, 20 und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfrist, nicht Eine Lection gelesen und also die liebe Zeit verspielet und die studirende Jugend versäumet.‘ Der Helmstädter Prediger Julius Strube nennt die dortigen Professoren ‚ein träges Drohnengeschlecht‘ [3].

---

[1] Codex Augusteus 1, 917. [2] Henke, Calixtus 1, 90—95.
[3] Tholuck, Academisches Leben 1, 122.

Die Beorderung des Universitätspedellen als Beaufsichtigers der Professoren war allerdings ‚schimpflich‘ genug; aber die Helmstädter irrten sich, wenn sie meinten, dieselbe sei ‚unerhört‘. Auch an anderen Universitäten war eine solche Beaufsichtigung, sei es durch eigens dazu bestellte Studenten oder durch den Pedellen, eingeführt, zum Beispiel in Marburg und Gießen [1]. Bezüglich Marburgs war die Regierung im Jahre 1549 ‚in Erfahrung gekommen, daß etliche Professoren ihre Lectionen unfleißig versehen, etliche aber gar nicht öffentlich lesen‘ [2].

An der Universität zu Basel mußte der Pedell ‚jeden zweiten Samstag bei den einzelnen Herren vorsprechen und sie fragen, ob sie fleißig gewesen seien: wahrheitsgetreu sollten sie ihm die Anzahl der versäumten Lectionen angeben‘. Nach einer Verordnung vom Jahre 1571 sollte jeder Professor der drei oberen Facultäten für eine versäumte Vorlesung einen halben Gulden zahlen; für die Lehrer an der Artistenfacultät bemaß sich das Strafgeld auf 3—5 Batzen. Allein diese Verordnung hatte so geringen Erfolg, daß sie in den Jahren 1573, 1576, 1578 von Neuem eingeschärft werden mußte. Die Entschuldigung der Professoren: sie könnten nicht lesen, weil sich keine Zuhörer einstellten, wollte die Behörde nicht gelten lassen. Jeder Professor, verfügte sie im Jahre 1583, müsse sich ‚zu der für die Vorlesung bestimmten Stunde im Hörsaale einfinden und bis zu einer halben Stunde warten, ob nicht vielleicht ein Hörer sich hereinbegeben würde‘ [3]. ‚Viele Professoren der Universität‘, besagt eine Beschwerdeschrift des Baseler Rathes vom Jahre 1601, ‚versehen ihre Lectionen schlecht und lesen oft das ganze Jahr nicht‘; der Rector solle einen solchen Professor ‚im Wiederholungsfalle sofort absetzen und einen andern zum Nachfolger vorschlagen‘ [4].

Nur sehr selten findet man in den Geschichten der Universitäten einen Lobspruch, wie ihn Graf Johann von Nassau den Theologieprofessoren Caspar Olevian und Johannes Piscator an der hohen Schule zu Herborn ertheilte: die beiden, rühmte er im Jahre 1585, ‚halten es für eine Todsünde, wenn sie eine Predigt oder eine Lection oder zwo versäumen sollen‘ [5].

---

[1] Rommel, Hessische Gesch. 3, 387—388. Buchner 255—256. Ueber die ‚Beaufsichtigung‘ in Ingolstadt vergl. oben S. 157.

[2] Hildebrand, Urkundenbuch der Universität Marburg 48.

[3] Thommen 57—58. [4] Thommen 53.

[5] Zeitschr. für die histor. Theologie 11, Heft 4, 108. Graf Johann hatte die Schule zu Herborn im Jahre 1584 errichtet, weil er ‚nicht unzeitig vermerkt, welcher Gestalt jetziger Zeit die Schulen, so der reformirten Religion zugethan, nicht allein wenig sein, derselben auch eines Theiles sehr schwerlich, dagegen aber die päpstlichen Jesuitenschulen sich heftig stärken und zunehmen, sondern auch insgemein bei allen christlichen Schulen durch Vorschub des Satans viel unzähliger Mißbräuche, Mängel

Das abfälligste Urtheil über die deutschen Hochschulen sprach der Schweizer Theologe Rudolf Walther aus. Auf seiner Reise in Deutschland hatte er mehrere derselben besucht und mit hervorragenden protestantischen Theologen engere Verbindung angeknüpft; er berichtete nun als Ergebniß seiner Erfahrungen im Jahre 1568: ‚Die deutschen Hochschulen befinden sich jetzt in einem solchen Zustande, daß außer dem Dünkel und der Nachlässigkeit der Professoren und der frechen Sittenlosigkeit, die da herrscht, nichts Beachtenswerthes an ihnen ist. Doch wird Heidelberg vor anderen gepriesen: die von allen Seiten drohenden Kämpfe lassen nicht zu, daß diese Universität einschlafe.‘ [1]

Die Heidelberger Universität erfreute sich damals als Hauptbildungsstätte der Calvinisten eines sehr starken Besuchs von In- und Ausländern. Die jährlichen Immatriculationen beliefen sich durchschnittlich auf 150 bis 200; im Jahre 1568 wurden 213, im folgenden Jahre 166 neue Studenten eingeschrieben. Aber weder die Zahl der Vorlesungen noch die ihrer Zuhörer war erfreulich. Als Kurfürst Friedrich III. am 30. März 1569 die Professoren aufforderte, genau anzugeben, was jeder lese und wie viele Zuhörer er habe, erfolgte der Bericht: In der theologischen Facultät, in welcher drei Professoren thätig waren, ‚erklärt Boquin den Brief an die Epheser, zählt nicht ängstlich seine Zuhörer, muthmaßlich mögen es 45 sein. Tremellius erklärt das Buch Hiob; zählt seine Zuhörer nicht; ihre Zahl ist etwa 35. Zanchius ist auf der Messe in Frankfurt am Main‘. Von den vier Professoren der juristischen Facultät hatte der erste etwa 8, der zweite nach der Angabe seines Famulus etwa 25—30, der dritte ‚bald mehr bald weniger‘, der vierte 10—15 Zuhörer. Die Angaben über die sechs Professoren der artistischen Facultät lauten: ‚Strigel, Professor der Ethik, liest über Aristoteles' Ethica ad Nicomachum, hat nach Zeit und Gelegenheit bald mehr, bald weniger Zuhörer. Xylander liest über das Organon des Aristoteles, zählt seine Schüler nicht, weil es gegen die Würde eines ordentlichen Professors sei; auch sei in solchen Dingen die Menge nicht entscheidend. Niger, Professor der Physik, hat etwa 25 Zuhörer. Witekind, Professor der griechischen Literatur, und Grynäus, Professor der Mathematik, sind auf der Messe in Frankfurt. Pithopöus, Professor der lateinischen Sprache, liest über verschiedene Bücher des Cicero; hat sich niemals um die Zahl seiner Zuhörer bekümmert, es mögen dermalen etwa 50 sein.‘ Am unerfreulichsten war der Befund in der medicinischen Facultät. Von den drei Professoren der-

und Unwissenheit zu spüren, daß dergestalt die vornehmsten Fines in Wind geschlagen und außer Acht gelassen werden‘. Steubing 252—253.

[1] Döllinger 1, 509.

selben war einer abwesend, die beiden anderen hatten zusammen nur 8 bis 9 Zuhörer[1].

So war denn im Verhältniß zu der Zahl von etwa 800 anwesenden Studenten der Collegienbesuch ein äußerst geringer und gab zu Klagen genugsam Veranlassung.

An anderen Universitäten sah es damit noch schlimmer aus. Wenn einerseits über den Unfleiß und die Fahrlässigkeit sehr vieler Professoren begründete Beschwerden geführt wurden, so waren die Beschwerden über ‚schier immer zuwachsende Faulheit, Vernachlässigung der Lectionen, Roheit, Zuchtlosigkeit und lasterhaftes Leben' der studirenden Jugend ungleich häufiger und verstärkten sich von einem Jahrzehnt zum andern.

Wie in Wien, Ingolstadt, Freiburg im Breisgau und an anderen unter katholischen Obrigkeiten stehenden Universitäten, so wurde auch an den protestantisirten die zunehmende Verwilderung der Studenten vielfach hergeleitet aus dem Verfalle der Collegien und Bursen, welche ehemals eine strenge Aufsicht geführt hatten.

‚Der Zerfall aller Disciplin und Ordnung an den hohen Schulen', predigte ein protestantischer Theologe im Jahre 1564, ‚kommt zumeist aus dem Zerfall der Collegien, so in der papistischen Zeit, als man sich wohl noch zu erinnern weiß, für feine Zucht vielfältiglich gesorgt haben und die Studirenden zu Fleiß und Arbeit anhielten.'[2]

Die Universität zu Leipzig erklärte wiederholt, auch schon bevor sie eine protestantische Anstalt geworden: Das freie, nicht beaufsichtigte Leben der Studenten in den Bürgerhäusern führe zu Raufereien, Empörungen und Todtschlägen, zumal denselben das Tragen von allerlei Waffen nicht untersagt werde[3]. In einem Berichte an Herzog Heinrich von Sachsen heißt es im Jahre 1539 über einen vorgefallenen Aufruhr: derselbe sei ‚vornehmlich durch Diejenigen erweckt worden, die in der Stadt bei den Bürgern Haus und Tisch und gänzlich ihren freien Willen haben, Niemand gehorchen' und den anderen Studenten ‚große Ursache' gäben zu ‚viel Unehrlichkeit'[4]. Der hochangesehene lutherische Rechtsgelehrte Melchior von Ossa schrieb im Jahre 1555: Zur Zeit seiner Jugend, unter dem Herzog Georg dem Bärtigen, habe sich die Leipziger Hochschule in einem blühenden Zustand befunden; jetzt sei sie ‚eine

---

[1] Hautz 2, 58—60.

[2] Eine heilsame Predigt (vergl. oben S. 135, Note 1) Bl. B.

[3] Vergl. die Schriftstücke bei Stübel 274. 279. 280. 286. 287. 316. 353.

[4] Stübel 520.

arme, betrübte, fast gefallene' Anstalt. ‚Mit vielen Vorzügen', sagte er, ‚ist die Universität von den Fürsten begabt und gefreiet, Collegiaturen und Stipendien sind in guter Anzahl vorhanden: wäre man der alten Ordnung nachgegangen, so würde Alles in gedeihlichem Wesen sein. Mit Freude hat man sich der Zeit zu erinnern, da alle Collegien voller gelehrter Leute und Studenten, alle Stuben und Kammern bewohnt gewesen. In allen Collegien waren Magister, welche die Knaben in großer Anzahl in Kost und Lehre hatten und Letztere unter besonderer Aufsicht von feinen alten Baccalaureen standen; da durfte kein Knabe ohne Erlaubniß des Lehrers in die Stadt gehen.' Ossa erwähnt des großen Collegs, des Fürsten- und Frauen-Collegiums, der gelehrten Collegiaten, welche gemeinsamen Tisch geführt und die Möglichkeit gehabt hätten, den Wissenschaften obzuliegen: ‚das Alles' aber sei ‚in Verfall gekommen'. Mit nicht geringen Schmerzen seines Gemüthes müsse er dieß anzeigen. ‚Nicht ein Meister hält mehr für Knaben Tisch; die schönen Gebäude gehen dem Verfall entgegen; die jungen Leute müssen bei irgend einem Bürger oder Kaufmann sich eindingen, wo sie bisweilen seltsame Gesellschaft haben, ärgerliche Reden hören und schon in der Jugend durch Aergerniß jämmerlich vergiftet werden.'[1]

‚Wenn ich betrachte,' sagte Melanchthon in einer öffentlichen Rede an der Universität zu Wittenberg im Jahre 1537, ‚wie in dieser Zeit die Zucht darniederliegt, die Frechheit herrscht, so ergreift mich ein tiefer Schmerz. Niemals war die Jugend so aufsässig gegen die Gesetze, sie will nur nach eigenem Willen leben, dem fremden sich nicht fügen. Gegen das Wort Gottes und die Gesetze ist sie taub.' ‚Es ist nicht Gottes Wille,' mahnte er die Studenten vier Jahre später, ‚daß ihr hier zusammenkommt wie ein trunkener Haufe zu den Bacchanalien oder wie Centauren zum Schmause.'[2] Auch Luther erklärte es für ‚leider allzu wahr', daß ‚die Jugend jetzt so wüst und wild' sei und ‚sich nicht mehr wolle ziehen lassen': ‚Gehen hin im dummen Sinn, sind wüste und unerzogen; wachsen in ihrem Sode und Muthwillen auf.' Insbesondere sei die Trunkenheit allenthalben ‚nun gar mit Wolkenbruch und Sündflut eingerissen', habe ‚Alles überschwemmt'. ‚Wir haben', schrieb er im Januar 1544 an den Kurfürsten Johann Friedrich über heimliche Verlöbnisse in Wittenberg, ‚einen großen Haufen junges Volk aus allerlei Landen, so ist das Meydevolk kühne worden, laufen den Gesellen nach in ihre Stüblin, Kammer . . . und ich höre, daß viel Eltern sollen

---

[1] v. Langenn, Melchior von Ossa 183–185.

[2] Corp. Reform. 10, 934. 939. Ueber einen Wittenberger Studentenauflauf vom Jahre 1520 (die Studenten wollten an zehn Enden der Stadt Feuer anlegen) vergl. Förstemann, Neue Mittheilungen 8, Heft 2, S. 51—71.

ihre Kinder heimgefordert und noch fordern und sagen: wenn sie ihre Kinder zu uns schicken in's Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals.' ,Wir leben in Sodoma und Babylon,' sagte er in einem Briefe an den Fürsten Georg von Anhalt, ,Alles wird täglich schlimmer.' Im Jahre vor seinem Tode verließ er einmal Wittenberg und beauftragte seine Hausfrau, dort Alles zu verkaufen. ,Vielleicht wird Wittenberg, wie es sich anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veitstanz, noch St. Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebub's Tanz kriegen. Nur weg aus dieser Sodoma.'[1] ,Junge Gesellen, künftige Theologen', äußerte sich Luther's Hausfreund Mathesius, ,blöcken und schreien wie die anderen Waldesel, und da sich sonst der Berghauer und Handwerksgesell durch bürgerliche Ordnung ziehen und zähmen läßt, so haben Büttel und Wächter an jenen zu ziehen und discipliniren; und die sollen darnach Diener Jesu Christi geben und treulich predigen und Kinder zu Gottesfurcht und Tugend erziehen: das will mir in meinen Kopf nicht.'[2] Caspar Schwenkfeld behauptete, ohne Widerspruch zu finden: In Wittenberg sei ,ein solch unsinnig wüst Wesen, daß es zu erbarmen'; es sei dort ,so gar keine Zucht noch Gottesfurcht, und ein wild, frech und ungezogen Volk', besonders unter den Schülern Melanchthon's, ,so daß Doctor Major unlängst in seiner Predigt soll geklagt und gesagt haben: „Unser Wittenberg ist so weit beschrieen, und es meinen andere Leute, daß eitel Engel hie seien; wenn sie aber herkommen, finden sie lebendige Teufel"'[3]. Unter den Studenten, berichtete im Jahre 1557 ein in Wittenberg studirender Breslauer, ,trägt sich so viel Betrübendes zu, daß dem Melanchthon bei seinen Vorlesungen bisweilen die hellen Thränen aus den Augen stürzen und er oftmals sagt: der grenzenlose Muthwille der Jugend sei ein Zeichen, daß der Weltuntergang nahe bevorstehe'[4]. Wider die unzüchtige Tracht der

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 571—572. Brief bei de Wette 5, 615. In einer ,Ernsten Vermahn- und Warnschrift an die Studenten zu Wittenberg', welche Luther am 13. Mai 1543 an die Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ, sagte er: ,Ihr wollet ja gewißlich gläuben, daß der böse Feind solche H.... hieher sendet, die da grätzig, schäbig, garstig, stinkend und französicht [mit der Franzosenkrankheit behaftet] sind, wie sich leider täglich in der Erfahrung befindet. Daß doch ein gut Gesell den andern warne, dann eine solche französichte H... 10, 20, 30, 100 guter Leute Kinder verderben kann.' ,Wer nicht ohne H.... leben will, der mag heimziehen und wo er hin will; hie ist ein christlich Kirch und Schule, da man soll lernen Gottes Wort, Tugend und Zucht. Wer ein H.... treiber sein will, der kann's wohl anderswo thun. Unser gnädiger Herr hat diese Universität nicht gestiftet für H.... jäger und H.... häuser, da wisset euch nach zu richten.' Bei de Wette 5, 561; vergl. Meyer, Studentica 6. Vergl. auch über Luther's Klagen Löschke 184—186.

[2] Historia Christi 2, 112[a].

[3] Andere Verantwortung auf Melanchthon's Beschuldigung (1556) Bl. A 3[a].

[4] Löschke 184.

Studenten wurden wiederholt strenge Verbote erlassen. ‚Die Studenten in allen Facultäten‘, hieß es in einer Verfügung aus dem Jahre 1546, ‚sollen nicht zerschnitzelte, noch kurze Kleider tragen, sondern ihre Kleider sollen ehrlich und einer ziemlichen Länge sein, denn es zumal eine große Leichtfertigkeit und Mißstand ist, so die Jugend in kurzen Kleidern vor ehrlichen und züchtigen Frauen gehet.‘ [1] Der verhängnißvolle Verfall der Zucht, schrieb

[1] Grohmann 1, 208. Eine gleiche Verordnung erfolgte im Jahre 1562. Meyer, Studentica 5, wo auch eine Aeußerung des Christophorus Hegendorfinus aus dem Jahre 1529. In Jena wurde den Stipendiaten verboten, ‚Pluderhosen, gar kurze Kleider und zottige Hosen‘ zu tragen. Kius, Stipendiatenwesen 148. Uebrigens kamen ungebührliche und unzüchtige Trachten der Studenten schon im ausgehenden Mittelalter vor. In Leipzig sah sich der Rector Andreas Frießner im Jahre 1482 zu einer scharfen Verfügung genöthigt, in welcher die eingerissene, ‚zuvor unerhörte Ueppigkeit und liederliches Wesen in Kleidung und Geberden‘, namentlich auch unzüchtige Körperentblößungen, sowie das Tragen von Schwertern, Messern, Degen und anderen Waffen verboten wurden. In Folge dieses Verbotes entstanden ‚besorgliche und erschreckliche Aufläufe‘, so daß der Rector und andere Mitglieder der Hochschule kaum ihres Lebens sicher waren. Im Jahre 1510 beschwerte sich dort ‚die sächsische Nation‘: ‚Die Studenten, Magistri und Doctores tragen widerliche, weltliche und schändliche Kleider, Hauben, Messer und Gewehr als die Laien: solches macht an der Universität eine große Dissolution.‘ Stübel 226—231. 379. Auch in Heidelberg, in Wien und an anderen Universitäten mußten schon während des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfang des sechzehnten wiederholte Verfügungen wider üppige und ungebührliche Kleidung ergehen. Vergl. Thorbecke 61 und Note S. 53*. ‚Der Unterschied der vornehmeren oberen Facultäten, zu denen der Zugang nicht so leicht zu erreichen war, und der untern Facultät, die allen ohne Unterschied Aufnahme gewährte, tritt uns entgegen. Von den zeitraubenden und ärgerlichen Pflichten einer genauen disciplinarischen Aufsicht war hier keine Rede. Die Studenten des Rechts waren ältere Leute von gesetzter Haltung, die sich ihre Grade bei den Artisten schon erworben hatten, die nicht selten an der Spitze der ganzen Universität erschienen, den Studien jedenfalls mit klarer Vorstellung ihrer Bedeutung und dem ruhigen Ernste eines bewußten Willens folgten. Bei ihnen war es kaum nöthig, auf die vorgeschriebene Kleidung und Sitte oder auf den Fleiß in der Studienarbeit zu weisen.‘ Ebenso in der theologischen Facultät. ‚Zucht und Ordnung verlangten kaum eine gesetzliche Bestimmung, denn die Scholaren der theologischen Facultät waren wohl fast ausnahmslos Magister der Artisten und eingelebt in die Forderungen, welche die Sitte stellte; doch schien es von Zeit zu Zeit angezeigt, gerade weil hier eine Uebertretung am empfindlichsten berühren mochte, längst bekannte Vorschriften über die Kleidung nochmals in Erinnerung zu bringen.‘ Thorbecke 103—104. 109. Zu Wien wurde im Jahre 1513 die Kleidung der Studenten und der Baccalaureen von Neuem genau vorgeschrieben, das Waffentragen verboten. Kink 1, 228 Note 266. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ging in Folge der wachsenden allgemeinen Verwilderung an den meisten Hochschulen auch in den ‚oberen Facultäten‘ bezüglich der Kleidung ‚Alles aus Rand und Band‘. Die Lehrer an den hohen Schulen, schrieb Joachim Westphal im Jahre 1565, kleiden sich ‚reuterisch, kurz, zerhackt, zerlumpt, gehen äffisch und unbedeckt für männiglich einher, wie die groben Leute: man würde sie eher für Reutersknaben, Handwerksburschen, Tanzjunker, Bieramseln, als für Schulregenten ansehen‘. Hoffartsteufel Bl. R 7.

Ursinus im Jahre 1556, reiße in Wittenberg selbst den guten Lehrern die Zügel aus der Hand. Als Melanchthon einmal unter die in der Nacht tobenden Studenten eilte, um ihrem Rasen Einhalt zu thun, griff ihn ein Student mit blanker Waffe an. Wilde Trinkgelage und Schlägereien kamen fast täglich vor, und man konnte kaum eine Wohnung finden, welche davor Sicherheit bot[1]. Im Jahre 1560, wenige Monate nach Melanchthon's Tod, mußte der Senat der Universität ‚das abscheuliche Verbrechen' rügen, daß ein Haufe aufrührerischer Studenten ‚des theuersten Lehrers Haus', in welchem dessen Tochtermann Caspar Peucer, damals Rector der Hochschule, wohnte, während der Nacht erstürmt, alle Fenster zertrümmert, die Wände eingebrochen habe[2]. Im Jahre 1562 befürchtete man wegen der herrschenden Zügellosigkeit den Untergang aller Studien, eine cyclopische ‚Barbarei'[3]. ‚Nichts erschreckt tugendliebende Männer mehr', sagte in demselben Jahre Professor Paul Eber in einer öffentlichen Rede, ‚als diese Ausgelassenheit der Sitten und Verachtung aller Zucht, dieses freche Toben, Wüthen, Stehlen, selbst bei Solchen, welche kaum den Knabenschuhen entwachsen sind.'[4] Im Jahre 1564 heißt es in einem academischen Programm: ‚Wir erfahren es, wie das Leben Vieler an den Universitäten beschaffen ist. Alle klagen darüber, und redliche Leute bedauern es. Wir wollen aber unsere Schande durch Aufzählung nicht bekannt machen: die meiste Schuld besteht in Ungehorsam und Trunkenheit.'[5] ‚Es ist landrüchig,' schrieb gleichzeitig der Regensburger Prediger Waldner, ‚wie gottlos sich unter den Wittenberger Studenten viele mit Unzucht, Spielen, Gottschänden, Lästern, Fluchen und Vollsaufen halten.'[6] Zwei Söhne des Herzogs Philipp von Pommern, welche in den Jahren 1563 bis 1565 in Wittenberg studirten, fanden so viel Dürftigkeit geistigen Lebens, so viel Roheit, Ausschweifungen jeder Art, Sittenlosigkeit und Gemeinheit, daß sie sich von dort hinwegsehnten. Sie hatten Wohnung genommen im ehemaligen Augustinerkloster, welches Luther früher vom Kurfürsten von Sachsen zum Geschenke erhalten hatte und wo jetzt dessen Sohn Martin Wirthschaft hielt. Sie konnten aber dort nicht bleiben, weil über ihren Zimmern sieben Stuben voll waren von allerlei Studenten, Franzosen und

---

Die Studenten richteten sich nach ihren Lehrern, und so fand man nach den Worten Westphal's nirgends mehr als an den Universitäten ‚so seltsame, närrische, ungeheuere, fremde, üppige, leichtfertige, freche, prächtige, unverschämte Kleidung'. Die Universitäten dienten den Gymnasien zum Vorbild; vergl. oben S. 49 fll.

[1] Vergl. Gillet, Crato von Crafftheim 1, 101—102. 105—106. Hautz 1, 91.

[2] Strobel, Neue Beiträge 1b, 106—108.

[3] Arnold, Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie 1, 715—716.

[4] Döllinger 2, 160. [5] Döllinger 1, 514.

[6] Waldner, Verzeichniß der beschwerlichen Punkte Bl. B b.

Pollaken, Schwaben und Franken, deren unordentliches Leben bei Tag und Nacht große Störung verursachte. Ihre Bitte an den Hausherrn, daß er Wandel schaffen und diese Studenten entfernen möchte, war vergeblich; denn der in seinen Vermögensverhältnissen herabgekommene Luther, ‚in rohe Ausschweifung versunken, war taub gegen Alles, was ihm als eine Schmälerung seines Erwerbs erschien, den er auch auf unrechtem Wege fand'. ‚Mit Saufen und anderen Dingen, die zu erwähnen unnöthig', schrieb einer der Herzoge, geht es in Wittenberg ‚so unordentlich zu, als es vielleicht an anderen Orten nicht geschehen mag'[1]. Auch wegen häufiger Wilddieberei waren die Studenten berüchtigt. Sie gehörten zu den Jagdfrevlern gefährlichster Art. Nach einem Berichte vom Jahre 1574 gingen sie in Rotten von acht, zehn und noch zahlreicher mit Büchsen aus, bedrohten die kurfürstlichen Förster, stellten sich denselben zur Wehr[2].

Kurfürst August drohte einmal, die Professoren einen nach dem andern ‚beim Schopf' zu nehmen und ein paar Fähnlein Söldner in die Stadt zu legen, wenn die Universität nicht eine strengere Gerechtigkeitspflege wahrnehme[3]. Im Jahre 1583 wurde der kurfürstliche Befehl verkündigt: ‚Wer mit Fehdebriefen, Wegelagerungen oder sonst etwas Thätliches vornimmt oder einen solchen muthwilligen Frevler wissentlich hauset, heget und unterschleift, ihm Rath, Beistand und Vorschub erzeigt, soll ohne weitere Erklärung in die höchste Landesacht verfallen und mit dem Schwerte hingerichtet werden.' Eine Strafverordnung des Kurfürsten Christian I. vom Jahre 1587 richtete sich gegen ‚die unruhigen und muthwilligen' Studenten, welche ‚bei nächtlicher Weil auf den Gassen nicht allein hin und wieder schweifen, sondern auch alle diejenigen, die ihnen begegnen, darnieder schlagen', ‚fürnehmlich auch mit Spießen, Stangen,

---

[1] Medem, Die Universitätsjahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern (in Wittenberg 1563—1565). Anklam 1867. Baltische Studien, Jahrg. 9, Heft 2, S. 105—110. Der Däne Vorbing schickte im Jahre 1559 seinen Enkel nur wider den Willen seines Vaters nach Wittenberg, weil die dortige Universität eine ‚schola insolentiae et petulantiae' sei. Tholuck, Academisches Leben 1, 276. Ueber die Zügellosigkeit des damaligen Studentenlebens siehe auch die Aufzeichnungen des Magisters Victorin Schönfeld. Vergl. Bechstein, Kalendertagebuch 10—11.

[2] Falke, Kurfürst August 341 Note 18. Ueber eine Verwüstung des kurfürstlichen Weinbergs durch eine Rotte von Studenten heißt es im Jahre 1565 in den Academischen Schriften: ‚Ante paucos dies quidem scholastici facta irruptione in vineam Illustrissimi principis Ducis Saxoniae Electoris, multa non tantum petulanter sed scelerate ac crudeliter designarunt, rupta maceria, effractis foribus, fornace, pulsatis miseris mulierculis, quarum altera fuit puerpera, caede etiam, ut audimus, intentata misero infanti vagienti in cunis, ipsa puerpera vix manus horum crudeles effugit.' Grohmann 1, 202.

[3] Ebeling, Friedr. Taubmann 115.

langen oder kurzen Röhren, auch Sturmhauben sich bei der Nacht sehen' lassen ,und dabei mit Stürmung der Häuser, viehischem Geschrei und sonsten allerhand Muthwillens und Frevels sich unterstehen, auch darunter der Todten in den Gräbern nicht schonen'. Im Jahre 1591 wurden die Studenten von Neuem ermahnt, abzustehen vom ,Häuser-Stürmen, Wegelagern, nächtlichen Ueberfällen, Fenster Auswerfen, Rottiren'. Die Studenten trugen Waffen aller Art, ,Schwert, Messer, Dolche, Bleikugeln, Wurfkreuz, Barten, Hammer und Büchsen', und duellirten sich wohl gar auf öffentlicher Straße. Strafverordnungen, welche Einhalt thun sollten, blieben erfolglos [1].

Als Friedrich Taubmann, Professor der Dichtkunst, im Herbste 1608 das Rectorat der Universität anderen Händen übergab, schilderte er in einer öffentlichen Rede die allgemeine Verkommenheit [2]. Er warnte darin vornehmlich auch vor der Trunksucht und ihren Folgen. Allein seine Warnungen mußten ihren Zweck verfehlen, weil er selbst diesem Laster nur zu häufig ergeben war, nicht selten an den Trinkgelagen der Studenten sich betheiligte, dabei die Herrschaft über sich bisweilen vollständig einbüßte, und am Kurhofe in Dresden, wo er bei allerlei Gelegenheiten die Rolle eines ,lustigen Rathes' zu spielen hatte, sich zeitweilig in eine solche Trunkenheit versetzen ließ, daß er sich am Boden wälzte, im Pferdestall auf Stroh gebettet wurde und die Knechte ihren unreinen Muthwillen an ihm verübten. Der kurfürstliche Geheimrath Roling berichtete einmal als Augen- und Ohrenzeuge einem Freunde folgenden Vorfall. Kurfürst Christian II. erkundigte sich in Dresden eines Tages über Tisch bei dem Wittenberger Professor der Dichtkunst nach dem allgemeinen Verhalten der dortigen Studenten. Taubmann schwieg unter eigenthümlichem Gesichterschneiden. Sofort nach aufgehobener Tafel aber nahm er den Degen eines Hofherrn, ging damit in den Schloßhof hinab, lief dort unter fürchterlichem Johlen und Schreien herum, hieb mit dem Degen auf das Steinpflaster, bedrohte die herbeigelaufenen Knechte und Mägde, riß sich die Kleider vom Leibe und zeigte sich überhaupt äußerst ungeberdig. Der Kurfürst, durch den Lärm an das Fenster gelockt, befahl Taubmann, herauf zu kommen, und fragte ihn, was er für tolles Zeug begehe. ,Kurfürstliche Gnaden,' lautete die Antwort, ,ich wollte nur ein schwaches Bild des allgemeinen Verhaltens der Wittenberger Studenten geben.' [3]

---

[1] Leges acad. Witenberg. 172. 181. 185. O. Dolch 63 fll. 70. Meiners 4, 53.

[2] Er gab die Rede heraus unter dem Titel: Rector sive Hercules Academicus. Wittenberg. 1609. Vergl. Grohmann 2, 216. Ebeling, Friedr. Taubmann 124.

[3] Ebeling, Friedr. Taubmann 66. 80—84. ,Eines Tages befahl Christian II., den Professor nicht eher von dannen zu lassen, als bis er gänzlich betrunken sei. Ehe es jedoch dahin kam, vomirte Taubmann über die Tafel hinweg und rief: Ihr Herren alle, ist Euer Saufen keine Unehre, so ist mein Speien auch keine Schande!' S. 170

Daß die Universität im Jahre 1596 sich genöthigt sah, in ihren Gesetzen an allererster Stelle die Studenten aufzufordern: ‚Seid keine Diebe!‘ [1] hing zusammen mit dem verschwenderischen Leben derselben und den ‚vielen Schulden, welche sie aufhäuften und nicht bezahlen‘ konnten. ‚Zwei Uebel‘, besagt ein Universitätserlaß vom Jahre 1571, ‚schaden nach auswärts unserem Rufe und verderben von Grund aus unsere Disciplin: wobei wir bekennen müssen, daß alle Mittel, welche wir bisher dagegen ersonnen haben, ohne Wirkung geblieben sind. Das erste Uebel ist die ungeheuere Schuldenlast der Studirenden, welche Alles verschwenden, und ausschweifen; das zweite, aus welchem jenes großentheils entspringt, besteht darin, daß die meisten jungen Leute ohne Aufseher, welche ihre Studien und Sitten leiten und ihre Gelder verwalten könnten, umherirren.‘ [2]

Bei all diesen schweren Uebelständen muß man jedoch in Anschlag bringen, daß die Stadt mit Studenten aus fast allen Nationen Europa's ganz überfüllt war und dadurch die Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung die größten Schwierigkeiten bot. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts zählte die Universität zuweilen 3000 Studenten; um das Jahr 1598 wird die Zahl auf über 2000 angegeben; im Jahre 1613 fanden nicht weniger als 786 Immatriculationen statt [3].

‚Als ein besonderes Verderbniß der evangelischen Hochschulen‘ wurden von den Protestanten selbst ‚die unaufhörlichen Beißereien und theologischen Streitigkeiten unter den Professoren‘ bezeichnet, weil diese ‚eine wahre Zucht der studirenden Jugend‘, welche sich an den Streitigkeiten betheiligte, unliebsame Lehrer verfolgte und beschimpfte, ‚nicht aufkommen‘ ließen.

‚Man sehe doch hin‘, heißt es in einer Predigt vom Jahre 1571, ‚nach Wittenberg, nach Jena, Frankfurt an der Oder, Königsberg und schier nach allen hohen Schulen, so unter dem Licht des lieben Evangeliums blühen sollten, wie viel Zank und Neid, Hader und Verfolgung, Verjagung und Austreibung unter den Lehrern hat es dort gegeben und gibt es annoch, daß man wohl von hohen göttlichen Wundern sprechen könnte, wenn nicht die

---

No. 22. Daß ‚ein berühmter Dichter und Universitätslehrer‘ die Stelle eines Hoflustigmachers in Dresden bekleidete, ‚warf einen Schatten der Entwürdigung auf das Ansehen aller Universitätslehrer in Sachsen, sowohl in den Augen der Beamten als des Adels im Lande‘. S. 88.

[1] Vergl. Tholuck, Academisches Leben 1, 273.

[2] Meiners 4, 79—83; vergl. 73—78.

[3] Tholuck, Academisches Leben 2, 2. 142. ** Vergl. oben Note S. 173.

Jugend dieser Schulen dadurch ebenmäßig in all diese Laster gerathen und vielfältig von Grund aus verdorben werden sollte.‘ [1]

Die von dem Prediger an letzter Stelle genannte Universität zu Königsberg war vom Herzog Albrecht von Preußen im Jahre 1544 nach dem Muster der Wittenberger als eine Pflanzstätte des Protestantismus für den ganzen Nordosten des Reiches in’s Leben gerufen worden. In seiner Stiftungsurkunde sagte der Herzog: er habe auf den meisten Universitäten ein Leben wahrgenommen, wie es nicht nur christlicher Schulen, sondern überhaupt jeder bürgerlichen Gesellschaft unwürdig sei; seine Anstalt solle dagegen eine Werkstätte der Frömmigkeit und Tugend sein. In den Statuten wurde unter Strafe des Carcers und der Relegation den Studenten der Besuch der theologischen Vorlesungen und des Gottesdienstes geboten; sogar die Doctoren und Professoren, von welchen man Unliebsames befürchtete, wurden mit Carcer oder gar mit körperlicher Strafe bedroht. Zwei Jahre später erging die Klage: ‚Wie durch ein Verhängniß‘ herrsche eine völlige Zerrüttung der Disciplin und ein unglaublicher Trotz und Starrsinn der Studirenden. In den academischen Gesetzen mußte ausdrücklich untersagt werden: Häuser zu belagern, Thüren zu erbrechen, Gärten zu verwüsten. Die Streitigkeiten der Studenten mit den Handwerkern und Kaufleuten waren so heftig, daß es zu blutigen Kämpfen, selbst Mordscenen kam, und deshalb der Vorschlag gemacht wurde, die Universität nach Wehlau zu verlegen. Im Jahre 1553 legte Sabinus, Melanchthon’s Schwiegersohn, Rector der Anstalt, das Bekenntniß ab, daß alle Sittenzucht verschwunden sei. Der Herzog mußte einen Befehl erlassen wider die eingerissene Unsitte, ‚schändliche und schmähliche Pasquillos und Schmähbriefe, in denen die Professoren angegriffen wurden‘, zu verbreiten. Dreien Professoren, welche die Studenten aufgewiegelt hatten, wurde Ausweisung in Aussicht gestellt. Der fortwährende Zank und Hader unter den Lehrern zersplitterte auch die Studirenden in erbitterte Parteien. Der Theologe Andreas Osiander, mit Joachim Mörlin in leidenschaftlichstem Streit, glaubte sich seines Lebens nicht sicher und nahm deßhalb, wie auf die Kanzel, so auch in den Hörsaal, Waffen mit. Man sagte ihm nach: in seiner Begleitung seien stets ‚zwei Teufel in schwarzer Hundsgestalt, die nicht Jedermann sähe; auch habe er einen Teufel, der schreibe in der obern Stube für ihn, während er in der untern mit den Leuten esse und trinke‘. Zur Zeit seines Todes, im Jahre 1552, wurde ausgestreut: er habe ‚auf seinem Sterbebette gebrüllt wie ein besessener Ochs; der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper zerrissen‘. Als sämmtliche Gegner der Lehre

[1] Christliche Osterpredig über das Wort unsers einigen Erlösers und Seligmachers: Der Friede sei mit Euch (1571) Bl. C².

Oſiander's abgeſetzt wurden, löste beinahe die ganze philoſophiſche Facultät ſich auf. Faſt ſeit Gründung der Anſtalt, ſagte der Herzog, habe ‚Uneinigkeit und Zwietracht unter den Collegaten' ihn mit Mühe und Unruhe beladen. Profeſſor David Voit befürchtete im Jahre 1567 den Einbruch ‚einer barbariſchen Verwüſtung'[1].

An der Univerſität zu Frankfurt an der Oder hielt Caſpar Hofmann, Profeſſor der Philoſophie und der Medicin, im Jahre 1578 eine öffentliche Rede ‚Ueber die drohende Barbarei', in welcher er unter den Gründen des zunehmenden Verfalles der Hochſchulen namentlich auch hervorhob, daß die Lehrer unter einander nicht mehr einig und freundſchaftlich verbunden, vielmehr meiſtentheils feindſelig und verbittert ſeien, insbeſondere dann, wenn ſie in der Sclaverei einer Secte gefangen lägen. ‚Dann ſoll ſich Alles nach ihrem Kopfe richten; mit größter Heftigkeit vertheidigen ſie ihre Meinung und greifen jede fremde an, ſuchen die Andersdenkenden mit Spott und Schande zu überhäufen: Haß und Neid, Bosheit und Unredlichkeit, Läſterung und Verleumdung ſind die Folgen ſolcher erbitterten Kämpfe. Dadurch müſſen dann freilich die gelehrten Anſtalten verwüſtet werden, die Disciplin muß verderben.'[2]

Schon ſeit Jahrzehnten war damals die Frankfurter Univerſität ein Hauptherd theologiſcher Zankſucht und wachſenden Sittenverderbniſſes geweſen. ‚Sodoma und Gomorrha, ſelbſt der Venusberg,' behauptete der dortige Prediger und Profeſſor Andreas Musculus, ‚ſind Kinderſpiel gegen die jetzt umlaufende Unzucht. Wenn unſere Großeltern', die katholiſchen Vorfahren, ‚die jetzige Welt ſehen ſollten, ſonderlich die Jugend, ſie würden die Augen verhüllen oder uns anſpeien müſſen. Wir Alle ſchreien und klagen darüber, daß die Jugend nie ärger und boshafter geweſen, ſeit die Welt geſtanden, als eben jetzunder, und nicht wohl ärger werden kann.' Musculus, über die Lehre von den guten Werken und vom Abendmahl in erbittertem Streit mit dem Profeſſor Abdias Prätorius, wurde einmal von den Studenten, welche auf Seiten ſeines Gegners ſtanden, mit Steinen beworfen; zweimal wurde ihm ſein Haus geſtürmt[3]. ‚Man hat die Burſchen', ſchrieb er, ‚ſo roh gemacht, daß Profeſſoren und Bürgerſchaft ihres Leibes und Lebens nicht ſicher ſind und lieber im Böhmerwald ſitzen möchten. Das junge Volk wird in aller Schande und Sünde erzogen, nachdem keine Disciplin, Zucht und Ehrbar-

[1] Töppen, Die Gründung der Univerſität Königsberg und das Leben des Sabinus 121. 137. 139. 213—214. 230. Döllinger 1, 519—522, und 2, 666 Note. Ueber die theologiſchen Streitigkeiten vergl. unſere näheren Angaben Bd. 4, 9—12. 188—193.

[2] De barbarie imminente (Francofurti ad Od. 1578) B 4 b. C 5 b. Vergl. Döllinger 1, 509—511.

[3] Vergl. unſere Angaben Bd. 4, 182—184. 186.

keit gehalten.' So sei er auch mit seinem ,armen Weibe vor solchen gottlosen Buben nicht sicher'. Der städtische Rath, obgleich Gegner des Musculus, sprach sich dahin aus: ,Der Muthwille bei den Studiosen ist groß; man erfährt alle Tage was Neues. Es werden die Fenster eingeworfen, die Jungfrauen in der Kirche herumgedreht; unzähliger Unfug wird verübt; drei Dienstleute sind auf der Gasse vergewaltigt worden, einem Bürger vier große Löcher in den Kopf gestochen. Wenn die Herren an der Universität das Alles ungestraft passiren lassen, so ist ein Aufruhr unter der Bürgerschaft zu fürchten.' Es ereigneten sich so blutige Raufereien zwischen Studenten und Bürgern, daß Letztere gegen Erstere sogar Kanonen aufführten [1]. Auch in den Familien der Professoren kamen bisweilen ,gar unförmliche Dinge' vor. Die Tochter des Professors und Generalsuperintendenten Körner lebte als feile Dirne, und dessen Sohn, ein Magister der Universität, wurde im Jahre 1594 auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg enthauptet, weil er seinen sechsundsiebenzigjährigen Vater geschlagen, mörderisch auf den Hals getreten und bei den Haaren herumgeschleppt, und mit seinem eigenen Kinde, einem zehnjährigen Mädchen, Blutschande getrieben hatte [2]. Der Lehrer der Rechte Christoph von der Straßen, Geheimrath des Kurfürsten Joachim II., vertheidigte in Frankfurt einen Grundsatz, welcher die Studirenden zu den ärgsten Ausschweifungen verleiten mußte [3]. Als Alesius, Professor der Theologie, eine lateinische Dissertation dagegen aufsetzte, um öffentlich darüber zu disputiren, verbot der Kurfürst auf Verwenden seines Günstlings die Disputation und ertheilte Alesius einen Verweis, worauf dieser der Stadt den Rücken kehrte [4].

An der Universität zu Rostock vertrat Adam Tratziger, Professor der Rechte, später Mitglied der theologischen Facultät, im Jahre 1547 zum Rector gewählt, denselben Grundsatz [5]. Der dortige Professor Nathan Chyträus äußerte sich im Jahre 1578 über die herrschenden Zustände: Eine Hauptursache der allgemeinen Lasterhaftigkeit der Jugend, welche in Aus-

---

[1] Vergl. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften 393—394. Tholuck, Academisches Leben 1, 265. Spieker, Musculus 115. 339 Note 2. ** Siehe auch Bruno Gebhardt, Deutsches Studentenleben im 16. und 17. Jahrhundert, in der Zeitschr. für allgem. Gesch. 4, 949 fll.

[2] Moehsen 543. Spieker, Beschreibung der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder 476.

[3] Der Satz lautete: ,Accessus ad publicas meretrices est licitus et de jure impunibilis.'

[4] Strobel, Neue Beiträge 2^b, 355. Spieker, Musculus 13.

[5] ,Quod simplex scortatio non sit peccatum.' Vergl. Grape 377. 529. Krabbe 467 Note 2.

gelassenheit und Wildheit gleichsam ersäuft sei, liege unzweifelhaft in dem Verfall der häuslichen Erziehung. Aber auch auf die Lehrer, ihre Saumseligkeit, Sorglosigkeit und Wohldienerei falle ein guter Theil der Schuld. Wie eifrig und fleißig seien dagegen die Ahnen für das Gedeihen der Academie bedacht gewesen! Nicht ohne Bewunderung ersehe man aus den alten Grundgesetzen, wie jene Männer von alter Treue und Rechtschaffenheit einmüthig für das öffentliche Wohl ihren eigenen Nutzen und alles kleinliche Trachten nach eigenem Ruhm hintangesetzt hätten. Sie seien aber auch nicht der jetzt überall verbreiteten Meinung gewesen, Obrigkeiten und Lehrer hätten ihre Pflicht erfüllt, wenn sie nur der Jugend Gesetze und Verordnungen gegeben; sondern sie hätten auch für sich selber Gesetze gemacht, und sich mit ängstlicher Sorgfalt in deren Schranken gehalten, und erst dann ein Gleiches von den Studirenden verlangt. ‚Nachdem wir aber jetzt jenes Joch der alten Gesetze und Statuten selbst von unserem Nacken geschüttelt haben und wie die Israeliten nach Josua's Tod Jeder nach seinem Belieben thut, was ihm gut scheint, so ist kein Wunder, daß wir bei dem größten Theil unserer Jugend jene zügellose Ungebundenheit, jene bäuerische Unwissenheit, jene unbändige Frechheit, jene lasterhafte Gottlosigkeit gewahren; es ist kein Wunder, daß sie alle Sorge für Erfüllung ihrer Pflicht als etwas ihnen Unanständiges abwerfen, alle gesetzlichen Vorschriften und alles obrigkeitliche Ansehen hochmüthig verachten und ihren tollen und schändlichen Lüsten alle Zügel schießen lassen.'[1]

Lange vor Chyträus hatte der Westfale Arnold Büren, welcher in Rostock als Regens des ‚Collegium Aquilä' eine strengere Zucht wieder herzustellen sich eifrigst bemühte, das der Religionsveränderung vorausgegangene Zeitalter mit dem spätern vergleichend, im Jahre 1556 sich vernehmen lassen: ‚Alle Gutgesinnten klagen mit Einem Munde, und noch deutlicher bezeugen es die Sitten der Menschen selbst, daß eine allgemeine Verschlechterung eingetreten ist, daß von Tag zu Tag mannigfaltige Laster sich entwickeln, daß an der Stelle des vorigen sittlichen Ernstes und der jugendlichen Schamhaftigkeit freche Leichtfertigkeit und zügellose Liederlichkeit Platz gegriffen hat.'[2] ‚Die cyclopische Wildheit' der Studenten forderte immer von Neuem die Rüge der Vorgesetzten heraus[3].

---

[1] Döllinger 1, 515—517. [2] Döllinger 1, 514—515.

[3] Vergl. Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 1, 422—423. 364—365. 552. Im Jahre 1558 schrieb Johann Bocerus an Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg über die Universität: ‚Forma gubernationis et disciplinae fere nulla est — nulla studiorum aut morum disciplina et gubernatio laudabilis existere potest — privilegia et immunitates fere omnes academiae ereptae sunt.' Bei Schirrmacher 2, 50—51.

‚Der Rath und die Bürgerschaft‘, heißt es zum Beispiel in einem herzoglichen Visitationsreceß vom Jahre 1578, ‚beschweren sich zum heftigsten über die Scholaren, daß sie allerlei gewaltsame Thaten und Muthwillen auf der Gasse bei nachtschlafender Zeit üben, Röhre aus den Stuben abschießen, und mit bloßen Wehren die Leute, auch ehrliche Matronen, anlaufen und gefährden.‘ [1] Im Jahre 1595 hielt Professor Hoecker eine Predigt ‚Ueber das allgemeine Laster der Trunkenheit, das teuflische Zutrinken, die epicurischen Nachtgesöffe und das sodomitische Leben, welches aus dem Saufen folgt‘ [2]. Als Nathan Chyträus dem Herzog Ulrich von Mecklenburg im Jahre 1581 über die Fortschritte ‚einiger Studirenden‘ Bericht erstattete, sprach dieser ihm seine Freude aus: er sehe doch, daß an dieser Academie nicht Alle gleich faul und zügellos, und demnach die auf die hohe Schule verwendeten Ausgaben nicht ganz hinausgeworfen seien [3]. Um das Jahr 1600 bat Professor Cothmann die Studenten, sie möchten doch wöchentlich wenigstens einmal eine Vorlesung besuchen [4].

Wie viel es aber auch in Rostock zu beklagen gab, so fand doch der berühmte Philologe Johann Caselius, welcher von dort im Jahre 1590 nach Helmstädt übersiedelte, daß hier ‚die Sitten der Studenten noch schlechter seien, als er sie selbst in Mecklenburg gefunden‘ habe [5].

Herzog Julius von Braunschweig hatte die Universität zu Helmstädt im Jahre 1575 gegründet und mit Gandersheim'schen Stiftsgütern ausgestattet, vornehmlich zu dem Zwecke, tüchtige und gesittete Prediger heranzubilden; denn er habe, sagte Julius, gefunden, daß die Studiosen der Theologie, welche von anderen Academien zurückkehrten, ‚mehr an eitle Händel gewöhnt als mit Gelehrsamkeit ausgestattet‘ seien. Jedoch schon nach zehn Jahren kam es im Generalconsistorium in Gegenwart des Herzogs zur Sprache: auf der neuen Universität sei ‚eine große Unordnung eingerissen, Sittenlosigkeit, Mord und Todtschlag im Gange‘. Eine Visitation wurde für nothwendig erachtet, sowie die Anordnung, daß jedem Studenten, der unter zwanzig Jahren alt sei, das Tragen von Waffen verboten werden müsse [6]. Die Visitation blieb ohne Frucht. Im Jahre 1588 erfolgte ein förmlicher Aufruhr der Convictoristen: ganze Haufen drangen auf den Oeconomen ein, und als der Rector einige in's Carcer schickte, versammelten sich ihre Genossen mit Stöcken, Schwertern und Spießen, brachen Thüre und Fenster des Oeconomen ein, zerstörten

[1] Bei Dähnert 2, 837. [2] Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 1, 560.

[3] Krey, Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchengesch. 1, 314.

[4] Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 6, 238.

[5] Henke, Calixtus 1, 103—104.

[6] Schlegel, Kirchen- und Reformationsgesch. von Norddeutschland 2, 305.

dessen ganzen Hausrath und warfen ihn auf die Straße, befreiten sodann die Gefangenen aus dem Carcer[1]. Im Jahre 1602 wurde dem Consistorium angezeigt: ‚in den Convictorien fänden sich mehr Soldaten als Studenten ein‘[2].

Für die Landgrafschaft Hessen und die benachbarten Grafschaften sollte die vom Landgrafen Philipp im Jahre 1527 in's Leben gerufene Universität zu Marburg eine Pflanzschule und kirchlicher Mittelpunkt des Protestantismus sein, eine ‚rechte Pflegstätte christlicher Zucht‘. Aber schon in Kurzem hatte der Rector Eobanus Hessus über ‚die Frechheit und Zügellosigkeit der Studenten‘ zu berichten[3]. Er selbst war dem Trunke mit solcher Leidenschaft ergeben, daß er sich mit vollem Bewußtsein langsam zu Tode trank. ‚Ich lebe‘, schrieb er im Jahre 1540 kurz vor seinem Ende, ‚immer nach der gewohnten Weise, und wenn ich mir auch bei heranrückendem Alter durch diese Gewohnheit Krankheiten zuziehe, wie neulich das heftigste Podagra und den Husten, an dem ich noch leide, gehe ich doch davon nicht ab.‘[4] Die meisten anderen Professoren konnten den Studenten ebensowenig zum Muster dienen. ‚Die Zucht der Sitten‘, meldete der Züricher Theologe Rudolf Walther, welcher in Marburg sich aufhielt, am 3. August 1540 seinem Lehrer Bullinger, ‚ist hier so beschaffen, wie sie Bacchus und Venus ihrem Gefolge vorgeschrieben haben. Sich volltrinken und dann übergeben, öffentlich in den Straßen umhertaumeln, dessen schämt sich Niemand, das bringt vielmehr Lob und dient zu Scherz und Gelächter. Siehst du einen Studirenden, so wirst du zweifeln, ob er ein Soldat oder ein Musensohn sei. Warum aber sollten auch die Schüler sich nicht so benehmen, da der größte Theil der Professoren ebenso zu leben pflegt?‘[5] ‚Ach Gott,‘ schrieb der protestantische Theologe Martin Butzer am Weihnachtstage 1539 aus Marburg an den Landgrafen, ‚es wird böse Ordnung hier und anderswo gehalten, denn man weiß, daß Ew. Gnaden mit keinem Nachdruck zur Sache selbst thut. Das Volk verwildert; das so gar unzüchtig Leben nimmt überhand.‘[6] Die Marburger Rathsherren selbst, klagte er dem Landgrafen im April des folgenden Jahres, richten, weil sie größtentheils ‚Weinschenken‘ und ‚Trunkenbolde‘ sind, ‚alle Trunkenheit an, daß die Leute täglich wie das Vieh auf den Gassen liegen‘[7]. Also auch von Seiten dieser Behörde fehlte es den Studenten an guten Vorbildern. Gefährliche Händel zwischen den Studenten und den Bürgern veranlaßten den Landgrafen Philipp im Jahre 1557 zu der Verordnung: ‚Es soll Keiner, er sei

[1] Tholuck, Academisches Leben 1, 214—215. [2] Schlegel 2, 366.
[3] Krause, Helius Eobanus Hessus 2, 230.
[4] Döllinger 1, 229. [5] Döllinger 1, 230. [6] Lenz 1, 121—122.
[7] Hassencamp, Hessische Kirchengesch. im Zeitalter der Reformation 2, 617—621.

woher er wolle, Student oder Bürger, bei der Nacht unter den Kleidern Feuerbüchsen tragen, bei Verlierung des Kopfes.'[1] Landgraf Wilhelm IV. mahnte einmal den Herzog von Holstein ab, seinen Sohn nach Marburg zu schicken, weil hier die Sitten wegen Vereinigung der Hofhaltung und der Universität nicht gut bestellt seien[2]. Die Jahrbücher der Hochschule bieten nähere Belege für die unter den Studirenden vorhandene Zuchtlosigkeit[3].

Ein studirender Jüngling, sagte Johann Winckelmann, Professor der Theologie, im Jahre 1599 in einer Rede beim Begräbniß eines Studenten, der von einem andern des Nachts mit einem Rapiere tödtlich verwundet worden, soll nicht ‚fressen, saufen, huren und Bubenspiel üben, schändliche, leichtfertige, lotterbübische Reden treiben, des Nachts auf den Gassen jauchzen und schreien, mit bloßen Wehren auf den Gassen tumultuiren, Fenster stürmen, andere Leute molestiren und verunruhigen. Das ist eine solche Lust und Fröhlichkeit, daraus großer Unlust entstehet: Zorn, Zank, Hader, Hauen, Balgen, Mord, Todtschlag, Gefängniß, Flucht, Krankheit.'[4] Im Herbste 1610 sprach der Universitätsrector seine Freude darüber aus, daß trotz der ‚verschiedenen und gefährlichsten Aufläufe und verbissensten Factionen' dieses Studienjahr ‚ohne Mord und Blut' vorübergegangen sei; aber schon gegen Ende December wurde der Vorsteher der Scharwächter von mehreren Studenten grausam ermordet; bald darauf hatten die Jahrbücher gefährliche ‚Catilinarische Bewegungen und Tumulte' zu verzeichnen[5]. Bemerkenswerth für die damaligen

---

[1] Die Vorzeit, Taschenbuch 1826 S. 36.

[2] Rommel, Neuere Gesch. von Hessen 1, 220.

[3] Vergl. die Belegstellen aus den Annalen von 1598—1601 bei Tholuck, Academisches Leben 1, 274—275.

[4] Eine christliche Leichpredigt auß dem 12. Cap. des Predigers Salomons (Marburg 1599) S. 14. 25.

[5] Catalogi studiorum scholae Marpurgensis cum Annalibus brevibus conjuncti, particula undecima und duodecima, zur Festfeier des kaiserlichen Geburtstages 1883 und 1884. Wie in Marburg, so herrschte auch an der im Jahre 1607 eröffneten Universität zu Gießen gleich von Anfang an, nach Ausweis der Acten, eine gewaltige Zügellosigkeit. Die Studenten, welche in dem Freiheitsbriefe der Hochschule mit hoher und niederer Jagd innerhalb der städtischen Gemarkung versehen waren, fielen wie Heuschrecken in die benachbarten Gärten und Wälder ein und wurden von dem Rector mit wilden Thieren verglichen. Im Jahre 1617 war der Unfug so groß, daß nicht allein ein Student den andern auf offener Straße erstach, sondern daß sie auch das Pflaster gegen den Hauptmann von Gießen, Hans Wolf von Schrautenbach, behaupteten, der, durch ihre Bewaffnung geschreckt, gute Worte geben mußte. Rommel, Neuere Gesch. von Hessen 2, 148. An der im Jahre 1584 gegründeten hohen Schule zu Herborn ereignete sich bereits im Jahre 1586 ein solcher Aufruhr unter den Studenten, daß die Grafen Johann und Georg von Nassau zur Wiederherstellung der Ruhe mit einer bewaffneten Mannschaft herbeieilen mußten; vergl. Zeitschr. für histor. Theologie 11, Heft 4, S. 106.

Professoren und ihre Stellung gegenüber dem Landesherrn ist ein Brief des Landgrafen Moritz aus dem Jahre 1615. Der Landgraf hatte der Universität seinen etwas vertrunkenen Privatsecretär zum Professor vorgeschlagen, erhielt aber eine abschlägige Antwort und schrieb nun eigenhändig zurück: ‚Sollte es dabei auf unnöthigen Trunk gemeint sein, tragen wir die Vorsorge, er würde zu Marburg viele Brüder finden, die mit ihm eure, uns fast unvermuthliche Repulsam zum Thore hinaus tragen müßten, denn uns leider zu viel bekannt ist, daß fast in allen Facultäten gute Zechbrüder und Lucubranten mit unterlaufen.‘ [1]

Auch an der Universität zu Heidelberg, welche nach einem Berichte des Zürichers Rudolf Walther ‚vor anderen gepriesen‘ wurde [2], hatte man insbesondere seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts über ‚die Unbezähmbarkeit der Jugend‘ nicht weniger zu klagen als anderwärts [3]. Am Charfreitage 1550 drangen 16 Studenten, mit Wehren und großen Prügeln versehen, in die Kirche ein, trieben die Geistlichen aus einander, zerbrachen die Bilder und Stühle, schlugen einem Standbild des hl. Leonhard Hände, Füße und Nase ab, stellten es auf den Markt vor ein Wirthshaus und hefteten daran einen Zettel: ‚Lieber Wirth luge, wie bin ich beschädigt worden, beherberge mich.‘ Dann stürmten sie unter gewaltigem Getümmel in's Barfüßerkloster, um ‚den Mönchen den Herrgott aus dem Grabe zu stehlen‘ [4]. Im Jahre 1552 wurde ein Mitglied der Familie des kurfürstlichen Hofmarschalls von Studenten mit bloßen Waffen angegriffen, die Kurfürstin, welche mit ihrem Gemahl Friedrich II. nach dem Stifte Neuburg zog, gröblich verhöhnt und geschmäht [5]. Ueber die ‚Armenburse‘ [6] hieß es in den Jahren 1559 und 1561: ‚alle Disciplin scheine darin zu Grunde gegangen‘; die Studenten seien ‚höchlich ungehorsam und frech‘; einige verließen ohne Erlaubniß die Anstalt und schweiften wohl einen ganzen Monat lang in Schenken und Wirthshäusern umher [7]. Der Theologe Ursinus, Vorsteher des Sapienzcollegs, schrieb im Jahre 1568 an seinen Freund Bullinger: ‚Die traurige Auflösung der Disciplin hat wie ein unheilbarer Krebs-

[1] Tholuck, Academisches Leben 1, 40. [2] Vgl. oben S. 183.

[3] Uebrigens hatte es bereits im fünfzehnten Jahrhundert in der artistischen Facultät nicht an Roheiten und Zügellosigkeiten gefehlt. Wimpheling beschwerte sich bitter darüber im Jahre 1499. Vergl. Thorbecke 59—60. 62. 90. G. Knod's Mittheilungen in der Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 40, 322.

[4] Bericht des Protestanten Thomas Trage in der Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 12, 51. Gegen welche ‚enormia‘ in der Realistenburse anzukämpfen war, zeigen die Statuten (1546) bei Winkelmann 1, 226—228.

[5] Hautz 1, 472. [6] Contubernium Pauperum oder Dionysianum.

[7] Hautz 1, 200 Note 69, und 201 Note 71.

schaden vorzugsweise die Universitäten ergriffen'; zu seinem tiefen Schmerze höre er, daß Studenten aus der Schweiz, welche in Heidelberg sich aufgehalten, verdorbener zurückgekehrt seien, als sie gekommen[1]. Neun Jahre später äußerte er sich: ‚Kann mich mit der ungezogenen, sonderlich gewachsenen Jugend nicht mehr bläwen.'[2] Daß die Zustände an der Hochschule in späterer Zeit sich nicht verbesserten, geht aus zahlreichen Vorkommnissen und aus Verordnungen deutlich hervor[3].

Aus Heidelberg wurde im Jahre 1590 der Italiener Scipio Gentilis als Professor der Rechtswissenschaft an die von Nürnberg gegründete, im Jahre 1578 mit kaiserlichen Vorrechten ausgestattete Universität Altorf berufen. Sein Leben dient zum Beweis, wie sehr auch diese Anstalt gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens an all den Uebelständen litt, welche an den anderen vorherrschend geworden waren. Gentilis war leidenschaftlich dem Trunke ergeben; in bezechtem Zustande trieb er sich oft mit den Studenten unter Poltern, Fluchen und Schreien nach Mitternacht in den Gassen der Stadt umher. Einmal stieß er einem Bürger seinen Degen in's Gesicht. Wenn er betrunken war, schlug er Alles zusammen, was ihm unter die Hände kam. Auf der Trinkstube zu Nürnberg benahm er sich so gemein, daß ihm der Wirth und die Wirthin wiederholt erklärten: einen unfläthigern Gast hätten sie noch niemals bei sich gehabt. Trotz Allem wurde Gentilis im Jahre 1597 zum Rector, im folgenden Jahre zum Prorector gewählt. Wenn diese academischen Aemter ihn nöthigten, gegen Studenten einzuschreiten, bat er sie, es ihm nicht nachtragen zu wollen: er handle nur unter dem Drucke seiner Vorgesetzten. Unter den wildesten Studenten ragte seit dem Herbste 1599 für einige Zeit Freiherr Albrecht von Waldstein hervor, welcher später als kaiserlicher Generalissimus über die Geschicke Deutschlands verfügte. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft, im December 1599, stand er an der Spitze eines zusammengerotteten Haufens, welcher tobend und lärmend vor das Haus des Professors der Theologie Jacob Schopper zog, die Fenster

---

[1] Sudhoff, Olevianus und Ursinus (Elberfeld 1857) S. 340 Note. Hautz 2, 99 Note 11.

[2] Hautz 2, 99 Note 11.

[3] Vergl. Winkelmann 2, 160 fll. No. 1350. 1352. 1354. 1359. Hautz, 2, 133 Note. 433—436. Tholuck, Academisches Leben 1, 219. Ein Carcer wurde in Heidelberg erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut und seitdem häufig benutzt. ‚Der Raum befand sich in einem bedenklichen Zustande.' Einem Studenten, der darin mehrere Monate sitzen mußte, faulten durch die Feuchtigkeit die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen; die Universität selbst erklärte, daß ‚wegen der bösen Dünste keiner lang ohne gefährliche Krankheiten darin bleiben möge'. Deßhalb ließen sich auch die Studenten lieber ausweisen als einsperren. Thorbecke, Anmerkungen S. 52*.

einwarf, Thüren und Läden zerhieb. Auf Befehl des Nürnberger Rathes ließ der academische Senat, wie laut auch Professor Gentilis widersprach und lärmte, Waldstein und drei andere beim Auflauf besonders betheiligte Studenten in Haft nehmen. Jedoch bald wieder freigelassen, kam Waldstein noch in demselben Monate December von Neuem in Anklage: er habe bei der Ermordung eines Bürgerssohnes durch den Studenten Hans Hartmann von Steinau ‚die Sache sich wohl befohlen sein lassen'. Um die academischen Behörden, welche den Vorfall einer Untersuchung gar nicht werth erachteten, zur Wahrung der Würde der Hochschule zu veranlassen, bedurfte es eines ernsten Auftrages und scharfen Verweises von Seiten des Nürnberger Rathes. Als der Pfleger der Universität in den Wohnungen der Studenten Haussuchung nach dem Mörder halten wollte, fand er gewaltsamen Widerstand. Die gesammte Bürgerschaft mußte zu den Waffen gerufen werden. Zur Wiederherstellung der Ruhe ordnete der Rath von Nürnberg eine eigene Gesandtschaft ab und gab derselben eine bewaffnete Mannschaft mit. Waldstein wurde ergriffen und vor die Behörde geführt. Er hatte sich überhaupt ‚alles Muthwillens und mancherlei Unruhe beflissen' und sich ‚allerlei Schweres' zu Schulden kommen lassen: er hatte die Wachen geschmäht und beleidigt, einen Studenten in den Fuß gestochen, seinen Diener ‚so unmenschlich gezeichnet', daß dieser nach Nürnberg in ärztliche Pflege geschickt werden mußte; auch wurde Klage geführt über seine und seiner Spießgesellen ‚unerhörte Gottlosigkeit, daß sie auch der heiligen Dreifaltigkeit mit Spotten und Schimpfiren nicht verschonet'. Die Strafe war sehr gelinde. Nach kurzem Stubenarrest erhielt er schon im Monat Januar 1600 die Erlaubniß, abzureisen, wann er wolle. Bald darauf zog Waldstein ab[1]. ‚Als noch die Schulen', besagte ein gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts über die Universität abgefaßtes Gutachten, ‚unter päpstlichem Regiment, da wurde eine strenge Disciplin gehalten, und Jedermann hat sich mehr vor dem geistlichen Zwange, als der Obrigkeit Strafe gefürchtet. Da hat man denn die Jugend desto leichter in Furcht und Disciplin erhalten können: jetzomal ist es leider umgekehrt, daß man Niemand weniger achtet, als die Geistlichen, und ist in solcher Zerrüttung wohl zu erwägen, was für Freiheiten der hohen Schule können nützlich sein. Die Befreiung von Zoll und bürgerlichen Auflagen ist ein löblich Werk in diesen schweren Zeiten, da ein armer Student ohnedieß sich schwerlich behelfen kann.' Dagegen bringe ‚die Befreiung von Strafen der weltlichen Obrigkeit' bei ‚Stürmung der Häuser, Unzucht der Jugend keinen Nutz'.

---

[1] Aus: J. Baader, Wallenstein als Student an der Universität Altdorf. Nürnberg 1860. K. Patsch, Albrecht von Waldsteins Studentenjahre. Prag 1889. Vergl. Will, Universität Altdorf 39. 73 (über Professor Schopper), und Historisch-diplomatisches Magazin 1, 223—225.

,Die Licenz bei den Studenten hat so sehr überhand genommen, daß schier Niemand in seiner Behausung sicher; sie haben sich auch unterfangen, allerlei Rumor anzurichten, die Leute ohne Ursache zu beschädigen und wohl gar um Leib und Leben zu bringen.' [1]

Im übelsten Rufe stand auch die Universität zu Tübingen, wo ,das wüsteste Poculiren' ,ganz außerordentlich im Schwange' war [2]. Im Jahre 1539 stellten die Professoren sammt den geistlichen und weltlichen Beamten am Aschermittwoch eine Festlichkeit auf dem Rathhause an, ,um Fleisch zu speisen, zu trinken, zu springen und zu tanzen': es wurde verboten, die Fasten zu beobachten. Solche Beispiele von Oben konnten nicht günstig einwirken. Jacob Andreä, Propst zu Tübingen und Kanzler der Universität, klagte in den Jahren 1568 und 1569 heftig über das herrschend gewordene ,wüst, epicurisch, viehisch Leben mit Fressen und Saufen'; Trunkenheit werde ,gemeinlich weder bei hohen noch niederen Standes Leuten' noch für Schande gehalten; ,die mit gutem Exempel und ernstlicher Strafe es abschaffen sollten, thun und treiben es am heftigsten'. Neben der Völlerei herrsche ,das erschreckliche Laster der Gotteslästerung'. ,Bei den Voreltern' seien ,solche Flüche, die jetzt gar gemein, nicht erhört worden, und wann sich Einer in diesem Laster übersehen, obwohl nicht so grausam, wie jetzt gemeinlich geschieht', so hätten sie ,ihn in's Gefängniß eingezogen und peinlich beklagt' [3].

Daß die Schilderung Andreä's von den herrschenden Lastern nicht übertrieben war, lernte Herzog Christoph aus eigener Anschauung in Tübingen kennen. Er war gewohnt, diese Universität als ,den Augapfel reiner Lehre' und als ,die Mutter und Pflegerin christlicher Zucht' anzusehen. Alle Lehrer, zu welcher Facultät sie gehören möchten, sollten sich ,der württembergischen und augsburgischen Confession gemäß erzeigen', weder Personen noch Lehrbücher ,verworfener Secten' sollten geduldet werden [4]. Wiederholt hatte Christoph strenge Verordnungen getroffen gegen die Roheit und Ausgelassenheit der Studenten, gegen deren Nachtlärmen, ungebührliche Kleidung und ,Wehrtragen' [5]. Als er aber im Jahre 1565 Tübingen besuchte, schrieb er: ,Es ist eine hohe Nothdurft, daß bedacht werde, wie dem Schulsenate mit Ernst auferlegt werde, daß sie ob ihren Statuten und Ordnungen besser halten, und nicht also ein dissolut Wesen den Studiosen gestattet und zugegeben werde. Wir befinden unter Anderem, daß da das gräuliche Gotteslästern so gar gemein unter ihnen

---

[1] Tholuck, Academisches Leben 1, 37—38.

[2] Sattler 3, Beilage 148. Schnurrer, Erläuterungen 178. Horawitz, Caspar Bruschius 31. [3] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 492—493.

[4] Hartmann, Gesch. der Reformation in Württemberg 150.

[5] Mohl, Geschichtl. Nachweisungen No. 22. 33. 35. 59 und 60.

und dermaßen ist, daß, welcher baß fluchen kann, sich einen Ruhm haben will; item das Saufen, Unzucht mit den Weibern, wie wir es denn im verschienenen August mit eigenen Augen gesehen. Das nächtliche Gassenlaufen mit Jauchzen, Schreien, Fluchen, Toben, mit Rechen, Wannen und großen Wehren ist sehr gemein, und dieweil sämmtliches in unserem Allhiersein geschieht, geschieht es noch viel mehr in unserem Abwesensein. So geschieht auch solch' Gassenlaufen nicht zu geringer Beschwerde manches frommen Biederweibes, Magd und Jungfrauen, welche von den Studiosen ungebührlicher Weise angefallen, Unzucht ihnen zugemuthet, auch etwa mit Gewalt hinweg und in die Häuser gerissen werden, wie denn nicht lange das einer solchs widerfahren, das Alles ungestraft von Rector und Senat hingeht.'[1]

An den Senat erließ der Herzog einen Bescheid: er habe erwartet, daß seine mündlich ertheilten Befehle zur Abstellung des Unfugs der Studenten, besonders des Nachtlärmens, ernstlich befolgt würden. ,Da befinden wir aber, ist uns auch selbst, als wir jüngst mit den hochgeborenen Fürsten unseren freundlichen lieben Vettern Herzog Ludwig Pfalzgrafen und Landgrafen Wilhelm zu Hessen zu Tübingen gewesen, mit der That begegnet, daß dermaßen durch die ganze Nacht ein Mordgeschrei, Toben und Wüthen auf den Gassen fast durch die ganze Stadt gewesen, daß wir selbst keinen ruhigen Schlaf haben, viel weniger in der Nacht und unserem Schlosse wissen mögen, was für Brand und Mörderei in unserer Stadt durch solche leichtfertige gottlose Leute angerichtet worden.'[2] In demselben Jahre erklärten mehrere Bürger dem Rector, sie seien in ihren Häusern vor den Studenten nicht sicher, ,und es werde nicht gut thun, bis sie derselben einen einmal zu todt schlügen'. Im Jahre 1577 beschwerte sich der Untervogt von Tübingen beim Senate: das Verhalten der Studenten bei Nacht sei so ungebührlich, daß sich kein Bürger mehr zum Wächter wolle bestellen lassen und zu besorgen sei, daß, wo man nicht bei Zeiten dieß abstelle, ein arger Jammer und Noth daraus hervorgehe. ,In Summa, sei ein gottlos Wesen, wie in Sodom und Gomorrha.' Im Jahre 1583 erhielt der Untervogt vom Herzog die Weisung, die Häuser zu visitiren, in welchen ,ungebührende Tänze und Schlaftrünke' gehalten würden; damit ,das überhand nehmende Laster der Unzucht ausgerottet werde, solle er Vogel und Nest mit einander aufheben'. Wegen der ,strafmäßigen Handlungen und Widersetzlichkeit' der Studenten besorgte der Herzog ,einen gemeinen Aufstand'. ,Man müsse bekennen,' berichtete der Senat im Jahre 1584 nach Stuttgart, ,daß den Statuten gemäß nicht gelebt werde; aber die Jugend sei so verderbt, daß man nothwendig die Statuten revidiren müsse.' Todtschläge kamen wiederholt vor, und schwere Verwundungen waren

[1] Pfister, Herzog Christoph 2, 149. 150. [2] Mohl No. 69.

nicht selten. Als einmal ein Student einen andern ‚so gestochen, daß die Gedärme bis auf den Boden gehangen', wurde er, weil der Verwundete nicht gestorben sei, bloß mit Carcer bestraft. Zwei Studenten kamen in's Carcer, ‚weil sie einander die Finger abschneiden und darum spielen wollten', zwei andere, weil sie eine ‚Schlachthandlung' gehabt, einander ‚mit bloßen Wehren und großem Gottesschwören' über den Kirchhof gejagt hatten. Zwei Studenten, welche einen Bürger mit dem Dolch angegriffen hatten, mußten je einen Gulden bezahlen. Einmal gingen drei Studenten im bloßen Hemd durch die Straßen. Zwei Studenten wurden in's Carcer gelegt, weil sie eine schwangere Frau geschlagen und getreten hatten. Im Jahre 1585 verlangte der Senat: weil ‚die Studiosen, vorzüglich die von Adel, Tag und Nacht fressen und saufen, Fenster einschlagen, schreien', sollten die Wirthe durch die Vögte bestraft werden. Von den Nürnbergern hörte der Senat: sie würden gern ihre Kinder in Tübingen studiren lassen, aber durch die an der Universität vorhandene Sittenlosigkeit sähen sie sich daran verhindert.

Selbst Söhne von Doctoren und Professoren machten sich durch ihr Unwesen besonders bemerklich. So zeigte am 13. Januar 1592 der Rector an, es sei Tags zuvor ein beschwerlicher Auflauf gewesen, bei welchem ein Student von einem Schmiede mit einer eisernen Stange niedergeschlagen worden sei. Doctor Hamberger's Sohn habe angefangen; es sei eine gemeine Stimme in der Stadt, der junge Hamberger sei ‚ein Magikus, schlage stracks einem an den Hals'. Er wurde zum Carcer verurtheilt, schließlich aus der Stadt geschafft, ‚weil er die Leute auf der Straße angreife und sich mit ihnen haue'. Den Sohn des Professors Crusius mußte der Senat im Jahre 1591 auf eigene Anklage des Vaters wiederholt ‚in's Loch legen' lassen. Gegen den Sohn des Professors Cellius wurde im September 1597 beschlossen: ‚ihn zu arretiren und einen Schneider, den er hart geschlagen, curiren zu lassen'. Im December 1600 wurde derselbe öffentlich ausgewiesen, weil er ein Mädchen verleitet hatte, einem Studenten, auf den er eifersüchtig war, ein Messer in den Hals zu stechen. Vier Jahre früher wurde im Senate gegen einen Studenten verhandelt, ‚der sich dem Teufel verschrieben, wenn er ihm etwas Geld wolle zustellen'. Auf die Frage: ‚wie lange er schon mit dem Teufel zu thun gehabt, und wie oft er von ihm Geld empfangen, und was Geding er mit dem Teufel getroffen' habe, antwortete der Student: ‚Es sei das erste Mal, er habe noch kein Geld vom Teufel erhalten, seine Schulden hätten ihn dazu gebracht; er habe es nur auf zwei Jahre mit dem Teufel treiben wollen, und wenn er in dieser Zeit gestorben wäre, würde er dem Teufel abgesagt und ihm erklärt haben, er habe einen andern Helfer, Jesum.' Er bekam längere Carcerstrafe und mußte sich zum Abendmahle vorbereiten. Da er aber im nächsten Monate in Wirthshäusern drei silberne Becher und drei

Löffel stahl und dieselben verkaufte, wurde beschlossen, peinlich gegen ihn zu verfahren[1].

Auch gegen die Stipendiaten der Theologie wurden, namentlich seit dem Ausgang des Jahrhunderts, laute Klagen geführt über zunehmenden ‚Unfleiß, Ueppigkeit und sittenloses Wesen'. Unbekümmert um alle Verordnungen, schwärmten ‚die Collegiaten im Wirthshaus zum goldenen Adler Tag und Nacht'. Ueberhaupt war die Anstalt ‚von dem Geiste der Widersetzlichkeit' beherrscht. Wurden Strafen verkündigt, so erfolgten Verwahrungen, die Vollziehung ward verzögert oder unterblieb. Im Jahre 1605 entstand ein förmlicher Aufruhr, und selbst die Unruhigsten wurden begnadigt. Die Unzucht nahm an der Universität erschreckend zu, sogar in den Familien von Professoren der Theologie[2].

Es entstand der Spruch:

Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Jena mit gesundem Leib,
Von Helmstädt ohne Wunden,
Von Jena ohne Schrunden,
Von Marburg ungefallen,
Hat nicht studirt auf allen[3].

---

[1] Mohl No. 36. 74. 92. 96. 97. 105. 106. 115. 117—122. 125—127. 134. 138—140. 145—148. 151. 153. 157. 161. 168—170. 178. 183. 188. 190. 199. 205—206. 211. 216. 218—224. 234—236. 238. 242. 250. 253 u. 277.

[2] Schnurrer, Erläuterungen 478—482. Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 102 fll. Tholuck, Academisches Leben 1, 145—147. 218. Georg Liebler, Professor der Physik, hielt im Jahre 1576 an der Universität eine Oratio de causis corruptae juventutis (Tubingae 1576), worin es Bl. A 2 heißt: ‚Cogitanti mihi saepenumero et in res nostrorum hominum intuenti quaerendum esse visum est cur in scholis publicis juventutem corrumpi vulgo dicatur et multi parentes spe sua quam de liberis conceperant frustrati afflictam et tristem exigant senectam. Ac ego quidem ut in multis aliis rebus ita hic quoque longissime a consuetis hominum opinionibus dissentire me ingenue fateor maximamque partem corruptae adolescentiae non praeceptoribus, ut omnes fere, sed ipsis parentibus ut nemo vel paucissimi tribuo.' Er schildert dann des Nähern die Wirkungen einer verderbten häuslichen Erziehung auf die Knaben. ‚. . . Nostros sermones spurcos, nostras ineptias, nostras blasphemias audire coguntur, nostras crapulas et perpotationes vident atque ita miseri haec discunt antequam sciant esse vitia. Inde soluti ac fluentes non accipiunt ex scholis mala ista, sed in scholas afferunt. . .' Bl. A 3a.

[3] In anderer Wendung:

Wer kömmt von Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen.

Meyer, Studentica 6.

Der später berühmte Philologe und Schulmann Hieronymus Wolf, welcher in Tübingen studirt hatte, berichtete aus seinen Jugenderinnerungen: ‚Auch in Tübingen herrschte das barbarische Herkommen, nach welchem der dümmste und wildeste Raufbold befugt war, den neuen Ankömmlingen jede beliebige Schmach in Worten wie in Werken anzuthun. Diese liberale Prüfung der Köpfe und Herzen nannten sie eine Deposition. Die allerwenigsten derjenigen, welche sich auf der Hochschule herumtrieben, waren mit hohen Kenntnissen auch nur mittelmäßig ausgestattet, und unter denen, die mich und andere Neulinge hergebrachter Weise verspotteten und schlugen, konnten die meisten kaum zwei oder drei lateinische Worte ohne grobe Sprachschnitzer herausbringen.‘ [1]

Die sogenannte ‚Deposition‘, ‚Ablegung der Hörner‘, war schon an den mittelalterlichen Universitäten gebräuchlich, jedoch in der Regel damals noch nicht ausgeartet.

Wer eine deutsche Hochschule bezog, hieß Beanus, Gelbschnabel, oder Fuchs, und wurde angesehen als ‚ein Thier des Feldes, dem zur gebührlichen Vorbereitung für die öffentlichen Vorlesungen die Hörner abgenommen werden‘ mußten [2]. Man hing ihm eine Ochsenhaut mit Hörnern über den Kopf und steckte ihm einen Eberzahn in den Mund, letzterer wurde dann unter allerlei ‚Ceremonien‘ ausgebrochen, die Hörner wurden abgesägt und darauf der Beanus, um ihn ‚von groben, bäuerischen Sitten zu befreien‘, an verschiedenen Theilen des Körpers mit Kamm, Säge, Hammer und Zange, auch mit ‚richtigen Ohrfüchsen‘ bearbeitet. Nach solchen ‚Ceremonien‘ führte der Beanus den Namen Pennal, von Pennale, Federbüchse.

Diese ‚Deposition‘ war ursprünglich ernsthaft gemeint, in academischen Gesetzen anerkannt, sogar anbefohlen, und geschah im Beisein und unter Mitwirkung des Decans der philosophischen Facultät. So wurde zum Beispiel zu Greifswald im fünfzehnten Jahrhundert behufs Vermeidung von Mißbräuchen vorgeschrieben: die ‚Deposition‘ solle unter Aufsicht der Lehrer in den Collegien oder Regentien stattfinden, und der Beanus dürfe für dieselbe nicht über den dritten Theil eines Gulden zahlen [3]. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts

---

[1] H. Wolf's Jugendleben von F. Passow, bei v. Raumer, Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1, 375—376.

[2] Der Bejanus (hergeleitet von bejaune = bec-jaune = Gelbschnabel; vergl. Birlinger's Alemannia 6, 82 Note 1) wurde erklärt: Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum. v. Raumer 4, 4.

[3] Kosegarten 1, 84—85. Die bei der ‚Deposition‘ vorkommenden ‚Ceremonien‘ entsprangen wesentlich aus der Gesellenweihe der Handwerker. Auch dort, wie bei der Aufnahme in eine Kaufmannsgilde, war das Zwicken und Zausen in Gebrauch. Das von Zarncke herausgegebene, im fünfzehnten Jahrhundert weitverbreitete Manuale Scholarium bietet mit dramatischer Lebendigkeit und in bewegtem Dialog eine deutliche Vorstellung

aber entartete die ‚Deposition‘ in allerlei ‚unzüchtiges, barbarisches Gespreu, Wort, Werk und Possen‘, ‚verlief in buhlerische und andere grobe Anreizung‘ [1]; sie wurde, wie der Rath zu Cöln sich ausdrückte, ‚ein lauteres Bachantenwerk‘, ‚aus welchem einzig und allein alles Uebel: Saufen, Fressen, Geldversplitterung, Neid, Haß, auch vor diesem Mord und Todtschlag verursacht‘ wurde [2].

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ging aus der ‚Deposition‘ vorzugsweise an den protestantischen Universitäten der sogenannte ‚Pennalismus‘ hervor, welcher mit der schmählichsten Ausbeutung und Mißhandlung der ‚Pennäler‘ verbunden war und zu dem eigentlichen ‚academischen Ungeheuer‘ auswuchs.

Seitdem nämlich die Bursen abgeschafft waren, wurden die Neuankommenden zur Beaufsichtigung älteren Studenten, besonders Landsleuten, zugetheilt, und diese fingen bald an, eine unerträgliche Herrschaft über die ihnen Empfohlenen auszuüben. Sie hießen ‚Schoristen‘, ‚weil sie den jungen Studenten die Haare abschoren und diese auch sonst wacker schoren‘. Jeder Ankömmling, ‚Fuchs‘, mußte als Famulus seinen Leibburschen, seinen ‚Herrn‘ oder ‚Patron‘, bei Tische bedienen, ihm Kleider und Schuhe reinigen, seine eigenen besseren Kleider abliefern, während er selbst nur in schmutzigem und zerlumptem Gewande und in Pantoffeln sich blicken lassen durfte. In den Hörsälen, sogar in der Kirche hatten die Füchse ihre besonderen Sitze, wurden auf der Straße wie während des Gottesdienstes mit Backenstreichen, Nasenstübern, Fußtritten behandelt, zum Genusse ekelhafter Speisen und Getränke gezwungen. Bei den Saufgelagen und Schwelgereien in der Stadt und auf dem Lande warteten ihrer die erniedrigendsten Dienste. Nach Ablauf des Dienstjahres mußte der Fuchs bei den einzelnen Mitgliedern der Landsmannschaft sich die ‚Absolution‘

---

von der ‚Deposition‘. Näheres daraus bei Thorbecke 55—57; vergl. Hartfelder in der Zeitschr. für allgemeine Gesch. 2, 780—785.

[1] Vergl. darüber für die Universität Heidelberg die Angaben bei Thorbecke 57. Winkelmann 1, 322—323.

[2] Bianco 1ª, Anlagen S. 244—245. Ueber das Unwesen der entarteten ‚Deposition‘ findet sich eine anschauliche Schilderung im zweiten Acte von Albert Wichgrev's Drama ‚Cornelius relegatus‘; vergl. E. Schmidt, Comödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Leipzig 1880) S. 12—13, und unsere Angaben Bd. 6, 370—374. Eine ausführliche Erzählung: ‚Wie es mir Wilhelm Weber (bei der Deposition) zu Altdorf ergangen‘, im Weimar. Jahrbuch für deutsche Sprache 2c. 6, 328—340. Bartholomäus Sastrowe 1, 188 berichtet, daß ihm ‚in der Deposition zu Rostock der Depositor mit dem hölzernen Scheermesser die Oberlippe durchschnitt‘. Hayn, Bibl. Germanorum erotica 289 verzeichnet eine um das Jahr 1590 gedruckte ‚Kurtzweilige Fastnachtspredig, lustig zu gebrauchen bey dem Deponiren, Hoblen und Hänsseln‘; ein neuer Abdruck davon besorgt von Th. G. v. Karajan. Wien 1851.

erbitten und erhielt dieselbe auf einem von ihm herzurichtenden ‚Pennalschmaus' ‚im Namen der heiligen Dreieinigkeit': das Haar wurde ihm abgebrannt, er wurde Brandfuchs und konnte nunmehr anfangen, an Anderen zu vergelten, was er selbst erduldet hatte. Bei diesem heillosen Treiben handelte es sich nicht mehr um die Ausschreitungen einzelner Studenten, sondern um eine ‚wahre Verschwörung zum Bösen', welche ‚jede Zucht beseitigte und jede disciplinarische Maßregel der academischen Obrigkeiten vereitelte'[1].

Alle Verbote gegen die Pennalschmäuse waren erfolglos; selbst Professoren betheiligten sich an denselben und zogen ihre Vortheile daraus[2]. ‚Man findet Professoren,' schrieb Sigmund Evenius, ‚welche die verbotenen Pennalschmäuse gern besuchen und das Kalb weidlich mit austreiben helfen, zum Gesauf an den Tischen selbst mit Anleitung geben, die Halbe einschenken und das Doppelte anschreiben, zum Weinschmaus und Kartenspiel anreizen, damit sie einen guten Rausch und das Hellerlein davon bringen.'[3]

---

[1] Näheres bei Chr. Schöttgen, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens. Dresden und Leipzig 1747. v. Raumer 4, 47—54. Tholuck, Academisches Leben 1, 200—202. 280 fll. Henke (Calixtus 2, 19 Note 1) hebt hervor, daß der Pennalismus ‚auf katholischen Universitäten viel weniger bekannt' gewesen sei. ‚Im ganzen siebenzehnten und zum Theil noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren', sagt Meiners 4, 54, ‚die Sitten der studirenden Jugend auf den protestantischen Universitäten mehr als auf den katholischen verdorben, weil die Gräuel des Pennalismus auf jenen allgemeiner als auf diesen herrschten.' Bei Wachsmuth (Europäische Sittengesch. 5, 297) heißt es: ‚Der Pennalismus würdigte die Studenten bis zur Bestialität herab; er wurde hauptsächlich von Theologen geübt; die katholischen Universitäten waren frei davon.'

[2] Vergl. oben S. 179.

[3] Evenius 95—109, wo überhaupt eine Schilderung der ‚Gott- und Ruchlosigkeit der Jugend' und des ‚ungeheuern Pennalisirens'. Ueber die Pennalschmäuse und den weitern Unfug des Pennalwesens sagte Landgraf Wilhelm von Hessen im Jahre 1610 in einem Befehle für die Universität Marburg: ‚Quid vero ibi? Optimae quidem leges, sed omnium pessimi mores, quos, quae vitiorum fomes ac nutrix est, quemadmodum ex Agathensi concilio olim scriptum fuit, ebrietas et helluatio perenni quasi ubere alit atque fovet. Quid enim? incredibile auditu: novum compotationis genus a nonnullis Bacchi seu malis Baccharum filiis institutum esse comperimus, quod peculiari . . . verbo Ein Pennall Schmauß indigitare, eiusque sumptus et impendia indignissima ratione a novitiis, qui hanc Academiam primum ingrediuntur, praeter fas extorquere solent. Sed et praeterea alterum quendam contra bonos mores exortae helluationis modum cognovimus, quem Dischrückung appellant. Facto enim tanquam in praelium impetu, gulae studiosi in Musea et conclavia aliorum irruunt, vina adferri sibi poscunt, nolentibus libros et vestimenta auferunt, ablata aliis oppignorant, qua plus quam hostili vi atque iniuria deterriti novitii quidam et boni adolescentes hinc discedere coacti sunt. Inaudita etiam in hostium castris barbaries': mit den strengsten Strafen solle diese Barbarei ausgerottet werden. Catalogi (vergl. oben S. 198 Note 5) 1883 S. 10—12. In Helmstädt hielt Professor

Wie ‚ein rechter Schorist' an den Universitäten sich aufführte, wurde von Wolfgang Heider, Professor zu Jena, im Jahre 1607 näher geschildert. ‚Ein solcher greulicher Student', sagte er, ‚betet gar nicht zu Gott, um welche Ruchlosigkeit, wenn er von andern gestrafet wird, er gar seuberlich spricht: „Die Säue, ob sie wohl Gott niemals verehren und anrufen, werden doch sehr fett auf ihren Mast-Ställen." Die bösen Begierden, welche in diesem Schling-Fraß herrschen, vertilgen gänzlich alle Empfindungen der Ehrbarkeit, unterdrücken alle Lieb zu der Tugend und alle Lust zu dem Studieren, erseufen solche gleichfalls in der ersten Saat. Er gedenket nicht an Weisheit, nicht an Geschicklichkeit, nicht an ehrliche Studien in dem menschlichen Leben, nicht an die Wohlfahrt der Kirche, der Policey, sondern durchaus trachtet er nach Schalkspossen, Müssiggang, Faulheit, Zechen, Hurerey, Balgen, Verwunden, Morden.' ‚Kommst du ohngefähr in seine Stube, ich frage dich, was wirst du für Hausrath finden? Erstlich zwar keine Bücherlein oder etliche wenige unter die Bänke und in die Winkel verwegentlich geworfen, die von Staub verwüstet, von Motten zerfressen und von Meusen fast auffgezehrt sind. Schauest du hin und her, du wirst sehen an der Wand hangen etliche Dolche, etliche Sticher, etliche Büchsen, die er bißweilen in dem Losament oder in den Vorstädten zwischen Häusern, mit Schindeln gedecket, und Scheuern, mit Getraide bereichet, loß zu platzen sich gar nicht scheuet. Du wirst sehen Panzer, oder eiserne Händschuhen, damit der Riese nicht ungewapnet auf dem Kampfplatz erscheine; auch Wämbster, die innwendig mit Baumwollen, Werk, Haar oder Fischbeinen dick ausgefüllt und wohl vermachet sind, damit, wenn es zu Faust gerathen, solche den Stich dulden können. Du wirst sehen etliche Humpen und eine große Anzahl Gläser, welche der neuen Gäste warten. Du wirst sehen Karten, Bretspiel, Würfel und mehr Instrumente, das Geld sammt der Jugend zu verderben. Das öffentliche Collegium besuchet er entweder niemals, oder gar zu langsam: er höret keine Lectionen, damit er nicht in den Auditorien wie ein Hund im Bade angetroffen werde. Wenn es auf den Gassen, auch in den Gemachen still worden, die Menschen in die Ruhe sich begeben, alsdann erhebet er sich mit großem Krachen der Pfosten und

---

Luchtenius im Jahre 1611 am Schluß seines Vicerectorates eine Rede, in der es heißt: ‚Invasit *pridem* Academiam nostram lues quaedam contagiosa, nescio unde orta (nämlich der Pennalismus). . . . Dici non potest quanta morum corruptela invehatur, quamque omnis disciplina corruat, et amor litterarum plane refrigescat.' v. Raumer 4, 48 Note, und 54 Note. Die Universität zu Rostock sagte im Jahre 1619: vor 30 Jahren und länger sei noch eine gute Zeit des Studiums gewesen, aber wie eine Pest sei der Pennalismus eingedrungen. ‚Unde fit, ut inter tot nomine studiosos vix pauci reipsa inveniantur, qui in vera litteratura aliquid laude dignum inficiant.' Etwas von Rostocker gelehrten Sachen 1738 S. 133—137.

Thüre, bricht los, wo er nur gestecket, gewapnet, und von seinem Jungen begleitet. Dazumal hast du ein wunderlich Schrecken- und Trauer-Spiel zu hören: Wo er etliche für Feinde achtet, behüte Gott! was für Henker- und Narrenhändel fähet er an vor ihren Thüren! Wie springt er mit Füssen an die Thore! Wie wirfet er mit Steinen in die Fenster! Mit Lügen, Schanthierungen, Schmähungen und Lästerungen darf er die ungescholtesten Leute, an denen auch der Momus selbsten nichts tadeln kann, dermassen beleidigen, daß, obwohl alles falsch und erdichtet, dennoch immerdar etwas kleben bleibet, und die argwöhnischen Gemüther schwierig macht. Wenn ihm andere Studenten oder friedliebende Bürger begegnen, an dieselbigen fället er wie ein Mörder oder öffentlicher Straßenräuber mit bloßem und gezucktem Schwerte, und indem der Flucher verschüttet eine unbegreifliche Zahl der Sacramente, hauet und stößet er auf dieselbigen, schläget, verwundet, wirft zu Boden, tritt, würget, schnaubet, tobet, und gebahret sich nicht anders als ein Teufelin, die aus der Höhle in menschliche Gestalt loßgelassen worden.'

,Nachdem er nun', sagt Heider am Schluß, ,in Academien geschwänzet, gewühlet und gebahret, wird er heim, wiewohl ungern, berufen, es sei denn Sache, daß er allbereit, wie gemeiniglich zu geschehen pfleget, wegen seiner heroischen Tugend als ein pestilenzisches Glied mit Verweisung ist abgeschnitten und von der Gesellschaft der Studenten verworfen worden. Er scheidet von dannen, fast allezeit schattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zahnlos, mit Narben und Heften durch und durch zerflicket.' [1]

Unter den Studenten zu Jena war im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts besonders der ,Gesang der Schlemmerzunft' beliebt:

Laßt uns schlemmen und demmen bis morgen!
Lasset uns fröhlich sein ohne Sorgen!
Wer uns nicht borgen will, komme morgen!
Wir haben nur kleine Zeit hier auf Erden,
Drum muß sie uns kurz und lieb doch werden.
Wer einmal stirbt, der liegt und bleibt liegen,
Aus ist es mit Leben und mit Vergnügen.
Wir haben noch von Keinem vernommen:
Er sei von der Hölle zurückgekommen,
Und habe verkündet, wie dort es stünde.
Gute Gesellschaft treiben ist ja nicht Sünde:
Sauf also dich voll und lege dich nieder!
Steh auf und sauf und besaufe dich wieder [2].

,In dem über alle Beschreibung zügellosen Leben der jetzigen studirenden Jugend zeigt sich insbesondere', schrieb der protestantische Theologe Polycarpus

---

[1] v. Raumer 4, 331—334; vergl. Keil 66—68.

[2] Vergl. Keil 54—55.

Leiser im Jahre 1600, ,die leider im Allgemeinen eingetretene Verschlimmerung und der wachsende Verfall sittlicher Zucht. Das Sittenverderben ist heutzutage aller Orten so groß, daß ein schrecklicher allgemeiner Umsturz bevorzustehen scheint.' [1]

Jedenfalls war die seit dem Beginne der Religionsstürme fast allgemeine Klage begründet, daß unter den an den allermeisten Universitäten vorherrschenden Zuständen die Wissenschaft und das wissenschaftliche Leben nicht gedeihen konnten.

---

[1] Döllinger 2, 565. Mitten unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges hob J. P. Lottichius, Professor der Medicin an der Academie zu Rinteln, hervor: er erinnere sich, daß schon vor vielen Jahren einer der größten Rechtsgelehrten Deutschlands wiederholt vorausgesagt habe, ,impossibile esse, ut post tot insolentias, pugnas digladiationesque studiosorum adolescentum . . . fatale atque extremum aliquod Germaniae nostrae, imprimis rebus academicis, bellum non portendatur. . .' Meiners 1, 247.

Zweiter Theil.

Bildung und Wissenschaft — Büchercensur und Buchhandel.

I. Humanistische Studien — philologische Gelehrsamkeit — lateinische Dichtung.

Wenn so viele Humanisten in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts sich begeistert Luther und der neuen Lehre zuwandten, so geschah das nicht so sehr aus unmittelbarem Eifer für Religion und Theologie, als vielmehr in der Hoffnung, daß die weltlichen, vorab die classischen Studien, von der strengern Ueberwachung der Kirche und von der lästigen Unterordnung unter die weitbevorzugte speculative Theologie abgelöst, einen freiern und fruchtreichern Aufschwung nehmen würden. Sie übersahen, daß es gerade auf diesem Gebiete unförderlich sein mußte, sich von Rom und Italien loszureißen, wo die Pflege des Lateinischen und des Griechischen die kräftigsten Wurzeln geschlagen hatte und von Seiten der Päpste, der Cardinäle und Bischöfe auf das ausgiebigste unterstützt worden war. Sie übersahen ferner, daß eine alle Schichten des Volkes von Grund aus aufwühlende Umgestaltung des gesammten Lebens unmöglich einer stillen, friedlichen Geistesarbeit sich förderlich erzeigen konnte. Ihre Meinung war, unabhängig von den geschichtlichen Mittelgliedern der Ueberlieferung, über das katholische Italien hinweg, sich mit der antiken Bildung in Verbindung setzen und dieselbe, dem vermeintlichen ‚Antichrist' zum Trotz, gleichzeitig mit dem neuen Evangelium in Deutschland neu aufleben lassen zu können. Ein in mancher Beziehung edles, hohes, aber einseitiges Streben mischte sich dabei mit den Irrungen, welche aus den Umsturzbewegungen des Zeitalters hervorgingen.

Als bedeutendster Vertreter des von der alten Kirche losgerissenen Humanismus, noch unter ihr zu vielseitiger Bildung herangeschult, steht Philipp

Melanchthon da, für die amtliche Formulirung des neuen Glaubenssystems wie für die Einrichtung eines neuen Schulwesens Luther's rechte Hand[1].

Wie Luther[2], so steckte sich auch Melanchthon Anfangs sehr hohe Ziele. In einer zu Wittenberg im Jahre 1518 gehaltenen Rede: ‚Wie die Studien der Jünglinge zu verbessern seien?' forderte er eindringlichst zum Studium des Griechischen auf, welches mit dem Lateinischen zu verbinden sei, damit man bei jedem Schriftsteller, sei er Philosoph oder Theolog, Geschichtschreiber, Redner oder Dichter, bis zur Sache selbst vordringe, nicht bloß den Schatten derselben umarme. ‚Habt den Muth der Einsicht! treibt die Lateiner, legt euch auf das Griechische, ohne welches Latein nicht wirklich getrieben werden kann'; ohne Kenntniß des Griechischen und des Hebräischen dürfe sich Niemand an die theologischen Studien heranwagen; unentbehrlich sei auch das Studium der Geschichte[3].

Jedoch nur allzubald folgte für den feinsinnigen Sprachkenner und Schulmann die bitterste Enttäuschung. Als Mitkämpfer Luther's im theologischen Streit wurde Melanchthon ein für ganz Deutschland bedeutender, von seinen Glaubensgenossen vielgefeierter Mann; aber als Hüter und Pfleger einer höhern Geistesbildung befand er sich in einer Lage, welche Mitleid einflößt.

Für seine Vorlesungen über Demosthenes, Homer und Sophocles konnte er, obgleich er auf jedes Honorar verzichtete, kaum Zuhörer bekommen. ‚Durch die Schönheiten der zweiten olynthischen Rede hoffte ich', sagte er im Jahre 1533, ‚die Zuhörer für Demosthenes zu gewinnen. Aber taub ist das Zeitalter für solche Schriftsteller. Kaum einige Zuhörer hielten aus, und diese nicht um des Griechen, sondern um meinetwillen.' Bezüglich seiner Vorlesungen über Homer brach er im Jahre 1531 in die Klage aus: ‚Ein Bettler soll Homer bei seinen Lebzeiten gewesen sein; auch heute noch geht er betteln, nämlich nach Zuhörern: so groß ist die Verachtung des Besten.' ‚Morgen beginne ich', verkündete er im Jahre 1534, ‚die Erklärung der Antigone von Sophocles; eine Ermahnung mag ich nicht hinzufügen, denn an diesen Barbarengemüthern wäre sie doch vergeblich.' Am Beginn einer Rede über das Studium der griechischen Sprache erklärte er im Jahre 1549: ‚Die Studien liegen sammt den Schulen in diesen verworrenen Zeiten am Boden, und Satan droht den Kirchen und Schulen die Zerstörung.' Aehnlich äußerte er sich in einer Rede über das Studium ‚der alten Philosophie' im Jahre 1557: ‚Wenn der drohende Untergang der schönen Wissenschaften durch unsere Schuld herbeigeführt wäre und nicht vielmehr durch das Schicksal

---

[1] Vergl. oben S. 36. [2] Vergl. oben S. 38 fl.
[3] Corp. Reform. 11, 15—25.

der in den letzten Zügen liegenden Welt, dann müßte ich, voraussehend die bald hereinbrechende Barbarei, klagen und verzagen über unsere Schuld.'[1] Er beneidete den Lehrer Philipp Eberbach in Coburg um dessen glückliches, friedliches Loos. ‚Ach, wäre auch ich in einer solchen Schule, fern von den Streitereien der unnützen Schwätzer! Denn ich werde hier, und zwar von unseren Freunden, auf das unwürdigste behandelt. Ich mag gar nicht darüber schreiben.'[2] ‚Du weißt,' schrieb er um dieselbe Zeit, im November 1526, an Camerarius, ‚wie ich hier nahezu mit Fesseln Vulcan's angeschmiedet bin; denn für Sclaven gibt es keine Muße. Nichts freut mich hier als unser Bischen Literatur.'[3] Im Jahre 1535 wandte er sich mit einem literarischen Bittschreiben selbst an einen Heinrich VIII. von England, weil in Deutschland ‚die Wissenschaften durch die unbilligen Urtheile der Menschen in Verachtung, und durch die Religionsstreitigkeiten in Haß gerathen' seien. ‚Demnach wird es deiner Weisheit' obliegen, mit desto größerer Gütigkeit zur Pflege derselben wieder anzuregen und den vertriebenen Musen gastliche Aufnahme zu gewähren. Wir wissen ja, wie ehemals die durch die Einfälle der Gothen fast ganz ausgelöschten Wissenschaften von deiner Insel aus über den Erdkreis verbreitet worden sind.'

‚Du siehst,' schrieb Melanchthon am 17. October 1536 an Brenz, ‚daß die wissenschaftlichen Studien in ganz Oberdeutschland vernachlässigt werden.'[4] Drei Jahre später sprach er seinen ‚tiefsten Schmerz' darüber aus, daß er sehen müsse, ‚wie die Schulen vernachlässigt, nicht aufgemuntert, arme Studirende nicht unterstützt' würden[5]. ‚Die Schulen sind in Deutschland verödet,' klagte er seinem Freunde Arnold Burenius im Jahre 1542, ‚denn den Studien fehlt die Aussicht auf Belohnung: im Volke sind sie allgemein verhaßt, und auch die Fürsten, welche „die Zierden des Gemeinwesens" schützen sollten, sind von Verachtung und Haß gegen dieselben erfüllt.'[6] Von einem Jahr zum andern wurde er bitterer und hoffnungsloser in seinen Aeußerungen. ‚Wenn jenes goldene Zeitalter eingetreten wäre,' schrieb er gegen Ende des Jahres 1541 bei Herausgabe seiner Werke, ‚auf welches wir

---

[1] Vergl. Paulsen 138. 258—259, wo auch die Belegstellen.

[2] ‚Utinam ego in simili essem ludo procul a contentionibus *τῶν ματαιολόγων* remotus. Hic (in Wittenberg) enim, et quidem a nostris amicis, indignissime tractor. Non libet, ea de re scribere.' Corp. Reform. 1, 830.

[3] ‚Tu scis, ut hic (Wittenberg) haeream, vinculis propemodum Vulcaniis alligatus, *οὐ γὰρ σχολὴ δούλοις*. . . Nihil hic me praeter nostras literulas delectat.' Corp. Reform. 1, 831.

[4] Corp. Reform. 3, 170. [5] Corp. Reform. 3, 803.

[6] Corp. Reform. 4, 756; vergl. 5, 565 den Brief vom 1. Januar 1545 an J. Lang.

wegen des blühenden Zustandes der Wissenschaften früher hoffen durften, so würden meine Schriften freudiger, zierlicher und glänzender sein; aber die verhängnißvolle Zwietracht, welche bald folgte, hat auch meine Studien verscheucht.'[1]

Eine ähnliche Enttäuschung wie Melanchthon traf auch Erasmus von Rotterdam. Im Jahre 1516, vor dem Ausbruch der kirchlichen Revolution, hatte er gejubelt: ein goldenes Zeitalter stehe vor der Thüre; gute Sitten und Frömmigkeit und die schönen Wissenschaften würden sich immer glänzender entfalten. Zwölf Jahre später schrieb er an einen Freund über den Tod Jacob Wimpheling's: er wisse nicht, solle er klagen, oder dem Verstorbenen Glück wünschen, daß er einer Zeit entrückt sei, welche über jede Vorstellung verderbt geworden. ‚Wo immer das Lutherthum herrscht,' sagte er, ‚da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge suchen sie: eine Stelle und ein Weib; dazu gibt ihnen „das Evangelium" die Freiheit, nach ihrer Lust zu leben.'[2]

‚Wir hatten gehofft,' betonte Euricius Cordus, ‚gerade die Sophisterei und die Barbarei würde von den neuen Theologen ausgerottet werden, als man gegen alle unsere Erwartung wie mit dem Weinbergskarst dermaßen über die schönen Künste herfiel, daß wir nur noch geringe Hoffnung hegen, dieselben mögen je wieder neue Sprossen treiben.'[3]

---

[1] Corp. Reform. 4, 716.

[2] Erasmi Opp. 3, 186, und 4, 1139. 1141. ‚Erasmus äußerte sich in den letzten zwölf Jahren seines Lebens vielfach über den nachtheiligen Einfluß, den das neue Religionssystem auf Schulwesen, Literatur und Wissenschaft ausübe. Luther selbst schien ihm einen Hauptantheil an diesem Verfalle zu haben. Wenn man, meinte er, wie Luther gethan, die ganze Aristotelische Philosophie, also überhaupt die ganze ihrer historischen Entwicklung nach auf der Grundlage des Aristoteles ruhende Philosophie, für ein Erzeugniß des Satans erkläre, wenn man ferner wie Luther alle speculative Wissenschaft für Sünde und Irrthum ausgebe; wenn man, wie der Reformator Farel gethan, alle menschlichen Disciplinen öffentlich und bei jeder Gelegenheit als Erfindungen des Teufels behandle: so könne dies freilich keine andere Folge haben, als eine allgemeine Geringschätzung und Vernachlässigung der Studien und ein überhandnehmendes Trachten nach Gewinn und sinnlichen Genüssen, wie man jetzt sehe. In Straßburg und anderwärts habe man öffentlich gelehrt, es sollten weder Sprachen noch andere Studien mehr betrieben werden, mit Ausnahme des Hebräischen. Erasmus schildert ferner in seinen Briefen den Zustand des protestantisch gewordenen Deutschlands, das sich mit Abenteurern, ausgesprungenen Mönchen, hungrigen verheiratheten Geistlichen füllte; hier geschehe Nichts, als daß man tanze, esse, trinke, buhle, es werde weder gelehrt noch gelernt; wo diese Menschen hinkämen, verfielen mit der Frömmigkeit auch alle ernsten Studien.' Döllinger 1, 470—472.

[3] Euricii Cordi medici Botanologium (Coloniae 1534) p. 42. Vergl. was Eoban Hesse im Jahre 1532 schrieb, bei Döllinger 1, 218. ** Sehr bemerkenswerth

‚Das goldene und alle besseren Zeitalter sind vorüber,‘ schrieb Luthers vertrauter Freund Spalatin zwei Jahre vor seinem Tode († 1545), ‚das schlechteste ist gefolgt; ich hoffe, daß das Ende nicht mehr fern sein wird.‘ [1]

Daß der deutsche Humanismus durch den religiösen Umsturz bereits in seiner ersten Blüte geknickt wurde, ‚das Greisenalter‘ desselben sich unmittelbar an seine Jugend anschließt und nicht erst seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt [2], beweisen nicht nur die Klagen eines Melanchthon und Erasmus, sondern unzählige andere Zeugnisse, welche weit über diese Zeit zurückreichen [3].

Als Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1527 die Universität Marburg gründete, sagte er in seinem Gnaden- und Freiheitsbrief: ‚Studia und Facultäten‘ seien ‚in gegenwärtigen seltsamen Läufen bei den einfältigen und unverständigen Laien dermaßen in Unwerth und Abkommen gefallen, daß man gern sehen wollte, wenn alle Künste, Bücher und Gelehrte mit der Wurzel ausgerottet‘ würden. Falls man nicht noch zeitig Rath und Hülfe bringe, sei zu besorgen, daß ‚dieselben von Tag zu Tag mehr und mehr in Abfall und zuletzt in unwiederbringliches Verderben wachsen und kommen möchten‘. Darum habe er zur Förderung der Wissenschaften und Künste und zum Unterricht der Jugend die Universität errichtet [4].

---

ist die Art und Weise, wie J. Jonas sich am 10. Mai 1538 gegenüber den Fürsten von Anhalt über den Verfall des wissenschaftlichen Lebens aussprach. Jonas sagt hier u. A.: ‚Multa gymnasia ante paucos annos in Germania fuerunt, tunc cum religionis doctrina prorsus sepulta jaceret, non frigida nec infrequentia, et infinita coenobia scholis non dissimilia. Jam in medio cursu evangelii, quasi nunc (ostensa vera ratione docendi et discendi sacra) scelus et flagitium sit, aliquem numerum esse discentium, tot scholae locis commodissimis sitae repente extinctae sunt. Ut de aliis taceam, Erphordiae, in illa tot eruditorum altrice (ubi olim antiquissima sedes fuit studiorum), vix tenuia vestigia videre licet et miserabiles ruinas, reliquias ex hoc horrendo excidio, quo ibi dilacerata et eversa jacet respublica literarum. . . Quid nos aliud jam, cum reliquias illas et vestigia scholarum in Misnia, in Duringia, deinde desertas academias ad Danubium, ad Rhenum intuemur, quam cadavera tristia gymnasiorum, quae florere, vivere et spirare desierunt, cum dolore ac gemitu aspicimus?‘ Er befürchtet das Hereinbrechen einer neuen Barbarei. Kawerau, Briefwechsel des J. Jonas 1, 284 fl.

[1] Kampschulte 2, 276. [2] wie Bursian 219 annimmt.

[3] Bis um das Jahr 1521 herrschte allgemeine Begeisterung für die classischen Studien. ‚Mit dem Jahre 1521 legt es sich wie ein eisiger Hauch auf diese warmen Empfindungen der Herzen. Alles flieht aus dem Lager des Erasmus in das Luther's hinüber, und auch die Zurückbleibenden werden gar bald von dem Lärm der aufgewühlten Zeit, von den Meinungsstreitigkeiten der Theologen in dem Cultus ihrer bisherigen Ideale gestört. Immer verheerender wurde dieser Geist für die classischen Studien.‘ Krause, Eoban Hesse 2, 267—268.

[4] Rommel, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen 3, 347—349.

,Ich schäme mich fast dieser Zeit,' schrieb der Straßburger Professor Gerbel im Jahre 1525, ,alle Studien sind eingeschlafen, fast Alles ist von Streit und Zwistigkeiten erfüllt.' ,Ich kann in allen Geschichtsbüchern', sagte er in einem spätern Briefe, ,nicht finden, daß jemals die Wissenschaften von schwereren Uebeln gedrückt worden, als heutzutage.' [1] ,Deutschland ist nicht mehr das frühere,' äußerte sich der Philologe Metzler im Jahre 1530, ,Alles ist verändert: die Wissenschaft findet keine Anerkennung mehr.' [2] Nicht anders sprach sich Georg Wizel im Jahre 1533 aus: ,Die Wissenschaft ist um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichthum und Ueberfluß werden wundersam verehrt. Die Schulen stehen leer, zu Hofdiensten, zur Kaufmannschaft, zur Alchymie und zum Bergbau lauft man in Haufen. Daher werden auch Lehrer und Schüler der schönen Künste in wenig Jahren sehr selten zu finden sein.' [3]

Auch der Humanist Caspar Bruschius ließ sich im Jahre 1542 vernehmen: Noch niemals sind die Studien ,so verächtlich, schmählich und schmal bei Hohen und Niederen gehalten worden, als in diesen unseren, ohne Zweifel letzten Zeiten. Dahin ist es gekommen, daß manche große Stadt gefunden wird, welche kaum zwei bis drei Knaben ernstlich so weit fördert, daß sie in den Studien etwas erreichen.' [4]

Der Straßburger Johann Sturm schüttete nach langen Erfahrungen um das Jahr 1544 in einem Briefe an Camerarius seinen Kummer aus über die herrschende Vernachlässigung und Verachtung der Studien: der Mangel an Gelehrten sei bereits groß und drohe noch größer zu werden; aber Niemand kümmere sich darum, daß die Wissenschaften sammt der Religion zu Grunde gehen müßten, denn es sei keine Liebe zu jenen, kein Eifer für diese zu finden; nur Vermögen zusammenzuscharren, nicht davon mitzutheilen, erachte man für Pflicht [5].

Camerarius selbst konnte in seinen vertraulichen Briefen kaum Worte genug finden, um den wachsenden Verfall der humanistischen Studien, welche in seiner Jugend, noch unter der Herrschaft der alten Kirche, in Deutschland eine so eifrige Pflege gefunden, zu schildern [6].

Aus Heidelberg, wo diese Studien beim Ausgange des Mittelalters in so hoher Blüte gestanden [7], schrieb Jacob Micyllus, seit dem Jahre 1533 Professor der griechischen Sprache, seinem Freunde Melanchthon:

---

[1] Döllinger 2, 55. [2] Kampschulte 2, 264.
[3] Döllinger 1, 113.
[4] Horawitz, Caspar Bruschius 56; vergl. 70. 203.
[5] Döllinger 1, 503. [6] Vergl. oben S. 60 fl.
[7] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 99 fll.

Kläglich finde ich hier die armen Camönen verachtet
Und in den Augen des Volks jeglicher Ehre beraubt.
Wer fragt nach Poesie? Wen kümmern die Sänger der Alten?
Wem scheint gar ein Gedicht würdig unsterblichen Ruhms?
Wem wohl fiele es ein, Demosthenes' herrlichen Reden
Oder, Cicero, dir, ernstes Bemühen zu weih'n?
Hellas und Latium steh'n bei Allen in gleicher Verachtung:
Und die barbarische Flut strömet schon wieder herein.

Nur allein auf Gewinn und auf reiche Aemter sei der Sinn gerichtet, und insofern könne man das jetzige Zeitalter mit Recht ‚das goldene' nennen. Auch ihn nöthige die Sorge für Frau und Kinder, auf Erwerb, auf eine Verbesserung seiner Stelle zu sinnen. Aber wohin solle er seine Hoffnung richten in so trauriger Zeit?[1] Mit Wehmuth erinnerte sich Micyllus der guten alten Zeit, als noch Ein Glaube Alle vereinigt, als Tugend, Frömmigkeit und Treue noch Etwas gegolten und Gelehrsamkeit Anerkennung gefunden habe. Hoffnungslos blickte er in die Zukunft[2].

Luther selbst täuschte sich über den fortschreitenden Verfall der Bildung und Wissenschaft keineswegs. Bereits im Jahre 1538 drückte er im Gespräch mit seinen Freunden die Befürchtung aus: ‚Ehe etliche wenige Jahre vergehen, wird man erfahren, daß es mangeln wird an gelehrten Leuten, daß man sie würde aus Brettern schneiden und aus der Erde graben, wenn man sie nur haben könnte.'[3]

Wie ganz anders hatten seine Worte aus den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens gelautet!

Die eigentliche Hauptbedeutung des Humanismus, Wissenschaft und Leben mit dem Geiste und den feinen Formen altclassischer Bildung zu durchdringen, mußte in dem immer allgemeiner gewordenen Religionsgezänk sich naturgemäß verlieren. Auch die classischen Studien als Hauptbestandtheil des Schulunterrichts und der Erziehung wurden durch die zunehmende Zuchtlosigkeit auf einen überaus engen Wirkungskreis zurückgedrängt und einer erziehlichen Auffassung im Sinne des Christenthums vielfach entfremdet. Die gelehrtesten und feinsinnigsten Kenner der alten Literatur ernteten als Lehrer an den Gymnasien und Universitäten wenig Freude und Erfolg und wandten sich mehr und mehr der Philologie als einem von der allgemeinen Bildung losgerissenen Specialfach zu.

[1] Classen 114—115. [2] Kampschulte 2, 277.
[3] Sämmtl. Werke 62, 339—340.

So starb noch vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Geschlecht der eigentlichen Humanisten mit ihrer weitausschauenden Geistesrichtung, ihrer poetischen Begeisterung, ihrer künstlerischen Feinheit beinahe völlig aus, und an ihre Stelle tritt eine Reihe ernster, achtungswerther Schulmänner, die, meist schlecht gestellt, wenig geehrt, verkannt und erfolglos mit verzweifelter Mannhaftigkeit gegen die wachsende Barbarei ankämpfen; eine Reihe tüchtiger Literaten und Sprachforscher, welche den classischen Bildungsstoff in trockenen Specialuntersuchungen, Classikerausgaben, grammatischen, archäologischen, literaturgeschichtlichen oder kritischen Arbeiten ausbeuten; endlich eine Schaar von Gelehrten, welche nach beiden Seiten hin thätig sind: als Schulmänner und Universitätsprofessoren größtentheils vor schwacher und undankbarer Hörerzahl ihre Vorträge halten, als Schriftsteller altclassische Werke herausgeben und erklären und gelegentlich eine gelehrte Schulpoesie pflegen, die aber, von der waltenden Geschmacklosigkeit selbst ergriffen, die allgemeine Verrohung nicht aufzuhalten vermag.

Als höchst verdienstvolle Schulmänner und Philologen sind hier vor Allen Joachim Camerarius, Michael Neander, Georg Fabricius und Hieronymus Wolf zu nennen.

Camerarius, im Jahre 1526 Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg [1], 1535 Professor der griechischen und römischen Literatur an der Universität zu Tübingen und in derselben Stellung von 1541—1574 zu Leipzig, war ‚einer der bedeutendsten, wenn nicht der allerbedeutendste unter den Philologen Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert‘ durch Ausgaben und Erklärungen des Homer, der griechischen Elegiker, des Sophocles, Herodot, Thucydides und anderer Classiker. Obwohl er auch einen kurzen Leitfaden der Rhetorik und andere Schulbücher schrieb, bewegte sich seine Thätigkeit doch vorherrschend auf dem Gebiete der höhern Philologie, namentlich der Kritik [2].

Dagegen wandte sich die nicht weniger erstaunliche Thätigkeit, welche der Ilfelder Rector Michael Neander [3] als pädagogischer und philologischer Schriftsteller entfaltete, vorzugsweise dem Zwecke des Jugendunterrichtes zu. Man zählt von ihm 44 größere Werke auf von ausgebreiteter, wenn auch nicht gerade kritischer Gelehrsamkeit [4]. Einer seiner Lieblingsschüler war Laurentius Rhodomannus, welcher später als Professor der lateinischen und der griechischen Sprache in Jena, zuletzt in Wittenberg wirkte und zu den fruchtbarsten und gewandtesten griechischen Dichtern der Neuzeit gehört [5].

---

[1] Vergl. oben S. 62. [2] Bursian 186—189.

[3] Vergl. oben S. 55 ff.

[4] Schmid, Gesch. der Erziehung 2b, 388 fll. Bursian 212.

[5] Bursian 213. 227. 229. 235—236.

Der Meißener Rector Georg Fabricius [1] hatte einen längern Aufenthalt in Rom zu eingehenden Forschungen über die Topographie, die baulichen und inschriftlichen Denkmäler dieser Stadt benutzt und gab darüber verschiedene werthvolle Schriften heraus. In lateinischen Hexametern faßte er Reiseschilderungen aus Italien und Deutschland ab, veröffentlichte verbesserte Texte alter Classiker, eine Sammlung altchristlicher Dichter und mehrere Lehrbücher und Chrestomathien für den classischen Unterricht [2].

Die schriftstellerische Wirksamkeit des Augsburger Rectors Hieronymus Wolf [3] war vorzugsweise dem Isocrates und dem Demosthenes gewidmet, deren sämmtliche Werke er wiederholt mit zahlreichen Textverbesserungen, lateinischer Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen drucken ließ. Auch von späteren griechischen Schriftstellern besorgte er Ausgaben und lateinische Uebersetzungen und gab durch eine drei Foliobände umfassende Veröffentlichung byzantinischer Historiker, für welche ihm die Fugger'sche Bibliothek sowie die Bibliotheken zu Wien und Augsburg den handschriftlichen Stoff geliefert hatten, in Deutschland die erste Anregung zum Studium der byzantinischen Geschichte.

Auch sein Schüler David Hoeschel, welcher im Jahre 1617 als Rector des Gymnasiums zu Augsburg starb, erwarb sich durch Herausgabe spätgriechischer Schriftsteller und verschiedener Werke griechischer Kirchenväter hervorragende Verdienste [4]. Es fehlte demnach in Augsburg noch immer nicht an Gönnern der classischen Studien, wenn auch im Allgemeinen der wissenschaftliche Sinn, wie das Schulwesen zeigte [5], gesunken war.

Eigentlich glänzende Latinisten hatte Deutschland seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunders nur noch wenige aufzuweisen. Weder der eifrige Rostocker Professor Arnold Burenius, noch der Marburger Professor Johann Glandorp, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der römischen Alterthümer, noch Michael Neander's Vetter Basilius Faber, zuletzt Rector in Erfurt, der Herausgeber eines lateinischen Wörterbuches, können als solche bezeichnet werden. Dagegen schlägt Johann Caselius, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien Professor in Rostock, später in Helmstädt, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1613 den Mittelpunkt der classischen Studien bildete, noch in die Art der früheren Humanisten. Seine Reden und Briefe sowie seine zahlreichen Uebersetzungen aus griechischen Schriftstellern sind in reinem Latein geschrieben [6]. Ein vorzüglicher lateinischer Stilist wie auch Kenner der lateinischen Literatur war der hoffnungsvolle, aber früh verstorbene Kritiker Valentin oder Valens

[1] Vergl. oben S. 48. [2] Bursian 205—208.
[3] Vergl. oben S. 64. [4] Bursian 210—212. 236—238.
[5] Vergl. oben S. 64.
[6] Krabbe 1, 718 fll. Bursian 221—223. Lisch, Jahrbücher 19, 12 fll.

Acidalius, welcher ebenfalls mehrere Jahre in Italien zugebracht hatte († 1595). Im Vergleich zu ihm und zu Johann Wilms[1] erscheinen die übrigen damaligen deutschen Latinisten nur als Sterne zweiter bis sechster Größe[2]. So Friedrich Taubmann, in den Jahren 1595—1613 Professor der Poesie in Wittenberg, der zwar dem Verfall der classischen Studien in Deutschland entgegenzutreten sich bemühte, aber sich selbst weder in Stil, noch Witz, noch Bildung überhaupt auf wirklich humanistische Höhe zu erheben wußte. Als Erklärer einiger Classiker ist er ein trockener Zusammenschreiber[3].

Tüchtige Kenner und Förderer des Griechischen waren nächst Jacob Micyllus († 1558) in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts namentlich Wilhelm Xylander (Holtzmann), der nach Micyllus die Professur der griechischen Sprache in Heidelberg bekleidete († 1576), Johann Hartung († 1579 zu Freiburg im Breisgau), Nathan Chyträus, Professor in Rostock und Rector in Bremen († 1598), und dessen Bruder David Chyträus, zugleich einer der angesehensten strenglutherischen Theologen, der im Jahre 1600 als Professor der Theologie zu Rostock starb. Martin Crusius, Professor der griechischen und der lateinischen Sprache in Tübingen († 1607), besaß eine solche Gewandtheit im griechischen Ausdruck, daß er gegen 7000 Predigten, welchen er beigewohnt hatte, griechisch nachschreiben konnte; aber selbständige Eingebung, Geschmack und Urtheil gingen ihm ab. Ueber die umfassendsten Kenntnisse der griechischen Literatur verfügte Friedrich Sylburg († 1596 zu Heidelberg), unermüdlich mit der Herausgabe und Kritik griechischer Schriftsteller beschäftigt, Mitarbeiter an dem großen ‚Griechischen Sprachschatz' des gelehrten Buchdruckers Henricus Stephanus, dessen Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte[4].

Um die Wissenschaft der allgemeinen Literaturgeschichte und Bibliographie machte sich der Schweizer Conrad Gesner († 1565 zu Zürich) in hohem Grade verdient; er war zugleich einer der hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften[5].

Die Fortschritte der fachmännischen Philologie sind unläugbar, aber die Schule vermochte denselben nicht zu folgen. Während die gelehrten Professoren sich mit schwierigen, bis in's Einzelnste gehenden Untersuchungen abmühten, konnten sie bei den Schülern oft nur die nothdürftigsten Vorkenntnisse voraussetzen. Als Melanchthon im Jahre 1546 die Gesetze der Universität

---

[1] auf welchen wir noch später zurückkommen.

[2] sagt Bursian 244.

[3] Ebeling, Friedr. Taubmann 141—160; ** vergl. Bursian 244—245; siehe auch oben S. 190. [4] Bursian 196 fll.

[5] ** Vergl. unten den Abschnitt über die Naturwissenschaften.

Wittenberg einer neuen Durchsicht unterzog, sagte er bezüglich der philosophischen Facultät: ‚Man müßte wünschen, daß Jünglinge nicht eher auf die Academie geschickt würden, als bis sie die Grammatik mittelmäßig gelernt und sich einige Kenntniß im Latein erworben hätten; da aber eine Jugend hierher kommt, die noch ziemlich unwissend und mit grammatischen Kenntnissen noch nicht ausgerüstet ist, und da man dieselbe den Lehrern übergibt, welche Privatunterricht ertheilen, so ergeht an solche Lehrer unser ernstlichster Befehl, daß sie ihre Pflicht treu erfüllen.‘ [1] In Wittenberg, Leipzig, Greifswald und an anderen Universitäten wurde ein Lehrer der lateinischen Elementargrammatik angestellt; für Wittenberg hob Kurfürst Christian I. diese Hülfsprofessur auf, aber nur um dieselbe durch Privatlehrer ersetzen zu lassen. Fachphilologen wie Camerarius strebten eine ebenso umfassende als gründliche Kenntniß der griechischen wie der lateinischen Literatur an, allein an den Universitäten selbst sanken die Anforderungen bezüglich des Lateinischen wie des Griechischen auf ein dürftiges Mittelmaß herab, und oft wurde diesen nicht einmal entsprochen. Von den Baccalaureen verlangen die Helmstädter Statuten vom Jahre 1576 nur ‚die Anfänge der griechischen und der lateinischen Sprache‘, von den Magistern nur ‚eine mittelmäßige Kenntniß der griechischen und der lateinischen Sprache‘ [2]. An der Universität zu Basel wurde im Jahre 1597 geklagt, daß bei den Studirenden, welche Vorlesungen hören sollten, nicht allein eine gewisse Armuth in den lateinischen Sprachkenntnissen sich herausstelle, sondern geradezu Unwissenheit im Reden wie im Schreiben [3].

* * *

Da das Lesen, Auswendiglernen und Nachahmen lateinischer Dichter einen Hauptbestandtheil aller Schulpläne bildete, so mußte die lateinische Schuldichtung, dieses Erbstück des frühern Humanismus, naturgemäß ebenso weitere Pflege finden als das ciceronianische Latein und die Nachahmung, Declamation und Nachbildung der alten Rhetoren. Daß dieses Bildungsmittel an sich seine nützlichen Seiten hatte, indem es geeignet war, eine bessere Aneignung der Sprache, ein richtigeres Verständniß der alten Dichter, eine feinere

---

[1] Corp. Reform. 10, 1016. Vergl. Löschke 193.

[2] Tholuck, Academisches Leben 1, 195, wo Belege dafür angeführt werden, daß man bei den Studenten nur geringe Kenntnisse im Griechischen annehmen darf. ‚Der professor graecae in Wittenberg, Vitus Ortel, hat zwar 1560 zwei Stunden für Euripides zu lesen bestimmt, verbindet aber damit eine Stunde griechische Grammatik und „actus apostolorum, ut habeant auditores exempla regularum“. Chyträus in seiner Oratio de ratione studii theol. (1560) setzt für den gewöhnlichen Gebrauch der Theologen nur die Vulgata voraus.‘

[3] Ochs, Gesch. von Basel 6, 428.

Bildung des Geschmackes zu befördern, ist unzweifelhaft; ebenso unzweifelhaft ist, daß wahre Dichter, wie später Jacob Balde, die antike Form zum völligen harmonischen, lebendigen Ausdruck echter Poesie zu gestalten wußten. Es ist deßhalb ungerecht, die lateinische Schuldichtung überhaupt zu verurtheilen. Ebenso einleuchtend ist es aber, daß sich der Mehrheit der Menschen bei aller technischen Formübung keine Poesie eintrichtern läßt, und daß in einer Zeit der größten religiösen, politischen und socialen Wirren und eines allgemeinen geistigen Niedergangs die mechanische Formelnpflege einer alten Sprache, in und außer der Schule überwuchernd, die herrschende Geschmacksverwirrung nur noch fördern, wahre Poesie aber nur hemmen und zurückdrängen mußte. Besonders verhängnißvoll wirkte es, daß in Deutschland nicht wie in Italien die feinsten und gebildetsten Lebenskreise den Ton für diese schulmäßige Kunstpoesie angaben, sondern vielfach die wenig geachteten, meist schlecht besoldeten, mit Jammer und Noth ringenden deutschen Schulmänner. Die ‚Poeten‘ wurden zahlreich wie der Sand am Meere, aber mit der ‚Poesie‘ war es übel bestellt. Diese trennte sich immer mehr von den lebendigen Quellen des Volksthums, um sich an Höfe und Universitäten zurückzuziehen, und sank in ihren meisten Erzeugnissen zu einer leblosen, versteinerten Versemacherei herab [1].

Hauptsächlich hatten es ‚die Poeten‘ darauf abgesehen, durch hochtrabende Gelegenheitsgedichte: Inschriften, Epigramme, Oden, Elegien, auch wohl größere Gedichte mit ungeheuer langen Widmungen, irgend einen Zehrpfennig, ein Gegengeschenk oder eine Förderung zu erhalten [2]. Daher eine wahre Ueber-

[1] Bei Goedeke 2, 89—119 sind über 270 lateinische Dichter verzeichnet. Gerard Faust zählte schon im Jahre 1546 nicht weniger als 92 lateinische Dichter in Deutschland auf. ‚Poeta‘, schrieb Nicodemus Frischlin im Jahre 1581, ‚ist ein griechisch Wörtlein, und heißt creator, ein Schöpfer und Wunderwerkmann. Und halte ich gewiß dafür (womit ich den Versemachern nicht zu nahe treten will, die auch ihres Lobes werth sind), daß in unserer deutschen Nation nicht wohl 30 oder 40 zu finden, denen dieser Titul mit Wahrheit gebühre‘ — ‚in jener Zeit,‘ fügt Strauß 141 hinzu, ‚wo keine 3 oder 4, ja eigentlich kein Einziger zu finden war.‘ Im Mittelalter, sagt v. Raumer 1, 3, ‚verlor man beim Mangel lateinischer Classiker freilich mehr und mehr die Stilnorm des goldenen und silbernen Zeitalters aus den Augen und bildete das Latein auf eigene Hand fort. Aber in solchem Latein sind jene unsterblichen Kirchenlieder gedichtet, jenes Dies irae, Media vita! Ein einziges solches Kirchenlied wiegt alle lateinischen, dem Horaz und anderen alten Dichtern nachgeäfften Poemata der späteren Philologen auf.‘ ‚Eine Menge Reden und Gedichte aus dieser Zeit sind nur zusammengeflickte Floskeln, Nachahmungen, nichts als Nachahmungen. Man setzte auch jeden, welcher die Form eines Classikers mit einigem Geschick nachäffte, diesem Classiker gleich. Daher war man so freigebig mit den Epithetis: ein zweiter Cicero, ein zweiter Flaccus; es ging mehr und mehr der Glaube aus, daß man etwas Besseres, nämlich ein Erster sein könne, ein Original.‘ S. 129—130.

[2] ‚Ein sehr großer Theil der humanistischen Literatur‘, sagt Paulsen 149, ‚besteht eigentlich aus Anbohrungsversuchen fürstlicher und städtischer Cassen mittels lateinischer

schwemmung von Lob-, Trauer- und Triumphgedichten, welche bald Hochzeiten, bald Todesfälle, bald Einzüge fürstlicher Personen und Heere, auch wohl Pestverheerungen und andere allgemeine Landplagen besangen: Alles in mehr oder weniger schlechtem Latein, voll wüsten Schwulstes und mit Ausbeutung der ganzen alten Mythologie [1].

Der Leipziger Professor Georg Bersmann ließ im Jahre 1596 drei Bände größtentheils Hochzeits- und Begräbnißgedichte erscheinen; in einem der ersteren tritt Apollo mit sämmtlichen Musen auf, um das Brautpaar zu feiern. Paul Schede, Melissus genannt, Bibliothekar zu Heidelberg († 1602), richtete an die ‚jungfräuliche' Königin Elisabeth von England Lobgesänge, in welchen er sie zugleich mit Venus, Juno, Pallas Athene, Charis vergleicht, auch als ‚Rose' preist. Nicolaus Reusner, Professor in Jena († 1602), verfertigte außer unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen für alle seine Gönner und Freunde auch je ein Epigramm auf alle Pflanzen und Thiere im Paradiese [2]. Caspar Bruschius widmete einem Leipziger Senator eine Elegie auf dessen todten Pfau, der ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollte [3]. Unter den Elegien Frischlin's findet sich eine auf ‚einen friedlich dahingeschiedenen Hund' [4].

Reden und Verse.' Dazu kamen in unendlicher Zahl die gegenseitigen Lobhudeleien der ‚Poeten'. ‚Diese deutschen Schulmeister in römischer Toga, sich wechselseitig mit Lorbeer bekränzend, haben etwas unwiderstehlich Komisches.' Ambros, Gesch. der Musik 3, 377. ** Für das Dedicationsunwesen jener Zeit characteristisch ist die Thatsache, daß selbst siebenjährigen Schulbuben Bücher dedicirt wurden! Vergl. Görges 8 Note 3.

[1] Vergl. Chlumecky 1, 263. ‚Nicht der göttliche Funke ließ den Dichter werden, sondern das Bedürfniß nach Lebensmitteln; Poesie ward zum Brodstudium.' Eine sehr bezeichnende Figur derartiger Poeten, welche alle Welt ansangen, ist Huldrich Buchner, Lehrer an der Schule zu Wertheim am Main; unter dem Titel ‚Plejades' veröffentlichte er im Jahre 1601 über 700 epigrammatische Gedichte. Vergl. A. Kaufmann im Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken 19, Heft 2, S. 45—46. Auch die geringsten Gegengaben der Gefeierten waren ‚den Poeten' willkommen. Friedrich Taubmann erhielt in seiner Jugend einmal für eine lateinische Geburtstagsbeglückwünschung zwei Groschen. Ebeling 20.

[2] Vergl. W. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 275. 278.

[3] Horawitz, Bruschius 78.

[4] ‚In obitu lepidissimi canis, cui nomen Berillus erat, quiete defuncti.' Strauß 325 Note. — Kennzeichnend für die deutsch-lateinische Renaissance ist, daß weitaus die meisten Vertreter derselben für die bildenden Künste nicht den geringsten Sinn verrathen. So gedenkt zum Beispiel Franz Modius ‚in dem poetischen Lob seiner Vaterstadt Brügge, welche er mit Rom und Athen vergleicht, nicht einmal der berühmten Brügger Malerschule, der Meister Hubert und Jan van Eyck und Jan Memling. In der Vorrede zu den Pandectae triumphales, deren zweiter Theil mit Holzschnitten nach Jost Amman geziert ist, macht er dem letztern das schlechte Compliment, daß, wenn man Vergnügen

Aus den seitenlangen Catalogen der ‚Poeten‘, die fast ohne Ausnahme dem verdienten Loose der Vergessenheit anheimgefallen sind, ragen nur wenige hervor, welche wie Frischlin, Melissus. Georg Sabinus, Melanchthon's Schwiegersohn und erster Rector der Universität Königsberg, wirklich etwas poetischen Geist und ein mehr als bloß nachahmendes Versetalent besaßen.

Ueberaus nachtheilig für Literatur und Leben war es, daß sehr viele gerade der begabteren lateinischen Versekünstler sich nicht die besseren Leistungen eines Horaz, Virgil und anderer Classiker zum Vorbilde nahmen, sondern mit Vorliebe die römischen Erotiker lasen und nachahmten, wobei dann das schon bei den Römern kaum Erträgliche unter dem Einfluß der zeitgenössischen Roheit sich vielfach noch unerträglicher gestaltete.

Einen solchen Ton der neulateinischen Dichtung hatte bereits der Führer der jüngern Humanistenschule, Conrad Celtes, angeschlagen. In einer lateinischen Ode rief Celtes den Apollo an, doch mit seiner Lyra von Italien nach Deutschland zu kommen. Apollo kam, aber nicht jener, welcher Pindar's Siegesgesänge und Horazens römische Oden eingegeben hatte, sondern der Apollo der herabgekommensten, schamlosesten Kaiserzeit. In seinen ‚Libri amorum‘ überbot der deutsche Humanist den römischen Dichter Ovid, indem er mit allem Cynismus seine wirklichen oder nur erdichteten Liebeshändel und Ausschweifungen in Krakau, Regensburg, Mainz, Lübeck breit ausmalte und dabei in tiefe Pornographie versank.

Unter seinen Nachfolgern steht der Norddeutsche Caspar von Barth (geboren zu Cüstrin im Jahre 1587) in seinen ‚Juvenilia‘ vom Jahre 1607 und seinen ‚Amabilia‘ vom Jahre 1612 an Lüsternheit obenan. Er nahm sich abwechselnd Catull, Ovid, Properz und die schlimmsten Pornographen der italienischen Renaissance zum Muster, und scheute sich nicht, die schändlichen H . . . . gespräche des Pietro Aretino zu übersetzen [1]. Mit welcher Geschmack=

an der bildlichen Darstellung der Turniere und Ritterspiele finde, dies doch in viel höherem Grade durch das Lesen einer guten Beschreibung stattfinden müsse, denn während die Malerei und die Sculptur nur die Augen ergötzten, so bildeten und nährten die Bücher Geist und Gemüth des Menschen. Die Malerei biete eine stumme, leere und oft falsche Darstellung, wie sie gerade dem Gehirn des Künstlers entsprungen sei; die Bücher dagegen gewährten eine lebendige und genaue Unterweisung; die Maler seien meistens unwissende Leute; die literarischen Werke würden nur von Gelehrten mit genauer Kenntniß aller Dinge und Umstände verfaßt, und die Wissenschaft stehe so hoch über der Malerei, wie die Gelehrten den Unwissenden, die Lebendigen den Todten vorzuziehen seien.‘ Seibt 2, 50—51.

[1] Vergl. über diese und andere Poeten gleicher Art W. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 267 fll. 279 fll. — Viele ‚Poeten‘ schlugen, wie Alberdingk Thijm (De la Littérature néerlandaise 126) richtig bemerkt, für ihre künstlerischen Erzeugnisse denselben Weg ein wie die Maler des Naturalismus: sie ahmten die Natur nach, oft

losigkeit die Lüsternheit oft verbunden war, zeigt beispielsweise Matthäus Zuber in seinen zu Wittenberg im Jahre 1599 herausgegebenen Liebesgedichten. Er vergleicht seine Angebetete nicht allein mit seiner Taube, seinem Sperling, seinem Eichhörnchen, sondern auch mit seinem Camin, seinem Seidenwurm und seinem Blutegel [1].

Neben dem Venusdienst fand auch der ‚Bacchusdienst', die unbegrenzte Trinklust der Zeit, ihre poetischen Beschreiber, und es ist den Dichtern schwer zu glauben, wenn sie, wie Vincentius Obsopöus am Schluß seiner ‚Ars bibendi', versichern:

Trunken fließt mein Gedicht,
Nüchtern das Leben mir hin [2].

Zur höchsten Entwürdigung der Dichtkunst führten allgemach die Dichterkrönungen, welche in Deutschland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgekommen waren und ‚gleich einer Seuche' sich ausbreiteten.

Der erste Deutsche, welcher den Lorbeerkranz empfing, war Conrad Celtes: am 18. April 1487 wurde er von dem Kaiser Friedrich III. in Nürnberg feierlich zum Dichter gekrönt. Unter Friedrich's Nachfolgern häuften sich diese Ehrenbezeigungen; das Reich wimmelte bald von ‚gekrönten Poeten', welche zugleich zu ‚kaiserlichen Pfalzgrafen' ernannt wurden und als solche neben sonstigen ‚Privilegien' das Recht erhielten, andere Dichter zu krönen. Mit verschwenderischer Hand theilten nun die Pfalzgrafen an Freunde, Bekannte und Schützlinge den Lorbeer aus ohne viel Rücksicht auf die Würdigkeit der Empfänger; nicht wenige machten aus dem Titel ‚gekrönter Poet' einen förmlichen Handelsartikel, verkauften sogar die Befugniß zu Dichterkrönungen an nichtgekrönte Personen. Manche solcher ‚Berechtigten' zogen, absonderlich gekleidet, von Land zu Land, von Ort zu Ort, kündigten ihre Ankunft gleich Seiltänzern und Bärenführern mit Pauken und Trompeten und Umritten an, laut ausrufend, daß sie mit kaiserlicher Vollmacht versehen seien, Dichter zu krönen und durch Krönung poetische Talente zu er-

---

bis in ihre ekelerregendsten Abwege. ** Ueber die schon bei den Humanisten des 15. Jahrhunderts beliebte Erfindung von Liebesgeschichten zu stilistischer Bearbeitung vergl. Wattenbach, Peter Luder (Karlsruhe 1869) S. 110. Siehe auch Anz. für Kunde deutscher Vorzeit 1874 S. 212. [1] ** W. Menzel 2, 279.

[2] Ebria musa mea est,
Sobria vita mihi.

Obsopöus malt in seiner ‚Ars bibendi' (1536), einer Parodie zu der ‚Ars amandi' Ovid's, ‚zuerst ein Symposium der Grazien aus, bei denen weise Freunde glücklich sind, dann den Uebergang zur Geschwätzigkeit und zu fruchtlosen Reden; den Schluß aber macht ein wildes, barbarisches Gelag, bei dem man sich mit den Bechern und Krügen schlägt, wie weiland Hercules unter den besoffenen Cyclopen'. W. Menzel 2, 272.

wecken. Dann drängten sich meist junge Leute an sie heran, welche nach einigen gleichviel welchen Antworten auf an sie gerichtete Fragen und gegen Erlegung eines vorher bestimmten Preises die Krönungsurkunde unter dem Jubel oder Gelächter und Hohn der Menge davontrugen. Bisweilen schloß man das unwürdige Schauspiel mit vielen Ceremonien, immer mit einer Zecherei. Zwei der frechsten solcher Schacherer und Landstreicher waren Willichius Westhov und Bartholomäus Bilovius aus Stendal, letzterer ein aus mehreren Aemtern verjagter Gelehrter, den Hunger zum Feilbieten von Dichterkränzen veranlaßte und der mit besonderem Erfolg in Leipzig und Wittenberg sein Wesen trieb. Hier verkaufte er die Ehrenzeichen des Dichterruhmes Stück um Stück für 8 Thaler. Der Wittenberger Professor Friedrich Taubmann, selbst ein gekrönter Poet und einer der größten Verskünstler seiner Zeit, zog Anfangs, in einer Schrift vom Jahre 1602, heftig gegen Bilovius und sein Gebahren zu Felde; aber schon im Jahre 1604 versöhnte er sich mit demselben, gab ihm sogar Empfehlungsbriefe mit, die dieser auf seinen weiteren Krönungsreisen vorwies[1].

Zu den gekrönten Poeten und kaiserlichen Pfalzgrafen, welche zugleich Schullehrer und gelehrte Philologen waren, gehörten der Tiroler Michael Toxites, der Deutsch-Böhme Caspar Bruschius und der Schwabe Nicodemus Frischlin, drei Männer, deren Wirken und Lebensschicksale eingehender dargestellt zu werden verdienen, weil sie nach vielen Richtungen hin: in Bezug auf Schulwesen, Bildung und Wissenschaft wie auf den Verkehr der Poeten und der Gelehrten unter einander, die damalige Zeit kennzeichnen und rechte Spiegelbilder jenes aufgeregten, unsteten, abenteuerlichen Geistes sind, welcher damals so vielfach vorherrschte. Alle drei kennzeichnen jene Zeit aber auch dadurch, daß sie, obgleich sie ungeordneten Lebens, starke Trinker waren, dennoch eine unverdrossene schriftstellerische Thätigkeit und eine Arbeitskraft und Arbeitslust bekundeten, welche als solche volle Anerkennung herausfordert: sie sind auch deßhalb besonderer Beachtung werth.

Michael Schütz, genannt Toxites, wurde um das Jahr 1515 zu Sterzing in Tirol geboren. Er studirte zuerst in Dillingen, dann, von dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion mit Geldmitteln versehen, an der Universität Tübingen. Im Jahre 1535 ging er nach Pavia, wo er philosophische und medicinische Vorlesungen hörte, dann nach Wittenberg. Nachdem er zum Protestantismus übergetreten, wurde er seit dem

[1] Aus Ebeling 134—137.

Jahre 1537 Schulmeister zu Urach in Württemberg. Dort führte er ein hartgeplagtes, sorgenvolles Leben und suchte sich durch lateinische Lobgedichte auf den Reutlinger Prediger Matthäus Alber einen Gönner zu verschaffen. Um Alber würdig zu preisen, bedürfte es, sagte er, ‚eines Dichters wie Maro, oder eines Liedes, wie Apollo selber es den pierischen Camönen eingibt‘; aber Alber werde auch seine ‚barbarische Muse‘ nicht verschmähen, ‚verschmähe doch der tarpejische Jupiter die bescheidenen Opfer des armen Landmanns nicht‘; ‚Griechen und Römer mögen schweigen von ihren Helden! Alber ist ein größerer Sieger‘ — er habe nämlich in Reutlingen das Papstthum besiegt. So machte sich Toxites als ‚Poet‘ bekannt. Das schlug aber zu seinem Verderben aus, indem nun auch ein an dem Uracher Rathhause angeklebtes Spottgedicht gegen den Stadtpfarrer ihm zugeschrieben wurde. Auf den bloßen Verdacht der Thäterschaft hin mußte er, ein Opfer damaliger Gerechtigkeitspflege, in's Gefängniß wandern und einem peinlichen Verhör sich unterwerfen. Viermal bestand er die Qualen der Folter, ‚bei seiner Seele Seligkeit und dem jüngsten Gericht‘ seine Unschuld betheuernd. Erst die fünfte Folterprobe entriß ihm das falsche Geständniß, daß er der Verfasser des Spottgedichtes sei. Zur Sühnung dieses Verbrechens sollte er der schwersten Strafe unterliegen, denn er habe, sagten die Anwälte des Untervogtes von Urach, nicht allein einen frommen, christlichen Mann schimpfirt, sondern auch durch die Worte des Gedichtes: ‚die Prädikanten predigen nur, was der Schultheiß wolle‘, den Schultheißen verdächtigt, somit die vom Herzog eingesetzte Obrigkeit und folglich auch den Herzog selber angegriffen; deßhalb müsse er dem Henker übergeben werden, ‚da er besser todt denn lebendig, nützlicher unter denn auf der Erde sei‘. Schließlich wurde er jedoch nicht am Leibe, sondern nur ‚bürgerlich getödtet‘, das heißt aller Rechte und Ehren für verlustig erklärt. Von dem Henker mit Ruthen bis vor das obere Thor der Stadt geschlagen, kam er im Jahre 1540 mit Frau und zwei Kindern in erbärmlichem Zustande zuerst nach Basel, dann nach Straßburg. Hier nahm sich Johann Sturm seiner freundlich an und vermittelte ihm im Jahre 1542 eine Stelle als Lehrer am Gymnasium. Da jedoch sein jährliches Einkommen von etwa 60 Gulden zu seinem und seiner Familie Unterhalte nicht genügte, er ‚täglich mit viel Sorgen und Noth umringt‘ war, ging er darauf aus, durch lateinische Bettelverse sich Gönner zu erwerben; in Gedichten an protestantische Gelehrte und Fürsten eiferte er wider ‚die wilde Tyrannei und die abscheulichen Irrthümer des Papstthums‘, während er gleichzeitig in einem Lobgedicht den streng katholischen Augsburger Bischof Otto Truchseß von Waldburg besang. Zum Lohne dafür verschaffte ihm derselbe im Jahre 1544 auf dem Reichstage zu Speier die öffentliche Dichterkrönung durch den Kaiser. In Lobdistichen auf Johann Sturm pries

Toxites sich glücklich, daß seinem langen Mißgeschicke nun ein Ende gemacht sei und er die Sonne wieder leuchten sehe; er selbst aber ließ seinen Schülern die Sonne nicht leuchten; er versah nachlässig sein Schulamt, ergab sich dem Trinken und wurde in Folge dessen im Jahre 1545 abgesetzt. Er ging nach Basel, kehrte jedoch, da er trotz einer Empfehlung Sturm's dort keine Anstellung finden konnte, nach Straßburg zurück, besuchte jetzt die Vorlesungen Sturm's über classische Schriftsteller, gab mit dessen Bewilligung die Collegienhefte in Druck und half dadurch seiner Geldnoth auf. Als Sturm im Auftrage des Schmalkaldischen Bundes, um Geld aufzubringen, nach Frankreich reiste, nahm er Toxites als Begleiter mit.

Im Jahre 1548 tauchte Toxites plötzlich von Neuem in Basel auf: die Bestimmungen des in Straßburg verkündeten Interims hätten ihm, behauptete er, Gewissensnöthen verursacht, so daß er dort nicht länger habe ausharren können. Zu Basel ließ er sich als Student der Rechte an der Universität einschreiben, in der Hoffnung, daß der berühmte Bonifatius Amerbach ‚als Doctor und Apoll' sich seiner annehmen würde. Da diese Hoffnung fehl schlug, wandte er sich wieder dem Schulfach zu und übernahm in dem Städtchen Brugg im Aargau das Amt eines Schulmeisters; er wurde nun aus einem strengen Lutheraner im Nu zwinglisch gesinnt. Allein auch in Brugg fand er keine Ruhe. Er vernachlässigte die Schule, fröhnte der Trinklust und sehnte sich nach Basel zurück. Um sich den dortigen Stimmführern zu empfehlen, begann er die Abfassung eines großen lateinischen Gedichtes ‚Ueber die Liebe Christi', welches in drei Büchern die ganze christliche Religion behandeln sollte. ‚Wenn es', sagte er in den 32 ersten Distichen, welche er nach Basel schickte, ‚noch ein Volk gibt, das Christum nicht liebt, so lese es mein Gedicht. Man hat Alles besungen, die Natur der Dinge, die Weinberge, den Ackerbau, die Eintheilung des Jahres, die Gestirne des Himmels, das Meer, die Erde, die Kräuter, die Edelsteine; ich aber will Christum besingen.' Mit den alten Göttern wolle er Nichts mehr zu thun haben, er ‚sei nicht in den Höhlen der Musen erzogen worden, nicht Phöbus, sondern Christus begeistere ihn und sei sein Apoll, jener der Griechen sei ein falscher Gott'. Ein zweites großes ‚Heroisches Gedicht', eine Art ‚Anti-Lucrez', sollte die Aussprüche der Philosophen über die Natur der Dinge nach der Regel der Heiligen Schrift entwickeln, von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Erlösung handeln, nicht weniger auch ‚von der einstigen Erneuerung der Welt, von dem Fatum und von vielen anderen Dingen, die Gott uns geoffenbaret' habe: sein Wunsch sei, als ein ‚Sänger der Frömmigkeit und der wahren Philosophie' betrachtet zu werden. Sein nächster Wunsch war jedoch, in Basel eine ihn ernährende Stelle zu finden, und dieser ging nicht in Erfüllung. So fand er sich dann, dem ‚barbarischen'

Brugg den Rücken kehrend, auf gut Glück im Jahre 1551 abermals in Straßburg ein, ertheilte wieder gelegentlichen Unterricht am Gymnasium, besorgte neben anderen literarischen Arbeiten drei Bände der Vorlesungen Sturm's über Reden Cicero's zum Drucke und wurde zugleich Herbergsvater und Quacksalber für durchreisende und kranke Studenten. Besonders auffallend war letztere Beschäftigung nicht, denn nicht bloß Bader, Scherer, Kräutler, alte Weiber, sondern selbst Magisterfrauen betrieben Curpfuscherei; verstand es doch eine Magisterin, aus acht aromatischen Kräutern einen Trank zu destilliren, ,gut für Schwindel und Schlag des Hauptes, die Red wieder zu bringen, stärkt das Haupt und die Vernunft dem Menschen'. Aber auch auf politischem Gebiete war Toxites thätig, und zwar als Mithelfer Sturm's zur Zeit des Bündnisses, welches Kurfürst Moritz von Sachsen und seine Mitverschworenen im Jahre 1552 mit dem französischen Könige Heinrich II. gegen Kaiser Carl V. geschlossen hatten. Daneben eröffnete sich der ,gekrönte Poet' noch andere Geldquellen. Für den jungen König Eduard VI. von England verfaßte er einen vollständigen Catechismus in Distichen: ,Die personificirte Pietas exponirt dem König, Artikel nach Artikel, ein protestantisches Glaubensbekenntniß; Christus macht ihm eine Paraphrase des Vaterunsers, die Sacramente erklären ihm ihre Natur; den Schluß bildet eine Rede Calliope's.' Zu derselben Zeit ließ er auch ein Lobgedicht drucken auf den Bischof von Padua und auf dessen Vater, den österreichischen Feldherrn Nicolaus von Salm. Für einen den katholischen Aebten von Kempten und Murbach gewidmeten Commentar über Cicero's Rhetorik erhielt er, über ,Armuth und Mißgeschick' jammernd, 1556 auf fünf Jahre einen jährlichen Gehalt.

Inzwischen hatte er sich die Gunst des Herzogs Christoph von Württemberg zu verschaffen gewußt. Nachdem der wahre Verfasser jenes Uracher Spottgedichtes bekannt geworden, wollte Christoph das an Toxites begangene Unrecht wieder gut machen und übertrug demselben gegen Ende des Jahres 1556 nicht allein die Professur der Dichtkunst an der Universität Tübingen, sondern er ernannte ihn sogar zum ,Pädagogarchen' des ganzen Herzogthums. Kraft dieses Amtes sollte er als oberster Schulmann im Auftrage Christoph's sämmtliche Schulen beaufsichtigen und über den Stand derselben sein Urtheil abgeben. Dieses Urtheil fiel höchst ungünstig aus. In einer dem Herzog im Jahre 1557 eingereichten Denkschrift erklärte er: Von den Schulen aus verbreiten sich über ganz Deutschland hin Lehrer und Prediger, welche durch ihre Sittenlosigkeit und Unfähigkeit zum Lehrerberuf das Volk von dem Streben nach Gottseligkeit und die Jugend von der Liebe zu den Wissenschaften abwendig machen. Die zwei Ursachen dieser Uebel seien: die gänzliche Aufhebung aller sittlichen Zucht, auf welche die Vorfahren ihr meistes Augenmerk gerichtet

gehabt hätten, und der Verlust der rechten Lehrmethode. Wenn es mit dem Sittenverderbniß der Jugend so wie bisher vorangehe, so könne er nichts Anderes voraussagen als gänzliche Barbarei. Denn es gebe dermalen keine Schule, keine Academie, welche nicht voller Laster sei, so daß die Protestanten bei den Papisten in dem schlimmsten Rufe ständen: sie erzögen eine nichts weniger als christliche Jugend. Und dieses sei auch in der That klarer als der helle Tag[1].

Toxites befürwortete deßhalb eine strengere Zucht, und zwar für sämmtliche Schulen, auch für die Universität des Landes. Dadurch aber zog er sich in Tübingen den Groll nicht allein der Studenten, sondern auch mehrerer Professoren zu. Allerlei Verleumdungen wurden wider ihn ausgestreut; an der Tübinger Kirchthüre schlug man Spottverse an, bedrohte ihn mit Ohrfeigen und Schlägen; besonders aufsässig wurde ihm der Sohn eines seiner Collegen. Seine Beschwerden über die Unbilden blieben, wie es scheint, ohne Wirkung, und so faßte er den Entschluß, eine neue Lebensstellung aufzusuchen, und zwar nicht mehr als Lehrer, sondern als Arzt.

,Nur noch der höhern Kunst, der Medicin', wolle er sich, sagte er, in Zukunft widmen. Im Jahre 1561 besuchte er in Paris medicinische Vorlesungen, im folgenden Jahre ging er nach England, zwei Jahre später trat er von Neuem in Straßburg auf, und zwar jetzt als ,Doctor der Arznei'. Ob und wo er diesen Titel rechtmäßig sich erworben hatte, weiß man nicht. Er vertiefte sich in die Schriften des Theophrastus Paracelsus, der ,die Wahrheit in Philosophia und Medicina aus den Finsternissen der Sophisten wieder an's Licht gebracht' habe[2]. Nicht weniger als 23 dieser Schriften gab er heraus, einzelne Stücke übersetzte er in's Lateinische, andere erklärte er unter Mitwirkung des viel und allerlei schreibenden Satirikers und Schmähpoeten Johann Fischart, der ,dem hochberühmten Doctor Michael Toxites' gern die nachgesuchte Hülfe gewährte. Einen besonders hohen Rang unter den Schriften des Paracelsus behauptete die ,Astronomia magna, oder die ganze Philosophia sagax der großen und kleinen Welt', welche Toxites im Jahre 1571 dem Kurfürsten August von Sachsen widmete. Dieselbe ,rechtfertigte nicht nur die Astrologie, sondern auch die Magie, das Wahrsagen und die Geistererscheinungen'; sie sollte ,zugleich zu einem tiefern Verständniß der christlichen Religion verhelfen': ,eine himmlische Schwarzkunst sollte der höllischen entgegengesetzt werden'. Ein ausgedehntes philosophisches Realwissen schützte Toxites nicht vor allen möglichen Geheimkünsten. Ließ er doch auch zwei Schriften ,Von dem gebenedeiten Stein der Weisen' im Druck ausgehen, ferner ein paar

---

[1] Döllinger 1, 538.
[2] Ueber Paracelsus vergl. unsere Angaben Bd. 6, 458 fll.

Kräuterbücher des Wiener Wunderdoctors Bartholomäus Carrichter; in einem derselben wollte er darthun, ‚was die himmlischen Einfließungen in den Kräutern wirken'. Alchymistische Versuche hatte er schon, als er noch Schulmeister und Professor war, wiederholt angestellt, aber nur, wie er schrieb, ‚mit großen Unkosten, mancherlei Nöthen und wenig Erfolg'. Seine letzte Lebenszeit brachte er in Hagenau zu, wo er im Jahre 1581 starb, bis zum Tode unermüdlich als Schriftsteller thätig. Hatte er früher als ‚gekrönter Poet' protestantische und katholische Geistliche, Gelehrte, Grafen und Fürsten, auch theologische Gegenstände besungen, so machte er später den Versuch, in 150 Distichen die Medicin zu feiern und seinen Meister Paracelsus zu verherrlichen [1].

Gleichzeitig mit Torites, im Jahre 1536, studirte in Tübingen Caspar Bruschius aus Schlackenwald in Böhmen (geboren 1518), wie jener von dem Augsburger Bischof Christoph von Stadion mit Geldmitteln unterstützt. Auch er trat zum Protestantismus über und widmete im Jahre 1537 den Theologen Ambrosius Blarer und Paul Phrygius seine erste Schrift: eine Anzahl lateinischer Gedichte meist theologischen und panegyrischen Inhalts. Ohne einen academischen Grad erlangt zu haben, begab er sich nach Ulm, verherrlichte die Geschichte zweier Klöster in langen Gedichten, hielt sich wiederholt am Hofe Christoph's von Stadion zu Dillingen auf und feierte denselben als ‚unvergleichlichen' Mäcenas aller Gelehrten. Im Jahre 1540 war er in Wunsiedel, wo er eine Verdeutschung des ‚Funus' von Erasmus den katholischen Conventualen von Michelfeld widmete. In demselben Jahre übernahm er das Rectorat der Schule in Straubing und bearbeitete dort eine Ausgabe von Aventin's ‚Chronica von Ursprung, Herkommen und Thaten der uralten Teutschen'. Sein Schulamt dauerte aber nur wenige Monate.

Im Frühjahr 1541 befand er sich in Nürnberg und in Regensburg. Dort wurde er zum Dank für ein paränetisches Gedicht, in welchem er zum Kampfe gegen die Türken aufgerufen hatte, während des Reichstages von König Ferdinand I. zum Dichter gekrönt. Damals spielte er sich wieder als Katholiken auf, pries in einer ‚Klage der bedrängten Germania' [2] die frühere Zeit, in welcher nur Ein Glaube geherrscht habe, weder Pseudopropheten noch Schismen vorhanden gewesen seien; er ging die Aebte von Kempten und von Weingarten mit Lobgesängen an und verherrlichte Carl V., der ihm dann auch die Würde eines ‚kaiserlichen Pfalzgrafen' ertheilte.

---

[1] Ausführlicheres bei C. Schmidt, Michael Schütz. Diese Schrift enthält ein wirklich belehrendes ‚Stück Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts' (S. 118).

[2] ‚Querela afflictae Germaniae.'

Aber schon im nächsten Jahre verfaßte er in Wittenberg, wohin er sich gewendet hatte, ein ‚Heroisches Gedicht wider die Feinde des Evangeliums‘. Da er dort kein Unterkommen fand, trat er im Jahre 1543 an der Universität Leipzig als Privatlector über alte Dichter auf, tiefbekümmert über ‚die teuflische Wuth des Satans‘, welche es dahin gebracht habe, daß ‚beinahe die ganze Welt mit Verachtung auf diese Studien‘ blicke. Um jedoch als Lorbeerbekränzter wenigstens klingende Anerkennung zu verdienen, verfertigte er eine Unzahl von allerlei poetischen Gaben an Gönner und Freunde, feierte den Rector und die Professoren, Bürgermeister und Rathsherren, auch Bürger und Studenten von Leipzig. Die Erkrankung eines der Professoren gab ihm Gelegenheit, in mehreren Gedichten ‚das Fieber‘ aufzufordern, ‚die grausamen Feinde des Evangeliums‘: den Papst und seine Anhänger und die Türken, kräftig heimzusuchen. In einem langen Poem an einen Breslauer Magister verglich er die Wirkungen des schlesischen Bieres mit den zwölf Bildern des Thierkreises und malte, offenbar auf Grund eigener Erfahrungen, rohe und ekelhafte Gelagescenen aus[1]. Bereits in Tübingen war er ein starker Trinker geworden, stürzte gelegentlich in der Trunkenheit vom Pferde und erging sich dafür in poetischen Declamationen gegen die Trunksucht als eines der Hauptlaster seines Zeitalters[2]. Daneben verfaßte er auch ‚poetisirte Gebete‘, welche er ‚zweien Knaben‘ zueignete, und schrieb eine ‚christliche und liebliche Narration von Eva, der ersten Mutter, und Abel, Seth und Cain, ihren Söhnen‘.

Mittlerweile hatte er an dem Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn auf Arnstadt und Sondershausen, welchem er unter den ausgesuchtesten Schmeicheleien eine Sammlung seiner Gedichte (‚Sylvae‘) gewidmet hatte, einen Schutzherrn gefunden und wurde von diesem im Jahre 1544 zum Rector der Schule nach Arnstadt berufen. Dort zog er in einem während einer Predigt abgefaßten ‚Idyllion‘ wider die Mönche, diese ‚großen Esel und schändlichen Monstra‘, zu Felde, wollte durch einige lateinische Oden die Schuljugend von Arnstadt zur ‚Erreichung der wahren Philosophie anspornen‘ und durch ein ‚Leben Christi‘, welches sie neben ihrem Plutarch studiren solle, zu guten Christen und künftigen ‚ausgezeichneten Helden‘ heranbilden. Mit Bedauern, sagte er, habe er bemerkt, daß das Leben Christi nur von so Wenigen gekannt sei; allein dieses sei leicht begreiflich ‚in so ganz verdorbenen Zeiten, in welchen alle Menschen vom Teufel gänzlich geblendet und in höllische Irrthümer verwickelt‘ seien, dienstbar ‚entweder der Habgier oder schändlichen Genüssen und schwächlichen Lüsten, nicht anders, als wenn es keinen Gott und keinen ewigen Richter mehr gebe‘. Nun könne man allerdings ‚Christi Leben und Wirken am besten aus der Bibel erkennen, jedoch dieses Werk sei zu theuer: ‚die

[1] Es fehlt darin sogar nicht an einer ‚behaglichen Betrachtung eines Vomitus‘. Horawitz 75. [2] Horawitz 31. 170.

geizigen Buchhändler geben es ja nicht unter zwei bis drei Goldgulden, während mein Büchlein schon um zehn bis zwölf „Nummuli" zu bekommen ist'. Jedoch seine Lehrthätigkeit in Arnstadt ging noch in demselben Jahre 1544 in Folge von Zwistigkeiten mit dem dortigen Prediger zu Ende. ‚Wie ungerecht ich hinausgeworfen wurde,' klagte er am 29. October dieses Jahres, ‚weiß Gott und wird einst die Nachwelt beurtheilen.'

Um eine neue Stellung zu erhalten, eilte er nach Nürnberg und ‚zweifelte gar nicht, daß ihm Gott für die bäuerische Galathea eine weit schönere Amaryllis geben werde'.

Da seine Hoffnungen fehl schlugen, wandte er sich an die Grafen von Henneberg, widmete denselben eine Verdeutschung der Postille Melanchthon's und beschwor die Gemahlin des Grafen Georg Ernst, ‚gnädiglich mitzuhelfen, zu treiben und zu schieben, damit in ihren Herrschaften alle Abgötterei und Götzendienst', das heißt alles Katholische, ‚ganz niedergelegt' und in Kirchen und Schulen ‚die ewige Wahrheit' gelehrt werde. Diese Bemühungen hatten Erfolg. Graf Georg Ernst hatte zu Anfang 1545 zum größten Aerger ‚aller Satelliten der päpstischen Tyrannei' zu Schmalkalden eine protestantische Schule gegründet und vertraute nun dem gekrönten Poeten die Leitung derselben an, unter der Verpflichtung, ‚den Canonikern an der Hauptkirche und sämmtlichen Schülern täglich die Heilige Schrift zu erklären'. Bruschius übernahm sein Amt im Jahre 1545, allein auch hier war die Herrlichkeit von kurzer Dauer.

Schon nach wenigen Monaten trug er sich dem Rathe von Mühlhausen als Lehrer an, dann, als seine Schritte umsonst, im April 1546 dem Rathe von Lindau. Dort wurde er wirklich, und zwar unter günstigen Bedingungen, zum Rector bestellt, jedoch bereits im nächsten Jahre wieder entlassen.

Nachdem ‚die evangelische Sache', der er viele Jahre hindurch in gebundener und ungebundener Rede seine Feder gewidmet hatte, in dem Schmalkaldischen Kriege unterlegen war, trat Bruschius als Verherrlicher des ‚unüberwindlichen Kaisers' auf, der die deutschen ‚Rebellen' besiegt habe und mit Jupiter und Phöbus zu vergleichen sei. Christliches und Heidnisches werden von dem Dichter auf das widerlichste mit einander vermischt[1].

[1] Wie seine Lobhudeleien über den Kaiser und dessen Bruder Ferdinand beschaffen waren, zeigen zum Beispiel die Verse:

Pareat his, amet hos ac ipsus adoret Olympus,
Fratribus his quid enim majus et orbis habet!
Juppiter astra regit, sed terras Carolus omnes,
Quas videt a pulchra Juppiter arce sua etc.

Ein Epitaph auf die Kaiserin Isabella lautet:

Qua nulla in toto pulchrior orbe fuit,
Juppiter in thalamos spreta hanc Junone vocabit.

Horawitz 115.

Seit dem Jahre 1548 zog Bruschius unstet und heimathlos in Deutschland umher. Bald feierte er Aebte und Aebtissinnen, Bischöfe und Erzbischöfe, welche ihm gastliche Aufnahme gewährten oder Geldgeschenke darreichten, und sprach sich zu Gunsten der alten Kirche aus gegen die ‚lutherische Häresie', bald nannte er Luther den neuen ‚Elias' [1]; bald erklärte er sich in einer Behandlung des Investiturstreites gegen Gregor VII. und für Heinrich IV., dann wieder stellte er sich auf Seite des Papstes, dieses ‚heiligen Mannes, der für die Gerechtigkeit viele Verfolgungen erlitten' habe [2]. Wie beinahe sämmtliche Humanisten war er von Haß gegen die Juden erfüllt und billigte deren grausame Verfolgung. Von einem Jahre zum andern seinen Aufenthaltsort wechselnd, zeigte er sich unerschöpflich im Versemachen, verfertigte aber auch mehrere geschichtliche Arbeiten, unter welchen seine ‚Klostergeschichte Deutschlands' die meiste Beachtung verdient. Häufig lebte er in Saus und Braus, häufig in äußerster Dürftigkeit; zuletzt war er protestantischer Pfarrer zu Pettendorf in der Oberpfalz und eiferte dort wieder in einer Schrift gegen das Papstthum, ‚die Synagoge des Antichristes'. Seine Grundstimmung war und blieb, daß ‚ein Mensch des andern Teufel' sei:

Haben vil Feindschaft umb uns her,
Die Welt so allen Guten leer
Und alles Jamers ist so voll,
Daß wol ein Mensch möcht werden toll.

Am 20. November 1557 wurde er, wahrscheinlich auf Anstiftung von Adelichen, welche er mit einem Pasquill bedroht hatte, in einem Walde, eine Meile von der Stadt Rothenburg an der Tauber, überfallen und meuchlings erschossen [3].

Ein gewaltsames Ende nahm auch der viel berühmtere Dichter und Gelehrte Frischlin, einer der angesehensten Classiker des damaligen lateinisch schreibenden Deutschlands.

Nicodemus Frischlin, geboren im Jahre 1547 zu Balingen, wo sein Vater Diaconus war, hatte schon als Dreizehnjähriger in der ‚Klosterschule' zu Königsbronn unter Leitung seines Lehrers Jacobus Stiger, eines Niederländers, die Anfertigung lateinischer und griechischer Verse gelernt. Im Jahre 1563 bezog er die Universität Tübingen, betrieb humanistische und theo-

[1] Horawitz 118. 175. 194. [2] Horawitz 167. 194.

[3] Horawitz 118—201. Zu den von Bruschius in vielen begeisterten Versen Gefeierten gehörte auch eine Baronin Magdalena von Perneck, welche durch Bayern, Böhmen, Kärnthen und Steiermark umherzog, um bei Gastmahlen zu singen. S. 181. 184.

logische Studien, beschäftigte sich auch mit Astronomie und Medicin und bekundete frühzeitig sein ‚satirisches Ingenium'. Er war noch nicht 21 Jahre alt, als er zum außerordentlichen Professor der Poesie an der Universität ernannt wurde und über lateinische Dichter und Geschichtschreiber Vorlesungen hielt. Als den Fürsten der Dichter verehrte er Virgil und wollte diesen der studirenden Jugend so auslegen, ‚daß beinahe das ganze Papstthum mit allen Gebräuchen und Ceremonien aus demselben hergeflossen' sich darthun sollte. Habe doch zum Beispiel ‚die Fürbitte Maria's und der Heiligen ihr Vorbild in der Fürbitte der Venus für die Trojaner; die Todtenfeier für Anchises sei eine Seelenmesse; in Aen. 6 könne man das Fegfeuer und in Polyphem, diesem „schrecklichen, ungestaltigen, ungeheuern Monstrum, das des Lichtes beraubt sei", das deutliche Ebenbild des Papstes nicht verkennen'[1].

So wurde selbst die Erklärung der Classiker benutzt zur Anschürung confessionellen Hasses.

Mit seinem ehemaligen Lehrer Martin Crusius, Professor der griechischen und der lateinischen Sprache, stand Frischlin Anfangs auf gutem Fuße; Crusius habe, sagte er in einem griechisch-lateinischen Gedicht, ‚durch unvergängliche Schriften sich himmelhohen Ruhm erworben und werde als die Zierde Griechenlands überall gepriesen; sein Leben sei tadellos, und allen Menschen, sonderlich den frommen, sei er hold und gewogen'; noch im Jahre 1575 nannte er ihn den ‚Stolz der griechischen Sprache'[2]. Crusius seinerseits rühmte Frischlin als ‚Freund der Musen, Stolz der jüngeren Männer'; er war bei dessen Hochzeit anwesend und wurde Pathe seines ersten Sohnes. Bald aber entstanden Reibungen zwischen den Beiden, welche später, nachdem sie miteinander in einen gelehrten Streit gerathen, sich gegenseitig der gröbsten Vergehen beschuldigten.

Mit der Bürgerschaft gerieth Frischlin in Verdrießlichkeiten, weil er in einer lateinischen Elegie, welche er an der Kirchthüre anschlagen ließ, gesagt hatte: Frömmigkeit und Glauben seien aus Tübingen verbannt. Bezüglich seiner eigenen Frömmigkeit kam bei einer gegen ihn im Jahre 1576 eingelegten Injurienklage im Senate wiederholt zur Sprache, daß er ein ‚schändliches Leben' führe, sich oft betrinke und sein Weib übel behandle; auch verachte er die meisten Professoren; am Hofe zu Stuttgart spiele er den Hofnarren. Auf die Bezichtigung des zu starken Weingenusses erwiderte Frischlin: Zur ‚Erfrischung des Ingeniums' thue er, wie andere Poeten, bisweilen einen starken Trunk. Wenn man die Universität von allen Trinkern säubern wollte, würden gar manche Stellen dort erledigt werden; wo würden dann beispielsweise die Professoren Liebler, Planer und Burcard bleiben?[3] Den hoch-

[1] Strauß 33. [2] Strauß 20. 83. [3] Strauß 59—67.

angesehenen reformirten Theologen Lambert Danäus, der ihm in späteren Jahren ebenfalls zum Vorwurfe machte, daß er zu viel trinke und an der herzoglichen Tafel sich zum Hofnarren hergebe, bediente er mit den Worten: er trinke, so oft er Lust habe, auf gut deutsch und poetisch unter Freunden. ‚Auf gut deutsch: weil es doch einmal das Volkslaster ist, daß die Deutschen mehr trinken als essen. Auf gut poetisch: weil die Verse der Wassertrinker Nichts taugen. Will mein Lambert Danäus nicht mit meiner Pythia tanzen, so soll er zur Strafe einen Becher leeren. Wir sind die besten Freunde, sind Brüder, sind Collegen: ich der Narr meines Fürsten, du der deiner Mitbürger; ich Spaßmacher für mich, du für das Volk; ich der Hofmann Aristipp, du Diogenes der Cyniker.‘ [1]

Am Hofe in Stuttgart stand Frischlin bei dem Herzog Ludwig, welcher selbst ein starker Trinker war [2], in hoher Gunst. Aehnlich wie der Wittenberger Professor Friedrich Taubmann am Dresdener Hofe [3], war er berühmt dafür, wie ‚bossierig er in Conviviis‘ sei; aber er sorgte ungleich vielseitiger als jener für die Ergötzung seines Landesherrn, indem er für ihn Comödien machte und aufführen half und dessen Hoffeste mit unendlich langen, nicht gerade gedankenreichen, aber formvollendeten lateinischen Dichtungen verherrlichte. Als Ludwig im Jahre 1575 Hochzeit feierte, bewährte sich Frischlin zugleich als Elegiker, Epiker und Dramatiker. Seine Beschreibung der Hochzeit erschien in 7 Büchern, jedes von mehr als 700 Hexametern. Er ruft darin Christus und den Heiligen Geist um Hülfe an; allein auch Apollo, Bacchus und Ceres, Mars und Minerva werden nicht übergangen; am Traualtare erscheint Ludwig ‚ähnlich einem Gotte‘. Alle vornehmen Festgenossen sowie alle Speisen und Weine werden besungen, die Fürsten, welche die feineren Weine gespendet, eines unvergänglichen Ruhmes bei der Nachwelt für würdig erklärt.

Für Frischlin war diese Festbeschreibung von wichtigen Folgen. Er wurde von dem Herzog nicht allein reichlich beschenkt, sondern auch mit einem Empfehlungsbrief an Kaiser Maximilian II. versehen. Frischlin widmete demselben zur Zeit des Regensburger Reichstages vom Jahre 1576 seine Comödie ‚Rebecca‘ und erhielt dort, nachdem Maximilian gestorben, von dessen Nachfolger Rudolf II. die Würde eines gekrönten Poeten, mit Wappen und Gürtel. Er schrieb nun sofort seine ‚Panegyriken auf die Oesterreichischen Kaiser‘ und wurde dafür im Jahre 1577 von Rudolf II. zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben [4].

Er hatte als solcher zahlreiche Standesgenossen, aber nur sehr wenige unter denselben waren sich der mit der Pfalzgrafenwürde wirklich oder angeblich verbundenen ‚Rechte und Befugnisse‘ so bewußt als Frischlin, und Herzog

[1] Strauß 229—230.
[2] Wir kommen auf ihn bei der Schilderung des Fürsten- und Hoflebens zurück.
[3] Vergl. oben S. 190. [4] Strauß 80—98.

Ludwig sagte nicht ohne Berechtigung später von seinem Günstling: ‚Der Pfalzgraf hat ihn verdorben.‘ [1]

In der für Frischlin ausgestellten kaiserlichen Urkunde war nur ‚das Recht‘ namhaft gemacht, daß er als Pfalzgraf ‚im ganzen Umfang des römischen Reiches Notare ernennen und ihnen die Befugniß, gültige Urkunden jeder Art zu errichten‘, ertheilen könne. Frischlin schrieb sich aber auch die Vollmacht zu, Magister zu ernennen, Wappen zu verleihen und die von ihm gekrönten Dichter in den Adelstand zu erheben. Ein Pfarrer im Kraichgau, der sich darauf berief, von Frischlin den Adel erhalten zu haben, wurde dafür von seinem Patron Ludwig von Hirschhorn acht Tage lang ‚in's Loch‘ geschickt. Ein Stadtschreiber von Herrenberg hatte dem Pfalzgrafen Frischlin für einen Adelsbrief 9 Philippsthaler zu entrichten.

An der Universität zogen die kaiserlichen Würden für Frischlin allerlei Mißhelligkeiten nach sich. Einem Pfalzgrafen, meinte er, gebühre bei öffentlichen Anlässen ein Platz neben dem Rector; als er sich einmal wenigstens über den Decan des philosophischen Collegiums setzte, erfolgte dagegen ein Befehl des Senates: er solle stets unterhalb dieses Collegiums sitzen. Wie es ihm auch sonst im Verkehr mit seinen Collegen erging, kennzeichnen seine Worte in einer bei Gelegenheit einer Disputationsübung gehaltenen Rede: ‚Diese Leute meinen, sie thun mir weh, wenn sie mich zu den Mahlzeiten und Trinkgelagen, welche sie auf öffentliche Kosten halten, nicht einladen. Ich aber tröste mich mit dem Horazischen Spruch, daß es ungleich ehrenvoller sei: hoch zu Rosse zu sein und an fürstlicher Tafel zu speisen.‘

Weil ihm die Beförderung zum ordentlichen Professor hartnäckig verweigert wurde, wollte er im Jahre 1579 eine Professur an der katholischen Universität Freiburg im Breisgau annehmen; denn ‚warum‘, sagte er, ‚sollte ein protestantischer Philologe nicht mit gutem Gewissen an einer papistischen Hochschule Dichter und Redner erklären können?‘ ‚Sind wir doch Eines Reiches Bürger, wir Bekenner der beiden Confessionen‘, ‚noch ist ja Gemeinschaft unter uns, und durch die gleichen Studien eine heilige Seelenverbindung.‘ Er hatte vergessen, auf welche Weise er in Tübingen den Virgil erklärte [2], und von der gepriesenen ‚Gemeinschaft‘ unter den Confessionen und der ‚heiligen Seelenverbindung‘ legte er zu Fastnacht des folgenden Jahres eigenthümliche Proben ab in seiner für den Herzog Ludwig verfaßten und in Tübingen vor Fürsten und Herren aufgeführten Comödie ‚Phasma‘, in welcher er die Vertreter sämmtlicher Confessionen, mit alleiniger Ausnahme der lutherischen, dem Teufel zur Beute übergab [3].

---

[1] Strauß 416. [2] Vergl. oben S. 236.
[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 340 fll.

Der Abzug nach Freiburg scheiterte an der entschiedenen Weigerung seiner Frau, mit ihm in einer katholischen Stadt Wohnung zu nehmen, und an dem schweren Bedenken der Stuttgarter Theologen und Kirchenräthe, welche nicht rathsam fanden, ihn ‚hinauszulassen, weil dieses nur mit Nachtheil der hohen Schule in Tübingen geschehen könne, und weil zu besorgen sei, er möchte draußen etwan aus Unbedacht Epigrammata schreiben, daraus Unruhe und Beschwerung erfolgen möchte‘.

So nahm Frischlin, der von seinen Zuhörern sich schon öffentlich verabschiedet hatte, seine Vorlesungen wieder auf, kam aber bald in Lebensgefahr, weil er im Jahre 1580 eine lateinische Rede ‚Vom Bauernleben oder Bauernstand‘ drucken ließ, in welcher er die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Bauern pries im Gegensatz zu der Gottlosigkeit, Unmenschlichkeit und Treulosigkeit so Mancher vom Adel.

In seiner Beschreibung der herzoglichen Hochzeit vom Jahre 1575 hatte er die adelichen Festgenossen auf das höchste gefeiert, hatte früher und später an den Gelagen von Herren und Edlen sich als tüchtiger Trinker und Lustigmacher betheiligt, bekam aber bald mit mehreren derselben persönliche Händel und wurde nun wegen seiner Rede einer grimmigen Adelsfeindschaft beschuldigt. Einmal versuchten betrunkene Adeliche sein Haus zu stürmen; man schickte sogar Meuchelmörder gegen ihn aus. ‚Es hat die Cyclopes, die Scharrhansen verdrossen,‘ sagte er im Jahre 1581, ‚daß ich in meiner Oration hab gesagt, es seien gar wenig fromme Nobiles. Unsere Scharrhansen wollen so gute Christen, so gut lutherisch sein, wolan lesen sie die Opera Lutheri, da werden sie finden, was er von ihnen schreibt, und daß er befiehlt, daß wir es ihnen sagen sollen, was sie für schöne Gesellen sein. Aber weil ich solches gethan hab, und grade das den Scharrhansen nicht gefallen hat, wollen sie mich todt haben, wie denn ein verzweifelter, ehrloser, treuloser Schelm neulich zu Heidelberg öffentlich gesagt hat, wo ich ihm aufstoße, wollt er eine Kugel durch mich jagen.‘ Er berichtete dann den Studenten, welche Anschläge schon gegen sein Leben versucht worden seien, und rief sie zu seinem Schutze auf wider ‚die verzweifelten Schelme und Bösewichter‘, vor welchen er ‚selbst hier in der Stadt‘ seines Leibes und Lebens nicht sicher sei. Er trug fortan stets zwei Büchsen unter dem Mantel, selbst wenn er nur in den Garten ging.

Vor Jahren hatte er in Polyphem ein Ebenbild des Papstes erkennen wollen, jetzt wurde er in einem lateinischen Pasquille selbst mit jenem Ungeheuer verglichen und in einer deutschen Schmähschrift, welche man aus Stuttgart nach Tübingen schickte, ein ‚stinkender, räudiger Poet‘, ‚eine verlogene, schelmische Mißgeburt des Teufels‘ genannt. Wenn er von den Adelichen gesagt habe, ‚daß sie sich wie Kettinnen an einander binden und Keiner vom

Andern in keiner Gefahr weiche‘, so sei dieses ‚leider Gott erbarm erlogen; wollt Gott, es wäre aber, wie du geschrieben, so solltest du, loser Mensch, der Carmina oder Gedichte nicht mehr viel machen, sondern bald ein Rapier im Herzen haben, welches doch, ob Gott will, in kurzer Zeit etwa von einem tugendreichen, wackern, freudigen Held beschehen wird‘. Werde doch überhaupt, wie ‚gemeiniglich Jedermann bewußt‘, ein ‚Poeta zu teutsch ein Erdichter und Verlügner genannt‘; die deutschen Fürsten sollten, einige redliche Poeten und Gelehrte ausgenommen, die anderen als ‚Aufrührer und Teufelskinder ab dem Grat ausrotten und vertilgen‘, ‚wenn sie anders‘ wollten ‚von solchen dermaleinst keiner Verrätherei gewärtig sein‘.

In einem von dem sächsischen Theologen Marcus Wagner im Jahre 1581 veröffentlichten Adelsbuch, zu welchem der Magdeburgische Domprediger Siegfried Sack, Doctor der Theologie, eine Vorrede geschrieben, wurde Frischlin als ein Anreizer zum Aufruhr, als ein zweiter Thomas Münzer behandelt. Dieser Wagner, erwiderte der Angegriffene, sei ‚ein verlaufener Bube, der dreißig ganzer Jahre vagirt, wegen Kirchendiebstahls und weil er in Schottland aus alten Büchern in Klöstern Blätter ausgeschnitten, hätte gehenkt werden sollen, und nur durch Fürbitte gerettet worden sei‘. Zwischen Frischlin und Wagner entspann sich ein Federkrieg, in welchem die Kämpfenden mit den ausgesuchtesten Schimpfwörtern wider einander losfuhren und sich gegenseitig zu Galgen und Rad verurtheilten. Auch der Domprediger erhielt von Frischlin seinen Theil in einer ‚Abfertigung der Vorred des thummen und dollen lutherischen Predigers im Stift zu Magdeburg, genannt Seyfriz oder Sewförz Sack, mit einem Wort Sewsack‘. Ein in dieser ‚Abfertigung‘ befindlicher ‚Widerhall von Marx Wagner und Seyfried Sackpfeifer‘ beginnt mit den Worten:

Sie sind zwei lutherische Pfaffen — Affen.
Was macht sie also hart vermessen? — Essen.

Dieses Echo trug dem Dichter von Seiten lutherischer Prediger später manche Feindschaft ein.

In Tübingen konnte er es nicht länger aushalten. ‚Es ist weltkundig,‘ schrieb er an Herzog Ludwig, ‚daß ich, mein Weib und Kinder hie in einem solchen erbärmlichen Neid und Haß sind, dazu in solcher Gefahr stehen, dergleichen niemals erhöret worden.‘ Er bat um seine Entlassung, erhielt sie und siedelte im Juni 1582 nach Laibach in Krain über, wo er das Rectorat der protestantischen Schule übernahm. Als tüchtiger Lehrer brachte er dieselbe rasch empor. Allein die Ritterschaft der drei Kreise Schwaben, Franken und Rheinstrom sammt Wetterau, welche mit ihren Klagen gegen Frischlin von dem Herzog Ludwig abgewiesen worden, forderte die Krainer Stände auf, denselben wegen seiner Schmähungen des Adels ‚nicht allein

aus ihrem Lande zu schaffen, sondern auch der Gebühr nach mit Ernst darum anzusehen, sonst müsse man sich an den Kaiser wenden'. Da in Laibach noch andere Mißhelligkeiten entstanden, kehrte Frischlin im August 1584 nach Tübingen zurück.

In Laibach hatte er eine lateinische Grammatik geschrieben, welche ihm eine ehrende Stellung in der Geschichte der Wissenschaft sichert. Auch ein nach sachlichen Kategorien geordnetes lateinisch-deutsch-griechisches Lexicon[1] gehört, soweit es vorliegt, wesentlich seinen Laibacher Jahren an. Um an der Academie in Straßburg, wo er eine Gesammtausgabe seiner lateinischen Dramen veranstaltete, eine Anstellung zu erhalten, widmete er dem Rathe und den Scholarchen eines dieser Stücke: den ,Julius redivivus'[2], in welchem er der Stadt die höchsten Lobsprüche ertheilt hatte. Sein episches Gedicht in lateinischer Sprache, ,Von der Geburt Christi', 1300 Verse lang, wurde an der Academie öffentlich vorgetragen; allein die gewünschte Stelle erhielt er nicht, trotz der Empfehlung Johann Sturm's, der edelmüthig genug war, den Schulmann nicht entgelten zu lassen, daß er in einem theologischen Streit über das Abendmahl ihn früher bitter bekämpft hatte.

In Tübingen wollte man Frischlin nicht mehr als Lehrer annehmen, verweigerte ihm sogar ,aus namhaften und wichtigen Ursachen', welche aber nicht näher bezeichnet wurden, das academische Bürgerrecht. Diese Weigerung war um so peinlicher für den ehemaligen Professor der Universität, weil er dadurch in Vergleich kam mit einem Sohne des Theologieprofessors Jacob Heerbrand, der wegen seiner Verheirathung mit der übelberüchtigten, aber reichen Wittwe eines, nach Frischlin's Worten, ,offenen Schelmen und henkermäßigen Diebs' von der Universität ausgeschlossen worden war und trotz der flehentlichen Bitten seines Vaters eine Wiederaufnahme nicht erlangen konnte. Zu seinem Glücke konnte Frischlin auf's Neue als württembergischer Hofpoet auftreten bei Gelegenheit der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig im Jahre 1585, welche er in ,vier Büchern auf 105 Seiten' besang. Als der Herzog einmal auf der Jagd einen Bären erlegte, erhielt der Dichter den Befehl, auch dieses Ereigniß würdig zu verherrlichen. Was Alles seiner Muse zur Vorlage diente, zeigt die überaus reiche Sammlung seiner Gedichte, in welcher sich unter Anderem lange Beschreibungen des Tübinger Stiftes und der württembergischen Klöster, zahlreiche Hochzeitsgedichte für Hohe und Niedere, Glückwünsche zu allerhand Doctorpromotionen, Trauergedichte auf Kaiser und Könige bis herab zum Tübinger Nachtwächter befinden.

Da aber die Welt, wie er seinem Landesherrn klagte, gegen die Studien der schönen Künste höchst undankbar geworden, so dachte er, ähnlich wie zur

---

[1] ,Nomenclator trilinguis.' [2] Vergl. oben S. 113.

Zeit Michael Toxites, daran, diese Studien aufzugeben und sich der Medicin zu widmen. ‚Meinen Kindern wäre es viel besser,‘ schrieb er an einen Gönner, ‚ich hätte alle meine poetas vor 20 Jahren verbrannt und mich auf das Studium Juris oder Medicinä begeben; wollt vieler Unruhen überhoben sein, und wär zu hohen und fürnehmen Aemtern mit meinem hohen großen Nutz gekommen.‘ Er begab sich wirklich im Jahre 1585 ‚auf das Studium der Medicin und wollte davon nicht eher abweichen, bis er seinen Cursus vollendet haben werde‘.

Inzwischen aber bemühte man sich von Stuttgart aus eifrig dafür, ihm seine frühere Professur an der Universität wieder zu verschaffen. Um dieses zu verhindern, erhoben seine Feinde, unter denen der Kanzler der Hochschule, Jacob Andreä, und der Professor Martin Crusius hervorragten, wider ihn die doppelte Beschuldigung des Ehebruchs und der Tödtung. Crusius hatte seine Frau des Ehebruchs angeklagt und war von Frischlin mit spitzigen Epigrammen heimgesucht worden: er habe, behauptete dieser, ‚zwei Weiber nach einander zu Tode geprügelt‘; jetzt rächte Crusius sich, indem er im Senate hervorhob: ‚den Professor Sackerwitz habe man entlassen, weil er sich vollgesoffen und seine Bücher zum Fenster hinausgeschmissen habe; Frischlin habe eine Magd geschwängert und eine andere durch Arznei umgebracht, den Adel injurirt, die Professoren mirifice vexirt, und ihn sollte man annehmen?‘

Während die gegen Frischlin wegen Ehebruchs und Tödtung eingeleiteten Verhandlungen noch schwebten, entfloh dieser im Jahre 1586 nach Frankfurt am Main und sprengte von dort ‚weit und breit eine Famosschrift‘ wider die Universität aus, worin er, meldete der Kanzler Andreä nach Stuttgart, ‚fast die vornehmsten Professoren, auch ihre Weiber und Kinder anzog‘.

Den ‚Famosdichter‘ traf das Loos der Verbannung. Freudig schrieb Crusius in sein Tagebuch: ‚Frischlin und Familie aus Tübingen von Gott ausgerottet, Sonntag den 23. April 1587.‘

Aber nun eröffnete Frischlin aus der Ferne einen gewaltigen ‚Grammatik-Krieg‘ wider Crusius und seine Anhänger; von beiden Seiten wurden Schriften gewechselt, welche durch die Flut persönlicher Beschimpfungen überaus bezeichnend sind für die Art und Weise, wie damals Streitfragen über gelehrte Sachen ausgefochten wurden. Nach Frischlin versteht Crusius ‚von der Philosophie weniger als ein geschlachtetes Schwein; er ist ein schimmlicher Alter, ein meineidiger Schurke, eine Cloake des Satans‘ und so weiter. Dagegen ist Frischlin für Crusius ein neuer Catilina, ein Clodius. Eine der Schriften von Crusius enthält 3 Seiten Sachliches und 90 Seiten Persönliches, zu welchem die Mittheilungen eines entlaufenen Famulus Frischlin's den meisten Stoff dargeboten hatten.

Mittlerweile befand sich Frischlin auf der Suche nach einer neuen Stellung. Vergeblich bemühte er sich, in Marburg eine solche zu erlangen; dann war er in Erfurt, in Schulpforta, in Leipzig, in Grimma, in Dresden, bis er endlich im April 1587 aus Prag als ‚kaiserlich-königlicher Majestät Böhmischer Historicus und Bibliothecarius' einem Freunde schreiben konnte: der Kaiser habe ihm Schutz und Gnade verliehen, und er habe sich demselben ganz verpflichtet und sei bereit, Blut und Leben für ihn hinzugeben. ‚Es lebe der Kaiser! Das Haus Oesterreich soll leben, blühen und zunehmen! England möge Matthias, Polen Ernst, die erhabenen Erzherzöge, davontragen!' Vornehmen Gönnern am Kaiserhofe widmete er seine Arbeiten über Aristophanes und Persius.

Da er ‚für immer ein Oesterreicher zu bleiben' gedachte, ließ er seine Familie aus Tübingen nach Prag kommen; jedoch schon nach einigen Monaten war er wieder auf der Wanderschaft. Er siedelte nach Wittenberg über und meldete von dort Anfangs September 1587 nach Tübingen: er habe sich ‚für 300 Fl. ein Haus gekauft, mit 4 Zimmern, 2 Weinkellern und einem angenehmen Gärtchen: in Wittenberg gedenke er zu leben und zu sterben'. Bis er eine öffentliche Anstellung gefunden, wollte er als Privatdocent an der Universität auftreten und hielt zur Eröffnung seiner Vorlesungen vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Grafen, Baronen und Universitätsangehörigen eine Rede über rhetorische und poetische Uebungen. Er gab dieselbe sofort in Druck und widmete sie, da er ‚viele Feinde' habe und deßhalb ‚auch viele Patrone suchen' müsse, elf Prinzen, Grafen und Edeln aus verschiedenen Ländern. Im Februar 1588 trug er bei einer Universitätsfeier ein episches Gedicht über die fünf letzten sächsischen Herzoge und Kurfürsten vor, allein die erhofften ‚Patrone' fand er in Wittenberg nicht. Bereits im nächsten Monat war er mit Groll im Herzen von dort weggezogen und trat als Rector der Martinsschule in der Stadt Braunschweig auf [1].

Fleißig, wie immer, arbeitete er hier verschiedene Schulbücher aus und gab auch einige Uebersetzungen griechischer Dichter und ein kleines griechisches Epos über die Geburt Christi in Druck. Freundlicher Aufnahme beim Rathe scheinen sich diese Arbeiten nicht erfreut zu haben, denn Frischlin klagte, die Mehrzahl der Rathsherren hätte über seine Schriften ‚weniger Urtheil als geschlachtete Schweine, erwürgte Hunde und abgehäutete Esel'.

Als er so sich aussprach, war er bereits wieder ein fahrender Schulmann. Er hatte sich zu Braunschweig in theologische Streitigkeiten eingelassen und war in deutschen Reimen gegen die Wittenberger Theologen, namentlich gegen Melanchthon, heftig losgefahren. In seiner Antrittsrede in Wittenberg hatte

[1] Vergl. oben S. 23.

er der Rhetorik Melanchthon's großes Lob gespendet, aber bei dessen Freunden blieb es unvergessen, daß er früher einmal, seine Grammatik mit jener Melanchthon's vergleichend, geschrieben hatte: ‚Mir zweifelt nicht, es werde in wenig Jahren meine Grammatika dem Philippo sein Lapperei in Grund austilgen.‘ Jetzt nannte er Melanchthon einen ‚Mameluken‘, der von Luther abgefallen sei und sich ‚an die Rotte Zwingel's‘ gehängt habe:

So weiß man leider überall,
Daß Wittenberg ist Zwinglisch worden
Nach's abtrünnigen Philippi Orden. . .

Die reine Lehre vom Abendmahl werde in Sachsen nicht mehr geduldet. Dafür wurde er von dem Wittenberger Doctor Johann Major, den er ehemals den besten lateinischen Poeten der Zeit beigezählt hatte, in lateinischen Distichen auf das ärgste beschimpft, des Galgens und Rades für würdig erklärt und blieb dann seinerseits dem Gegner an persönlichen Schmähungen Nichts schuldig.

In Braunschweig sollte er für seine ‚Famosschrift‘ gegen die Wittenberger festgenommen und am Leibe gestraft werden und konnte nur durch eilige Flucht, im October 1589, der Verhaftung sich entziehen.

In Helmstädt, wohin er sich begab, wurde er von dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig gastlich aufgenommen und für eine lateinische Elegie mit 50 Thalern beschenkt, jedoch nach acht Tagen wieder entlassen. Er hielt dann in Marburg um Aufenthalt an, wurde aber mit seiner zahlreichen Familie — seine Frau brachte damals ihr sechzehntes Kind todt zur Welt — ausgewiesen und irrte nun, oft in Armuth und Elend, unstet umher. Bald wollte er zu Ursel im Taunus eine Druckerei anlegen, bald in Magdeburg mit einigen Genossen eine Salzsiederei errichten. Er nannte sich jetzt auch ‚Doctor der Medicin‘.

Inzwischen hofften seine Freunde in Württemberg, daß er bei dem Herzog wieder zu Gnaden gelangen werde und nach dem Tode Jacob Andreä's sogar das Kanzleramt der Universität Tübingen leicht erhalten könne. Allein alle Hoffnungen scheiterten, weil Frischlin, der sein ‚unbändiges Ingenium‘ zu zügeln nicht im Stande war, an die herzogliche Kanzlei eine Schrift einsandte, welche dem Landesherrn als eine ‚Famosschrift‘ bezeichnet werden konnte. Herzog Ludwig, den der Dichter so oft durch allerlei Festgesänge gefeiert und durch seine Comödien ergötzt hatte, und der seinerseits demselben früher so viel Gunst und Gnade erwiesen, erließ im März 1590 den Befehl, den Pasquillanten, wo man ihn ‚betreffe, auf Recht niederzuwerfen‘ und seine Auslieferung zu begehren. Frischlin wurde daraufhin in Mainz gefangen genommen und auf die Feste Hohen-Urach gebracht. Ende November 1590 fand er bei einem Fluchtversuche den Tod.

Bewunderung verdient die Geistesfrische und die rastlose Thätigkeit, welche der Unglückliche selbst während seines harten Gefängnisses an den Tag legte. Binnen weniger als vier Monaten schrieb er in einem engen und finstern, von Ungeziefer wimmelnden Kerker, häufig krank, nicht allein ein halbes Hundert Briefe und zum Theil umfangreiche Bittschriften, sondern neben vielen kleineren Arbeiten auch zwei biblische Comödien in deutscher Sprache und in mehr als 12 500 Hexametern ein lateinisches Epos, die ‚Hebrais‘, worin er die Geschichte der israelitischen Könige behandelte.

Wiederholt hatte er versucht, mit seinem Todfeinde Martin Crusius sich auszusöhnen, aber der Neid, der Haß und die Rachsucht dieses Mannes ließen keine Aussöhnung zu; sie beherrschten denselben sogar noch nach dem Tode Frischlin's. ‚Einen wüthenden Hund‘, schrieb Crusius, ‚steinigt man. Diesen schmähsüchtigen Hund hat Gott gesteinigt. Aber dort fallen die Steine auf den Hund: hier ist der Hund auf die Steine, das heißt den Felsen gefallen. Dort steinigen Andere den Hund: hier hat der Hund sich selbst gesteinigt.‘ Auch in lateinischen Versen besang Crusius den Untergang seines Gegners. Darin hieß es unter Anderem ungefähr so:

Der hoch hinaus gewollt, der stürzte tief und schwer;
Daß es der Hölle zu gegangen, fürcht' ich sehr [1].

Alle die unerfreulichen Bilder, welche in dem Lebensgange der drei behandelten Dichter, Schulmänner und Gelehrten hervortreten, werden zur allgemeinen Kennzeichnung des Zeitalters, namentlich der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wesentlich ergänzt durch die Zeugnisse unzähliger ihrer Standesgenossen, welche über den fortschreitenden Verfall aller edlen Sitte und feinen Bildung, über den Mangel an Lernbegier bei der studirenden Jugend, über die zunehmende Geringschätzung der classischen Kenntnisse und der Wissenschaft überhaupt auf das bitterste sich aussprachen.

So äußerte sich der Theologe Georg Major im Jahre 1564: wenn er, jetzt ein Greis, in seine Jünglingsjahre sich zurück versetze, werde er von einem unaussprechlichen Kummer gequält: an Stelle des glühenden Eifers, der unaufhaltsam vorwärts strebenden Lernbegierde, welche in ‚jenen finsteren Zeiten‘ des Papstthums geherrscht haben, sei ‚unter den Strahlen des neu aufgegangenen Lichtes‘ eine solche Trägheit und Nachlässigkeit bezüglich der geistigen Bildung getreten, daß er fast alle Hoffnung für die Nachwelt aufgeben müsse, die Barbarei stehe vor der Thüre [2].

---

[1] Alles Nähere bei Strauß, wo S. 584—585 auch ein genauerer Nachweis der einzelnen in der Biographie besprochenen prosaischen und poetischen Werke Frischlins.

[2] Döllinger 2, 170—171.

‚Jetzt eilt die Kunst, Lehre und Wissenschaft‘, sagte der Bremer Gelehrte Heinrich Knaust im Jahre 1563, ‚dem lieben Brode nach, und kann dasselbige schwerlich erlangen und überkommen, macht sich auch um ihrer Nahrung, Nothdurft und Geldes willen gar veracht, daß man sie beinahe für eine Bettlerin will schätzen, da sie doch bei unseren Vorfahren und den Alten nie also verächtlich und schmählich gehalten worden. Aber es neigt sich Alles zum Ende und Untergange in diesen letzten gefährlichen Zeiten.‘ [1]

Aehnlich schrieb Abraham Sawr von Frankenberg im Jahre 1590: ‚Es stehet jetzund jämmerlich, Kunst gehet nach Brod, aber wie es sich läßt ansehen, so wird Brod widerumb nach Kunst gehen, wie das gemeine Sprichwort sagt; man ist auch freier Künste so gar verdrüßig, daß heutiges Tags den Menschen darab ekelt und grauet, wie den Juden ab dem Manna.‘ [2]

Matthäus Drescher, seit dem Jahre 1581 Professor in Leipzig, beklagte die im Vergleich zu der frühern Zeit immer mehr abnehmende Liebe zum Studium des Griechischen [3], Eusebius Menius, Professor der Mathematik zu Greifswald, dann Professor in Wittenberg, die wachsende Verachtung der mathematischen und physikalischen Studien. Er gerathe, schrieb er im Jahre 1562, jedesmal in große Verlegenheit, wenn er die Trägheit seiner Zeit mit der Lernbegierigen Eifer des vorigen Jahrhunderts vergleiche: damals hätte es auch den weniger Gebildeten Schande gemacht, wenn sie in der Mathematik und Physik nicht bewandert gewesen wären; jetzt aber müsse er sehen, wie es zur Schmach vor der ganzen Nachwelt dahin gekommen sei, daß man diese Wissenschaften völlig verachte und daß unter einer so großen Zahl von Studirenden nur wenige wüßten, was einst den Knaben wohl bekannt und geläufig gewesen sei [4].

Ueber die Verachtung der Wissenschaften im Allgemeinen sprach sich Caspar Hofmann, Professor der Philosophie und der Medicin zu Frankfurt an der Oder, im Jahre 1578 in einer öffentlichen Rede dahin aus: ‚Alle Wohlmeinenden bejammern, daß die Academien sich zum völligen Sturze neigen, an Stellung, Lehre und Sitten ganz anders sind als vormals. Einst hielten es die Städte für ihre höchste Ehre, blühende Academien und wohlbestellte Schulen zu besitzen; jetzt ist es dem dummen Pöbel lieber, wenn diese leer stehen, als wenn sie stark besucht sind. Früher trugen die Großen solche Liebe zu den Wissenschaften, daß sie nicht allein großartige Academien errichteten und sie mit Rechten, Freiheiten und Einkünften auf's reichlichste begaben, sondern auch mit hohen Besoldungen von allen Seiten Männer,

---

[1] H. Knaust, Vom heimlichen Winkelschmähen (Frankfurt am Main 1563) S. 4. 7.
[2] Rhetorica, Vorrede A 6. [3] Döllinger 2, 610—612.
[4] Döllinger 2, 609.

welche im Rufe der Gelehrsamkeit standen, herbeiriefen. Nunmehr aber ist es dahin gerathen, daß die Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft verächtlich geworden; man sieht geringschätzig auf sie herab; bei Hoch und Niedrig ist der Name „gelehrt“ beinahe verhaßt, und wohlverdiente gelehrte Würden sind fast eine Schmach in den Augen Derjenigen, welche sich nur an dem Lärm der Jagd ergötzen. Man braucht sich deßhalb bei solcher Verachtung der gelehrten Studien und bei solchem Mangel an Aufmunterung nicht darüber zu wundern, daß die Gelehrten so muthlos und niedergeschlagen sind, daß sie nur Tagwerker und Lohnarbeiter geworden und alle Wege versuchen, selbst zu unedleren Mitteln greifen müssen, um ihrer Noth zu steuern.‘ [1]

Fünf Jahre früher hatte Andreas Musculus, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, eine Rede ähnlichen Inhaltes ‚Ueber die barbarische Verachtung der Studien und freien Künste‘ herausgegeben [2].

Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wies im Jahre 1574 darauf hin: ‚Jetzunder meint man, es soll Niemand studiren, denn die Aermsten und Unedelsten; die es wohl könnten und zu verlegen hätten, wollen's nicht thun, ergeben sich dafür auf eitel Wollust und unnütze oder schädliche Uebungen, die doch weder dem Adel noch weisen Leuten wohl anstehen, als da sind Saufen, Spielen, Wuchern und dergleichen.‘ [3]

‚Die Besitzer des Doctorgrades‘, sagte der sächsische Theologe Polycarpus Leiser nach langjährigen Erfahrungen im Jahre 1605, seien früher bei Hofe dem Adel gleichgestellt worden, ‚zu unseren Zeiten aber will der Gelehrten Stand von dem anderen gar vernichtet und verachtet werden, müssen ihre Blackscheiter und Dintenfresser genennet sein‘ [4].

Am wehmüthigsten schütteten die hervorragendsten Schulmänner und Philologen in vertraulichen Briefen unter einander ihre Klagen aus über die hereingebrochene geistige wie sittliche Barbarei. So der Helmstädter Johann Caselius [5]. Trotz all seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Verdienste starb derselbe im Jahre 1613 ‚recht eigentlich in Hunger und Kummer‘ [6]. Er hatte nur den einzigen Trost gehabt, daß die Besten unter den Zeitgenossen ihm Theilnahme bewiesen und seine Klagen für begründet erklärt hatten. ‚Wir sind‘, hatte ihm zum Beispiel der große Joseph Scaliger im Jahre 1603 aus Leyden geschrieben, ‚auf dem Höhepunkte der Barbarei an=

---

[1] Vergl. unsere Angaben oben S. 193.

[2] ‚De barbarico literarum et artium liberalium contemtu‘ (1573); vergl. Döllinger 2, 412 Note.

[3] G. Nigrinus, Daniel 19.

[4] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 72.

[5] Vergl. Henke, Calixtus 1, 96. [6] Lisch, Jahrbücher 19, 35.

gelangt; sie kann nicht mehr weiter gehen; sie hat das Vollmaß erreicht. Nur noch Wenige sind übrig, welche eine bessere Natur gebildet hat, von denen die Einen noch einigen Sinn für höhere Studien, die Anderen neben diesem noch praktische Uebung besitzen.' ,Wenn ich bei vielen Gelehrten die Bescheidenheit vermisse, so ist dieses doch besonders bei euern Deutschen der Fall. Bei diesen sind gerade die Unwissendsten und Rohesten allzeit am meisten zum Schmähen bereit. Wie viele Ungeheuer deutscher Schriften fördert nicht die Frankfurter Messe alljährlich zu Tage! Wer hat im ganzen übrigen Europa mehr oder frechere Schreibereien unfähiger Köpfe gesehen als jene Bücher, theils in deutscher Sprache geschrieben, theils lateinisch, aber von deutschen Furien ersonnen! Wer ist so verdorben, um sich mit der Lesung derselben die Zeit zu verderben! Und doch stehen die Wissenschaften so sehr im Dienste der Rasereien und Wuthausbrüche dieser Menschen, daß man meinen sollte, sie wären nur zur unreinen Handlangerei derselben erfunden worden.' [1]

* * *

Die gewaltige Einbuße, welche Bildung und Wissenschaft durch das rohe Religionsgezänk und die damit verbundene Sittenverwilderung erlitten, trug nicht wenig dazu bei, manche hervorragende Humanisten und Philologen in ihrer anfänglichen Begeisterung für die neue Lehre herabzustimmen.

Zu diesen zählt in erster Reihe der großmüthige Förderer aller Wissenschaften, Willibald Pirkheimer, selbst ein tüchtiger Gräcist und Kenner der römischen Alterthümer, auch als Geschichtschreiber bedeutend [2]. Der Humanist Crotus Rubianus, der Hauptverfasser der ,Briefe unberühmter Männer', trat seit dem Jahre 1530 als entschiedener Vertheidiger der alten Kirche auf [3]; ebenso der Straßburger Otmar Nachtigall, genannt Luscinius, ein ausgezeichneter Forscher im Griechischen. Derselbe unterhielt zu Freiburg im

---

[1] ,Ad fastigium barbariei pervenimus; non habet quo ulterius progressum faciat; iam stat in praecipiti. Pauculi supersunt, quos melior natura formavit, ex quibus alii sensum bonarum literarum, alii sensum et usum habent.' ,Modestiam ego quum in multis qui literas colunt, tum in vestris praecipue Germanis requiro; apud quos nulla magis ad maledicendum parata sunt ingenia quam quae maxime horrida sunt et agrestia. Quot Teutonicorum scriptorum portenta nundinae Francofurtenses producunt! Quis in reliqua Europa aut plura vidit, aut petulantiora impotentium animorum argumenta, quam sunt illa lemmata librorum, partim Germanico sermone, partim Latino, sed a Germanis Furiis concepta! Quis tam perditus, ut legendis illis bonas horas perdere postulet! Et literae tamen furoribus et debacchationibus horum ancillantur, ut non ad aliud quam ad impura horum hominum ministeria natae esse videantur.' Henke, Calixtus 1, 217 Note 1.

[2] Vergl. über ihn unsere Angaben Bd. 1, 135 fll., und Bd. 2, 357 fll. 364 fll.

[3] Vergl. über ihn Bd. 2, 54 fl. 59 fl. 99 fl. 118 fl.

Breisgau regen Verkehr mit Heinrich Loriti Glareanus, welcher früher eng mit Zwingli und Oecolampadius befreundet gewesen war, seit dem Jahre 1524 sich immer mehr von der neuen Lehre abgewendet hatte und seit dem Jahre 1529 als Professor der Poesie in Freiburg eine vielseitige Thätigkeit entfaltete († 1563). Am ausgiebigsten beschäftigte er sich mit Livius, erklärte aber auch eine ansehnliche Zahl anderer römischen Classiker[1].

Johann Reuchlin, in Deutschland einer der ersten Bannerträger der griechischen und der hebräischen Studien, hatte gleich nach dem Auftreten Luther's eine treu kirchliche Stellung eingenommen und sich gegen diesen so entschieden ausgesprochen, daß ihn sein ehemaliger Verherrlicher Ulrich von Hutten mit Feindschaft bedrohte[2]. Unter einem außerordentlich starken Zulauf von Studirenden hielt Reuchlin als Professor des Griechischen und des Hebräischen Vorlesungen zu Ingolstadt und zu Tübingen und besorgte Ausgaben einiger Schriften von Xenophon, der Reden des Aeschines gegen Ktesiphon und des Demosthenes vom Kranze († 1522).

Für das Studium der Archäologie hatte vornehmlich der Augsburger Conrad Peutinger die Wege geöffnet[3]. An seine Forschungen schlossen sich jene des Mainzer Humanisten Johann Huttich, der im Jahre 1544 als Chorbischof der Cathedrale zu Straßburg starb, und des Propstes Johann Choler in Augsburg. Wie Peutinger sammelte auch der im Jahre 1530 in den Grafenstand erhobene Raimund Fugger antike Inschriften und Bildwerke. Marcus Welser, Rathsherr, später Stadtpfleger zu Augsburg († 1614), war einer der eifrigsten Beschützer und Pfleger classischer und geschichtlicher Studien und schrieb selbst eine ganze Anzahl gelehrter Werke. Zu Rom hatte er sich der Erforschung römischer Alterthümer gewidmet, regte den protestantischen Philologen Janus Gruter zu einer umfassenden Sammlung der lateinischen und griechischen Inschriften an und unterstützte ihn bei diesem berühmt gewordenen Werke durch Abschriften von Inschriftensammlungen italienischer Bibliotheken. In Verbindung mit seinen drei Brüdern Anton, Matthäus und

---

[1] ** Ueber Luscinius vergl. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace II, 174—208; Geiger in der Allgemeinen deutschen Biographie 19, 455 fll. Siehe auch Lier's Aufsatz im Archiv für Literaturgesch. 11, 1 fll., wo ein sehr treffender Vergleich gezogen wird zwischen den Facetien des Bebel und denen des Luscinius, und endlich die Beiträge zu Lebensbildern O. Nachtigall's von Dr. A. Schröder im Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1893. Aus Augsburger Archiven werden hier wichtige neue Daten mitgetheilt, sodann wird die kirchliche Stellung Nachtigalls eingehend untersucht. Bezüglich des Glareanus siehe Schreiber, Biographische Mittheilungen über Heinrich Loriti Glareanus (Freiburg 1827); Räß, Convertiten 1, 191 fll., und O. F. Fritzsche, Glarean. Sein Leben und seine Schriften (Frauenfeld 1890); vergl. dazu Geiger in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgesch. N. F. 3, 395 fl.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 97—98. [3] Vergl. Bd. 1, 137 fl.

Paul und einigen anderen wohlhabenden Gönnern der Wissenschaft brachte Welser die Gründung einer eigenen großen Druckerei zu Stande und ernannte einen Ausschuß von protestantischen und katholischen Gelehrten, welche über die Auswahl der zu verlegenden Schriften entscheiden sollten; unter Letzteren befand sich der mit ihm innig befreundete Jesuit Jacob Pontanus. Aus dieser Druckerei gingen unter anderen philologischen Werken in den Jahren 1595—1614 die von dem Protestanten David Hoeschel veranstalteten Ausgaben spätgriechischer Schriftsteller hervor [1].

Auf dem neutralen Gebiete der classischen Studien und der Alterthumskunde begegneten sich überhaupt vielfach katholische und protestantische Gelehrte, Deutsche und Italiener, so daß der Aufschwung des humanistischen Realwissens keineswegs allein auf protestantische Einflüsse sich zurückführen läßt.

Einer der verdienstvollsten Philologen war Beatus Rhenanus, im Jahre 1485 in Schlettstadt geboren und durch den gelehrten Dominicaner Johann Conon zu Basel im Griechischen unterrichtet. Unermüdlich forschte er in den Bibliotheken, um die Neuausgaben alter Schriftsteller auf den Text verlässiger Handschriften zu gründen, und zeigte in deren Beurtheilung eine ernste und besonnene Kritik. Fern dem wüsten Treiben der Zeit, wirkte er als friedlicher Gelehrter bis zum Jahre 1527 in Basel, dann in seiner Vaterstadt Schlettstadt. Anfangs hatte Beatus Rhenanus das Unternehmen Luther's freudig begrüßt; aber seit dem Bauernkrieg trat bei ihm eine gewaltige Ernüchterung ein, und er nahm von nun an bis zu seinem Tode (1547) eine Mittelstellung zwischen dem alten und neuen Kirchenthum ein [2]. Als Früchte seiner Thätigkeit hinter-

---

[1] Bursian 236—238. 272—273. Kapp 134—135.

[2] ** Ueber Beatus Rhenanus' Leben, literarische Thätigkeit und Bibliothek vergl. vor Allem die Abhandlungen von Horawitz in den Sitzungsberichten der Wiener Academie, Phil. Cl. 70, 189 fll.; 71, 643 fll.; 72, 323 fll., und 78, 313 fll. Rhenanus wird hier getadelt, weil er sich von der Sache der Religionsneuerung zurückgezogen und ein ‚bedächtiger, ängstlicher Reactionär' geworden sei. Im Gegensatz zu Horawitz folgert Hartfelder (Briefwechsel des Beatus Rhenanus, gesammelt und herausgegeben von Horawitz und Hartfelder. Leipzig 1886) aus dem Umstand, daß am Sterbebett des Rhenanus auch Butzer stand, Rhenanus habe zweifellos der protestantischen Partei angehört. Daß diese Ansicht unhaltbar ist, zeigt J. Schmid im Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 11, 737—742; vergl. auch Erichson in Brieger's Zeitschr. für Kirchengesch. 12, 211 fll. Schmid vermuthet (a. a. O. 741), Rhenanus habe zur Partei der sogenannten Exspectanten (vergl. Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen 115 fll.) gehört. Paulus (Hoffmeister 96) zählt Rhenanus richtig zu den Männern der ‚Mittelpartei'. Was Rhenanus zur Umkehr veranlaßte, war vor Allem der schlimme Einfluß der neuen Lehre auf Sittlichkeit und Bildung. Seine Klagen stimmen ganz überein mit denjenigen seiner Freunde Wizel und Gabriel Hummelberger. Ersterer meinte, Europa werde noch türkisch werden, mit Deutschland aber werde es bald aus sein. Auch Hummelberger kündigte in einem sehr merkwürdigen Briefe vom Jahre 1531 geradezu den Untergang Deutschlands an: ‚Demum de Germania nostra quid sperandum

ließ er trefflich verbesserte Ausgaben und Erklärungen vieler Classiker sowie ein Werk ersten Ranges über deutsche Geschichte [1].

Zu den hervorragendsten Latinisten des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts gehörte der Convertit Johann Wilms, genannt Janus Gulielmus, geboren 1555 zu Lübeck, im Jahre 1575 Student in Rostock, schon in den nächsten Jahren durch gelehrte Arbeiten bekannt. Im Jahre 1579 trat er zu Cöln in den Schooß der alten Kirche zurück, genoß in Paris den Umgang der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten und veröffentlichte im Jahre 1583 seine reifste Arbeit: einen Commentar zu Plautus. Ausgedehnte Studien über seinen Lieblingsschriftsteller Cicero wurden erst nach seinem im Jahre 1584 erfolgten Tod durch Janus Gruter herausgegeben [2].

Ein nicht unbescholtenes Andenken hinterließ der Oberpfälzer Caspar Schoppe (geboren im Jahre 1576 zu Neumarkt), der im Jahre 1598 in Prag das katholische Glaubensbekenntniß ablegte und in den Jahren 1607—1613 vom Papste Paul V. sowie von dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark mit diplomatischen Aufträgen betraut wurde. Er war ein in der alten Literatur sehr belesener Gelehrter, ein scharfsinniger Kritiker und gewandter Stilist, aber erfüllt von unbändiger Streitlust, welche sich erst gegen seine früheren Glaubensgenossen, in seiner letzten Lebenszeit († 1649) auch wider die Jesuiten wandte. Um das Ansehen seiner Person wie seinen Glaubenswechsel und seine protestantenfeindliche Polemik in Verruf zu bringen, veröffentlichte Melchior Goldast um das Jahr 1606 eine überaus schmutzige Jugendarbeit, welche Schoppe noch als protestantischer Student zusammengeschrieben hatte. Jener Zeit, nicht dem spätern Lebenskreise des Convertiten, fällt dieselbe zur Last [3].

Der Convertit Martin Eisengrein, Vicekanzler der Universität Ingolstadt, erwarb sich um die dortige Bibliothek die größten Verdienste. Er vermachte derselben nicht allein seine eigene reiche Büchersammlung, sondern ver-

---

putas? Ego certe nihil aliud augurari possum, quam miserandam sui ipsius ruinam...' Ein jedes Reich, das uneins ist, muß zerfallen; unserer Sünden halber schreitet das Verderben, wenn auch langsam, gegen uns heran. Gott möge sich unser erbarmen. ‚Res Germaniae', fährt er dann fort, ‚auguste componi poterant, sed nihil actum est. Forte peccata nostra nil aliud meruerunt. Romanistas Germanorum abusos simplicitate nemo bonus negabit. Sed Lutheranismo quid aliud etiam actum est, nisi ut omnia ruent? Dei timor, proximi amor et quod merito dolendum est, omnium bonarum literarum evanescit disciplina, et nemo nunc amplius liberos suos bonis literis erudire studet.' Horawitz a. a. O. 78, 336. Zur Biographie und Bibliographie des Beatus Rhenanus ist auch noch zu vergleichen das Centralblatt für Bibliothekswesen 1885, Jahrg. 2, Heft 7.

[1] Bursian 150—152. [2] Bursian 240—242.

[3] Bursian 282—286; vergl. über Schoppe (Scioppius) unsere Angaben Bd. 5, 453 fll.

anlaßte auch zu gleichen Vermächtnissen im Jahre 1574 die Erben des Kanzlers Simon Eck, im Jahre 1577 den Professor Elenck und vorher schon den Würzburger Canonicus und spätern Augsburger Bischof Johann Egolph von Knöringen († 1575). Letzterer hatte die Bibliothek Glarean's erworben und auf wiederholten Reisen durch Deutschland, Belgien und Italien seine Bücher- und Handschriftensammlungen so bedeutend vermehrt, daß sie 6062 Bände umfaßten. Auch seine Münzsammlung und seine ‚Kunstkammer' vermachte er der Ingolstädter Bibliothek und errichtete eine Stiftung zur Verwaltung derselben[1].

Johann Egolph von Knöringen war überhaupt ein hochherziger Gönner und Förderer sprachlicher, geschichtlicher und antiquarischer Forschungen. Er gehört zu den wenigen Humanisten, welche auch dem Studium der Muttersprache und der ältern deutschen Literatur ihre Kräfte widmeten. Der Franke Lorenz Albert, ein Convertit, der Herausgeber der ersten eigentlichen deutschen Grammatik, feierte ihn als deren ‚Princeps und Autor' in einer 17 Seiten langen Widmung vom 20. September 1572. Auch der Convertit Johann Engerd aus Thüringen, der erste deutsche Prosodiker, Professor der Poesie, zeitweise Decan an der Universität Ingolstadt, verkündete in mehreren Gedichten seinen Ruhm als ‚allgemeinen Patrones der Wissenschaften und Künste' [2].

Aus Ingolstadt gingen überhaupt zahllose Gedichte in's Land, denn dort, wie in der Hauptstadt München, herrschte unter dem für alle geistigen Bestrebungen begeisterten Herzog Albrecht V., dem Begründer der großartigen Bibliothek, der Kunstkammer und des Münzcabinets zu München, ein überaus reges humanistisch-poetisches Treiben. Die meisten Räthe des Herzogs waren humanistisch gebildet und verfaßten selbst allerlei zierliche lateinische Verse, deren Gedankenreichthum nicht größer und nicht kleiner war als jener der protestantischen Dichter.

Von hervorragender poetischer Begabung war der Jurist Johannes Aurpach aus Niederaltaich, welcher zeitweise in Ingolstadt und in München lebte, im Jahre 1565 nach Regensburg zog, wo er später bischöflicher Kanzler wurde. Er gab heitere Lieder, spitzige Satiren, Epigramme und Oden heraus, welch letztere im Jahre 1584 von Johann Engerd in's Deutsche übersetzt wurden[3].

---

[1] Prantl 1, 344—346.

[2] Johann Egolph von Knöringen, ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens Bayerns im 16. Jahrhundert, in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1883, No. 240 fl. Vergl. Orterer im Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 7, 89 fll.

[3] ‚Wer die Gedichte Aurpach's liest, dem thut nur eins wehe, daß sie lateinisch geschrieben sind, und er kann nicht umhin, zu beklagen, daß unserer Muttersprache eine Entwicklung beschieden war, welche so bedeutende dichterische Kräfte wie Aurpach ver-

Der Münchener Poet Christophorus Bruno förderte die deutsche Sprache durch Uebersetzungen und Nachbildungen fremder Werke und besorgte im Jahre 1545 eine besonderer Beachtung würdige Ausgabe des Curtius. Dem von den Humanisten vielgefeierten Münchener Stadtrichter Simon Felix Schaidenreisser verdankt man die erste deutsche Uebersetzung der Odyssee. Die im Jahre 1562 erschienenen Elegien und Epigramme des Münchener Schulmeisters Georg Vaigel, eines feinen Latinisten, welcher den hochbedeutenden protestantischen Dichter Martinus Balticus sich zum Vorbilde genommen hatte, werden von Kennern wegen ihrer vielen trefflichen Gedanken gerühmt. Ein lateinisches Epos, in welchem Vaigel den Kampf Ludwig's des Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich besang, bekundet warme Begeisterung für die heimathliche Geschichte.

Ein gründlicher Kenner des Alterthums und gelehrter Forscher war der Arzt Samuel von Quickeberg; unter anderen Werken gab er im Jahre 1565 zu München im Auftrage Albrecht's V. eine Schrift ‚Inscriptiones' heraus, worin er musterhaft die Grundsätze entwickelte, nach welchen großartige Kunstsammlungen zu erwerben, anzulegen, aufzustellen und nutzbar zu machen seien. In der Vorrede eines zu Cöln im Jahre 1571 erschienenen Buches ‚Biblische Sprüche' rühmt Quickeberg seinen Lehrer, den Jesuitenpater Canisius, welchen er zu Ingolstadt als einen Meister des lateinischen Ausdruckes verehren gelernt habe[1].

anlaßte, ihrem Gefühle die Fessel einer fremden, einer todten Sprache anzulegen. Doch er hat ja seinen Uebersetzer gefunden. Und was immer das Urtheil über den Poeten Engerd sein mag, daß er Aurpach's poetische Tiefe erkannt und gewürdigt hat, bleibt ihm ein ewiger Ruhm.' v. Reinhardstöttner in dem in der folgenden Note angeführten Aufsatz S. 94. ** Auch Georg Westermayer in seinem schönen Aufsatze: ‚Joh. Aurpach, ein bayerischer Humanist' (Hist.-polit. Bl. 1887, 100, 489 fll.), urtheilt sehr günstig über Aurpach's dichterische Begabung. ‚Bayern', sagt er, ‚hat im Zeitalter der Frührenaissance keinen Poeten aufzuweisen, der die anmuthigen Formen der antiken Dichter in gleicher Art mit dem Ausdruck idealer und gläubiger Gesinnung zu durchdringen wußte, wie wir dieß bei Aurpach verwirklicht finden.'

[1] Aus dem trefflichen Aufsatz von K. v. Reinhardstöttner: ‚Zur Geschichte des Humanismus und der Gelehrsamkeit zu München unter Albrecht dem Fünften', in dem Jahrbuch für Münchener Geschichte 4, 45—174. ‚Die Hauptursache der verhältnißmäßig geringen Anerkennung der reichen süddeutschen, speciell bayerischen lateinischen Literatur liegt in dem siegreichen Vorschreiten der Literatur in Deutschland, welche diese meist der Gegenreformation angehörigen Dichter und Humanisten in Bausch und Bogen verwarf, so daß nur einige wenige, wie etwa ein Balde, der allgemeinen Vergessenheit entrissen blieben.' ‚Die bayerischen Humanisten und hier zu wirken berufenen Gelehrten waren selten so glücklich, ihren Namen in den Encyklopädien auf die Nachwelt fortzupflanzen, welche manchem weit minder bedeutenden Geiste anderer Landstriche willig einen Raum in ihren Spalten gewährten, der oft mit seiner literarischen Bedeutung nicht im richtigen Verhältnisse steht.' S. 50. ‚Die Dichtkunst wurde in Bayern nicht

Kilian Leib, der Prior des Klosters Rebdorf, veröffentlichte im Jahre 1542 eine gelehrte Abhandlung, welche von gründlichen Kenntnissen des Hebräischen zeugt[1]. Der große Orientalist Johann Albert Widmannstadius starb im Jahre 1557 als Domherr in Regensburg[2].

Im Norden verdienen unter den lateinischen Dichtern der große Astronom Nicolaus Coppernicus und dessen Freund Johannes Dantiscus, Bischof von Ermland, besondere Beachtung.

Coppernicus besang als frommgläubiger Priester in seinem ‚Siebengestirn‘ die Hauptereignisse im Leben Jesu und pries die heilige Jungfrau als die Reinste unter den Erdgeborenen[3]. Dantiscus, dessen Familienname ursprünglich von Höfen war (geboren zu Danzig im Jahre 1485), verfaßte viele weltliche und geistliche Gedichte und ließ als sein letztes poetisches Werk durch seinen Freund Cardinal Hosius im Jahre 1548 eine Sammlung von 30 Hymnen, welche sich sämmtlich durch gemüthvolle Einfachheit auszeichnen, zum Drucke besorgen. Das epochemachende Werk des Coppernicus ‚Ueber die Bewegungen der Himmelskörper‘, zu dessen Herausgabe Dantiscus denselben ermunterte, begleitete er mit einem einleitenden Gedicht an die Leser, für welches jener ihm mit den Worten dankte: ‚Ich erkenne die Vortrefflichkeit dieses Gedichtes an und weiß gewiß, daß es nur hervorgegangen ist aus dem Wohlwollen, welches du gegen die der Wissenschaft Beflissenen zu hegen pflegst.‘ Das größte Gedicht des Dantiscus ist ‚an den edlen Jüngling Constanz Alliopagus‘ gerichtet; hier spricht er sich auch, mahnend und warnend, über die Wirkungen der religiösen Umsturzbewegungen, namentlich gegen die neue Solafideslehre aus:

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt,
Durch den eben ein mächtiger Theil des rasenden Haufens,
Und kein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.
Stets sind ihnen der Glaube und Christi Worte im Munde,
Aber, der Wirkung bar, eitele Worte es sind.

---

bloß an den Sitzen der Gelehrsamkeit gepflegt; Klöster und Pfarreien bargen nicht minder gewiegte Kenner des Alterthums als gewandte Dichter.‘ ‚Vor Allem herrschte in den altbayerischen Klöstern ein reges Leben.‘ S. 107. Der Verfasser bringt dafür zahlreiche Belege bei.

[1] v. Reinhardstöttner 108.

[2] Vergl. über ihn die Hist.-pol. Bl. 82, 513—529; dazu 739.

[3] ** Die ‚Septem Sidera‘ des Coppernicus wurden 1857 von Hipler herausgegeben und übersetzt: Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus und seines Freundes Nicolaus Coppernicus geistliche Gedichte (Münster 1857) 552 fll. Prowe (Coppernicus I, 2, 375 fll.) glaubt die Aechtheit dieser Gedichte des Coppernicus beanstanden zu müssen, allein seine Gründe sind nicht stichhaltig; vergl. die werthvolle Recension seines Werkes von Hipler in der Literarischen Rundschau 1884, No. 7, S. 207 fl.

Alles Heil komme allein von Christus und dem Glauben an ihn, dieser Glaube aber müsse durch werkthätige Liebe sich bewähren:

Denn der geübete Glaub', mit Nichten der todte, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings; wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durst, nimm von den Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los, und rastlos besuche die Kranken,
Und der Gestorbenen Leib senk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', steh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menschen gesammt, lieb' ungeheuchelt sie all'[1].

Unter den deutschen Jesuiten ist, vor Jacob Balde, der Schuldramatiker Jacob Bidermann der bedeutendste Dichter[2].

Derselbe war ein Lieblingsschüler des Paters Matthäus Rader, eines Tirolers (geboren zu Innichen im Jahre 1561), welcher ebenfalls mehrere lateinische Schuldramen verfaßte und als philologischer Schriftsteller verdientes Ansehen genoß. Im Jahre 1599 veröffentlichte Rader eine verbesserte, gereinigte und mit Sacherklärungen versehene Ausgabe des Martial, von der in verschiedenen Städten Nachdrucke erschienen; das von Scaliger belobte Leben Martial's, welches Rader dieser Ausgabe beifügte, wurde noch im neunzehnten Jahrhundert wieder abgedruckt[3]. Zahlreiche Auflagen erlebte ebenfalls seine zuerst im Jahre 1615 zu München veröffentlichte Ausgabe des Curtius Rufus. Rader besorgte auch mehrere byzantinische Schriften zum ersten Male in Druck.

Bekannter als Rader ist der Jesuit Jacob Gretser aus Markdorf in Schwaben (geboren 1562), fünfundzwanzig Jahre lang Lehrer der Philosophie

---

[1] F. Hipler, Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus und seines Freundes Nicolaus Coppernicus geistliche Gedichte S. IX fll. 21 fll. Seinen alten Freund Eobanus Hessus, mit dem er in poetischen Wettkämpfen gestanden, ermahnte Dantiscus wiederholt, von seinen falschen theologischen Wegen zur Kirche zurückzukehren. Sehr bezeichnend ist eine Antwort desselben schon aus dem Jahre 1531: ‚Ich komme zu dem Theile deines Briefes, in welchem du schreibst, es sei für mich nicht sehr heilsam, in dieser Tragödie zu verbleiben. O mi Dantisce, sentio et intelligo satis, quam dicas tragoediam; sed quis me liberabit ex hac tragoedia? quis ex tragoedo comoedum me faciet? Obsequendum est, uti vides, hisce et temporibus et moribus, in quae quoniam et ego incidi, necesse est et me velut Ixionis rotae alligatum verti, circumverti rapique ac volutari, quocumque fert impetus haec omnia moderantis fati. Verum haec ad te quidem, nam super huiusmodi rebus voces hic nequaquam sunt liberae.' S. XXXVIII. Also nur weil er sich bereits zu tief in die protestantische Sache eingelassen hatte, wollte Eoban bei derselben verharren. ** Vergl. Hipler, Beiträge zur Gesch. des Humanismus 9.

[2] Vergl. unsere Angaben oben S. 130 fll.

[3] Bibliotheca classica latina (Paris. 1835) tom. 1. XIII sq. Daselbst pag. LXXV. Aeußerungen Scaliger's und Ernesti's über Rader. Vergl. Bursian 249.

und Theologie in Ingolstadt. Die Gesammtausgabe seiner Werke verschiedensten Inhaltes umfaßt 17 Foliobände. Im Jahre 1596 ließ er zu Ingolstadt ein lateinisch-griechisch-deutsches Lexicon in Druck ausgehen. Seine griechische Grammatik, zuerst im Jahre 1593 erschienen, erlebte unzählige Auflagen in Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Polen und anderwärts; noch im Jahre 1757 wurde sie in Augsburg, im Jahre 1866 in Paris von Neuem gedruckt. Wenn auch heute überholt, ist sie eine Leistung, welche jenen der zeitgenössischen protestantischen Grammatiker die Wage hält [1].

Ein sehr gewandter Gräcist war der aus Rain in Bayern stammende Pater Georg Mayr (geboren 1565). Er übersetzte viele Schriften in's Griechische, unter anderen im Jahre 1615 die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen; letztere Uebersetzung erschien in den folgenden Jahrhunderten wiederholt in neuen Auflagen. Seine hebräische Grammatik vom Jahre 1616 fand eine sehr günstige Aufnahme, ebenso seine hebräische Uebersetzung des Catechismus von Pater Canisius. Auch das Neue Testament wurde von ihm in's Hebräische übertragen [2].

Den glänzendsten Erfolg unter den humanistischen Schulmännern des Jesuitenordens hatte der im Prager Colleg ausgebildete Jacob Pontanus. Seit dem Jahre 1582 wirkte er als Professor der Poesie und Rhetorik an dem neu errichteten Gymnasium zu Augsburg und war dort zugleich mit der Leitung der ganzen Anstalt betraut. Sein Hauptwerk sind die ‚Progymnasmata latinitatis', welche zum ersten Male in den Jahren 1588—1594 zu Ingolstadt in 4 Bänden erschienen. In einfachen, aber feinen lateinischen Dialogen geschrieben, bezwecken dieselben einerseits Anleitung zu geben zu einem gewandten mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache, anderseits die nothwendigen Realkenntnisse über das classische Alterthum zu vermitteln. Für die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Werkes zeugen die fast unzähligen Auflagen desselben in Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich und Italien. Die Münchener Ausgabe erreichte schon im Jahre 1620 die 15. Auflage. Zahlreiche Ausgaben in Frankfurt und Leipzig deuten darauf hin, daß das Werk auch an protestantischen Schulen Eingang fand. In Regensburg erließ zwar das Scholarchat des protestantischen Gymnasiums ein Verbot, den Pontan und andere jesuitische Bücher beim Unterrichte zu gebrauchen, aber um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts war Ersterer an derselben Anstalt wieder eingeführt. Eine weite Verbreitung fanden auch

[1] ‚Die Gretser'sche griechische Grammatik', urtheilt Ruhkopf 379 Note, ‚ist vollständiger und zweckmäßiger als die griechischen Grammatiken von Golius, Melanchthon, Crusius und Weller.'

[2] Agricola 2, 262. Alegambe 157; vergl. De Backer 2, 1176—1182.

Pontan's Poetik[1] und seine Ausgaben von Virgil und Ovid. Dagegen blieben seine lateinischen Uebersetzungen byzantinischer Schriftsteller natürlich auf einen engern Leserkreis beschränkt[2]. Der gelehrte Augsburger Marcus Welser hielt dafür, daß Pontan einem Justus Lipsius und einem Joseph Scaliger ebenbürtig sei[3]. ‚Pontan war', so meldete eine Inschrift unter seinem Bildniß im Refectorium des Prager Jesuitencollegs, ‚ein wundersam beredter und freundlicher Mann, Allen lieb und theuer, da er sich Allen nachsetzte, für Alle voll Rücksicht war.'[4]

---

[1] ‚Poeticarum Institutionum libri tres.'

[2] Pontan's Werke verzeichnet bei De Backer 2, 2075—2081, und 3, 2427. Vergl. Braun, Geschichte des Jesuitencollegs in Augsburg 178—180. Zirngiebl 292. Kleinstäuber, Gesch. des evangelischen Gymnasii poetici (Regensburg 1881) S. 39.

[3] Kropf 4, 430.

[4] ‚Fuit vir mire facetus, comis et carus omnibus, qui omnes prae se haberet omnesque suspiceret.' Wiener Staatsarchiv, Geistl. Acten No. 419, mitgetheilt von P. B. Duhr. Ueber Pontan's Gutachten hinsichtlich der Jesuitenschulen sprachen wir oben S. 100 fll.

II. Rechtsstudium und Rechtswissenschaft.

Während die Vertreter der humanistischen Studien und der classischen Gelehrsamkeit sich bitter darüber beklagten, daß die Jugend derartiger Gelehrsamkeit überdrüssig geworden sei und ‚schier jeder Stand‘ mit Verachtung auf die Ausübung und Pflege der freien Künste hinblicke, drängte sich schon seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts[1] Alles zum Studium der Jurisprudenz, welche den größten Erwerb und Einfluß in hohen und niederen Lebenskreisen in Aussicht stellte. ‚In unserer Zeit‘, sagte der Leipziger Professor Christoph Hegendorfinus im Jahre 1529, ‚lächelt die Jurisprudenz Alle so an, daß Jeder ein Rechtsbeflissener zu werden wünscht; die Meisten werden zu diesem Studium angetrieben durch Gier nach Geld oder aus Ehrgeiz; außer demselben werden fast keine anderen Studien mehr geliebt.‘ ‚Die juristischen Vorlesungen‘, heißt es in einem im Jahre 1540 erschienenen ‚Dialog über das Studium des Rechtes‘ von Johann Apel, ‚zählen nicht wenige Zuhörer, weil dieses Studium größern Reichthum und Glanz verspricht als die Theologie oder die Medicin; sie zählen Edle und Unedle, Patricier und Plebejer, Geistliche und Laien, Knaben, Jünglinge und häufig Vierzigjährige, indem der Eine dem Ruhm, der Andere dem Reichthum, ein Dritter dem Broderwerb nachgeht.‘[2] In Heidelberg erging

[1] ** Viele Geistliche vernachläßigten damals das Studium der Theologie und widmeten sich ausschließlich dem Studium der Rechte, weil sie auf diese Weise viel leichter einträgliche Stellen erlangen konnten. Vergl. die Klagen von Nicolaus von Straßburg (Katholik 1891, 352), Geiler von Kaisersberg (Dacheux, Geiler de Kaysersberg [Paris 1876] 112 s.) und Bartholomäus Arnoldi v. Usingen (Paulus, Barth. Arnoldi v. Usingen 84).

[2] Hegendorfinus in seiner ‚Oratio de artibus‘ vom Jahre 1529: ‚Ad jurisprudentiam venio, quae hoc tempore adeo omnibus arridet, ut nemo non Jurisconsultus evadere cupiat — rapit plerosque ad hujus professionis studium fames rei pecuniariae, illicit alium ad hanc professionem ambitionis sitis.‘ ‚Non raro miratus sum, quinam fieret, quod, cum isto saeculo juventus adeo legum civilium studio ardeat, ut praeter haec studia fere adamet nulla, tamen nemo existat, qui ei certam viam monstraret.‘ J. Apel: ‚Habent haec auditoria passim non paucos auditores, quod haec professio plus polliceatur et divitiarum et splendoris, quam vel Theologia, vel Medicina; habent nobiles, ignobiles, patricios, plebeios, sacros, profanos, adolescentes, juvenes et plerunque quadragenarios: dum alius consulit existimationi, alius divitiis, alius inediae.‘ Angeführt bei Stintzing, Juristen böse Christen 29—30 Note 10. ** Ueber Apel vergl. Muther 230—328.

im Jahre 1551 die Klage, daß durch die Jurisprudenz jedes andere wissenschaftliche Streben an der Universität in den Hintergrund gestellt werde[1].

Daß das Studium der ‚Juristerei‘ wegen der damit verbundenen äußeren Vortheile an den Universitäten vorherrschend geworden, war eine ‚aller Welt vor Augen liegende‘, Unzähligen im Volke jedoch so wenig erfreuliche Erscheinung, daß bei diesem daraus eine Verachtung der Schulen überhaupt erfolgte. Wegen der Juristen, schrieb der mansfeldische Kanzler Georg Lauterbecken im Jahre 1564, lassen die Leute sich hören: ‚Die Schulen dienen zu Nichts mehr, denn daß man darin Müßiggänger erziehe, die da lernen, wie man die Leute in einander verwirren‘, die ‚guten Sachen bös und böse gut machen, einem Armen sein Recht stopfen und aufhalten, einem Reichen zu seinem Unrecht helfen‘ könne. ‚Fahren auch darauf‘, fügt Lauterbecken hinzu, ‚frei heraus und sagen, daß es nie übler in der Welt und in allen Regimenten gestanden ist, denn seit man zu der Regierung die Gelehrten, sonderlich die Juristen, hat kommen lassen. Darauf schließen sie, es sei besser, daß man die Schulen lasse zergehen, denn daß man sie mit vielen Unkosten solle aufrichten und erhalten.‘[2]

---

[1] Hautz 1, 423.

[2] Lauterbecken Bl. a^e fll. Stintzing, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, spricht sich in seiner Rechtswissenschaft 72 fll. über die tieferen Gründe der Abneigung des Volkes gegen die Juristen dahin aus: ‚Gewaltsam und rücksichtslos ward vielfach das heimische Recht in der Anwendung dem römischen geopfert, das Rechtsgefühl durch rabulistische Fertigkeit überwunden. Ehrgeiz und Gewinnsucht der Doctoren waren wirksame Bundesgenossen für die steigenden Ansprüche der Landesherren. Und in den unteren Schichten des Juristenstandes fand sich eine unsaubere Gesellschaft zusammen, deren Treiben uns Zasius, Melanchthon, Jacob Köbel und Andere schildern. Ansehen und Reichthum, heißt es, stelle die Jurisprudenz in Aussicht; Ehrgeiz und Habsucht führe ihr Jünger in Menge zu; Wenige nur wählten sie aus edlen Motiven; daher sei sie zu einer gemeinen Fertigkeit herabgesunken, zu streiten und einen Streit aus dem andern zu entspinnen. Der landläufigen Beschuldigung chicanöser Proceßführung und rabulistischer Beutelschneiderei verdankt das Sprüchwort: „Juristen böse Christen" seine populäre Bedeutung und Verbreitung.‘ Vergl. S. 73—75 die Aussprüche von Melanchthon und Melchior von Ossa. ‚Was stets Tadel und Vorwurf hervorrufen wird, ist die Art, wie die Reception (des römischen Rechtes) durchgeführt wurde. Ein nationales Unglück war jenes engherzige Ignoriren des deutschen Rechts, jenes geistlose und rein äußerliche Aufpfropfen römischer Rechtssätze auf einheimische Verhältnisse, die Unkenntniß des Gegensatzes zwischen diesen und dem römischen Rechte, welche taub machte gegen die Wahrheit, daß kein Volk mit der Seele eines andern zu denken vermag. Wenn man erwägt, daß wir in Folge dieser Fehler das römische Recht noch heute nicht vollständig verdaut haben, mag man die Verwirrung ermessen, welche zur Zeit der Reception unter der Herrschaft eines unsäglich bornirten Juristenstandes im deutschen Rechtsleben einriß.‘ H. Brunner in v. Holtzendorff's Encyclopädie der Rechtswissenschaft 1 (2. Aufl.), 204.

Der Unterricht im Rechte stand im Allgemeinen während des ganzen Zeitalters noch auf derselben niedern Stufe, worüber Reuchlin sich geäußert hatte: ‚Welcher Schmuck, welche Würde kann in einem Studium liegen, welches an der Erklärung einzelner Punkte und Buchstaben klebt? Für jeden nicht auf Ruhm und Reichthum, sondern auf Höheres und Edleres gerichteten Menschen steht die juristische Wissenschaft niedriger als irgend ein Handwerk.‘ [1]

Die Lehrmethode war bei den meisten Professoren völlig verkommen. In den Geist des römischen Rechtes, welches immer mehr zur Alleinherrschaft gelangte, drangen die Wenigsten ein; nicht einmal eine übersichtliche Zusammenstellung der Grundsätze wurde den Zuhörern geboten. Oft Wochen und Monate lang verweilte man in den Vorlesungen bei Einer Stelle und allen über dieselbe vorgebrachten Meinungen der Juristen. ‚Schon fünf volle Jahre‘, beschwerte sich ein Student aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, habe sein Lehrer ‚mit der Erklärung der Institutionen hingebracht und werde dazu wohl noch ein weiteres Jahr brauchen.‘ [2] In Tübingen wurde dem Professor Johann Habritter im Jahre 1588 ein Verweis ertheilt, weil er zwei Jahre zu den ersten zwei Büchern der Institutionen gebraucht habe. Der Helmstädter Professor Andreas Cludius rühmte sich gegen Ende des Jahrhunderts: er erkläre die Institutionen für reifere Studenten so wenig wortreich und weitläufig, daß er binnen vier Jahren damit fertig werde. Selbst Hermann Vultejus, Professor zu Marburg, dessen Schriften den besten wissenschaftlichen Leistungen jener Zeit an die Seite zu stellen sind, berichtet, daß er seine erste öffentliche Vorlesung über die Institutionen vor zahlreichen Zuhörern vom 10. Januar 1582 bis zum 15. März 1585 gehalten habe [3]. Und doch war Vultejus nicht gerade ein Freund der auf fast sämmtlichen deutschen Hochschulen eingebürgerten weitläufigen ‚italienischen Manier‘, über welche Johann Thomas Freigius, Professor der Rechte zu Freiburg im Breisgau, im Jahre 1574 sich dahin aussprach: ‚Was für großer Nutz aus den Schulen komme, da der Welsch Pracht und Apparatus mit Lesen gehalten wird, das gibt die tägliche Erfahrung zu erkennen. Ich hab alle meine Tag keine seltsamere Logik im Lehren gesehen, denn derselbige Apparatus ist, da muß man nur viel dictiren, große Bücher schreiben, Dinten und Papier versudeln. . . .‘ [4]

Außer der schlechten Lehrmethode wirkte theils der Unfleiß so vieler Professoren, theils die Ueberbürdung derselben mit praktischen Arbeiten höchst schädlich auf den Unterricht ein. Klagen darüber wurden fast an sämmtlichen Universitäten laut.

---

[1] L. Geiger, Reuchlin 63. [2] Stintzing, Rechtswissenschaft 290.

[3] Stintzing 130—131. 456 fll.

[4] Stintzing 109 Note. Näheres über den mos italicus und dessen Wirkungen 106 fll.

‚Die vornehmsten‘ Mitglieder der Juristenfacultät in Leipzig, sagt Melchior von Ossa im Jahre 1566, ‚sind mit anderen Geschäften, als Schöppenstuhl, vieler Fürsten und Herren Diensten, und mit überhäuften Praktiken dermaßen beladen, daß sie, der Schulen täglich abzuwarten verhindert, nur gar selten lesen, dadurch die Scholares treffenlich versäumt werden.‘ [1]

In Helmstädt wurde zeitweise, wie der Herzog von Braunschweig im Jahre 1614 schrieb, ‚wohl in 16, 20 und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfrist nicht Eine Lection gelesen‘ [2].

Ueber die Nachlässigkeit der Professoren in Tübingen finden sich die bittersten Klagen in den Briefen des Baselers Basilius Amerbach, welcher im Jahre 1552 die dortige Universität zum Studium der Rechte bezogen hatte: sie seien zwar gelehrt, aber saumselig in der Erfüllung ihrer Pflichten als Lehrer. Sehr häufig würden die Vorlesungen unterbrochen: ‚Ihre Gleichgültigkeit gegen das Lesen ist so groß, daß man es fast nicht glauben möchte.‘ [3] ‚Der ganze Cursus Juris‘, heißt es in einer Beschwerde der württembergischen Regierung vom Jahre 1561, solle in Tübingen binnen fünf Jahren vorgetragen werden, es habe sich aber gezeigt, daß ‚in einem ganzen Jahre nicht über ein Viertheil eines Jahres‘ gelesen, während desselben überdieß noch ‚weitläufig dictirt‘ werde; die Studenten hätten so ‚wenig Lectiones‘, daß ‚der mehrere Theil‘ in Folge dessen ‚in Müßiggang und Verthun, auch andere Ueppigkeit gerathe‘ [4].

Aus Basel meldete ein dort studirender Jurist im Jahre 1587: ‚Im Studium der Rechte können wir leider keine guten Fortschritte machen; der eine der Professoren liest aus Nachlässigkeit sehr selten, der andere pflegt ohne alle Methode Himmel und Erde durch einander zu mischen.‘ [5]

In Wien stellte sich bei einer Untersuchung im Jahre 1557 heraus, daß einer der Professoren innerhalb eines Vierteljahres statt der vorgeschriebenen 42 nur 24, ein anderer nur 19 Stunden gelesen hatte [6].

Zu Ingolstadt hatte der Herzog von Bayern im Jahre 1582 den juristischen Professoren von Neuem eingeschärft, daß die sogenannten Consistorien, das heißt die Uebungen der Studirenden in Rechtsentscheidung practischer Fälle, fleißig abgehalten werden sollten. Gleichwohl lagen dieselben noch im Jahre 1584 ‚völlig darnieder‘; ‚einige Professoren‘, schrieb die Regierung, ‚beziehen trotz Verbot förmliche Bestallungen aus fremden Orten und versäumen über derlei Diensten die Vorlesungen‘. Im Jahre 1586 hatte der Rector nach München zu melden: ein Consistorium sei seit zwei

---

[1] Testament, herausgeg. von Thomasius, S. 382. 388.

[2] Vergl. unsere Angaben oben S. 181. [3] Thommen 165—166.

[4] Reyscher 11^c, 157. [5] Tholuck, Academisches Leben 1, 123.

[6] Vergl. unsere Angaben oben S. 139.

Jahren nicht mehr gehalten worden, und im laufenden Jahre habe in der juristischen Facultät nur eine einzige öffentliche Disputation stattgefunden. Was die Vorlesungen anbelangt, so kennzeichnete sich der Unfleiß vieler Professoren am besten durch einen gleichzeitig nach München eingegebenen amtlichen Bericht: mehrere Studenten hätten gesagt, sie seien wirklich begierig, den einen oder andern Professor einmal zu Gesicht zu bekommen[1].

Zu all diesen Uebelständen kamen an manchen Universitäten noch andere Umstände, welche am wenigsten dazu geeignet waren, die Achtung vor der Jurisprudenz im Volke zu heben.

Wer den Doctortitel erworben hatte, erhielt Rang und Ansehen der Ritterbürtigen und sollte in Lehre und Praxis den höchsten Ansprüchen sich gewachsen zeigen. Damit aber stimmte schlecht, wenn beispielsweise in Königsberg, wie der brandenburgische Kanzler Distelmeyer im Jahre 1603 an den Wittenberger Professor Friedrich Taubmann schrieb, die juristische Facultät den Doctorhut für 40 Thaler an unstudirte Leute verkaufte. Taubmann äußerte darüber nicht das geringste Befremden. ‚Ich sehe wohl,' erwiderte er, ‚es gibt in Preußen auch Narren. Hat mich Wunder genommen, wie die Schellen anhero so theuer gewesen sind.' Der Niederländer Dominicus Baudius wies Taubmann im Jahre 1605 darauf hin: ‚Nichts ist heute so leicht, als Doctor zu werden, wenn man nur Geld hat. Jedermann kann Doctor werden, ohne doctus zu sein. Die Prüfungen sind lächerliche Fragen und eben solche Antworten.' Aehnliches schrieb er an Distelmeyer[2].

Der Erste, welcher mit voller Entschiedenheit gegen die in Unterricht und Schrift verkommene Lehrmethode zu Felde gezogen, war Ulrich Zasius, in Deutschland eine ‚der größten Leuchten der Jurisprudenz des Jahrhunderts', Professor an der Universität zu Freiburg im Breisgau († 1535)[3]. Mit dem Italiener Andreas Alciatus und dem Franzosen Budäus vertrat er den gleichen wissenschaftlichen Standpunkt, daß es vor Allem darauf ankomme, der Barbarei der Glossatoren des Rechtes ein Ziel zu setzen, zu den Quellen selbst zurückzukehren, in das Verständniß derselben, unbeirrt durch bisherige spitzfindige und verschrobene Erklärungen, unmittelbar einzudringen und hierbei die Ergebnisse der Alterthumskunde und der Sprachwissenschaft zu verwerthen. ‚Wie zweckmäßig, ja wie nothwendig wäre es,' sagt er in einer ersten bedeutenden Schrift vom Jahre 1518, ‚die endlosen Commen=

---

[1] Prantl 1, 309—311. [2] Ebeling, Friedr. Taubmann 139—140.

[3] Vergl. über ihn unsere Angaben Bd. 1, 113—115. 509—510. 515—516; Bd. 2, 23. 177. 185. 303. 496, ** und J. Neff, Udalricus Zasius I. Programm des Gymnasiums zu Freiburg im Breisgau 1890.

tare zu beschneiden, welche, wie jeder Verständige leicht erkennt, mehr Finsterniß als Licht enthalten! Denn mit einem Wust von Streitfragen überladen, zeigen sie nur gelehrten Prunk, statt wahre Wissenschaft zu bieten.' ‚Ich halte wenig auf unser Civilrecht,' schrieb er an Bonifatius Amerbach, ‚wie es von Bartolus und anderen Italienern gelehrt wird, denn wenn du davon die Irrthümer abziehst, bleibt wenig übrig. Die Barbarei hat wie eine Schlingpflanze das reine Recht überwachsen, und zwar so sehr, daß sie die tiefsten Wurzeln hineingetrieben hat. Aechte und wahre Erklärer des Rechtes sind nur Diejenigen, welche sich vor Allem bemühen, die Quellen selbst zu erklären, von der Glosse und den Commentaren aber nicht mehr vortragen, als wahr und brauchbar ist, so daß das Verständniß nicht durch den Wirbelwind der gelehrten Meinungen verworren wird.' In der Vorrede zu seinem Hauptwerke vom Jahre 1526 erklärte er: ‚Vor Allem will ich bekennen, daß ich allein von dem Texte der Quellen und von wahren und sicheren Gründen, welche auf dem Rechte oder auf der Natur der Sache beruhen, abhängen, nur auf diese mich stützen und an sie mich halten will.' Wo es ihm nothwendig schien, trat er, was vor ihm kein deutscher Jurist gewagt hatte, dem überlieferten Ansehen der Italiener und der Franzosen kühn entgegen[1].

Nachfolger hatte Zasius in all diesen Richtungen unter den deutschen Juristen sehr wenige.

Nur sehr wenige derselben gingen auch in der Behandlung des einheimischen Rechtes in dessen Verhältniß zum fremden römischen Recht so schonend vor als er. Er sah letzteres allerdings für das unbezweifelt geltende gemeine Recht an, aber es gab seiner Auffassung nach in Deutschland Zustände, Sitten und Gewohnheiten, welche mit den Grundsätzen jenes Rechtes unvereinbar seien oder demselben geradezu widersprächen; deßhalb dürfe vom römischen Rechte nur Aufnahme finden, was ‚nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend' sei. Wenn er auch, so wenig wie irgend einer seiner juristischen Zeitgenossen, den vollen Werth des volksthümlichen Rechtes erfaßte, so wollte er doch demselben nirgends wissentlich Abbruch thun. In seiner Bearbeitung des Freiburger Stadtrechtes suchte er das deutsche Recht zweckmäßig mit dem römischen zu verbinden, ohne diesem einen ungemessenen Vorzug einzuräumen[2].

Zu den vielen unter Zasius herangebildeten Juristen gehört Joachim Mynsinger von Frundeck, welcher im Jahre 1550 eine Sammlung und Herausgabe sämmtlicher Schriften des gefeierten Lehrers veranstaltete. Er trat später zum Protestantismus über. Neben dem Cölner Andreas Gail, von seinen

[1] Stintzing, Ulrich Zasius 166. 249; Rechtswissenschaft 161—163.
[2] Stintzing, Rechtswissenschaft 167—169.

Zeitgenossen als ‚deutscher Papinian' gepriesen († 1587 als Kanzler des Erzstiftes), ist er der Begründer der cameralistischen Jurisprudenz[1].

Der nächst Zasius verdienstvollste deutsche Jurist, gleichfalls katholischer Confession, ist Gregor Meltzer, genannt Haloander, geboren zu Zwickau im Jahre 1501, gestorben zu Venedig im Jahre 1531. Durch seinen Freund Julius Pflug war er zu dem Studium des römischen Rechtes veranlaßt worden und hielt sich bei demselben in Zeitz, wo dieser die Dompropstei bekleidete, in den Jahren 1524—1525 längere Zeit auf. Pflug's Unterstützung und ein Stipendium seiner Vaterstadt ermöglichten ihm zur Fortsetzung seiner in Leipzig begonnenen juristischen Studien eine Reise nach Italien. Daselbst sammelte er während eines etwa zweijährigen Aufenthaltes reichhaltigen Stoff zu einer kritischen Ausgabe der sämmtlichen Justinianeischen Rechtsbücher, welche er dann in den Jahren 1528—1530 zu Nürnberg unter Beihülfe des dortigen Rathes veröffentlichte. Das Werk stellte zum ersten Male diese Rechtsbücher auf einer von den Ueberlieferungen des Mittelalters befreiten Grundlage her und wurde von den Juristen ersten Ranges als eine epochemachende Erscheinung begrüßt. Zasius, der von Willibald Pirkheimer, einem kräftigen Förderer des jungen Juristen, ein Exemplar der Pandecten zum Geschenk erhalten hatte, wußte in seinen Briefen kaum Worte genug zu finden, um seiner Bewunderung Haloander's und seiner Freude über die Herstellung des reinen Textes Ausdruck zu geben[2]. ‚Wer bewundert nicht', schrieb Johann Oldendorp im Jahre 1541, ‚den unermüdlichen Fleiß Haloander's, der, wie durch höhere Eingebung, die verderbtesten Bücher des römischen Rechtes in ihrem alten Glanze wiederherstellte!'[3]

Oldendorp, um das Jahr 1480 zu Hamburg geboren, gehörte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als Lehrer und Schriftsteller zu den hervorragendsten deutschen Juristen. Im Jahre 1515 war er in Bologna zum Licentiaten des Rechtes promovirt worden und nannte sich bei dem Antritt seiner Lehrthätigkeit zu Cöln im Jahre 1538 stolz ‚Doctor von Bologna'. Er wurde in den Stürmen der Zeit vielfach umhergeworfen und griff, entschieden protestantisch gesinnt, bisweilen der Wiedertäuferei verdächtig und wegen schlechten Lebenswandels angeschuldigt, in die Kämpfe derselben thätig ein; seine längste Wirksamkeit gehörte der Universität Marburg an, wo er, 87 Jahre alt, im Jahre 1567 starb. In seinen zahlreichen Schriften verfolgte er vorzugsweise eine practische Richtung, beschäftigte sich aber auch

[1] Stintzing a. a. O. 485—502. ** Ueber Andreas Gail vergl. Varrentrapp, Hermann v. Wied 89 fll.; L. Ennen, A. Gail, in der Monatsschrift für rheinisch-westphälische Geschichtsforschung Bd. 3 (1877), und H. Burckhardt, A. Gail. Würzburg 1887.

[2] Flechsig, Gregor Haloander (1872). Stintzing 180—203.

[3] Stintzing 323 Note.

mit der Philosophie des Rechtes, war, auf Melanchthon gestützt, einer der Ersten, welche das positive Recht aus dem Naturrechte herzuleiten suchten. Auch der Geschichte des Rechtes wendete er seine Studien zu und verfaßte unter Anderem eine Erklärung der Zwölf-Tafel-Gesetze. Die Mehrzahl seiner Schriften, welche er als Professor in Cöln und Marburg einzeln, dann im Jahre 1559 gesammelt herausgab, ging darauf aus, eine Verbesserung der Rechtspflege in Deutschland herbeizuführen. Klagen über die Länge der Processe und die Unsicherheit der Entscheidungen kämen, sagt er in der Widmung der gesammelten Schriften an die Kurfürsten des Reiches, auf allen Reichstagen zur Sprache, und man suche denselben bei kaiserlichen und fürstlichen Gerichten durch Visitationen, Vermehrung der Beisitzer und Geschäftsordnungen abzuhelfen. Allein der Grund des Uebels liege tiefer. Heilung könne nur eintreten, wenn die Parteien genöthigt würden, klar und kurz abgefaßte Klagen und Vertheidigungen zu übergeben, und den Richtern untersagt würde, ohne Angabe von Gründen bloß mit der leeren Clausel ‚aus beweglichen Ursachen' Urtheile abzugeben. Vor Allem aber sei der juristische Unterricht zu verbessern. Schon im Jahre 1539 hatte er in einer zu Cöln erschienenen Schrift sich dahin ausgesprochen: in der falschen Lehrart, welche das Einfache weitläufig mache und auf die practischen Bedürfnisse keine Rücksicht nehme, in der eitlen Lust am Disputiren liege der Grund, daß ‚die Rechtswissenschaft vor allen anderen Wissenschaften dunkel sei'. Man dürfe, wiederholte er mehrmals, die Studenten nicht an das Streiten über Alles gewöhnen, sondern müsse ihnen feste und sichere Rechtsgrundsätze beibringen, sie nur in wirklich brauchbaren Dingen unterweisen und sie in der Anwendung des Rechtes, im Auffinden der richtigen Klage practisch einüben. In mehreren Werken bot er Hülfsbücher dar, um die Uebelstände in Schule und Praxis zu überwinden [1].

Einen wesentlichen Erfolg erreichten seine Bemühungen nicht. Zwanzig Jahre nach seinem Tode hatte Nicolaus Vigelius, ebenfalls Professor der Rechte zu Marburg († 1600), die allgemein herrschende falsche Methode des Unterrichtes von Neuem zu rügen und die für Religion und Gemeinwesen überaus schädlichen Wirkungen desselben hervorzuheben.

Der Unterricht, sagte er, gehe nicht darauf aus, dem jungen Juristen feste Rechtsbegriffe beizubringen und ihn zu einem sichern Urtheil heranzubilden, sondern er diene nur dazu, die Fähigkeit und Kunst des Disputirens zu entwickeln. Noch ehe die jungen Juristen vom Rechte selbst etwas gelernt hätten, würden sie schon geübt, über Rechtssätze zu streiten. ‚Die

---

[1] Stintzing 311—338. Ueber Oldendorp's Theilnahme an den Lübecker Wirren unter Wullenweber (1533) vergl. unsern Bd. 3, 332 fll.

Jugend wird auf spitzig Declamiren und Disputiren abgerichtet, noch ehe sie ein Judicium bekommt, so daß sie Alles vorsetzlich disputiren und in Zweifel ziehen, nichts Gewisses schließen; daher weder Recht noch Religion bei uns Christen mehr gewiß ist.‘ So erziehe man nicht wirkliche Rechtsgelehrte, sondern nur rabulistische Advocaten, Oratoren und Disputatoren. ‚Es kommt Keiner aus den academischen Schulen, welcher versteht, mit was Ordnung das Recht zu studiren, oder wie von Sachen zu urtheilen sei. Dieses ist leichtlich daraus zu spüren, daß in einer Sache zehn oder zwanzig Jahre oft procedirt wird, welcher in einem Monat, ja bisweilen im ersten Tag könnte abgeholfen werden.‘ Durch die auf den Universitäten gebildeten ‚Oratoren und Disputatoren‘ werde die ganze Rechtspflege verdorben, Treue und Glaube im Volke zerstört. ‚Zu welchem Glauben‘ ein Landesherr ‚von seinen Oratoren und Disputatoren beredet wird, demselbigen müssen alle Unterthanen bei Verlust von Gut und Ehre, Leib und Leben anhangen, wenn sie schon allesammt zum Teufel oder seiner Mutter fahren sollten. Recht, Treue und Glaube sind bei uns gar verloschen. Derwegen geht unser Reich den Krebsgang.‘ [1]

Durch eine Reihe sehr umfangreicher Werke suchte Vigelius eine bessere Methode des Unterrichtes zu begründen: er war in Deutschland der Erste, welcher die Aufstellung eines vollständigen, in's Einzelne gehenden Systems des gesammten Rechtes zur Durchführung brachte. Sein Hauptwerk ‚Methode des Civilrechtes‘ erlebte von 1561—1606 sieben Auflagen und fand in Frankreich, Italien und Spanien große Anerkennung, in Deutschland dagegen so geringe Berücksichtigung, daß Vigelius klagte, er habe durch Herausgabe desselben auf eigene Kosten sein Vermögen erschöpft; er habe nicht einmal wagen dürfen, in Marburg nach eigener Methode vorzutragen, sondern die alte ‚Justinianische Confusion im Lesen‘ beibehalten müssen, um nicht gegen die bestehenden Verordnungen zu verstoßen [2].

Unter der gewaltigen Zahl der Studirenden, welche sich auf den Universitäten als Juristen einschreiben ließen, waren nur Wenige mit genügenden Vorkenntnissen zu einem ernsten Studium des Rechtes versehen; nur ein Bruchtheil von diesen verließ, unter dem Einfluß einer verkommenen Lehrmethode, die Hochschulen mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung [3]; um den

---

[1] Goldast, Politische Reichshändel 240. 241. [2] Stintzing 426—434.

[3] Stintzing (Juristen böse Christen 14—15) erkennt diese Thatsache unumwunden an. ‚Wie es‘, sagt er (Rechtswissenschaft 76), ‚für den Erwerb der Vorbildung vielfach an den erforderlichen Anstalten fehlte, so stellten die Verhältnisse der Universitäten der juristischen Ausbildung die größten Schwierigkeiten in den Weg. Sie lagen nicht nur in der Unregelmäßigkeit der Vorlesungen, sondern noch mehr in deren schwerfälliger und planloser Methode. Wenn, wie es die Regel bildete, die Vor-

Besuch der Vorlesungen hatten sich sehr Viele kaum bekümmert[1], sondern nur aus einer armseligen populären Rechtsliteratur sich einige dürftige Kenntnisse des Rechtes angeeignet — Alle gingen dann aber als ‚practische Juristen in Stadt und Land aus', zum allgemeinen Verderben des Volkes.

Schon Ulrich Zasius hatte sich über die seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts immer höher anschwellende populäre Literatur mit aller Entrüstung geäußert, namentlich auch über Thomas Murner, der im Jahre 1518 nicht allein eine deutsche Uebersetzung der Institutionen, sondern auch ein ‚Chartiludium' derselben herausgegeben hatte, von dem er rühmte, daß sogar ein ganz Unwissender in vier Wochen die Institutionen vollkommen lernen könne[2]. ‚Diejenigen', sagte Zasius im Allgemeinen, ‚verdienen Züchtigung, welche jetzt die Wissenschaft des Civilrechtes, die sie selbst kaum von Außen kennen gelernt haben, in die Muttersprache und in allerlei Spielereien übertragen; denn nicht genug, daß sie selber unwissend sind, machen sie auch Andere zu Narren.'[3] Alle die populären Hilfsmittel, ‚Formelbücher', ‚Laienspiegel', waren in der That eine wahre ‚Pest der verderbten juristischen Sudelei'. Das heimische Recht fand in denselben so gut wie gar keine Berücksichtigung, das fremde römische wurde darin verworren, oberflächlich und geistlos dargestellt, und aus diesem Grunde konnte ihr Einfluß nicht allein auf die wissenschaftliche Bildung, sondern auch auf die Rechtspflege nur ein gefährlicher und verderblicher sein. Sie wurden das eigentliche Handwerkszeug jener zahllosen völlig ungebildeten oder halbgebildeten Schreiber, Sachwalter, Procuratoren, welche das Gerichtswesen in die Hand bekamen und in Städten und auf den Dörfern ihr Gewerbe mit allen Künsten gewissenloser Rabulisten betrieben[4]. Es waren jene Leute, von welchen Zasius

---

lesung über die Institutionen sich durch Jahre hinzog, so verfehlte sie durch Länge und Ausführlichkeit, sowie dadurch, daß ein Theil der Zuhörer mitten in das Thema eintrat, gänzlich den Zweck einer Einleitung in das juristische Studium. Die Exegese der Pandecten und des Codex beschränkte sich thatsächlich auf die breite Erörterung einer geringen Zahl von Stellen im Laufe des Jahres; ohne systematischen Zusammenhang lehrte sie nur Fragmente der Wissenschaft.' So kam es, daß ‚die große Masse, ohne mehr als dürftige und lückenhafte Kenntniß des Rechts erworben zu haben, die Universität verließ'.

[1] Vergl. was wir oben S. 156. 159. 183 fll. dafür beigebracht haben.

[2] ‚Chartiludium Institutionum juris.' Im Jahre 1509 hatte Murner schon ein ‚Chartiludium logice' veröffentlicht, worin er die Dialectik als Kartenspiel lehrte. Stintzing, Ulrich Zasius 150. 208—209.

[3] Stintzing, Rechtswissenschaft 170.

[4] Stintzing, Gesch. der populären Literatur des römisch-canonischen Rechtes in Deutschland am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1867). ‚Von der populären juristischen Literatur ist zu sagen, daß die geistige Kraft unserer Nation sich an ihr nicht eigentlich productiv betheiligte. Sie verhielt sich ihr gegen-

schrieb: ‚Sie vergiften die Gerichte, sie spotten der Richter, stören die Ruhe, suchen das Gemeinwesen zu verwirren und sind den Himmlischen und den Menschen verhaßt.‘ [1]

Nach wie vor stand die deutsche Jurisprudenz unter dem entscheidenden Einflusse der Italiener, und das alte Herkommen, zum Zweck der juristischen Ausbildung italienische Hochschulen zu besuchen, dehnte sich im sechzehnten Jahrhundert noch fortwährend aus. ‚In den Rechtsstudien‘, schrieb im Jahre 1557 der venetianische Gesandte Badoero aus Deutschland, ‚stehen nur solche Lehrer in Ansehen, welche sich in Italien einen Namen erworben haben.‘ [2] Hervorragende Juristen, wie Haloander, Oldendorp, der Frankfurter Johann Fichard, der Oesterreicher Georg Tanner und viele Andere, hatten in Italien studirt, zum Theil dort die academischen Würden erhalten. Studenten, welche die Kosten erschwingen konnten, Protestanten nicht weniger als Katholiken, strömten zu Tausenden nach Italien. In Padua allein enthält die im Jahre 1546 begonnene Matrikel der deutschen Juristen in den ersten 25 Jahren über 1600 Einträge; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zählte die dortige juristische Facultät jährlich im Durchschnitt 200 deutsche Studenten, unter diesen sehr viele Söhne von Fürsten, Grafen und Herren [3]. Aus Mangel

---

über fast nur receptiv. Man wollte lernen, nicht schaffen; denn es galt jetzt, eine fertige, außerhalb des Volkslebens zu einer hohen Vollendung gebrachte Kunst und Lehre kennen und anwenden zu lernen. Deutschland war gewissermaßen in einen neuen Zustand der Kindheit in der Rechtskunde zurückversetzt.‘ ‚Wenn das Eindringen des römischen Rechtes treffend mit einer Sündflut verglichen worden ist, so darf man von seiner populären Literatur sagen, daß sie wie ein strömender Regen in kurzem Zeitraum auf Deutschland herabfiel.‘ S. XLV—XLVII. — ‚Unter der Juristen Zahl‘, heißt es in dem Testamente des Augsburger Domherrn C. Braun vom Jahre 1564, ‚findet man etliche, die nichts anderes denn etliche deutsche processus juris, verdeutschte institutiones und summas Rolandinas, richterliche Klag- und Laienspiegel, Statuta und Ordnungen und dergleichen zusammengestupflete Büchlein gelesen haben, welche allein darum, daß sie das Maul ein wenig bören (heben, regen) können, für die gelehrtesten Juristen und Practicos gehalten werden.‘ Werk, Stiftungsurkunden 196. [1] Stintzing, Ulrich Zasius 102.

[2] Albèri, Le Relazioni degli ambasciatori Veneti Ser. 1, vol. 3, p. 185.

[3] Meiners 1, 235 fll. A. Luschin von Ebengreuth, in der Zeitschr. für allgemeine Gesch. 3, 805 fll.; vergl. das Tagebuch im Neuen vaterländischen Archiv für Niedersachsen 4 (1823). Stölzel, Entwicklung des gelehrten Richterthums 1, 52 fll. ** Ueber den Besuch italienischer Universitäten durch Deutsche bezw. Oesterreicher hat Professor Luschin v. Ebengreuth eine Reihe sehr werthvoller, auf ausgedehnten archivalischen Studien beruhender Aufsätze geliefert. Vergl. namentlich folgende: 1. Oesterreicher an italienischen Universitäten zur Zeit der Reception des römischen Rechtes, in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge. 14 (1880),

an tüchtigen einheimischen Juristen sehe man sich, klagte der Herzog von Württemberg im Jahre 1561, genöthigt, für Tübingen fremde Professoren zu gewinnen [1]. Melchior von Ossa schlug im Jahre 1554 dem Kurfürsten von Sachsen vor, zwei italienische Juristen nach Leipzig zu berufen, damit die Universität mehr Glanz und Anziehungskraft gewinne und die Landeskinder nicht genöthigt seien, auswärtige Universitäten aufzusuchen, um etwas Ordentliches zu lernen [2]. Die juristische Facultät zu Ingolstadt besaß in den Jahren 1538—1597 vier italienische Professoren, unter welchen zwei hervorragende Gelehrte waren [3]. Mehrere angesehene italienische Juristen, welche dem Protestantismus anhingen, lehrten an den Universitäten zu Heidelberg und Altorf [4].

Auch die französischen Universitäten lockten Unzählige, zumal adeliche Studenten, an. Im höchsten Ansehen als Rechtsschule stand Bourges, wo der Italiener Andreas Alciatus von 1529—1536, später Franz Duarenus und Jacobus Cujacius als Sterne erster Größe glänzten. Die Zahl der deutschen Studenten war dort so groß, daß sie eine eigene Corporation bildeten. Toulouse war berühmt als Sitz der Accursianer; auch Poitiers und Angers lockten viele Deutsche an, zumal solche, welche zum calvinischen Bekenntniß hinneigten [5]. Nicht ein einziger deutscher Rechtslehrer konnte mit den großen französischen Juristen einen Vergleich aushalten [6].

Eine ansehnliche Zahl hochbedeutender französischer Juristen, welche als Calvinisten ihre Heimath verlassen mußten, lehrten in Deutschland: so Hugo Donellus erst in Heidelberg, zuletzt in Altorf, wo er die letzte Hand an das Hauptwerk seines Lebens, ‚Commentare des Civilrechtes', legte († 1591), der Rechtshistoriker Franz Balduinus in Straßburg und Heidelberg, Franz Hotomanus, ein vielseitiger Gelehrter, in Basel [7].

228—252. 401—420; 15 (1881), 83—113. 250—264. 379—402. 417—428; 16 (1882), 54—72. 236—273; 17 (1883), 393—411. 490—516; 18 (1884), 271—316. 431—446; 19 (1885), 503—558. 2. Grabstätten deutscher Studenten in Italien, in den Mittheilungen der Wiener Centralcommission 13 (1887), VIII sqq. XCIX sqq. CXX sqq.; 15 (1889), 22 fll. 106 fll. 145 fll. 3. Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien, in den Sitzungsberichten der Wiener Acad. Histor. Cl. Bd. 113, 744 fll.; 118, 1 fll.; 124 Abhandl. 11.

[1] Reyscher 11[c], 155—156. [2] Stintzing 127.

[3] Prantl 1, 194. 309. 416. [4] Stintzing 390 fll.

[5] Barthold, Deutschland und die Hugenotten 1, 383—384.

[6] ‚Deutschland hat zwar tüchtige Strebungen und Anläufe, auch einzelne bedeutendere Erscheinungen, aber keinen Vertreter der Rechtswissenschaft aufzuweisen, welcher den großen französischen Juristen an die Seite gestellt, und noch jetzt, wie jene, als unübertroffenes Vorbild genannt werden könnte.' Stintzing 125.

[7] Stintzing 377—385. ** Ueber die Wirksamkeit des Hugo Donellus in Heidelberg (1573—1579) siehe H. Buhl in: Neue Heidelberger Jahrbücher 1892, 2, 280—313.

Zu hohem Ansehen gelangte die juristische Facultät in Straßburg, welche Studirende aus weiter Ferne, besonders aus den vornehmen Ständen des nördlichen Deutschlands, herbeizog. Die Schüler wurden dort zur selbstthätigen systematischen Bearbeitung der Quellen herangebildet, die Ergebnisse in Examinatorien erörtert. Der Professor Georg Obrecht († 1612) ließ dramatisirte Processe öffentlich von Studenten aufführen. Von ungewöhnlicher Bedeutung als Lehrer war die Wirksamkeit des Holländers Justus Meyer [1].

In ihrem unermüdlichen Eifer, die Herrschaft des römischen Rechtes über das einheimische Recht immer weiter auszudehnen und zu befestigen, erfreuten sich die Juristen der vollen Zustimmung Melanchthon's. Derselbe legte in den Jahren 1525—1550 in mehreren Reden seine Verehrung für jenes Recht an den Tag und pries die Weisheit der Vorfahren, dasselbe in die Gerichte eingeführt zu haben: die noch geltenden städtischen Statuten und sächsischen Rechte seien barbarisch, das römische Recht übertreffe die Rechte aller anderen Völker, es entspreche durchaus der Natur des Menschen, es sei eine durchdachte Philosophie. Auch Luther sprach dem römischen Rechte wiederholt seine Anerkennung aus [2].

Anders verhielt es sich mit dem canonischen Rechte.

Luther verlangte die Abschaffung desselben, weil es ein ‚kindisch, albern, schlechtes Ding' sei, und gerieth dadurch in ernsten Streit mit den hervorragendsten protestantischen Juristen, welche an der bindenden Kraft des kirchlichen Gesetzbuches festhalten wollten. Ein solcher Streit entspann sich seit dem Jahre 1531 zwischen ihm und dem Wittenberger Professor Hieronymus Schürpf. Dieser stimmte der neuen Lehre vom Alleinglauben zu, aber es widersprach seiner Ueberzeugung, die überlieferte Autorität des Papstes und der Bischöfe zu verneinen und dadurch die Kirche selbst aufzulösen. In seinen Vorlesungen und Rechtsbedenken verwarf Schürpf unter Anderm den neu aufgekommenen Satz, daß Fürsten und weltliche Obrigkeiten befugt seien, über geistliches Vermögen zu verfügen: wer dieses zu anderen als kirchlichen Zwecken verwende, sei, sagte er, ein ‚Dieb, Räuber und Kirchenschänder'. Canonischen Grundsätzen gemäß wollte er auch die Ehen der Prediger nicht als gültig, die Kinder nicht als ehelich und erbberechtigt anerkennen. Sämmtliche Wittenberger Juristen stimmten darin mit ihm überein [3]. ‚Ich habe bis daher',

[1] Stintzing 672—679.

[2] A. Haenel, Melanchthon als Jurist, in der Zeitschr. für Rechtsgesch. 8, 259 fll. Stintzing 272. 284.

[3] Näheres über die ‚ernsten Differenzen' zwischen Luther und Schürpf bei Muther 203—216. Vergl. Stintzing 273—275.

schrieb Luther am 5. October 1536 an den Grafen Albrecht von Mansfeld, ‚nicht Einen Juristen, der wider den Papst in solchen oder dergleichen Fällen mit mir und bei mir halten wolle, also daß sie auch meine Ehre und Bettelstücke nicht gedenken meinen Kindern zuzusprechen, noch keines Priesters.‘[1] Ueberhaupt sei das päpstliche Recht, klagte er, ‚so tief eingerissen und eingewurzelt in den Herzen, daß man es nicht leichtlich kann wieder herausreißen, wie wir sehen und erfahren‘[2]. Häufig wendete Luther auf seine Gegner das Sprüchwort an: ‚Juristen böse Christen‘; er zog wiederholt öffentlich in seinen Predigten wider die ‚Schand-Juristen‘ zu Felde[3]. Er nahm sogar keinen Anstand, die Juristen, mit einziger Ausnahme des sächsischen Kanzlers Gregor Brück, ‚allzumal für gottlos‘ auszugeben, und zu verlangen, ‚man solle solchen stolzen Tropfen und Rabulen die Zunge aus dem Halse reißen‘[4].

In Tübingen stemmte sich der juristische Professor Johann Sichardt den stürmischen Neuerungen entgegen und trat für die fortdauernde Gültigkeit des canonischen Rechtes ein[5]. In Heidelberg, wo die juristische Facultät früher sechs Professoren: drei für das kirchliche, drei für das römische Recht, gezählt hatte, beließ der Kurfürst Otto Heinrich im Jahre 1558 derselben nur vier Professuren, von welchen eine für die Decretalen bestimmt war[6]. Als der calvinistische Kurfürst Friedrich IV. im Jahre 1604 letztere Professur beseitigen wollte, weil das canonische Recht nur ein ‚vermeintes Jus‘ sei, ‚Erbarkeit und Gewissens halber vor kein Recht zu halten‘[7], sprach sich die Facultät gegen die Abschaffung derselben aus. Nur auf solchen evangelischen Hochschulen, ‚so entweder nicht Academiä universales oder vor etlichen Jahren erst von Neuem aufgerichtet‘ seien, habe man das canonische Recht ‚ausgemustert‘, nicht aber ‚bei den vornehmsten älteren und rechten Universitäten als Basel, Wittenberg, Leipzig, Tübingen und anderen‘[8].

Wurde aber auch die fortdauernde Gültigkeit des canonischen Rechtes auf den meisten Universitäten nicht bestritten, und kam es in den practischen Entscheidungen und Gutachten der Facultäten nach wie vor zur Anerkennung, so war es doch selbst auf den katholischen Hochschulen im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten nur schwach vertreten; die wissenschaftliche Thätigkeit bewegte sich fast ausschließlich auf dem Boden des römischen Rechtes.

---

[1] Bei de Wette 5, 26; vergl. 5, 716.

[2] Sämmtl. Werke 62, 240. 244—245.

[3] Stintzing 275, und dessen Schrift: Das Sprüchwort ‚Juristen böse Christen‘ 10—11.

[4] Sämmtl. Werke 62, 238. 254; vergl. unsere Angaben Bd. 3, 195—196.

[5] Stintzing 216—217. [6] Thorbecke 102.

[7] Hautz 2, 144. [8] Winkelmann 1, 370—373.

Dieses fremde Recht mit all seinen üblen Einwirkungen auf die Zustände des Volkes [1], namentlich des Bauernstandes [2], war im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts durch Lehre, Gesetz und Anwendung die eigentliche Grundlage der Rechtszustände geworden. Justiz und Verwaltung lagen in den Händen der Juristen; das Staatsleben bewegte sich in juristischen Formen [3]. Die Rechtslehrer der Universitäten übten einen entscheidenden Einfluß aus sowohl auf die Feststellung der Gesetzgebung in den einzelnen Reichsgebieten als auf die Ausbildung des fürstlichen Absolutismus und wurden deßhalb von den Landständen, welche für ihre althergebrachten Rechte eintraten, nur als eine bezahlte Gesellschaft von Vertheidigern fürstlicher Ansprüche angesehen und als solche gehaßt [4].

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 514 fll.

[2] Hierauf kommen wir unten näher zurück.

[3] ‚Unter den Invectiven', welche Hippolytus a Lapide den deutschen Juristen ‚zuschleudert, deutet eine auf ein Grundübel unserer Staatsentwicklung hin: es ist die Behandlung öffentlicher Angelegenheiten nach der Methode und den Principien des Civilrechts. Der Einfluß, zu welchem der Juristenstand mit dem Staate und in ihm gelangt war, zog diese Folge nach sich, da er, bis in alle Fasern von civilistischen Anschauungen durchtränkt, die öffentlichen Dinge kaum anders als privatrechtliche Streitigkeiten zu erfassen wußte. „Nur wer in das Civilrecht eingeweiht ist," sagt unser Autor, „gilt fähig, an der Leitung und Regierung öffentlicher Angelegenheiten des Staates theilzunehmen; und so kommt es denn, daß alle hergebrachten Formen, Cautelen und Chicanen aus den Gerichtsfälen in das Staatsleben übertragen sind."' Stintzing, Juristen böse Christen 19. — Bei den Katholiken war die Zahl der nach römischem Recht geschulten, geschäftstüchtigen Juristen verhältnißmäßig sehr gering. ‚Ew. fürstlichen Gnaden', schrieb der bayerische Kanzler Christoph Elsenheimer am 5. Juni 1578 an Herzog Albrecht V., ‚sehen und erfahren selbs täglich, daß an katholischen Gelehrten und tauglichen Leuten großer Mangel, also daß auch die fürnehmsten geistlichen Cur- und Fürsten dieselben nit bekommen mögen, sondern sich mit anderen, so ihrer Religion nit zugethan, behelfen müssen.' Bei M. Lossen, Christoph Elsenheimer, im Jahrbuch für Münchener Gesch. 3, 454. So nahm beispielsweise der Fürstbischof von Würzburg einen protestantischen Rechtsgelehrten aus den Niederlanden in seinen Dienst unter dem Versprechen, daß derselbe in seiner Religion nicht behindert werden solle. v. Wegele, Universität Würzburg 1, 127. Die Juristen hatten ‚kein Bedenken, auf die Autorität des Baldus gestützt, die deutschen Fürsten als praesides provinciarum, die Kurfürsten als praefecti praetorio zu behandeln, und zugleich sie in ihren Territorien als principes dem Kaiser gleichzustellen, namentlich das „legibus solutus" für sie in Anspruch zu nehmen'. Stintzing 666.

[4] Vergl. zum Beispiel Henke, Universität Helmstädt 47—48. Der lutherische Jurist Johann Wolf klagt im Jahre 1600 in einer ‚Zuschrift an einen Freund', daß so viele Juristen an den Höfen feige Speichellecker seien, andere das Recht um Geld feilbieten und verdrehen. Wolfius, Lectiones memorabiles 2, 1040—1041. Daß es aber an den Höfen auch muthvolle Juristen gab, welche den Fürsten bittere Wahrheiten sagten, werden wir unten im 4. Buche, bei der Schilderung des Fürstenlebens, sehen.

Aus der Thätigkeit der Universitätslehrer als Beisitzer von Gerichten, als Mitglieder der Spruchcollegien, als Consulenten und Räthe ging eine neue, immer höher anschwellende Rechtsliteratur hervor, die der ‚Responsa‘ oder ‚Consilien‘, welche in großen Sammlungen, namentlich von Buchhändlern zu Frankfurt am Main, verbreitet wurden. Bis zum Jahre 1618 umfassen diese in Deutschland erschienenen Sammlungen deutscher und ausländischer Juristen über 150 Bände, meistens Folianten [1]. Neben den ‚Consilien‘ wurden noch viele andere Sammlungen practischer Literatur herausgegeben. Verderblich wirkten die ‚Tractate der Cautelen‘, welche nur zu oft darauf ausgingen, die Vorschriften des Rechtes zu umgehen und, gedeckt durch ihren Wortlaut, unlautere Zwecke zu verfolgen [2].

Eine höchst untergeordnete Stellung nahmen bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sowohl in der wissenschaftlichen Beschäftigung als auch in den academischen Vorlesungen das Strafrecht und der Strafproceß ein. Die Juristen hatten daran, weil bis um jene Zeit die Strafrechtspflege meist noch von ungelehrten Schöffen geübt wurde, wenig practisches Interesse. Noch im Jahre 1549 weigerte sich die Tübinger Facultät, in peinlichen Sachen Urtheile abzugeben. Dagegen erwähnt dieselbe Facultät in einem Gutachten vom Jahre 1566, daß sie beinahe täglich Anlaß habe, sich über eine bestimmte strafrechtliche Frage in ihren ‚Consilien‘ auszusprechen [3]. Andere Facultäten befanden sich in ähnlicher Lage [4]. Unter dem Einflusse der im Jahre 1532 erlassenen peinlichen Halsgerichtsordnung Carl's V. war nämlich die Criminaljustiz seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr und mehr in die Hände gelehrter Richter übergegangen. In Folge dessen wurden jetzt an einzelnen Universitäten, wie Tübingen, Jena, Rostock, Ingolstadt, eigene Professoren für das Strafrecht angestellt.

Eine wissenschaftliche criminalistische Literatur brachte das Strafgesetzbuch des Reiches nicht hervor. Bis gegen Ende des Jahrhunderts beschränkte sich

[1] Stintzing 523—532.

[2] ‚Die spitzfindige Casuistik, zu welcher sich die wissenschaftliche Behandlung seit Bartolus immer mehr gestaltet, die Form der Quästionen, in der sie sich bewegt, begünstigte diese Kunst ungemein: und nicht mit Unrecht sagt Budäus, daß die Ausbildung der Cautelen wesentlich die Schuld an der Entartung der Rechtswissenschaft trage.‘ Stintzing 533.

[3] Seeger, Die strafrechtlichen Consilia Tubingensia 21 fll. 83 fll.

[4] Die Facultät zu Greifswald gab im Jahre 1589 innerhalb 17 Wochen über 50 ‚Consilia‘ ab. Kosegarten, Universität Greifswald 1, 219. Peter Theodorich, seit dem Jahre 1608 Professor und Beisitzer des Schöppenstuhls in Jena, berichtet im Jahre 1618, daß dieser Stuhl vorzugsweise mit Strafsachen beschäftigt sei. Stintzing 640. 721.

diese Literatur auf das, was in den allgemeinen populären Rechtsschriften über Strafrecht und Strafproceß, vielfach ganz ohne Rücksicht auf die Carolina, gesagt wurde [1].

Mit der Erledigung practischer Fälle, mit Entscheidungen in Criminalprocessen bekamen die Juristen immer mehr zu thun, je höher bei der stets wachsenden Verwilderung des Volkes die Zahl dieser Processe stieg. Vor Allem waren es die unseligen Hexenprocesse, welche die Thätigkeit der juristischen Facultäten von einem Jahrzehnte zum andern stärker in Anspruch nahmen. Die darauf bezüglichen ‚Consilien‘ waren in den meisten Fällen nicht darnach angethan, den Hexenwahn und die grausame Hexenverfolgung zu mildern, sie trugen vielmehr zur Schärfung derselben bei; aber man findet doch manche Juristen, welche auf eine Milderung hinarbeiteten und in Wort und Schrift sich der unglücklichen Opfer einer entarteten Criminaljustiz annahmen [2].

Was den Umfang der juristischen Vorlesungen anbelangte, war es noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts herkömmlich, nur das Privatrecht vorzutragen. Als etwas Neues kündigte Hubert Giphanius, im Jahre 1590 als Professor nach Ingolstadt berufen, in seinen Vorlesungen an, daß er besonders auch das öffentliche Recht berücksichtigen werde [3]. Das erste staatsrechtliche Compendium erschien erst im Jahre 1616, herausgegeben von Daniel Otto in Jena; die dortige Universität wurde durch die langjährige Lehrthätigkeit des Professors Dominicus Arumäus († 1637) die eigentliche Pflanzschule der deutschen Publicistik [4]. Für die Erörterung der Reichsverfassung gab es im juristischen Unterricht keinen Raum [5].

Für deutsches Rechtswesen und deutsche Vergangenheit bekundeten die römisch geschulten Juristen im Allgemeinen überhaupt wenig Herz und Verständniß. Allein es traten unter ihnen doch mehrere auf, welche als ehrenvolle Ausnahmen Anerkennung und Lob in hohem Grade verdienen. Der Jurist Johann Sichardt, zuletzt Professor in Tübingen, gab im Jahre 1530 die Volksrechte der ripuarischen Franken, der Alemannen und Bayern heraus und führte dadurch der Wissenschaft neue Schätze zu, mußte aber von Standesgenossen den Vorwurf hören, daß er abgethanes Recht wieder aus der Ver-

[1] ‚Eine wahrhaft lebendige Jurisprudenz würde das neue Gesetzbuch zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung gewählt, sich bemüht haben, in die legislatorischen Gedanken einzudringen, sie zu Principien zu gestalten und aus ihnen in Verbindung mit dem überlieferten gemeinen Recht ein System des Strafrechtes herzustellen. Allein wo war die Kraft vorhanden, um ein solches Problem auch nur zu stellen, geschweige denn zu lösen?‘ Stintzing 632.

[2] Wir handeln darüber ausführlicher in dem 4. Buch bei den Hexenprocessen.

[3] Stintzing 407. 663. 667. [4] Stintzing 669—671. 719—721.

[5] Stintzing 663.

gessenheit hervorziehe. Seine Sammlung sowie spätere Sammlungen der Volksrechte fanden bei der Jurisprudenz des Zeitalters keine Berücksichtigung[1]. Der Ingolstädter Professor Wolfgang Hunger, ein Schüler von Ulrich Zasius, zuletzt bischöflicher Kanzler in Freising († 1555), besorgte mehrere Arbeiten für die deutsche Geschichte und schrieb eine ‚Vindicatio' der deutschen Sprache, worin er gegen den Franzosen Bovillus eine größere Zahl französischer Wörter aus dem Deutschen abzuleiten suchte[2]. Auch die Juristen Nicolaus Cisner, Professor in Heidelberg († 1583), und Simon Schard, zuletzt am Reichskammergericht zu Speyer thätig († 1573), wendeten sich mit großem Eifer dem Studium deutscher Geschichte, namentlich der Quellenkunde, zu[3]. Am bedeutendsten sind die Geschichtswerke und Quellenveröffentlichungen des Heidelberger Professors und kurfürstlich pfälzischen Rathes Marquard Freher († 1614), der auch durch Herausgabe wichtiger altgermanischer Sprachdenkmale sich hervorthat. Von einem unermüdlichen Sammelfleiße, weniger von Gewissenhaftigkeit zeugen die zahlreichen Schriften, welche der unstät umhergeworfene Melchior Haiminsfeld Goldast auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Literatur und der Reichsgeschichte veröffentlichte[4].

---

[1] Stobbe, Rechtsquellen 1, 8 fll. Stintzing 214—215. 219.

[2] v. Raumer, Gesch. der germanischen Philologie 48; vergl. Stintzing 502—503.

[3] Stintzing 503—512.

[4] v. Raumer, Gesch. der germanischen Philologie 50 fll. Stintzing 680—682. 734—736.

III. Geschichtschreibung.

Aehnlich wie die humanistischen Wissenszweige befanden sich auch die geschichtlichen am Ausgange des Mittelalters und in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts in erfreulicher Entwicklung.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte machte sich der Nürnberger Stadtphysicus Hartmann Schedel[1] durch seine im Jahre 1493 erschienene ‚Weltchronik', ungleich mehr aber Johann Nauclerus (Verge oder Vergenhanns), der erste Rector und Kanzler der Universität zu Tübingen († 1510), durch seine Chronik, ein zu allgemeiner Verbreitung bestimmtes encyclopädisches Geschichtssammelwerk, verdient; diese Arbeit wurde im Jahre 1516 auf Kosten dreier Bürger von Tübingen zum Drucke befördert. Nauclerus ging in der Aufsuchung und Benutzung neuer Quellen für die Geschichte des Mittelalters mit ungewöhnlicher Sorgfalt und mit einer gewissen Kritik zu Werke; seine Chronik fand den Beifall von Reuchlin und Erasmus und erlebte viele neue Auflagen[2].

Einer ganz besondern Pflege erfreute sich die deutsche Geschichte, für welche Kaiser Maximilian I. die höchste Theilnahme und Fürsorge bekundete. Durch den Humanisten Conrad Celtes, den kaiserlichen Hofhistoriographen Johann Stabius, den kaiserlichen Leibarzt Johann Spieshaimer, genannt Cuspinian, den Augsburger Stadtschreiber Conrad Peutinger und Andere wurden neue wichtige Quellenschriften zur mittelalterlichen Geschichte Deutschlands in Archiven und Bibliotheken entdeckt und veröffentlicht; namentlich Peutinger wurde einer der tüchtigsten Begründer der wissenschaftlichen Erforschung vaterländischer Vorzeit[3].

Für deutsche Landesgeschichte zeichnete sich im Norden Albert Kranz, Professor der Theologie an der Universität Rostock († 1517), am meisten aus. Sein bedeutendstes Werk ist die zuerst im Jahre 1548 gedruckte, dann in vielen Auflagen erschienene ‚Metropolis', in welcher er mit Ernst und Liebe und in selbständiger Forschung das geschichtliche Leben der sächsischen und der slavischen Bisthümer behandelt[4].

---

[1] Vergl. Bd. 1, 135 fl. [2] Joachim, Joh. Nauclerus 8—70.

[3] Näheres in unserem ersten Bande S. 137—144.

[4] Krabbe, Universität Rostock 1, 224—236; vergl. v. Wegele, Historiographie 85—89.

Die bayerische Geschichte fand im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts eine volksthümliche Behandlung in deutscher Sprache durch den Ritter Hans Ebran von Wildenberg und den Maler und Dichter Ulrich Fütrer; wissenschaftlich höher steht die lateinisch und deutsch verfaßte Bayerische Chronik des Geistlichen Veit Arnpeck, die erste ausführliche Darstellung der Vergangenheit Bayerns [1].

Die Geschichte Oesterreichs erfuhr eine wesentliche Bereicherung durch Cuspinian's ‚Austria', ein auf Grund umfassender Quellenstudien aufgebautes Werk, welches die Zeit von den babenbergischen Markgrafen bis auf Maximilian I. umspannt und in der Benutzung der Quellen nach richtigen kritischen Grundsätzen vorgeht [2]. Neben ihm verdient besondere Erwähnung die deutsch geschriebene, namentlich für die Geschichte Inneröſterreichs in den Jahren 1468—1499 wichtige Oesterreichische Chronik von Jacob Unrest, Pfarrer zu St. Martin am Techelsberg bei Pörtschach in Kärnthen, eine wissenschaftliche und doch zugleich ächt volksmäßige Arbeit [3]; in letzterer Beziehung reiht sie sich würdig den besten deutschen Städtechroniken an.

Die städtische Geschichtschreibung erlebte gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre höchste Blüte. Die spätere Zeit besitzt in deutscher Sprache kaum noch ein oder das andere Werk, welches sich an unbestechlicher Wahrheitsliebe, an Volksthümlichkeit, Anschaulichkeit und anziehendem Inhalte mit der Augsburger Chronik des Burkard Zink, der Nürnberger Chronik des Sigmund Meisterlin und der ‚Cronica van der hilligen stat van Coellen' vergleichen ließe [4].

In der Darstellung der allgemeinen deutschen Geschichte zeichnete sich in erster Reihe Jacob Wimpheling aus, der in einem Werke vom Jahre 1502 nicht allein die politischen Ereignisse bis auf seine Zeit, sondern in Verbindung damit auch die Culturzustände behandelte [5]. In wissenschaftlich-kritischer Beziehung steht am höchsten, nicht von einem der späteren Historiker des sechzehnten Jahrhunderts erreicht, Beatus Rhenanus, dessen Hauptwerk über deutsche Geschichte erst im Jahre 1531 erschien [6].

Die meisten genannten Männer waren von einer ebenso treu kirchlichen wie treu vaterländischen Gesinnung beseelt, und wenn mehrere derselben, welche

[1] Kluckhohn in den Forschungen zur deutschen Gesch. 7, 203—213. v. Wegele 155—160.

[2] Aschbach 2, 306—309.

[3] F. Krones im Archiv für österreichische Gesch. 48, 421—530. Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 283.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 281—284.

[5] Vergl. Bd. 1, 121—124.

[6] Vergl. die bei Bursian 151 Note angeführten Abhandlungen von A. Horawitz. Ueber Rhenan als Philologen vergl. oben S. 250 fl.

der Zeit Luther's angehörten, wie Cuspinian, Anfangs das Auftreten des Wittenberger Mönches freudig begrüßten, weil sie davon eine wirkliche Reform des religiös-sittlichen Lebens erhofften, so wandten sie sich doch bei dem Anblick der traurigen und zerstörenden Wirkungen des kirchlichen Zwiespaltes bald wieder der alten einheitlichen Kirche, dem Glauben ihrer Jugend zu, oder wenigstens wie Rhenanus von dem neuen Kirchenthum ab.

Nur Franz Friedlieb, genannt Irenicus, der im Jahre 1518, im dreiundzwanzigsten Jahre seines Alters, eine lateinisch abgefaßte, durch vielseitige Forschung und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete ‚Schilderung Deutschlands in zwölf Büchern', Geschichte, Staats- und Hausalterthümer enthaltend, herausgegeben hatte, wurde ein eifriger Parteigänger der neuen Lehre. Er leistete aber seitdem, in allerlei theologische Streitigkeiten verwickelt, Nichts mehr für die geschichtliche Wissenschaft, für welche er in seinem Jugendwerk eine ungewöhnliche Begabung bekundet hatte [1].

Die religiöse Umwälzung übte überhaupt im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf die geschichtlichen Studien und die Geschichtschreibung einen hemmenden und schädlichen Einfluß aus [2].

---

[1] Vergl. v. Wegele, Historiographie 128—132.

[2] ‚Für manche Wissenschaften und Studien, von denen sich, nach den ersten Leistungen des Jahrhunderts zu schließen, ein eifrig fortgesetzter Anbau und eine kräftige Förderung erwarten ließ, hatte die Religionsveränderung den Menschen die geistige Sehkraft und damit auch alle Neigung geraubt. Dieß zeigte sich recht auffallend in der Geschichte. Während Deutschland vor der Reformation und noch in der ersten Zeit derselben eine ganze Reihe tüchtiger Forscher und auch der Darstellung mächtiger Geschichtschreiber besaß, war es in der nächstfolgenden Generation bereits in dieser Beziehung verarmt.' Für die deutsche Geschichte insbesondere war ‚in der Zeit von 1500—1530 zum Bewundern Vieles und Wichtiges geleistet' worden; ‚vergleicht man die Armuth der folgenden siebzig mit diesem Reichthum der ersten dreißig Jahre des Jahrhunderts, so ist der Contrast in der That schlagend'. Döllinger 1, 530. 532. Die Ursachen des Niederganges gibt Carl Adolf Menzel 3, 48 mit den Worten an: ‚Der Haß, mit welchem das Papstthum betrachtet ward, dehnte sich nach und nach auf alles Dasjenige aus, was mit der römischen Kirche verwandt oder aus deren Pflege hervorgegangen war. Die Geschichte erschien als Mitschuldige der antichristischen Arglist, die, in der langen Reihenfolge geistlicher Machthaber und ihrer Gehülfen verkörpert, ein Jahrtausend hindurch Lug und Trug für Wahrheit und Recht verkauft und im deutlichen Bewußtsein von der Verruchtheit ihres Thuns unabläßig daran gearbeitet haben sollte, das gesammte Christenvolk, vornehmlich aber das deutsche, immer tiefer in die Nacht des Irrthums und der Sünde zu verstricken. Eine solche Ansicht war nicht geeignet, geschichtlichen Sinn zu entwickeln und die Geister zur Freiheit des Urtheils zu erziehen. Die Flur, auf welcher die Saat der Jahrhunderte geblüht hatte, verwandelte sich durch sie in eine dürre Steppe voll Disteln und Dornen, und anstatt das eigentliche Leben der Zeiten zum heitern Verständniß zu bringen, anstatt die großen Gestalten der Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte näher zu führen, war die Geschichtsforschung ängstlich

Seitdem die Nation in feindliche Heerlager gespalten war, fand die allgemeine deutsche Geschichte nicht mehr einen einzigen hervorragenden Bearbeiter; nur auf dem Gebiete der Landesgeschichte wurden mancherlei Arbeiten gefertigt, unter welchen die des bayerischen Hofhistoriographen Johann Turmair, nach der latinisirten Namensform seiner Vaterstadt Abensberg gewöhnlich Aventin genannt, bis auf die Gegenwart die meiste Beachtung und von gewisser Seite das größte Lob gefunden haben.

Aventin, geboren im Jahre 1477, empfing den ersten Unterricht bei den Carmelitern in Abensberg, studirte an den Hochschulen von Ingolstadt, Wien und Krakau, zuletzt in Paris, wo er im Jahre 1504 zum Magister der freien Künste ernannt wurde. Auf seine früh geweckte Vorliebe für geschichtliche Studien wirkten in Ingolstadt und Wien vorzugsweise Conrad Celtes, Johann Stabius und Johann Cuspinian fördernd ein. Im Jahre 1508 ernannte ihn Herzog Wilhelm IV. von Bayern zum Lehrer seiner beiden jüngeren Brüder Ludwig und Ernst, und Aventin versah dieses Amt bis zum Jahre 1517; mit dem Prinzen Ernst machte er im Jahre 1515 eine Reise in Italien und begleitete diesen noch in demselben Jahre auf die Universität Ingolstadt. Hier gründete er unter Mitwirkung seines fürstlichen Zöglings im Jahre 1516 eine gelehrte Gesellschaft[1], welche sich namentlich mit der Aufsuchung und Veröffentlichung geschichtlicher Quellen beschäftigen sollte. Die Gesellschaft bestand nur bis zum Jahre 1520; unter ihren Veröffentlichungen ist eine von Aventin nach einem St. Emmeraner Codex besorgte Ausgabe der Vita Kaiser Heinrich's IV. besonders bemerkenswerth.

Nachdem die Erziehung der beiden Prinzen vollendet war, wurde Aventin von den Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig im Jahre 1517 mit dem Amte eines bayerischen Hofhistoriographen betraut; er durchforschte auf seinen Reisen

bemüht, Beispiele und Belege für die Behauptung zu sammeln, daß zwischen dem fünften und dem sechzehnten Jahrhundert eine tiefe Finsterniß die Völker bedeckt habe und nur bei einigen Zeugen der Wahrheit ein spärlicher Funke des Lichtes christlicher Erkenntniß aufbehalten worden sei.' Ueber ‚die schädlichen Einflüsse der Reformation auf die Geschichtschreibung' sagt Wesendonck in seiner von der philosophischen Facultät zu Leipzig im Jahre 1876 gekrönten Preisschrift ‚Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer' S. 3: ‚Nicht nur gab die Reformation den Geistern die vorherrschende Richtung auf den Dogmatismus und damit die Veranlassung zu einer auf Parteileidenschaft und Tendenziösität beruhenden Geschichtsdarstellung, sondern sie legte auch in der Folge durch den von ihr herbeigeführten und gestützten Absolutismus der Fürsten, welche neben der weltlichen nun auch die höchste geistige Gewalt in Händen hielten, eine freie, gesunde Geschichtsanschauung lahm, eine Thatsache, die noch bis in unser Jahrhundert in Deutschland nachwirkte.' Vergl. noch andere derartige protestantische Zeugnisse bei B. Duhr 541—542.

[1] Sodalitas literaria Angelostadensis.

die bayerischen Bibliotheken und Archive und hatte bereits im April 1521 sein geschichtliches Hauptwerk, die ‚Annales Boiorum', handschriftlich vollendet. Erst im Jahre 1526 überreichte er dasselbe dem Münchener Hofe und erhielt bei dieser Gelegenheit den Auftrag, es in's Deutsche zu übertragen. Diese Uebertragung oder vielmehr eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, die ‚Bayerische Chronika', brachte er im Jahre 1533 zum Abschluß. Bei seinen Lebzeiten († am 9. Januar 1534) gelangten beide Werke nicht zum Druck. Auch seine im Jahre 1529 auf Anregung des Regensburger Rathes verfaßte, weniger geschichtliche als moralisirende Schrift ‚Von den Ursachen des Türkenkriegs'[1] kam erst später heraus. Aventin handhabte die lateinische und die deutsche Sprache mit großer Gewandtheit. Sachlich liegt sein Hauptverdienst in einem außerordentlichen Reichthum an neuem Stoff, welchen er zusammenbrachte. Dagegen ist es mit seiner oft gerühmten Kritik im Allgemeinen schlecht bestellt, und von absichtlichen Fälschungen ist er keineswegs freizusprechen. Bisweilen ist es, als wollte er mit seinen Lesern Hohn und Spott treiben; oder wie soll man es anders erklären, wenn er in seiner ‚Chronika' zum Beispiel sagt, er finde nicht allein bei den alten Historienschreibern, sondern auch in den Briefen des hl. Paulus, daß der heilige Apostel Thomas ‚in groß Deutschland geprediget habe den Deutschen und Winden'. ‚St. Paulus rühmt sich, er habe Christum verkündt bis an Illyricum und die Donau, und wie er weiter schreibt, so haben Titus geprediget im Lande Dalmacien und Croatien, seine Schüler, nämlich Crescens zu Meintz am Rhein . . . Clemens zu Metz an der Musel, Trophimus zu Arlat im Delphinat . . . Lucius Cyrenensis, St. Paulus Mitgenoß und gesippter Freund, zu Regensburg und hinauf bis oben an den Rhein. Von denen allen thut St. Paulus in seinen Briefen Meldung.'[2]

Mit welcher Kritiklosigkeit und Willkür Aventin in der Benutzung seiner Quellen verfuhr, läßt sich aus sehr vielen Stellen nachweisen. Er kannte beispielsweise den Briefwechsel des hl. Bonifatius, aber die Briefe, welche er daraus mittheilt, sind entweder vollständig interpolirt oder frei überarbeitet oder willkürlich geänderte Auszüge aus den Originalen[3]. Wiederholt gibt er Staatsschriften, Bullen und Urkunden anscheinend wörtlich oder in getreuem Auszuge wieder, thatsächlich aber übersetzt er dieselben in seine Redeweise, schmückt sie sogar mit seinen Gedanken aus. Um seinen Erzählungen von den ältesten bayerischen Fürsten ein höheres Ansehen zu sichern, bezeichnet

[1] Aventin's Werke 1, 172—242.

[2] Aventin's Werke 4, 788 (Chronika, Buch 2, Cap. 103).

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 334 Note, wo auch darauf hingewiesen worden, daß der Jesuit Gretser schon vor 300 Jahren dem Aventin die gemeinsten Fälschungen nachgewiesen hat.

er Machwerke des fünfzehnten Jahrhunderts als ‚die ältesten Geschichtschreiber der Bayern', und gibt vor, Quellen zu folgen, wo er lediglich eigene Erfindungen bietet. Vorhandene Lücken füllt er willkürlich aus. Vorzugsweise war es ihm darum zu thun, Abneigung und Widerwillen gegen die Päpste und die Geistlichkeit zu schüren. Zu diesem Zwecke erdichtet er Reden und scheut sich nicht, zu behaupten, er habe sie in seinen Quellen gefunden; in den Urkundenauszügen trägt er die Farben viel greller auf, als sie in den angeblich richtig wiedergegebenen Vorlagen sich finden [1].

[1] Im Nachwort zum dritten Bande der Werke Aventin's hat Riezler auf alle diese Kennzeichen der Geschichtschreibung desselben bereits aufmerksam gemacht. Wir führen aus diesem Nachwort noch Folgendes an. Aventin schickt jedem einzelnen Buche der Annales und der Chronik ein kurzes Quellenverzeichniß voraus, aber ‚oft werden wichtige Autoren, die sehr stark benutzt sind, mit keiner Silbe genannt oder angedeutet, zuweilen dagegen als Quellen Schriften erwähnt, die, wenn überhaupt, nur in sehr geringem Maße herangezogen sind. Auch erfolgt die Benennung der Quellen, sowohl in den vorangeschickten summarischen Verzeichnissen als in den selten auftretenden Citaten im Text, in solcher Weise, daß uns dadurch nur neue Räthsel aufgegeben werden' (S. 561). ‚Eine absichtliche Täuschung hinsichtlich des Alters, also auch Werthes seiner Quellen' (S. 564) ist nicht ausgeschlossen. Dort, ‚wo durch die Ungarneinfälle und das Emporkommen eines selbständigen Herzogthums die bayerische Geschichte besondere Wichtigkeit gewinnt', ‚rankt sich um die wortkargen Nachrichten der Quellen eine meist ziemlich willkürliche Ausmalung' (S. 578). ‚An der Spitze der Autoren, denen er im sechsten Buche folge, nennt Aventin den Schotten David, der in drei Büchern das Leben Heinrich's V. beschrieben habe. In seiner Darstellung dieser Periode findet sich aber nicht ein einziger Zug, der auf eine unbekannte Quelle deutet, so daß man dieser Angabe des Autors leider den Glauben versagen muß' (S. 580). Bei der Darstellung des an dem Bayernherzoge Ludwig I. begangenen Mordes ‚verläßt er den Boden gewissenhafter Quellenforschung, um seiner Tendenz zu dienen' (S. 598—599). ‚Er combinirt, malt, wo die Ueberlieferung auf dürftige Einzelzüge beschränkt ist, diese zu zusammenhängenden Bildern aus, er schaltet Reden ein, er erlaubt sich, den Inhalt von Urkunden und Actenstücken frei zu umschreiben, Gedanken und Ausdrücke hineinzutragen, die der Reformationszeit eigenthümlich sind' (S. 603). Bei der Umschreibung einer Bulle Johann's XXII. gibt er ‚die auf's Allgemeine bezogene trügerische Versicherung: „quaecunque in diplomatibus reperi, *incorrupta* profero"' (S. 605). Als ein Beispiel, daß Aventin ‚die Farben um der Wirkung willen greller aufträgt, als ihm die Quellen gestatten', erwähnt Riezler: ‚Der jüngere Ebersberger Chronist berichtet von den Gefangenen nach der Lechfeldschlacht: reliquos Ungros *jaculatos* ingenti fossa inmiserunt. Daraus macht Aventin, der hier keine andere Quelle hatte: ceteros Eburonardus Eburubergomi *rivos* in fossam abiecit terraque *et luto* obruit, und in der Chronik, das Gräßliche noch etwas steigernd: ließ si nackend also lebendig in die Grueb werfen und schüttens darnach mit Kot zue.' ‚Eine andere Gruppe von Fehlern ist aus Flüchtigkeit der Quellenbenutzung oder aus Lesefehlern Aventin's entsprungen.' ‚Die Eile, mit der das Werk ausgearbeitet wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf seine Genauigkeit bleiben; auch in den häufigen Wiederholungen spricht sich eine gewisse Flüchtigkeit der Redaction aus. Dem Kanzler Eck wird zum Beispiel an drei Stellen mit denselben Worten Lob gespendet' (S. 606. 607). Zum Belege dafür, mit welcher

So verfuhr Aventin als ‚Wächter der Wahrheit‘.

Sein unerschöpflicher Haß gegen Papstthum und Geistlichkeit hat ihm bei allen Feinden derselben bis heute den meisten Ruhm eingetragen.

Oeffentlich konnte er sich in seiner Stellung als besoldeter Hofhistoriograph der bayerischen Herzoge, welche die Ausübung der lutherischen Lehre in ihrem Lande verboten und streng bestraften, dieser Lehre nicht anschließen; aber im Geheimen war er ein Anhänger derselben und suchte einmal auch, wenngleich vergeblich, im Jahre 1531 durch Vermittlung Melanchthon's eine Zufluchtsstätte in Wittenberg zu erlangen [1]. Der Aufenthalt in Bayern war ihm verleidet, seitdem er im Jahre 1528, man weiß nicht recht aus welchem Grunde — er selbst sagt ‚wegen des Evangeliums‘ —, auf Befehl des Herzogs Wilhelm gefänglich eingezogen worden war und elf Tage in Haft zubringen mußte, bis er auf Verwenden seines Gönners, des bayerischen Kanzlers Leonhard von Eck, in Freiheit gesetzt wurde. Diese Haftstrafe, deren Veranlassung er der Geistlichkeit, namentlich den Mönchen, zur Last legte, steigerte gegen dieselben noch seinen eingewurzelten Haß, dem er übrigens bereits in seinen einer frühern Zeit angehörigen Annalen den leidenschaftlichsten Ausdruck verliehen hatte [2].

Flüchtigkeit Aventin arbeitete, wollen wir nur als einziges Beispiel anführen, daß er in seiner Chronika, Buch 1, Capitel 213 den König Mithridates ‚unbezwungen von den Römern, seinen Feinden, gar alter in seinem Erb- und Königreich‘ sterben läßt, dagegen vier Capitel später berichtet, derselbe habe sich auf der Flucht vor den Römern selbst entleibt. Aventin's Werke 4, 526. 550. Im Allgemeinen lautet Riezler's Urtheil: Aventin habe seinen ‚reichen Stoff nicht ganz kritiklos zusammengetragen‘ (S. 600. 601). Selbst v. Wegele, der S. 261 fll. dem ‚Vater der bayerischen Geschichtschreibung‘ als ‚wissenschaftlichem Forscher unter seinen Zeitgenossen einen der ersten Plätze‘ einräumen will, dessen ‚lebhaften Sinn für geschichtliche Wahrheit‘, ‚gelehrten und kritischen Standpunkt‘, ‚sichtendes Gewissen‘ und so weiter lobpreist, muß S. 270 bekennen: ‚Dadurch, daß er sich verleiten ließ, die freche Fälschung des Annius von Viterbo gutmüthig [sollte heißen: aus Mangel an Kritik] zu reproduciren, obwohl Beatus Rhenanus und Pirkheimer sie erkannt und verworfen hatten, hat er die gesammte Schilderung der frühesten Epoche auf eine falsche Basis gestellt. Für diesen Irrthum [vielmehr für diese hartnäckige Beibehaltung einmal angenommener Fälschungen] ist er kaum zu entschuldigen, vor Allem aus dem Grunde nicht, weil er ihn in der „Chronik“ beharrlich wiederholt, also zu einer Zeit, wo er thatsächlich auf's nachdrücklichste gewarnt war und die Täuschung doch nicht erst von gestern stammte.‘ ‚Wo er die Anschauung seiner Zeit Personen des 12. und 13. Jahrhunderts in den Mund legt, ruft er ein Zerrbild statt eines getreuen Gemäldes hervor.‘ ** Ueber die seltsame Beurtheilung Aventin's durch Ranke und den neuen Döllinger siehe E. Michael, J. v. Döllinger (Innsbruck 1892) S. 322 fll.

[1] Vergl. Wiedemann, Aventin 39—40. v. Wegele, Aventin (Bamberg 1890) S. 43—46.

[2] ‚Manche Ausbrüche in den Annalen‘, sagt Riezler (Nachwort zu Aventin's Werken 3, 595), ‚sind so derb, daß der Leser denken mag, sie ließen sich auf Deutsch gar nicht wiedergeben, bis ihn ein Blick in die deutsche Chronik eines Bessern belehrt.‘

Und doch hatte er die Annalen größtentheils ausgearbeitet innerhalb der Mauern eines Klosters, nämlich bei den Carmelitern in Abensberg, welchen er seinen ersten Unterricht zu verdanken hatte und die ihm zur Herstellung seines Werkes bereitwillig Gastfreundschaft gewährten. Ueberhaupt waren es gerade Welt- und Ordensgeistliche, welche ihm bei seinen Arbeiten durch Zusendung von Urkunden und Beiträgen kräftige Förderung zu Theil werden ließen; unter diesen befanden sich nach seiner eigenen Angabe: der Cardinal Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg; der Eichstätter Bischof Gabriel von Eyb; Wiguleus Fröschl, Domherr, später Bischof von Passau, und dessen Secretär Philipp Tanzer; die Augsburger Domherren Matthäus Marschall von Biberbach und Conrad Adelmann von Adelmannsfelden; der Regensburger Domherr Wilhelm von Preising; die Aebte von Niederaltaich, von St. Emmeran, von Alderspach, von Scheyern und viele Andere mehr[1].

Zum Entgelt für all diese Unterstützung und Förderung überhäufte Aventin in seinen Schriften die gesammte hohe und niedere Geistlichkeit mit Schmähungen aller Art, welche den Schmähungen Luther's gleichkamen, wenn nicht dieselben überboten.

So schrieb er unter Anderm: ‚Es nennt sich bei uns eine Rotte Menschen Geistliche, gleich als ob die anderen alle des Teufels wären, mit denen der Heilige Geist Nichts zu schaffen hätte.‘ Die Bettelmönche nennt er ‚windige Hunde‘; ‚man mach daraus,‘ sagt er, ‚was man wölle, so hat ja Gott das Bettlen gleich so wol als die Hurerei verboten, die Bettelklöster als die Frauenhäuser‘. Bischöfe, Pfaffen und Mönche seien ‚die ärgsten, vergiftigsten Ketzer‘, ‚die meiste, ja fast allein Ursach alles Sterbens und Verderbens, so je über die Christenheit und Gläubigen gangen ist‘. ‚Sie wollen, es sei die Hurerei besser, denn der eheliche Stand; Unzucht, Spott und Schand, Buberei, Verrätherei sei besser, denn Zucht, Scham und alle Erbarkeit.‘ ‚Wenn bei uns einer dem andern sein Weib nimmt, schändet alle Wittib und schwächt Jungfrauen, so ist er ein heiliger geistlicher Vater.‘ ‚Jetzo können unsere Bischöfe nichts dann würgen und tödten . . . müssen auch mitsammt den Sünden der Menschen Blut fressen und sich gar darin baden.‘ [2]

Man kann fast nur annehmen, daß solche Ausbrüche wilder Leidenschaft im Zustande der Trunkenheit niedergeschrieben worden. Aventin war nämlich, während er die Geistlichkeit der Trunksucht anklagte und sich darüber zum

[1] Vergl. Wiedemann, Aventin 56—57. 69. 70—71. 78. 79. 81—82. 163—165.

[2] Diese und andere Stellen bei Aventin 1, 181—182. 183—190. 227, und 4, 98. 402. 1103.

Sittenrichter aufwarf, selbst diesem Laster oft genug ergeben. Seine eigenen Aufzeichnungen lassen darüber keinen Zweifel zu[1].

Während sogar die größten Feinde der Mönche des Mittelalters nicht umhin konnten, die Verdienste derselben um die Erhaltung der alten Literatur anzuerkennen, schrieb Aventin zum Beweise seines grenzenlosen Hasses wider die Geistlichkeit: ‚Sider die geistlichen Orden aufgestanden sein, hat man die köstlichsten Bücher der allergelehrtesten Heiden und Christen verloren, haben die Orden mit ihrem Tand und Märlein eingedrungen, die alten Bücher zerrissen und zerschnitten 2c., haben nichts Anderes gethan, als nach den besten Gütern getrachtet, Fürsten und Herren, Witwen und Waisen das Ihre abgeilt.‘[2] Die ganze philosophische und theologische Wissenschaft des Mittelalters war in seinen Augen nur ‚Haderei, Spiegelfechten‘; Thomas von Aquin nur ein ‚Zerrütter, Betrüber und Verderber der Künste und guten Köpfe‘ und so weiter. ‚Es könnte einer‘, rief er aus, ‚kein größer Werk thun, er nehme denn alle ihre Bücher und verbrennte sie alle ob Einem Haufen.‘[3]

Aventin's Anklage gegen die Mönche, daß durch ihre Schuld ‚die allerköstlichsten alten Bücher verloren‘ gegangen, tritt in ein eigenthümliches Licht durch die unanfechtbare Thatsache, daß nicht wenige der allerwichtigsten alten Quellen durch seine Schuld ‚abgängig‘ geworden sind. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig hatten ihm bei seiner Ernennung zum Historiographen im Jahre 1517 den Auftrag ertheilt, ‚die alten Monumente, Antiquität und Anzeigen allenthalben bei den Klöstern ihres Fürstenthums zu erfaren, zu besichtigen und zu beschreiben‘, und sie hatten die Vorsteher der Stifter und Klöster aufgefordert, ihm ‚zu gestatten, in ihren Libereien, Briefen und anderem nach solchen Antiquitäten, Monumenten und alten Anzeigungen zu suchen und zu sehen‘[4]. Eine Erlaubniß zum Mitnehmen der literarischen Schätze hatte er nicht erhalten. Nun beschuldigten ihn aber die Klöster St. Emmeran in Regensburg und Benedictbeuern, daß er Urkunden und Handschriften aus ihren Archiven entwendet habe[5]. Herzog Maximilian I. von Bayern schrieb am 20. Juli 1595: ‚Aventin habe fast alle zweckdienlichen alten Schriften und Bücher aus den Bibliotheken der Stifter und

[1] So verzeichnet er in seinem Hauskalender zum Beispiel: ‚1521. Abensperg fui, scripsi historiam Boiorum. Mart. 10. crapula. 11. crapula, vomitus. 16. crapula‘ und so weiter. Aventin 1, 677. Riezler hat im Nachwort zu 3, 596 bereits darauf aufmerksam gemacht, daß neben Aventin's ‚Eifern über die Völlerei und Trunksucht des Clerus‘ solche ‚Einträge seines Tagebuchs sich sonderbar ausnehmen‘.

[2] Aventin 4, 225 (Chronika, Buch 1, Cap. 102).

[3] Aventin 4, 327 fll. 426 fll.

[4] Wiedemann, Aventin 31 fll., wo Näheres über die Forschungsreisen Aventin's.

[5] Wiedemann, Aventin 196 Note 31 und 32.

Klöster des Landes an sich gebracht, und mehrere seien daselbst jetzt noch abgängig.'[1]

Herzog Maximilian, der sich so aussprach, wendete der Geschichte seines Landes die eifrigste und umsichtigste Thätigkeit zu, und er hatte das Glück, vier als Historiker durch gründliche, umfassende und unbefangene Forschung ausgezeichnete Männer für dieselbe zu finden: den Augsburger Stadtpfleger Marcus Welser, der in der Behandlung der älteren Jahrhunderte an Gelehrsamkeit und kritischem Blick den Aventin weit überragte[2], und die drei deutschen Jesuiten Matthäus Rader, Andreas Brunner und Jacob Keller, deren wissenschaftliche Verdienste auf dem Gebiete der Geschichtschreibung auch von den entschiedensten Widersachern des Ordens anerkannt werden[3].

Für die Geschichte Oesterreichs erwarb sich Wolfgang Lazius, Professor der Medicin an der Universität zu Wien, von König Ferdinand I. zu seinem Historiographen ernannt († 1565), wesentliche Verdienste. Er durchforschte auf wiederholten Reisen unermüdlich die österreichischen Klosterbibliotheken und Archive nach alten Handschriften, sammelte Münzen, Wappen, Inschriften, und benutzte die gewonnenen Schätze nicht allein in verschiedenen allgemeinen Werken über österreichische Fürsten- und Landesgeschichte, sondern auch in besonderen Schriften über Genealogie, Numismatik, Epigraphik und Geographie. Unter den von ihm entdeckten Handschriften sind mehrere von größter Wichtigkeit, namentlich die sogenannte Reimchronik des Ottokar von Horneck und die letzte Bearbeitung des Liedes der Nibelungen. Im Gegensatz zu Aventin gehörte Lazius der streng katholischen Richtung an und gab derselben unumwunden Ausdruck; aber er ließ sich nicht wie jener durch seine Gesinnung zu Gehässigkeiten, willkürlichen Erfindungen oder gar Fälschungen verleiten. Seinen zahlreichen, oft rasch gearbeiteten Werken über alte und mittelalterliche Geschichte fehlt allerdings nicht selten tieferes Studium und eine gesunde Kritik; aber wenige unter den Zeitgenossen haben so anregend wie er auf die Erforschung der Vergangenheit gewirkt. Eine von ihm verfaßte Geschichte des Schmalkaldischen Krieges ist noch ungedruckt[4].

---

[1] Aventin 3, 553. Der darin gegen Aventin liegende Vorwurf verliere, meint Riezler, ‚viel von seiner Schärfe durch die Erinnerung an die schwierigeren Verkehrsverhältnisse der Zeit und durch die Erwägung, daß ihn wohl nur der Tod an der Rückgabe verhinderte'. Aber, fügt er hinzu, es lasse ‚sich nicht verhehlen, daß von den Urschriften mancher unserer allerwichtigsten Quellen, welche Aventin benutzt' habe, ‚seit Aventin jede Spur verloren' sei. [2] v. Wegele 382—384.

[3] Vergl. Wolf, Maximilian I. Bd. 1, 497—499. v. Wegele 385—388. B. Duhr 57—60 ** und dessen Artikel über Keller in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 7, 361 fl. Vgl. oben S. 249 fl.

[4] Aschbach 3, 204—233. Die Reformationsordnung Ferdinand's I. für die Wiener Universität vom Jahre 1537 enthielt für den Professor der Geschichte die Weisung:

An Bedeutung für die frühere Geschichte der Habsburger werden seine Arbeiten weit übertroffen durch die von dem Niederländer Gerhard van Roo, Bibliothekar des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol, im Jahre 1592 veröffentlichten ‚Annalen von Rudolf I. bis auf Carl V.', ein auf gründlichen und vielseitigen Forschungen beruhendes Werk[1].

Auf Seiten der Protestanten wurde für die frühere Geschichte der protestantisirten Gebiete nichts Erhebliches geleistet; nur für Pommern gebührt den Arbeiten des herzoglich pommerschen Secretärs Thomas Kantzow († 1542) besondere Erwähnung[2]. Kurfürst Friedrich von Sachsen wollte vor dem Ausbruch der religiösen Umwälzung durch Georg Spalatin eine Geschichte der kursächsischen Lande ausarbeiten lassen und ließ zu diesem Zwecke Nachforschungen auch außerhalb seines Kurstaates anstellen, aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Der Arzt Erasmus Stella, Rathsherr und Bürgermeister zu Zwickau († 1521), erwies sich in seiner Darstellung der ältesten Geschichte Obersachsens als gemeinen Fälscher[3]. Die protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz und die Herzoge von Württemberg zeigten nicht den geringsten Eifer für die geschichtliche Vorzeit. Was in den Reichsstädten für Geschichte geschah, kommt im Vergleich zu den Leistungen des fünfzehnten Jahrhunderts kaum in Betracht.

Zahlreich sind bei Katholiken und Protestanten die Schriften über zeitgenössische Ereignisse.

Franz von Sickingen's Versuch zum Umsturz der Reichsverfassung fand von kurpfälzischer Seite durch Hubert Thomas von Lüttich einen trefflichen Darsteller; seine Angaben werden durch den Speyerer Bischof Philipp von Flörsheim in der von ihm entworfenen Chronik seines Geschlechtes willkommen ergänzt[4]. Für die Geschichte des sogenannten Bauernkrieges sind an erster

‚Er soll daneben auch sui temporis Annales schreiben, daß die Geschichten unserer Zeiten den Nachkummenden auch bekannt werden.' Die spätere Ordnung vom 1. Januar 1554 ließ aber diese Stelle ganz weg und beschränkte den geschichtlichen Vortrag lediglich auf die Erklärung der alten Historiker und Dichter. Kink 1, 268 Note.

[1] ‚Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus a Rudolfo I. usque ad Carolum V. gestarum.' Innsbr. 1592; vergl. Hirn 1, 345 fl. Das Werk wurde auch in's Deutsche übersetzt. ** Ueber G. v. Roo, sein Leben und seine Werke wird mein Schüler P. Max Straganz demnächst eine eigene Arbeit veröffentlichen.

[2] Vergl. v. Wegele 307—308. [3] v. Wegele 306. 321—322.

[4] Die Flörsheimer Chronik ‚erweckt zugleich ihrer Form nach als der erste und zwar höchst gelungene Versuch einer Geschlechtsgeschichte ein besonderes historiographisches Interesse'. v. Wegele 244.

Stelle die Schriften des kurpfälzischen Secretärs Peter Haarer und des bischöflich würzburgischen Archiv- und Kanzleivorstehers Lorenz Fries zu nennen[1]. Auch Kilian Leib, Prior in Rebdorf († 1553), widmete in seinen die Jahre 1502—1548 umfassenden, durch ihre Zuverlässigkeit ausgezeichneten ‚Annales' dem Bauernkriege eine ausführliche Darstellung. Ueber die Wiedertäufer in Münster lieferte Heinrich Gresbeck, ein einfacher Handwerker, als Augenzeuge und Mithandelnder glaubwürdige und anschauliche Berichte.

Nicht ein einziges Geschichtswerk des Jahrhunderts hat eine so weite Verbreitung gefunden und einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt, wie Johann Sleidan's im Jahre 1555 in lateinischer Sprache veröffentlichte ‚Commentare über den Stand des Religions- und des Gemeinwesens unter Kaiser Carl V.'[2] Noch in demselben Jahre erschienen vier neue Auflagen des Werkes; dasselbe wurde bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in fast alle europäischen Sprachen übersetzt; an protestantischen Gymnasien wurde es als Unterrichtsbuch gebraucht; noch das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch wurden an verschiedenen deutschen Universitäten darüber Vorlesungen gehalten. Lange Zeit galt es den Protestanten als die einzige Quelle für die Kenntniß der religiös-politischen Umwälzung bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555.

Der Verfasser des Werkes, Johann Philipson, um das Jahr 1506 oder 1508 zu Schleiden in der Eifel geboren, in der gelehrten Welt gewöhnlich Sleidanus genannt, hatte zuerst mit seinem Landsmann Johann Sturm die Schule in Schleiden besucht, dann in Lüttich, Cöln, Löwen und Paris humanistische Studien betrieben, war später zur Rechtswissenschaft übergegangen und in Orleans zum Licentiaten der Rechte ernannt worden. Schon um das Jahr 1530 war er von seinem katholischen Glauben abgefallen und bekannte sich als einen entschiedenen Anhänger des Protestantismus. Im Jahre 1537 trat er in den Dienst des Pariser Cardinal-Erzbischofs Johann von Bellay,

[1] ** Ueber Haarer siehe O. L. Schäfer, Das Verhältniß der drei Geschichtschreiber des Bauernkrieges: Haarer, Gnodalius und Leodius. Chemnitz 1876, und Schwalm in den Mitttheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (1889) 9, 638—664. Bezüglich des L. Fries vergl. Heffner und Reuß, L. Fries, der Geschichtschreiber Ostfrankens. Würzburg 1853. Rockinger in den Abhandlungen der Hist. Cl. der Bayerischen Academie der Wissenschaften 11, Abth. 3, 147 fll. Schäffler und Henner, L. Fries' Gesch. des Bauernkrieges. Herausgegeben im Auftrage des Hist. Vereins (Würzburg 1884) S. III fll.

[2] ‚Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare.' Die beste, mit Varianten und Quellennachweisen reich ausgestattete Ausgabe ist die von Am Ende. 3 Bde. Frankfurt am Main 1785—1786. Ueber die verschiedenen Ausgaben, deren Zahl sich auf beiläufig achtzig beläuft, über die lateinischen und deutschen Fortsetzungen und ausländischen Uebersetzungen des Werkes vergl. Paur 130—137.

welcher öffentlich eine katholische Maske vorhielt, im Geheimen aber die Protestanten begünstigte und nach der Versicherung Martin Butzer's ‚mit Ernst‘ darauf ausging, ‚das Papstthum zu brechen‘. ‚Aus Angaben des Cardinals hat uns‘, schrieb Butzer am 4. Februar 1541 an den Landgrafen Philipp von Hessen, ‚Johann Sleidanus bisher nun etliche Jahre, was sich je in Frankreich zugetragen, uns nützlich zu wissen, gar vertraulich zugeschrieben. Ist ein guter Christ, der auch dem Antichrist‘, dem Papste, ‚gern ab dem Wege hilfe.‘ [1] Im Jahre 1540 war Sleidan, nachdem er in den Sold des französischen Königs Franz I. eingetreten war, als dessen geheimer Geschäftsführer auf dem Tage zu Hagenau erschienen, um dort die Aussöhnung der Schmalkaldener mit dem Kaiser zu verhindern und bei den Räthen des Landgrafen Philipp dahin zu wirken, daß derselbe ein Bündniß dieser Stände mit Frankreich betreibe [2]. Auch in späteren Jahren war Sleidan mit seinem gleichfalls von Franz I. besoldeten Freunde Johann Sturm von Straßburg für französische Zwecke in Deutschland bemüht [3]. Im Jahre 1544 wurde er durch Butzer dem Landgrafen von Hessen zum Historiker der Glaubensneuerung empfohlen. ‚Derselbige hat‘, versicherte Butzer, ‚zusammen gelesen die fürnehmsten Stück dieser Histori, unter denen auch die Wunderwerke Gottes, die er an Ew. fürstlichen Gnaden bewiesen, gar ordentlich vermerkt und zu beschreiben angesetzt sind.‘ [4] Sleidan, welcher inzwischen nach Straßburg übergesiedelt war, erhielt dann eine förmliche Bestallung als Historiker der verbündeten protestantischen Fürsten. Die Bundeshäupter legten ihm die Pflicht auf: ‚Er soll solch Cronic, sie sei denn zuvor durch uns oder unser dazu Verordnete besichtigt, und also ohne unsere Bewilligung, nicht publiciren noch ausgehen lassen.‘ [5] Sein ‚Dienstgeld‘ für die Abfassung des Werkes wurde für die nächsten zwei Jahre auf jährlich 300 Gulden festgesetzt [6].

Am 24. Juni 1545 meldete Sleidan seinem Freunde, dem Straßburger ‚Stattmeister‘ Jacob Sturm: er habe kürzlich den ersten Band der Werke Luther's gekauft und vor einigen Tagen mit der Ausarbeitung seines Werkes begonnen. Er arbeitete so rasch, daß er bereits 17 Tage später das erste, bis zum Jahre 1520 reichende Buch vollendet hatte und seinem Freunde am 11. Juli eine Abschrift davon überschicken konnte [7]. Seinem eigenen Geständniß nach war dasselbe lediglich aus dem ersten Band der Werke Luther's ent-

[1] Butzer's Brief bei Lenz, Briefwechsel 2, 3.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 474. [3] Vergl. Bd. 3, 588.

[4] Baumgarten, Aus Sleidan's Leben 67.

[5] Baumgarten, Aus Sleidan's Leben 113—114.

[6] Baumgarten, Briefwechsel 47—48; vergl. 143.

[7] Baumgarten, Briefwechsel 72. 77—78. ‚Mitto tibi primum librum historiae meae, hoc est quidquid ex primo Lutheri operum tomo potui colligere.‘

nommen; aber Sturm sowohl wie der Vicekanzler des Kurfürsten von Sachsen ließen sich, nach dem Berichte Sleidan's an den Landgrafen von Hessen, das Buch ‚wohlgefallen, mit Anzeigung, wo es dermaßen ausgeführet, soll es ein herrlich und ansehnlich Ding sein‘ [1].

Um die Sache der Protestanten hatte Sleidan sich damals schon durch zwei Reden an den Kaiser und an die Reichsstände, welche er in deutscher Sprache unter fremdem Namen drucken ließ, verdient gemacht: er trieb darin zum Kriege gegen den Papst, ‚den Antichrist‘, an, der ‚Alles verderbt und vergiftet‘ habe; Alles, was er besitze, müsse man ihm wegnehmen; der Kaiser, nur ein Vasall des Papstes, müsse sich aus dessen ‚Tyrannei und Bezwang‘ befreien und den Eid brechen, welchen er ihm geleistet habe; denn die Päpste seien ‚Aufrührer und schädliche Glieder des christlichen Bezirks‘ [2]. Luther, mit der Abfassung seines Schmähbuches ‚Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestift‘, beschäftigt, freute sich über die durch diese Reden ihm geleistete Unterstützung; der Kaiser dagegen wurde über dieselben heftig erzürnt. Sleidan erstattete darüber Bericht an seinen Gesinnungsgenossen Cardinal du Bellay und bat zugleich um Bezahlung seines rückständigen französischen Soldes [3].

Sein Geschichtswerk konnte Sleidan nach Vollendung des ersten Buches vorläufig nicht fortsetzen, weil er im August 1545 von den Schmalkaldenern mit einer politischen Mission an König Heinrich VIII. von England betraut wurde. Er ließ jedoch sein Werk nicht aus den Augen, benutzte vielmehr seine Sendung zur Förderung desselben. Als ‚Historiograph der Protestanten‘ überschickte er dem Könige seine papstfeindlichen Reden und schrieb ihm am 11. December 1545: da durch Hülfe Gottes und die Macht des Königs das Papstthum aus England vertrieben worden sei, so müsse er in seinem ‚die wahrhaft wunderbare‘ Umwandlung des Religionswesens behandelnden Werke auch über die englischen Vorgänge berichten; deßhalb möge ihm Heinrich an Briefen und Schriften alles Dasjenige mittheilen, was er zur Benutzung und Veröffentlichung geeignet erachte [4]; den Schmalkaldenern werde es höchst erwünscht sein, zu hören, daß der König, der sich ‚durch sehr viele andere Tugenden‘ auszeichne, als Liebhaber der Wissenschaft ‚ein so heiliges und so vortreffliches Unternehmen‘ [5] unterstützen werde [6]. Später trat Sleidan auch in englischen Sold; in Folge der Bemühungen Butzer's wurden ihm jährlich

[1] Baumgarten, Briefwechsel 131—132.
[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 566—567.
[3] Baumgarten, Briefwechsel 54; vergl. 46.
[4] ‚Quae quidem majestas vestra pati possit evulgari.‘
[5] ‚Tam sancto et praeclaro instituto.‘
[6] Baumgarten, Briefwechsel 90—91. 113—114.

200 Goldkronen zugesichert, auf deren Auszahlung er eifrig drang[1]. So erklärt sich leicht, daß er in seinem Werke über Heinrich VIII., einen der ärgsten Tyrannen und Volksverderber, nicht ein Wort des Tadels ausspricht und dem Könige Eduard VI. großes Lob ertheilt.

Bis Mitte Mai 1546 war er über das erste Buch seines Werkes noch nicht hinausgekommen und bat um Mittheilung von Acten aus dem kursächsischen und dem hessischen Archive. Wann er die Arbeit wieder aufgenommen, steht nicht fest; erst im October 1547 hatte er das zweite, dritte und vierte Buch vollendet. Dann ruhte die Arbeit wieder länger als fünf Jahre. Erst im December 1552 begann er das fünfte Buch, in welchem er zunächst den Münzer'schen Aufstand vom Jahre 1525 darstellte. Bis zum 24. Juni 1553 war er bereits zum Wormser Religionsgespräch vom Jahre 1540 gekommen[2]. Am 13. September desselben Jahres 1553 beschäftigte ihn schon die Darstellung des Schmalkaldischen Krieges[3]; drei Monate später war er ungefähr bis 1553 gelangt[4].

Ueberblickt man den Umfang des Werkes, so muß man sich über eine solche Schnellfertigkeit wundern, zumal die Arbeit in einem reinen und fließenden Latein geschrieben ist. Natürlich konnte aber binnen einer so kurzen Zeit ein historisches Kunstwerk nicht zu Stande gebracht werden; der Darstellung fehlt alle künstlerische Einheit; die Thatsachen sind nur äußerlich chronologisch an einander gereiht, der innere Zusammenhang der Ereignisse tritt nirgends hervor[5].

---

[1] Baumgarten, Aus Sleidan's Leben 83; Briefwechsel 260. 261.

[2] Brief an Johann Friedrich von Sachsen vom 24. Juni 1553. ,Bis in das 1540. Jar und das Colloquium zu Wormbs.' Baumgarten, Briefwechsel 262.

[3] Brief an Calvin vom 13. September 1553. ,Perduxi rem usque ad annum 1546 et sum iam in bello Caesaris contra nostros.' Briefwechsel 263.

[4] Brief an Calvin vom 28. December 1553. ,Ad hoc fere tempus usque perduxi.' Briefwechsel 265.

[5] Paur, der gründlichste Kritiker Sleidan's, sagt S. 58 fll.: ,Bis in's Einzelne läßt sich ein bestimmter Plan, nach welchem Sleidan gesammelt hätte, nicht erkennen. In der Weise eines Chronisten erwähnt er öfter neben und zwischen der Erzählung der Hauptbegebenheiten geringfügige, vereinzelt dastehende Begebenheiten; so berichtet er ziemlich umständlich, wie im Jahre 1546 zu Mecheln ein Pulverthurm in die Luft springt, wie im Jahre 1556 zu Oberehnheim, unweit Straßburg, ein Winzer aus Armuth seine drei Kinder tödtet; dahin gehören auch Berichte über Wetter, Krankheiten, merkwürdige Naturerscheinungen (auch über angebliche Wunderzeichen, zum Beispiel bei der Schlacht bei Mühlberg, bei dem Tode des Kurfürsten Moritz von Sachsen, S. 50). Solche vereinzelte Nachrichten häufen sich besonders in den letzten Büchern des Werkes. So ungleichmäßig der Stoff, so ungleichmäßig erscheint auch die Form desselben, insoweit sie die Anordnung betrifft. Nirgends sind im Ganzen die Zustände wirklich fortschreitend entwickelt: annalistisch folgen die Verhandlungen und Begebenheiten auf einander; chronikartig sind dann wieder ohne äußern und innern Zusammenhang That=

Das im April 1554 vollendete Werk erschien im folgenden Jahre im Druck und erregte bei Freunden und Feinden ein ungeheueres Aufsehen. Merkwürdig ist das Urtheil Melanchthon's, welcher am 18. Mai 1555 einem Freunde schrieb: ‚Es erschien Sleidan's Geschichte über die deutschen Volksbewegungen der letzten dreißig Jahre und besonders über die Kirchenveränderungen. Das Buch wurde dem Herzog August von Sachsen gewidmet, der dem Verfasser 200 Joachimsthaler überschickte. Ich kann die Freigebigkeit des Fürsten nur loben, aber das Werk lobe ich nicht; denn über unschöne Dinge läßt sich nichts Schönes sagen. Er erzählt Vieles, was ich in ewiges Stillschweigen begraben wünschte.‘ [1] Daß das Werk ‚insonderheit den Papisten übel gefallen‘ werde, hatte Sleidan vorausgesehen; ‚man ist aber‘, sagte er, ‚solchen Geschreies an ihnen wol gewohnet, und sie müssen ihrer Väter Maß erfüllen‘ [2]. ‚Den kaiserischen und päpstlichen Haufen‘, berichtete einer seiner Anhänger, sei das Werk ‚zuwider‘ [3]. Aus Regensburg erfuhr der Verfasser von einem Freunde: man spreche von dem Erscheinen eines Buches ‚Ueber 1000 Lügen Sleidan's‘ [4]. Kaiser Carl V. bezeichnete denselben wiederholt als einen Lügner.

So berichtet der Cölner Carthäuser Laurenz Surius in seinem zur Widerlegung Sleidan's verfaßten und zuerst im Jahre 1564 zu Löwen lateinisch erschienenen Werke: ‚Kurzer Commentar über die Zeitereignisse von 1500 bis 1564‘ [5].

---

sachen eingeschaltet.‘ Paur bringt dann eine Reihe ‚auffallender Beispiele jener zusammenhangslosen Aneinanderreihung der Thatsachen‘ bei. ‚Diese zerrissene, ordnungslose Darstellung findet sich besonders häufig in den drei letzten Büchern.‘ Wie nachläßig Sleidan bei chronologischen Angaben ist, vergl. Paur 62—64. Ueberhaupt ‚darf man seine Angaben im Einzelnen nur mit Vorsicht gebrauchen‘. S. 120.

[1] ‚Edita est Sleidani historia de germanicis motibus, qui his triginta annis extiterunt, ac praecipue de ecclesiarum mutationibus. Liber dedicatus est duci Saxoniae Augusto, qui misit scriptori ducentos Joachimios. Liberalitatem principis laudo, sed historiam non laudo, quia *ἀπὸ ἔργων οὐ καλῶν οὐκ ἔστιν ἔπη καλά*. Multa narrat quae malim obruta esse aeterno silentio.‘ Corp. Reform. 8, 483. Wegele, der sonst von der Bewunderung Melanchthon's als Historikers überfließt, meint hier: ‚Die Begründung des in Frage stehenden Urtheils (über Sleidan) von Seiten des sonst vortrefflichen, aber leicht ängstlichen Mannes hat freilich wohl oder übel den mindesten Werth.‘ S. 237.

[2] Baumgarten, Briefwechsel 275. [3] Baumgarten, Briefwechsel 309.

[4] Baumgarten, Briefwechsel 328.

[5] Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab anno salutis 1500—1564. Das Werk ist dem Herzog Albrecht V. von Bayern ‚Ex Carthusia Coloniensi, Idibus Martii anno 1564‘ gewidmet. Dort heißt es über die Commentare Sleidan's: ‚Carolus V., cum eos interdum legi audivisset, identidem exclamavit: „Mentitur nebulo, mentitur nebulo.“ Quod idem non semel auditum est ex ore doctissimi Numburgensis episcopi Julii Pflugii, cum illi ad mensam praeligerentur. Et illi certe,

Sleidan und Surius sind zwei von einander nicht allein wegen ihres religiösen Standpunktes, sondern fast in jeder Beziehung grundverschiedene Chronisten. Nur darin stimmen sie überein, daß sie beide betheuern: ohne vorgefaßte Meinung und Trug die geschichtlichen Thatsachen, so weit diese zu ihrer Kunde gekommen, wahrheitsgetreu darzulegen[1]. Der Carthäuser Surius vertritt mit aller Entschiedenheit den katholischen Glauben und die mittelalterlich-katholische Weltanschauung über die Stellung des Papstthums und des Kaiserthums und das heilige römische Reich deutscher Nation. Sleidan jedoch tritt dieser Weltanschauung grundsätzlich entgegen; er steht in einem innern Gegensatze wider das Kaiserthum und schreibt seine Geschichte von dem territorialfürstlichen, kaiserfeindlichen Standpunkte des Schmalkaldischen Bundes, der ihn besoldete und ihm urkundlichen Stoff, so weit dessen Benutzung für zweckdienlich gehalten wurde, darbot[2]. Wenn Sleidan von sich aussagt: er halte sich bei seiner Darstellung frei ‚von aller Heftigkeit in Worten'[3], so trifft diese Aussage im Allgemeinen zu, während Surius reich ist an herben, bitteren und verletzenden Aeußerungen gegen die Häretiker, vornehmlich gegen Luther, dem gegenüber er einer ähnlichen Sprache sich bedient, wie dieser sie unzählige-

quod res Imperii probe cognitas haberent et plerumque praesentes interfuissent illis, quae a Sleidano narrantur, facile de hominis fide pronuntiare potuerunt.' Er berichtet weiter: ‚Imperator Carolus V. cuidam egregio viro Acta publica, literas et alia instrumenta sua manu tradidit, ut ex iis Sleidani mendacia detegerentur.' Bei dem Jahre 1556 kommt er, das Ableben Sleidan's erwähnend und betheuernd: ‚Nemo me putet hominis illius odio saepius illum perstringere', auf die obigen Aeußerungen Pflug's und Carl's V. zurück und gibt an: ‚Et sane datum erat ab eodem imperatore negocium cuidam, ut comitiorum acta ob Sleidani mendacia confutanda syncere excuderentur: sed nescio quo casu res illa impedita fuit, et omnia in Hispanias transferri iussa feruntur' (p. 489—490 der Cölner Ausgabe des Werkes vom Jahre 1602, nach welcher wir auch im Folgenden citiren).

[1] Vergl. die Stellen bei Kampschulte, Sleidan 67 Note 4.

[2] Kampschulte 68—69 hat Sleidan's Standpunkt treffend bezeichnet: ‚Das ganze Werk ist in einem innern Gegensatz gegen den Kaiser geschrieben. Die Anklage, welche in dieser Hinsicht schon Zeitgenossen gegen den Verfasser erhoben, ist vollkommen begründet, trotz all seiner Betheuerungen vom Gegentheil, trotz aller obligaten Lobeserhebungen des Kaisers. Er spricht wohl noch in hergebrachter Weise von dem deutschen Reiche als einer Fortsetzung des römischen, aber innerlich hat er sich bereits längst davon losgesagt. Wie wenig er noch in den Traditionen des Reiches lebt, wie sehr er bereits den alten Ordnungen des Reiches entfremdet ist und dieses auch bei seinen Lesern voraussetzt, zeigen manche der von ihm eingeschobenen Erläuterungen. So ist es zum Beispiel characteristisch, wenn er es für nöthig hält, den Ausdruck Princeps elector zu erklären.'

[3] ‚Ab omni acerbitate verborum abstineo.' Comment. (Ausgabe von Am Ende) tom. 1, 15. An einer Stelle freilich macht er die Ceremonien der heiligen Messe ‚unverhohlen lächerlich, ohne daß es der historische Zusammenhang fordert'. Paur 65.

mal über Päpste, Bischöfe und alle ‚Papisten' geführt hatte. Läßt Surius hierin die einem Geschichtschreiber nothwendige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wesentlich vermissen, so fehlen ihm diese Eigenschaften nicht, wenn er einzelne Schriften Luther's oder anderer Häupter der kirchlich-politischen Revolution kennzeichnet oder einzelne Stellen daraus anführt. Bloße Gerüchte behandelt er als solche[1]. Mit Vorliebe hebt er Luther's Widersprüche mit sich selbst und die unaufhörlichen religiösen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen protestantischen Parteien hervor und macht dabei Sleidan den begründeten Vorwurf, daß er alle diese ihm unliebsamen Dinge entweder ganz verschwiegen oder nur beiläufig und oberflächlich berührt habe. Mit gleichem Rechte konnte gegen Sleidan der Vorwurf erhoben werden, daß er die allgemeine Volksbewegung, welche hauptsächlich durch Luther's Auftreten und dessen wider die geistlichen und weltlichen Fürsten und den Kaiser maßlos heftige Schriften heraufbeschworen wurde, mit Stillschweigen übergeht[2]. Sleidan war Meister in der Kunst des Verschweigens. So ist zum Beispiel bei ihm von der gewaltigen Einwirkung Hutten's und Sickingen's auf Luther und den ganzen Gang der revolutionären Bewegung nirgendwo Rede. Das im Jahre 1520 unter dem Einflusse Hutten's entstandene Sendschreiben Luther's ‚An den christlichen Adel deutscher Nation', eine der allerwichtigsten Schriften der Zeit, das eigentliche Kriegsmanifest der Lutherisch-Hutten'schen Revolutionspartei, wird von Sleidan gar nicht erwähnt[3]. Für Hutten hat er überhaupt nur wenige Zeilen übrig, und diese stehen mitten zwischen der Angabe einiger theologischen Sätze Luther's und eines Briefes Heinrich's VIII. an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dessen Bruder Johann und Herzog Georg von Sachsen[4]. Ueber Franz von Sickingen's Versuch zum Umsturz der Reichsverfassung und dessen öffentlich im Volk verbreiteten Aufruf zum Religionskrieg findet sich bei Sleidan nicht eine Silbe. Nur gelegentlich, dort wo über die Verhandlungen zwischen dem Abgesandten des Papstes Hadrian VI. und den zu

---

[1] So sagt er über Luther's Tod p. 411: ‚Ejus obitus non eodem modo a Catholicis et Evangelicis id temporis referebatur', geht dann auf die Berichte der Katholiken gar nicht ein. Bezüglich Butzer's heißt es p. 454: ‚De ejus horrenda morte multa tum (1551) dicta fuere, sed quia non satis constant, nolim ea huc adscribere.' Von Herzog Moritz von Sachsen schreibt er p. 472: ‚Fertur Mauritius durissima obiisse morte et se mirum in modum ob nimios dolores velut in spiras contraxisse. Sed nihil hujus pro certo asseverare velim.'

[2] ‚. . . fortassis et ipsum puduit, referre tam atrocia in principes convicia. ne Lutheri causam efficeret deteriorem: sed nos Sleidani fraudes non ignoramus': zum Jahre 1523 p. 122.

[3] Schon Kampschulte (Universität Erfurt 2, 77—78, vergl. 105 Note) hat darauf aufmerksam gemacht.

[4] Vergl. Kampschulte, Joh. Sleidanus 64.

Nürnberg versammelten Reichsständen berichtet wird, geschieht Sickingen's Erwähnung, und zwar lediglich mit den Worten: ‚Franz von Sickingen, ein tapferer und Luther sehr ergebener Mann, führte Krieg gegen den Erzbischof Richard von Trier; die Ursache des Krieges aber war nicht die Religion.'[1] Und doch hieß es in einer öffentlichen ‚Vermahnung' Sickingen's an sein Heer im Jahre 1522: man wolle streiten ‚wider Päpste und Bischöfe, diese Feinde und Vertilger der evangelischen Wahrheit'. Auf dem Rückzuge von Trier ließ Sickingen, in Nachahmung Ziska's, Kirchen und Klöster grundsätzlich niederbrennen[2].

Wo immer aber derartige Greuel von Protestanten verübt wurden, hüllt sich Sleidan in Schweigen. Ein besonders beredtes Beispiel dafür bietet seine Darstellung des von den Schmalkaldenern gegen Herzog Heinrich von Braunschweig im Jahre 1542 eröffneten Krieges. Kaum die wildesten Bauernhorden hatten im Jahre 1525 so furchtbar gewüthet, als hier unter den Augen der Schmalkaldischen Bundesfürsten durch Mord, Raub, Plünderung und Brandschatzung gewüthet wurde. Noch im Jahre 1578 wußte der eifrig lutherische Herzog Julius von Braunschweig davon zu berichten: man habe seine Mutter und Schwester nicht einmal in ihrem Ruhebettlein verschont; man habe sie, ‚da sie noch unverwest, spoliirt, wiederum aufgegraben und also liegen lassen, daß auch die Säue und Schweine darüber gekommen seien und darvon gefressen haben, das doch Türken und Heiden nicht thun'[3]. Sleidan als Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Bundes durfte Derartiges nicht berichten. Er widmet überhaupt dem ganzen Krieg und der gewaltsamen Besitzergreifung und Protestantisirung eines Landes, auf welches die Schmalkaldener nicht das geringste Recht besaßen, nur wenige Zeilen. Als dann aber Herzog Heinrich im Jahre 1545 den Versuch einer Wiedereroberung seines Landes unternahm, verfehlt Sleidan nicht, zweimal auf Einer Seite zu erwähnen, daß derselbe durch Brand und Raub vielen Schaden angerichtet habe.

Nicht weniger bezeichnend für seinen Standpunkt als Historiker ist, daß er das schändliche Liebesverhältniß des Herzogs Heinrich mit der Eva Trott ausführlich behandelt, dagegen von der Doppelehe des hessischen Landgrafen Philipp und von allen damit in Verbindung stehenden schandbaren Dingen nicht ein Wort berichtet[4].

Nach dem Tode des Königs Franz I. bemühte sich der Cardinal du Bellay, bei dessen Nachfolger Heinrich II. die Weiterzahlung des französischen

---

[1] ‚. . . vir fortis et Lutheri valde studiosus; verum belli causa fuit non religio, sed quod Richardus duos quosdam suae ditionis homines, pro quibus ille (Sickingen) fidecusserat, non sisteret iudicio.'

[2] Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 2, 240—245.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 522.

[4] ** Kampschulte, Joh. Sleidanus 67.

Soldes für seinen Freund Sleidan zu erwirken: dieser könne ihm, schrieb er an den König, bei gegebener Gelegenheit großen Dienst erweisen [1]. Ob diesem Ansuchen Folge geleistet worden und ob Sleidan Gelegenheit gehabt hat, zum Vortheil des Königs irgendwie thatsächlich einzugreifen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls aber hat er dem Könige wesentliche Dienste geleistet durch seine Darstellung der gewaltigen Verschwörungen deutscher Fürsten mit Frankreich wider Kaiser und Reich. Ein französischer Geschichtschreiber hätte diese Verschwörungen kaum günstiger für Heinrich und dessen reichsverrätherische Bundesgenossen darstellen können. Heinrich's Manifest an das deutsche Volk vom 3. Februar 1552, ein Muster von Verlogenheit, begegnet bei Sleidan nicht die geringste Einsprache; auch bei ihm erscheint Heinrich als ‚Rächer der deutschen Freiheit' gegen die ‚unerträgliche Tyrannei' des Kaisers.

So fand es Sleidan in den ‚Acten', aus welchen er Auszüge lieferte.

Wiederholt beruft er sich darauf, sein ‚ganzes Werk sei aus Acten entnommen' [2]. In der That besteht dasselbe zum wesentlichsten Theil aus einer nur lose verbundenen Sammlung von Urkunden und amtlichen Berichten, welche ihm ganz besonders aus dem Straßburger Archive durch Jacob Sturm zur Verfügung gestellt wurden. Aber alle seine urkundlichen Quellen beziehen sich nur auf die öffentlichen Verhandlungen, die wichtigeren geheimen Verhandlungen der Fürsten unter einander und mit ihren Geschäftsträgern bleiben dem Leser verborgen, selbst dann, wenn Sleidan darüber, wie bei dem Hagenauer Convente vom Jahre 1540, aus eigener Kenntniß berichten konnte [3]. Auch manche wichtige officielle Urkunden übergeht er mit Stillschweigen, sei es, daß sie ihm nicht bekannt geworden, oder daß er Gründe hatte, sie nicht zu erwähnen [4]. So fehlt bei ihm beispielsweise jener ‚rechte, dem Kaiser verdrießlichste Absagebrief' der Schmalkaldener, über den der Lutheraner Bartholomäus Sastrowe sagt, gerade er habe das größte Unglück über Deutschland gebracht: ‚nicht Menschen, sondern Lucifer selbst' habe ihn ‚mit höllischer Tinte geschrieben'. ‚Dieweil man aber', fügt Sastrowe hinzu, ‚dieses Briefes Schimpf und Schaden entfunden, ist er Sleidano nicht zu Handen gekommen, oder fürsetzlich wollen supprimirt werden.' [5] Gänzlich verschweigt Sleidan den

[1] Baumgarten, Briefwechsel 143—144.

[2] ‚Opus hoc meum confectum est totum ex actis.' Comment. tom. 1, 10. In der Widmung an August heißt es ebenfalls: ‚Scribendi materiam mihi suppeditarunt acta.' Welche Freiheiten sich Sleidan mit dem Text der Urkunden nicht selten erlaubt durch Verallgemeinerung des Ausdruckes, durch offenbare Zusätze, durch unachtsame Auffassung, falsche Deutung, darüber vergl. Paur 78—93. ** Ueber Sleidan's Unzuverlässigkeit siehe auch v. Druffel, Des Viglius v. Zwichem Tagebuch des Schmalkaldischen Donaukrieges (München 1877) S. 49; vergl. S. 111.

[3] Vergl. Paur 34. 68 fll. [4] Paur 70—72.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 614—615.

bedeutungsvollen Naumburger Convent, obgleich er an demselben als Abgeordneter Straßburgs persönlich Theil genommen hatte [1]. Bei anderen Gelegenheiten ist er dafür um so mittheilsamer. Handelt er doch zum Beispiel ganze Seiten lang über eine im Jahre 1549 erschienene Schmähschrift gegen Paul III., eines der frechsten Pasquille des Jahrhunderts, in welcher dem Papste die furchtbarsten Laster angedichtet werden und er für schlimmer als Commodus und Heliogabalus dargestellt wird. Dieselbe sollte für Sleidan wohl auch zu den ‚Acten‘ gehören, aus welchen er sein Werk zusammenfügte [2].

In der Widmung seines Werkes an den Kurfürsten August von Sachsen spricht Sleidan mit Verachtung von einem ‚vor sechs Jahren in Mainz erschienenen Buch‘, welches ‚ganz angefüllt‘ sei ‚mit Beschuldigungen, Verleumdungen, Narrenpossen und Schimpfwörtern‘ [3].

Es handelt sich um das lateinische Werk ‚Thaten und Schriften Martin Luther's‘ von Johann Cochläus [4].

---

[1] ** Paur 23; C. A. Menzel 3, 531 Note.

[2] Kampschulte faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen über Sleidan S. 66 und 69 in die Worte zusammen: ‚Der Werth des Sleidan'schen Werkes kann für die ersten Jahre kaum gering genug angeschlagen werden. Die so oft aufgeworfene Frage nach der Glaubwürdigkeit des Sleidanus hat für die ersten Bücher gar keinen Sinn. Nicht etwa bloß Einzelnes, sondern die ganze Auffassung und Behandlung des Gegenstandes ist verfehlt.‘ ‚Ich rechne dahin namentlich die ersten sechs Bücher.‘ Das ganze Werk überhaupt ‚ist Nichts als eine Sammlung und Ueberarbeitung urkundlicher Relationen, eine fleißige, zum Theil trockene Gelehrtenarbeit, die in ihrer ersten Hälfte der unmittelbaren Anschauung völlig ermangelt und von ganz irrigen Voraussetzungen ausgeht, die aber auch in ihrer größern zweiten Hälfte — abgesehen von ihrer confessionell-politischen Färbung — nur von beschränktem Werthe ist, da das ihr zu Grunde liegende und lediglich excerpirte urkundliche Material zum größten Theil auch uns noch zu Gebote steht. Besteht das Hauptmerkmal und der wesentlichste Vorzug der gleichzeitigen Geschichtschreibung in der Unmittelbarkeit der Anschauung, in der Mittheilung von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, so kann Sleidan zu den gleichzeitigen Geschichtschreibern kaum gerechnet werden.‘ — Als Otto Heinrich, Kurfürst von der Pfalz, den Straßburger Johann Sturm aufforderte, Sleidan's Werk fortzusetzen, mahnte Michael Toxites diesen entschieden von dem Unternehmen ab. ‚Der Kurfürst‘, schrieb er an Sturm, ‚will allein dein Mäcen sein, du weißt aber, für welchen Sold! Was, du würdest für so wenige Thaler eine solche Geschichte schreiben, du, der du bisher frei gewesen bist? Da sei Gott vor! Verspreche nichts! Verpflichte dich zu keiner Arbeit, die nicht besser besoldet wäre als die eines Knechtes.‘ Sturm unterzog sich der Arbeit nicht. Schmidt, Michael Schütz 73.

[3] ‚. . . criminationibus, calumniis, nugis, conviciis refertissimus.‘

[4] Acta et Scripta Martini Lutheri. Moguntiae 1549. Wir benutzen die Pariser Ausgabe von 1565. In den früheren Bänden unseres Werkes ist häufig von Cochläus

Cochläus hatte Anfangs, ähnlich wie Ulrich Zasius, Willibald Pirkheimer, Conrad Peutinger, Beatus Rhenanus und unzählige Andere, Luther's Auftreten mit warmer Theilnahme begrüßt, aber sich wie jene von demselben abgewendet, sobald er erkannte, daß dessen Unternehmen einen völligen Umsturz des ganzen bisherigen einheitlichen Kirchenwesens bezweckte und alle bisherigen Rechtszustände in Frage stellte. Seitdem trat er als einer der unermüdlichsten Kämpfer für die alte Ordnung auf[1]. Mit geschichtlichen Studien hatte er sich schon frühzeitig beschäftigt. Als Vorsteher der Schule bei St. Lorenz in Nürnberg[2] gab er in lateinischer Sprache eine mit vaterländischer Liebe und Begeisterung verfaßte ‚Kurze Beschreibung Deutschlands' heraus, einen Abriß der deutschen Geschichte bis auf seine Zeit, worin er, ähnlich wie Wimpheling, ein Hauptgewicht auf die Culturzustände legte, in bunter, lebendiger Mannigfaltigkeit über Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Naturerzeugnisse des Landes sich aussprach, auch Erinnerungen aus dem eigenen Leben einflocht[3]. Zur Zeit der socialen Revolution vom Jahre 1525 schrieb er einen ‚Kurzen Begriff der Aufruren, Rotten und Haufen der Bauren im hohen Teutschland'[4] und kennzeichnete treffend den Character von Luther's Schrift ‚Wider die reubischen und mordischen Rotten der Bauren'[5]. Bedeutender ist seine im Jahre 1549 lateinisch veröffentlichte ‚Geschichte der Husiten'. Seine Befähigung für historische Kritik ist nicht zu bestreiten[6]. Unablässig bis zum Ende seines Lebens († 1552 in Breslau) war er bemüht, den Gelehrten bisher ungedruckte Quellen aus Handschriften zugänglich

---

und seiner literarischen Thätigkeit die Rede; vergl. die Personenregister zu Bd. 2 fll. ** Ueber andere Auflagen und die 1582 erschienene deutsche Uebersetzung des Werkes von Cochläus vergl. F. Geß, Joh. Cochläus 59.

[1] Von protestantischer Seite wurde Cochläus als ‚ewig Streit suchender und fanatischer Polemiker' verschrieen, er selbst aber schrieb im Jahre 1535 an seinen Freund Johannes Dantiscus, Bischof von Culm: ‚Ego contentionum jamdiu pertaesus, nihil opto vehementius, quam ut Deus per novum Papam det nobis universale concilium, quod rebus perturbatis et medelam afferat et cum pace quietem. . . Faxit Deus, ut desinat suspecta et molesta nobis esse Wittenberga.' Ueber Melanchthon, den er literarisch zu bekämpfen genöthigt gewesen, sagt er: ‚cui alioqui privatim optime volo.' Widmann, Eine Mainzer Presse 51.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 81. [3] Otto 39—42.

[4] Vergl. die von uns Bd. 2, 574 aus dem Schlußwort mitgetheilten Stellen.

[5] Vergl. F. Falk, Zur Cochläus-Biographie und -Bibliographie, im Mainzer ‚Katholik' 69, 315—321.

[6] ‚Von Anbeginn dieses Wettkampfes an standen die Vertheidiger des alten Glaubens an Fleiß und Rührigkeit in der Quellenforschung nicht hinter den Neuerern zurück. Der Eiferer für die alte Lehre, Cochläus, hat als einer der Ersten in diesem Sinne den Weg kritischer Geschichtsforschung eingeschlagen.' Sickel, Die Urkunden der Carolinger (Wien 1867) 1, 27. ** Vergl. auch F. Geß, Joh. Cochläus 56.

zu machen; die zahlreichen Werke kirchengeschichtlichen und theologischen Inhalts, welche er zum ersten Male herausgab, sichern ihm allein schon einen bleibenden Namen in der Literaturgeschichte[1].

Sein Hauptwerk über Luther's ‚Thaten und Schriften' leidet an denselben Gebrechen, welche die ‚Commentare' des Carthäusers Surius[2] verunstalten: er ist heftig und leidenschaftlich in seinen Ausdrücken, und in den Folgerungen, welche er zieht, fehlt es an Uebertreibungen nicht. Im Allgemeinen aber kann man behaupten, daß er besser als irgend ein anderer Geschichtschreiber jener Zeit die gewaltigen zerstörenden Wirkungen, welche die religiöse Umwälzung in den drei ersten Jahrzehnten auf allen Lebensgebieten hervorrief, vor Augen führte[3]. In sehr vielen Einzelheiten zeigt er sich genauer unterrichtet als andere Zeitgenossen, zum Beispiel über den Grund der Romreise Luther's vom Jahre 1511[4], über den Frankfurter Bürgeraufstand vom Jahre 1525[5], über die Pack'schen Händel[6], über welche Sleidan durchaus ungenügende Angaben beibringt. Den Revolutionshäuptern Hutten und Sickingen, welche Sleidan völlig ungeschichtlich behandelt, weist Cochläus die richtige Stellung an[7]. Ueber die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen drückt er sich, ohne dessen Namen zu nennen, sehr vorsichtig aus[8]. Werthvoll sind seine Auszüge aus damaligen Streit- und Flugschriften. Beachtung verdient, was er über Luther's Tod berichtet; von einem angeblichen Selbstmord desselben ist bei ihm so wenig wie bei Surius irgendwie die Rede[9].

---

[1] Ein Verzeichniß dieser Werke bei Otto 154—187.

[2] Vergl. oben S. 292.

[3] ‚Cochläus', sagt Kampschulte (Sleidanus 65), ‚schreibt aus dem reichen Schatze eigener Erfahrungen, nicht so urkundlich als Sleidanus, aber um so wirkungsvoller und — fügen wir es hinzu — auch wahrer. Es ist der Geist der Zeit selbst, der aus seinem Werke uns entgegenhaucht, während bei Sleidanus in dem Spiegel öffentlicher Actenstücke Alles abgeschwächt, verblaßt erscheint und eben nur das mitgetheilt wird, worüber öffentliche Actenstücke existirten.' ** Ein protestantischer Forscher, der aus seiner Sympathie für die ‚großen Reformatoren' kein Hehl macht, F. Geß in seiner Schrift über Joh. Cochläus (vergl. die Kritik von Dittrich im Hist. Jahrbuch 8, 164), muß doch gestehen: ‚Die „Commentaria" sind uns eine nicht unwichtige Quelle für die Geschichte der Reformation. . . Wo anders lernen wir Haß und Wuth der gegnerischen Partei besser kennen? Und wer, der sich orientiren wollte über die hochaufgeschichtete Confutationsliteratur, die Luther und seine Mitarbeiter heraufbeschworen, möchte dieses Vademecum entbehren?' S. 59.

[4] Vergl. Paulus im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 12, 72 Note 2.

[5] Vergl. Otto in den Hist.-pol. Bl. 74, 327—332.

[6] Fol. 171 sq. Als Geheimsecretär des Herzogs Georg von Sachsen war Cochläus in der Lage, Zuverlässiges darüber berichten zu können.

[7] Fol. 19 sq. 33. 84—86^b. [8] Fol. 278. [9] Fol. 294 sq.

Ist Cochläus einer der heftigsten Gegner Luther's, so spricht sich volle Begeisterung für denselben aus in den biographischen Schriften des Predigers Johann Mathesius († 1565) und des Matthäus Ratzeberger, Luther's Freund und Hausarzt[1].

Für kirchengeschichtliche Studien zum Zwecke confessioneller Polemik und der gröbsten Anfeindung und Verunglimpfung des Papstthums entfalteten namentlich die sogenannten Magdeburger Centuriatoren eine überaus rührige Thätigkeit[2]. Sie riefen von katholischer Seite zahlreiche Widerlegungen hervor, in Deutschland durch Conrad Braun, Wilhelm Eisengrein, Petrus Canisius und Andere[3]. Ein von Canisius, dem berühmten Jesuiten, in zwei Foliobänden herausgegebenes Werk ‚Ueber die Entstellungen des göttlichen Wortes' (1571—1572) und eine reichhaltige Mariologie desselben Verfassers (1577) wurden von dem Cardinal Hosius in Bezug auf die behandelten Gegenstände für die beste Widerlegung der Centuriatoren erklärt[4].

Ohne Berücksichtigung der Centuriatoren arbeitete Christoph Brower, neben Matthäus Rader und Andreas Brunner einer der tüchtigsten Geschichtschreiber unter den deutschen Jesuiten, eine Zeitlang Rector des Jesuitencollegs in Fulda, später in Trier, wo er im Jahre 1617 starb. Im Jahre 1612 gab er zu Antwerpen seine bis zum Jahre 1606 reichenden ‚Fuldaer Alterthümer' [5], in welchen er verschiedene, seitdem verschollene Quellen benutzte, heraus; vier Jahre später ließ er zu Mainz eine Reihe von Lebensbildern

---

[1] Vergl. v. Wegele 242—244.

[2] Näheres über die Magdeburger Centurien, ihre Verfasser und ihre Einwirkung auf andere Schriftsteller in unserem Bd. 5, 330 fll.

[3] Werner, Gesch. der polemischen Literatur 4, 319. 455. 538. Hipler, Die christliche Geschichtsauffassung, zweites Vereinsheft der Görres-Gesellschaft für 1884 S. 75 fll.

[4] Rieß, Canisius 371 fll. 426 fll. ** Ueber die Arbeiten katholischer Gelehrten zur Widerlegung der Centuriatoren vergl. noch Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 3, 11. Die erste Gegenschrift verfaßte auf Veranlassung Philipps II. von Spanien der gelehrte Augustiner-Eremit Onofrio Panvinio († im März 1568 zu Palermo; siehe G. Orlando, Onofrio Panvinio [Palermo 1883] p. 7. 9). Außer dem spanischen Könige interessirten sich lebhaft für die Widerlegung der Centuriatoren Papst Pius V., Cardinal Hosius (siehe Eichhorn, Hosius 2, 402 fll.) und Filippo Neri. Letzterer war es, der Cesare Baronio zur Abfassung seiner berühmten Annalen (Annales ecclesiastici a Christo nato ad a. 1198. 12 voll.), deren erster Band 1588 zu Rom erschien, veranlaßte. Ueber den außerordentlichen Werth dieses Riesenwerkes, welches seinem Verfasser den Namen eines Vaters der Kirchengeschichte eintrug, vergl. Laemmer, Analecta Romana (Schaffhausen 1861) 69 sq. 74; Böhmer's Leben von Janssen 2, 275. 352, und Reumont, Gesch. der Stadt Rom 3, 2, 692.

[5] Antiquitatum Fuldensium libri IV.

deutscher Bischöfe und Aebte nach ungedruckten Handschriften aus Fulda, Bamberg und Prag erscheinen[1]. Wesentlich aus Archiven geschöpft ist auch das Hauptwerk seines Lebens, eine Geschichte des Hochstiftes Trier[2], welche wegen ihrer wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe die Censur des Trierer Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern nicht bestand[3].

Nächst Brower erwarb sich der durch zahlreiche theologische und polemische Werke, auch als Schulmann[4] berühmte Pater Jacob Gretser um die deutsche Geschichte, namentlich Kirchengeschichte, besondere Verdienste durch mehrere Schriften und durch Herausgabe und Erklärung neu aufgefundener oder früher nur in schlechtem Texte veröffentlichter Urkunden und anderer Quellen. Eine gleich ehrenvolle Anerkennung verdient auch der Jesuit Nicolaus Serarius († 1609 zu Mainz) durch seine ‚Fünf Bücher Mainzer Geschichte' und seine ‚Lebensbeschreibung des hl. Kilian', welche er mit vielen für die Aufhellung der Geschichte des Bisthums Würzburg und des gesammten Frankenlandes wichtigen Anmerkungen versah[5]. Vor ihm hatte das Würzburger Bisthum in dem bischöflichen Archiv- und Kanzleivorsteher Lorenz Fries († 1550) einen hervorragenden Geschichtschreiber erhalten, so wie die Geschichte der Erzdiöcese Salzburg und sämmtlicher dazu gehörigen Bisthümer und Stifter in dem gelehrten bayerischen Hofrath und Kanzler Wiguleus Hundt († 1588)[6].

Der Eifer der Katholiken für kirchengeschichtliche Studien zeigte sich auch in der Zusammenstellung und Veröffentlichung der alten Concilsacten. Eine erste Sammlung derselben wurde in den Jahren 1530—1551 zu Cöln in drei Foliobänden gedruckt. Da diese sich als lückenhaft erwies, gab der Carthäuser Laurenz Surius im Jahre 1567 eine neue Sammlung in vier Bänden heraus; eine dritte folgte im Jahre 1618 durch den Cölner Domherrn Severin Binius. Auch viele patristische Werke wurden seit dem Jahre 1567 von Surius und von Binius veröffentlicht, und im Jahre 1618 konnte

---

[1] Sidera illustrium et sanctorum virorum qui Germaniam praesertim magnam olim gestis rebus ornarunt.

[2] Antiquitatum et Annalium Trevirensium libri XXVI.

[3] Vergl. v. Wegele 406—408, und dazu die Bemerkungen und Ergänzungen von Duhr 66—68. Wegele erkennt übrigens die hervorragende Bedeutung Browers unbefangen an.

[4] Vergl. oben S. 255—256.

[5] Ueber Gretser und Serarius vergl. Duhr 62—66. ** Bezüglich Gretsers als Geschichtschreiber siehe jetzt auch Hirschmann in der Passauer Theol. Monatsschrift 1892 S. 251 fll. 359 fll.

[6] Vergl. v. Wegele 298. 390. ** Siehe ferner Mayer, Leben, kleinere Werke und Briefwechsel des Dr. Wiguleus Hundt (Innsbruck 1892), und Schlecht im Histor. Jahrbuch (1892) 13, 904 fl.

unter vereinigtem Zusammenwirken der Cölner Theologen die Herausgabe der ‚Großen Bibliothek der alten Väter‘ in fünfzehn Foliobänden beginnen, das erste Werk dieser Art[1].

Auf dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte erschien zuerst im Jahre 1532 die später häufig aufgelegte und in mehrere Sprachen übersetzte, in mancher Beziehung nicht unbedeutende Weltchronik des Mathematikers und Astrologen Johannes Carion. Melanchthon, der auch für geschichtliche Arbeiten eine emsige Thätigkeit entfaltete[2], unterwarf diese Chronik einer völlig neuen Umarbeitung bis auf Carl den Großen herab; dessen Schwiegersohn Caspar Peucer lieferte eine Fortsetzung bis auf Carl V. Auch Sleidan ließ nach Herausgabe seines Hauptwerkes im Jahre 1556 ein weltgeschichtliches Compendium ‚Ueber die vier Monarchien‘, erscheinen, welches im Wesentlichen auf Bekämpfung des Papstthums ausging, bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Gebrauch blieb und in mehr als 70 Auflagen verbreitet wurde[3].

Einer der eigenartigsten Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts ist der von Katholiken und Lutheranern gleich heftig bekämpfte Sebastian Franck.

Geboren zu Donauwörth im Jahre 1499, betrieb Franck in dem Dominicanercolleg zu Heidelberg, welches mit der dortigen Universität verbunden war, seine humanistischen und theologischen Studien, wurde um das Jahr 1524 katholischer Geistlicher im Bisthum Augsburg, nahm später die neue Lehre an und wirkte als Prädikant in dem nürnbergischen Flecken Gustenfelden. In Kurzem aber zerfiel er mit dem Lutherthum und galt, vielfach verfolgt, in den Augen der Lutheraner als Schwärmer und Wiedertäufer. Er lebte abwechselnd, bald als Schriftsteller, bald als Seifensieder, bald als Buchdrucker beschäftigt, in Nürnberg, Straßburg, Eßlingen, Ulm und Basel, wo er im Jahre 1542 mit Tod abging.

Seine Hauptschriften auf dem Felde der Geschichte sind: die zuerst im Jahre 1531 zu Straßburg veröffentlichte ‚Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel‘, welche verschiedene Auflagen, Nachdrucke und Uebersetzungen erlebte;

[1] Werner, Gesch. der katholischen Theologie 39—42.

[2] ** Vergl. Herrlinger, Theologie Melanchthon's 444 fll., und H. Brettschneider, Melanchthon als Historiker. Ein Beitrag zur Kenntniß der deutschen Historiographie im Zeitalter des Humanismus. Programm des Gymnasiums zu Insterburg 1880.

[3] Näheres über die genannten Weltchroniken und andere sich daran anschließende lateinische Werke bei v. Wegele 190—219. Ueber Sleidan's Compendium vergl. Paur 46—49.

sein ‚Weltbuch oder Cosmographei, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens‘ (1534 und 1542), und seine deutsche Chronik ‚Von des ganzen Teutschlands, aller teutschen Völker Herkommen, Händeln, guten und bösen Thaten‘, welche ‚den Teutschen zu Teutsch, sich darin zu erspiegeln, fürgestellt‘ wurden (1539).

Alle diese Arbeiten sollten nur Lesebücher für die gebildeten Kreise des Volkes sein und practisch wirken; gelehrte Zwecke verfolgte Franck mit denselben nicht. Sie sind ohne selbständige und gründliche Quellenstudien abgefaßt, nach den eigenen Worten des Verfassers nur ‚aus dem Vorbilde aller Bücher gesammelt und angemaßt‘; dabei enthalten sie keineswegs, wie er meinte, überall ‚den Kern und das Mark aus vielen Büchern‘ [1], sondern lassen in der Auswahl des Stoffes die Scheidung der wesentlichen von den unwesentlichen Dingen sehr häufig vermissen; auch verrathen sie nicht selten einen großen Mangel an Kritik. Absichtliche Fälschungen aber ließ sich Franck nirgends zu Schulden kommen.

Was ihn besonders auszeichnet, ist die Weite seines culturgeschichtlichen Blickes, die scharfe Beobachtung des Volkslebens, wie es sich unter seinen Augen entwickelte, vornehmlich der kirchlichen, der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse in den oberen und unteren Schichten des Volkes [2]. Die deutsche Sprache handhabte er mit einer solchen Meisterschaft, daß er den besten Prosaisten des sechzehnten Jahrhunderts beizuzählen ist.

Franck war Socialist, allein sein Socialismus ging nicht auf niedere Zwecke aus, und die schonungslose Bitterkeit seines Urtheils über die wachsende Entartung der Zustände richtete sich unparteiisch gegen Hohe wie Niedere. Er verglich die Fürsten mit dem Adler, der immer blutgierig sei, nur großen Raub liebe, mit allen anderen Thieren Feindschaft unterhalte, weder gezähmt werden könne noch Nutzen bringe; während sie ‚mit Gesetz und Exempel‘ dem Laster, vor Allem der Trunkenheit, wehren sollten, seien sie ‚die Ersten, des Landes Plag und Strafe, die Tag und Nacht voll‘ seien, ‚als heiße ein Fürst „voll sein“ — wie kann es denn recht zugehen?‘ Jedoch das Uebel stecke in allen Ständen, denn Alles gehe auf ‚Fressen und Saufen‘ aus, Alles sei ‚voll Zinskauf, Wucher, Verkauf, unnützer Händel und Hanthierung‘; das Volksvermögen gerathe in die Hände weniger Kaufleute und Wucherer, während der größere Theil verarme. Von ‚der Thorheit des säuischen, rasenden, aufrührerischen, wankenden, vielköpfigen‘ Pöbels sprach er mit der größten Geringschätzung [3].

---

[1] Weltbuch 143b; vergl. Bischof 70.

[2] Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung noch mehrere seiner Aussprüche darüber anführen.

[3] Vergl. Roscher, Gesch. der Nationalökonomik 92—95. Hagen 3, 385—391.

Was Franck's pseudomystische und pantheistische Ideen anbelangt, so läßt sich, wie immer man auch darüber urtheilen möge, nicht bezweifeln, daß er eine tief religiöse Natur, daß die Religion ihm in Wahrheit ‚Sache des Herzens und der Liebe und Mildthätigkeit gegen alle Nebenmenschen' war, und daß er lieber in Noth und Armuth leben als um weltlicher Ehren und Vortheile willen seine Ueberzeugungen opfern wollte [1]. Wie Viele auch gegen ihn auftraten und ihn bekämpften, so konnte doch Niemand mit Grund seinen Wandel verdächtigen.

Wohlthuend berührt sein Eifer gegen jene Gelehrsamkeit, welche nicht das Höhere, das göttliche Element, sondern nur sich selbst wolle, aus Selbstsucht zusammengesetzt sei, und anstatt durch die Wissenschaft zur Bescheidenheit geführt zu werden, diese als Deckmantel ihres Hochmuthes und ihrer Selbstsucht benutze.

Wenn Franck in dem Papstthum das Antichristenthum erblicken wollte und es dem hl. Bonifatius nicht verzeihen konnte, Deutschland ‚zu dem päpstischen Glauben verkehrt' zu haben; wenn er die Beschlüsse der Concilien für eine ‚Lügenbastei', ‚alle Orden auf Einem Haufen' für ‚des Teufels Convent' erklärte [2], so stand er mit diesen und ähnlichen Anschauungen durchaus auf dem Boden damaliger protestantischer Polemik und wiederholte nur, was Luther und unzählige Andere vor ihm geschrieben hatten; dagegen war es bei der damals Alles überflutenden Gehässigkeit und Schmähsucht eine ungewöhnliche Erscheinung, daß er in seiner ‚Geschichtbibel' doch wenigstens eine ganze Reihe von Päpsten aufführte, welche durch hohe geistige Eigenschaften und alle Tugenden sich ausgezeichnet hätten [3]. Daß es in Deutschland, nachdem man ‚den päpstischen Teufel' ausgetrieben habe, besser geworden sei, wollte Franck so wenig behaupten, daß er vielmehr die Ueberzeugung äußerte, es seien an dessen Stelle ‚sieben ärgere, schalkhaftere Geister' getreten [4].

Hatte er Anfangs die lutherischen Grunddogmen von dem Alleinglauben und von der Unfreiheit des menschlichen Willens mit aller Schroffheit vertreten, so sprach er sich später, je mehr er die entsittlichenden Wirkungen dieser Lehren im Volke beobachtete, auf das entschiedenste gegen dieselben aus. ‚Wäre kein freier Wille', schrieb er, ‚so wäre keine Sünde, alle Strafe unbillig und alle Lehre vergebens und ein Affenspiel, daß Christus über die Blindheit der

---

[1] Letzteres mit Recht schon hervorgehoben von Weinkauff in seinem Artikel über Franck in der Allgem. deutschen Biographie 7, 264 fll. ** Die Literatur über S. Franck ist zusammengestellt in Birlinger's Alemannia 1876 fl.

[2] Geschichtbibel 462. 501ª und ähnlich an anderen Stellen; vergl. Bischof 251—254.

[3] Geschichtbibel 287ᵇ. 288ª. 295ᵇ. 300. 303ª. 304. 312ᵇ.

[4] Cosmographei 163.

Pharisäer trauert. Summa, wir müssen einen freien Willen haben, oder der ganzen Schrift Gewalt anthun und Gott zu einem Erzsünder machen.‘ [1] Durch die neue Rechtfertigungslehre sei es dahin gekommen, daß ‚kein Gewissen der Sünde mehr‘ vorhanden sei, ‚weil man das Herz beredet‘ habe, ‚die Werke helfen nicht, allein der Glaube mache selig‘. ‚Bei mir ist gewiß und beschlossen, auch bezeugen dies zusammt der Schrift Erfahrung alle Historien, daß nie eine glaubenslosere, ausgelassenere Welt gewesen, denn diese letzte evangelische Welt, da Jedermann vom Glauben singt und sagt, so doch Christus das Widerspiel sagt.‘ ‚Unleugbare Anzeichen, daß kein Glaube mehr auf Erden ist, sind, weil dem die Liebe auf den Socken folgt. Die tolle Welt dichtet ihr jetzt selbst einen falschen Glauben an.‘ ‚Jetzt ist Fasten Sünde geworden, und wer sich abbricht in der Meinung (es sei gut), ist ein Papist und werkheilig; nur voll sein ist unser Etlicher Evangelium. Solches Saufen ist nie gewesen von dem Weib bis auf das Kind.‘ Wie alle Gottesfurcht, so sei auch ‚alle Einigkeit aus dem Lande getrieben‘ [2].

Auf das tiefste beklagte Franck die innere Glaubenszerrissenheit Deutschlands und den fürstlichen Cäsaropapismus in Sachen des Glaubens. ‚Germanien‘, heißt es in seiner ‚Cosmographei‘, ‚ist in viel Secten und Glauben zertheilt, also daß seither wohl 10 Glauben entstanden sind und noch kein Ende.‘ ‚Alle Tage fängt eine neue Secte an, deren jede ihren eigenen Lehrer, Vorgeher, Pfaffen hat, also daß Niemand über den deutschen Glauben jetzt schreiben kann und wohl ein eigen Volumen erheischt, ja nicht genügend wäre, alle ihre Sect und Beiglauben anzuzeigen.‘ Im Volke glaube ‚ein Jeder dem Haufen und der Obrigkeit zu Lieb‘. ‚Die Fürsten, so mit Luther stimmen, haben ein lutherisch oder, wie man es nennt, evangelisch Volk.‘ Wenn ‚Einer etwa mehr aus Fürwitz als aus Verstand einem andern Land oder Haufen Etwas zu Liebe glaubt, so muß er doch das Maul drucken und den Landgott anbeten, den ihm sein vorgesetzter Bischof oder Vorgeher fürtragen. Stirbt ein Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, bald ist dann dieß Gotteswort. Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her, und auch die, die ihm Vorgeher und Bischöfe etwa wollen sein — was Losung ist, des haben sie Münz.‘ ‚Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß Alles gehoffirt sein, oder es ist aufrührisch, so zart ist die lezt Welt worden. Gott erbarm's.‘ [3]

---

[1] Vergl. Bischof 204.

[2] Vergl. die Aussprüche bei Bischof 279—280. 287. Döllinger 1, 200—202.

[3] ** Mit der Durchsicht obiger Ausführungen beschäftigte sich der verewigte Verfasser dieses Werkes noch an seinem vorletzten Lebenstage.

Alle diese Erscheinungen und ihre in der Verwilderung des Volkes sichtbaren Wirkungen erfüllten ihn mit solcher Trauer, daß er ausrief: ‚Wer diese Sache mit Ernst ansehe, dem wäre nicht Wunder, daß ihm sein Herz zerbreche im Leib vor Weinen und eher ihm wünschet, tausendmal zu sterben, denn diesen Jammer und Blindheit anzusehen. Siehet man's, wie Democrit, schimpflich an, sollt Einer vor Lachen zerknallen, so gaukelt die Welt.‘ [1]

Hatte Sebastian Franck in seinem ‚Weltbuch‘ die Volkskunde mit der Landeskunde bereits durchgreifend verbunden, so lieferte Sebastian Münster aus Ingelheim am Rhein, ein Lieblingsschüler des Mathematikers Johann Stöffler in Tübingen, später Professor des Hebräischen an der Universität Basel († 1552), mit ungleich größerer Gelehrsamkeit und unter der Mitarbeit Vieler in seiner ‚Cosmographie, Beschreibung aller Länder‘ die erste allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache. Das Werk, welches dem Verfasser den Ehrennamen des ‚deutschen Strabo‘ eintrug, erschien zuerst im Jahre 1544 und wurde als Haus- und Handbuch für die Gebildeten häufig aufgelegt und in die verschiedensten Sprachen übersetzt; es ist anziehend durch seinen treuherzigen, gemüthlichen Ton und von einem warmen Hauch vaterländischer Gesinnung durchweht [2]. Neben vielem Unrichtigen und Fabelhaften enthält es höchst schätzenswerthe Nachrichten, namentlich über Deutschland und die Schweiz.

In der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche erreichten die Deutschen von der Mitte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts vor allen anderen Völkern eine allgemein anerkannte Vorherrschaft. Nirgends gab es damals eine größere Anzahl von Kartenzeichnern als in Deutschland. Bis auf die Grafschaft Waldeck besaß jedes Reichsgebiet seinen Geographen, und einzelne Blätter zeigen bereits eine Genauigkeit, wie sie anderwärts kaum ein Jahrhundert später erreicht wurde [3]. Nach Peter und Philipp Apian [4] zeichnete sich der aus dem Jülicher Lande stammende, seit dem Jahre 1552 in Duis-

[1] Cosmographei 37ᵇ. 44. 163ᵃ.

[2] Vergl. W. H. Riehl, Freie Vorträge, Erste Sammlung (Stuttgart 1873) S. 135—160. Der Aufsatz enthält treffende Angaben zu einem Vergleich zwischen Franck und Münster; auch Roscher (Nationalökonomik 96) zieht einen solchen Vergleich. ** Ueber Münster siehe auch L. Gallois, Les géographes allemands de la Renaissance. Paris 1890.

[3] sagt Peschel 373—374; er begründet diese Behauptung durch Anführung verschiedener Meisterwerke höchsten Ranges.

[4] Wir kommen auf Beide später zurück.

burg als ‚Cosmograph des Herzogs von Jülich, Cleve und Berg' angesiedelte Gerhard Krämer oder Mercator durch seine Kartenwerke in erster Reihe aus[1]. Schon in Löwen, wo er Student gewesen, hatte er sich mit der Anfertigung von Landkarten, Erd- und Himmelsgloben und Astrolabien beschäftigt; seine große Weltkarte vom Jahre 1569 wurde weit verbreitet, vielfach nachgebildet und auf lange Zeit hinaus als Musterkarte benutzt, für Seekarten ausschließlich angewendet: er gehört zu den größten darstellenden Geographen aller Zeiten[2].

Die von den Deutschen auf diesem Gebiete errungene Meisterschaft ergab sich aus ihrer Ueberlegenheit in den mathematischen Wissenschaften.

---

[1] Ueber Mercator's Abstammung vergl. Peschel S. v Note 1.

[2] Peschel S. vi Note. 294. 369. Wolf, Gesch. der Astronomie 326. 386—387.

IV. Mathematik und Astronomie.

Eine bahnbrechende Thätigkeit auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie war von dem Cardinal Nicolaus von Cues († 1464) ausgegangen. Sowohl in der Mathematik als in der Physik hatte derselbe neue Wege eröffnet und in der Astronomie und Cosmologie das Coppernicanische System vorbereitet durch seine Annahme, daß das Weltall von unendlicher Ausdehnung sei und Alles darin in unaufhörlicher Bewegung sich befinde [1]. Unter seinem persönlichen und schriftstellerischen Einflusse entwickelten sich der Oberösterreicher Georg von Peuerbach und Johann Müller, von seinem Geburtsorte Königsberg in Unterfranken Regiomontanus genannt, welche in den neu zugänglich gewordenen Quellen des Alterthums eine sichere Grundlage für die astronomischen Studien suchten und fanden und für Deutschland als die eigentlichen Väter der rechnenden und beobachtenden Astronomie anzusehen sind. Die Universität Wien, an der sie wirkten, erhielt durch sie in den mathematischen und astronomischen Wissenschaften einen Weltruf.

Schon Heinrich von Hessen (‚Langenstein'), Professor der Theologie, hatte gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts diese Wissenschaften an der dortigen Universität eingebürgert; zu seinen Verdiensten gehört, daß er als muthiger Vorkämpfer gegen die Astrologie und den Cometenaberglauben auftrat [2]. Später hatte Johann von Gmunden, der erste mathematische Fachprofessor an einer reindeutschen Hochschule, Domherr zu St. Stephan († 1442), eine tiefgreifende Lehrthätigkeit in Wien entfaltet, unter Anderm die Lehre von dem Astrolabium in den Kreis der ständigen Unterrichtsgegenstände eingeführt und durch ein großartiges Vermächtniß an Büchern und Instrumenten den Grund zu der später so berühmten Wiener Bibliothek gelegt [3]. Peuerbach († 1461) zeichnete sich namentlich als Schriftsteller und als Beobachter aus.

[1] Alles Nähere darüber in den beiden Schriften von Schanz, Der Cardinal Nicolaus von Cusa als Mathematiker, und: Die astronomischen Anschauungen des Nicolaus von Cusa und seiner Zeit. Rottweil 1872. 1873. Vergl. Günther 281—282, ** und Cantor 170 fll.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 440.

[3] Aschbach 1, 455—467. Günther 232—235.

In seiner ‚Planetentheorie‘ stellte er ein neues System von den Planeten, ihren Sphären und Bewegungen auf und regte dadurch Coppernicus zu seinen Forschungen an. Das Werk blieb beinahe ein Jahrhundert lang die Hauptquelle des astronomischen Studiums; bis zum Jahre 1581 werden von demselben noch 14 verschiedene Ausgaben aufgeführt; zwei derselben erschienen mit einer Vorrede Melanchthon's in den Jahren 1535 und 1542 in Wittenberg [1]. Ein in den astronomischen Wissenschaften nicht weniger epochemachendes Werk Peuerbach's ‚Ueber die Sonnen- und die Mondfinsternisse‘ erlebte noch in den Jahren 1553 zu Basel und 1557 zu Neuburg neue Auflagen [2]. Ein von Peuerbach verfaßtes arithmetisches Lehrbuch beherrschte für längere Zeit den Büchermarkt und wurde auf mehreren Universitäten, beispielsweise in Wittenberg, als Grundlage für die Vorlesungen benutzt [3]. Auch von diesem Buche besorgte Melanchthon im Jahre 1538 eine neue Auflage, schrieb dasselbe aber irrig dem Justus Jonas zu [4].

Viel einflußreicher noch als Peuerbach wirkte dessen Schüler und vertrauter Freund Regiomontan, einer der größten Männer, welche Deutschland jemals hervorgebracht hat [5]. Durch ihn wurde ein- für allemal die Richtung festgestellt, in welcher hauptsächlich die Arbeiten der deutschen Astronomen sich bewegten: es ist der rechnende Theil der Astronomie und als deren Grundlage die Trigonometrie. Regiomontan's Behandlung der letztern ist in ihren Grundzügen bis auf die Gegenwart unverändert beibehalten worden [6]. Seine ‚Ephemeriden‘ wurden für die wissenschaftliche Ausbildung der Nautik von maßgebender Bedeutung [7]. Sein großartiges Unternehmen, alle wichtigen mathematischen, physicalischen und geographischen Werke des Alterthums und des Mittelalters in kritisch gereinigten Texten und mit den nothwendigen Erläuterungen durch den Druck zu veröffentlichen, kam in Folge seines frühzeitigen Todes († 1476) über die ersten Anfänge nicht hinaus; aber er hatte doch dadurch den Anstoß gegeben, daß größtentheils in der ersten Hälfte des sech-

---

[1] Günther 236 Note. Gerhardt 9—11. [2] Aschbach 1, 490 Note 3.

[3] Gerhardt 9—11. [4] Aschbach 1, 487 Note.

[5] ‚Regiomontan ist einer der außerordentlichsten Menschen, die je gelebt haben. Sein umfassendes Wissen, das sich über das gesammte Gebiet der mathematischen Wissenschaften erstreckte, seine glühende Begeisterung für die Verbreitung und Erweiterung derselben sichern ihm einen Ehrenplatz unter den größten Männern Deutschlands. Er übte nicht nur auf seine Zeitgenossen den mächtigsten Einfluß, sondern er bestimmte auch mehrere Menschenalter hindurch die Richtung wissenschaftlicher Bestrebungen.‘ ‚Er gab den kräftigen Anstoß, daß die mathematischen Studien in Deutschland ein Jahrhundert hindurch zu einer Blüte kamen wie in keinem andern Lande.‘ Gerhardt 22. 23.

[6] Günther 246. Gerhardt 11.

[7] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 133. Gerhardt 131 Note.

zehnten Jahrhunderts zu Wien und Basel die Werke der hervorragendsten Mathematiker des Alterthums herausgegeben wurden [1]. In der Einrichtung des Kalenders ist Regiomontan bis heute mustergültig geblieben [2].

Der größte Nutzen seiner rastlosen Thätigkeit kam der Stadt Nürnberg zu Gut. Dort hatte er seit dem Frühling 1471 vier Jahre hindurch seine Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie, in den verschiedenen Zweigen der Naturkunde und in der Industrie practisch in's Leben einzuführen gewußt. Er hatte eine eigene Druckerei für mathematische und astronomische Schriften sowie eine Werkstätte für die Anfertigung astronomischer Instrumente, Maschinen und Räderwerke, Compasse, Himmelsgloben und Landkarten errichtet und die erste Sternwarte in Deutschland erbaut [3].

Unter Regiomontan's zahlreichen Schülern erlangte Martin Behaim († 1507) als Cosmograph und Seefahrer einen weltgeschichtlichen Namen; der Pfarrer Johann Werner († 1528) stellte viele meteorologische und astronomische Beobachtungen an und gewann für den mathematisch-physicalischen Zweig der Erdkunde eine gewaltige Bedeutung [4]. Selbst der Maler Albrecht Dürer konnte sich des durch den Einfluß Regiomontan's in Nürnberg übermächtig gewordenen Zuges zur Mathematik und zur Sternkunde nicht erwehren. In seiner im Jahre 1525 erschienenen ,Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit' bot er ein ausgezeichnetes geometrisches Lehrbuch dar und bahnte die Wege für die Behandlung der darstellenden Geometrie; seine trefflich gezeichnete und in Holz geschnittene Himmelskarte war im Abendlande das erste Werk dieser Art [5]. Während die classischen Studien an dem in Nürnberg errichteten Gymnasium keineswegs gedeihen wollten, vielmehr zusehends verkümmerten [6], war Johann Schoner, der auf Rath Melanchthon's im Jahre 1526 die mathematische Lehrstelle an der Anstalt übernahm und bis zu seinem Tode im Jahre 1547 ununterbrochen bekleidete, von sämmtlichen Lehrern der einzige, welchem es niemals an Zuhörern gebrach [7]. Schoner wurde durch Willibald Pirkheimer bei der Verfertigung astronomischer Instru-

---

[1] Günther 248. Gerhardt 135. [2] Wolf, Gesch. der Astronomie 95.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 131—132.

[4] Siehe Günther, Studien zur Gesch. der mathematischen und physikalischen Geographie (Halle 1879) S. 273—331. Wolf, Gesch. der Astronomie 100. Gerhardt 23—25. ** Vergl. Günther, Martin Behaim. Bamberg 1890.

[5] Günther, Gesch. des mathematischen Unterrichts 354—358. Gerhardt 25—27. Wolf, Gesch. der Astronomie 423. ** Vergl. auch Cantor 421 fl., und H. Staigmüller, Dürer als Mathematiker. Programm des Realgymnasiums. Stuttgart 1891. Siehe ferner Neue Heidelberger Jahrbücher 1891, 1, 17—31: Cantor, A. Dürer als Schriftsteller.

[6] Vergl. unsere Angaben oben S. 62—63.

[7] Heerwagen, Zur Gesch. der Nürnberger Gelehrtenschulen (Nürnberg 1867) S. 11.

mente wesentlich unterstützt, arbeitete eine Reihe mathematischer und astronomischer Werke aus und besorgte neben deren Veröffentlichung die Herausgabe verschiedener von Regiomontan und Johann Werner hinterlassener Schriften [1].

Nächst Nürnberg erlebte Wien, der alte Brennpunkt mathematischer Bildung in Deutschland, eine neue glänzende Zeit auf diesem Gebiete, nachdem Kaiser Maximilian I. an der dortigen Universität zwei ordentliche und ständige Lehrstühle der Mathematik und der Astronomie errichtet hatte. Zu den angesehensten Vertretern dieser Wissenschaften gehörten Andreas Stöberl (Stiborius) aus Oettingen in Bayern († 1515) und dessen Landsmann und Schüler Georg Tannstetter, genannt Collinitius († 1535), welcher ein ganz neues Fach, die physicalische Geographie, in den Kreis der academischen Lehrgegenstände einführte [2]. Um die Mitte des Jahrhunderts erlosch der Ruhm der Wiener mathematischen Schule mit Johannes Vögelin aus Heilbronn [3].

Unabhängig von der Universität wirkte in Wien Christoph Rudolf aus Jauer in Schlesien, ein Schützling des Fürstbischofs Sebastian von Brixen. Er verfaßte im Jahre 1525 das erste Lehrbuch der Algebra in deutscher Sprache. Im folgenden Jahre gab er ein Rechenbuch heraus, dessen Einrichtung allen späteren Rechenbüchern zum Vorbilde diente, auch jenem des Annaberger Bergbeamten Adam Riese († 1559), welches unter allen die weiteste Verbreitung fand [4]. Der lutherische Pfarrer Michael Stifel († 1567) besorgte im Jahre 1553 von Rudolf's Algebra eine neue und verstärkte Auflage und veröffentlichte mehrere sowohl für die theoretische als die practische Arithmetik werthvolle Schriften; er ist der letzte beachtenswerthe deutsche Algebraist des sechzehnten Jahrhunderts [5].

Mit der Wiener Schule in Verbindung stand der dort gebildete Peter Bienewitz, genannt Apian, aus Leisnig in Sachsen. Seine zuerst im Jahre 1524, später in zahlreichen Auflagen erschienene ‚Cosmographie' verschaffte ihm den Namen eines der gelehrtesten Cosmographen; im Jahre 1527 wurde er zum ‚Ordinarius der Astronomie' an die Universität Ingolstadt berufen und wirkte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1552. Wegen seiner Geschicklichkeit in Erfindung astronomischer Instrumente ernannte ihn Carl V. zum kaiserlichen Mathematiker und erhob ihn in den Adelstand. Große Verdienste erwarb er sich namentlich auch um die cometarische Astronomie; er zählt zu den Wenigen, welche den Wahnglauben, daß man in einem Cometen eine

---

[1] Wolf 100—101. [2] Aschbach 2, 271—277. 374—376.
[3] Aschbach 2, 339—343. [4] Gerhardt 38 fll. 54 fll. ** Cantor 385 fll.
[5] Gerhardt 60—74. Wolf 340—341. ** Cantor 394 fll.

‚vorbedeutende‘ Naturerscheinung zu erblicken habe, öffentlich bekämpften. Sein Sohn und Nachfolger in der mathematischen Professur, Philipp Apian, war einer der tüchtigsten Kartographen der Zeit. Er trat zum Protestantismus über und mußte im Jahre 1568 Ingolstadt verlassen, weil er sich auf das allen Professoren vorgeschriebene Tridentinische Glaubensbekenntniß nicht verpflichten wollte; er wurde dann Professor an der Universität zu Tübingen, aber auch dort abgesetzt, als er sich weigerte, die Concordienformel zu unterschreiben; in sehr dürftigen Verhältnissen starb er im Jahre 1589 [1].

Eine außerordentlich vielseitige Lehrthätigkeit als Mathematiker, Physiker und Astronom entwickelte in Ingolstadt der Jesuit Christoph Scheiner, geboren im Jahre 1573 zu Wald, einem Dorfe bei Mindelheim in Schwaben. Er las in den Jahren 1610—1616 unter Anderm über sphärische Astronomie, über ‚Sonnenuhren und deren Construction‘, über practische Arithmetik und Geometrie, über Cosmographie, Optik, Gnomonik, sowie über den Bau der um das Jahr 1608 in den Niederlanden aufgekommenen, von dem großen Italiener Galilei verbesserten Fernrohre, deren Bedeutung für die Astronomie und deren Gebrauch zu militärischen Zwecken und zur Feldmessung. Er erfand im Jahre 1603 den Storchschnabel, schrieb wichtige Erörterungen über die Kegelschnitte, bearbeitete mit Sorgfalt und Erfolg sowohl die Anatomie des Auges als die physicalische Optik; er war der Erste, welcher die Rotationszeit der Sonne und die Lage ihres Aequators wirklich bestimmte, und einer der Ersten, welche die Sonnenflecken entdeckten; er zuerst durchschaute sofort die Bedeutsamkeit dieser Entdeckung und regte die wissenschaftliche Welt zur Beschäftigung mit diesem Phänomen an. Auch auswärtige Gelehrte, unter diesen der Niederländer Carl Malapertius, suchten ihn auf, um die Einrichtungen und die Methoden kennen zu lernen, deren er sich zu seinen Beobachtungen der Sonnenflecken bediente. In der ansehnlichen Zahl seiner Schüler ragt sein Ordensgenosse und Nachfolger in der Professur zu Ingolstadt Johann Baptist Cysat aus Luzern hervor, der erste Entdecker der Nebelflecken im Gürtel des Orion und Verfasser einer vorzüglichen Schrift über den im Jahre 1618 erschienenen Cometen [2].

---

[1] Siehe Günther, Peter und Philipp Apian, zwei deutsche Mathematiker und Kartographen. Prag 1882. Wolf 264—266. 407—408. Wiedemann, Aventin 58—66. ‚Die Münchener Globen Philipp Apian's‘, im Jahrbuch für Münchener Gesch. 2, 131—148. ** Cantor 369 fll. Ph. Apian's Topographie von Bayern, herausgeg. von dem Histor. Verein von Oberbayern. München 1880. H. Wagner, Die dritte Weltkarte P. Apian's vom Jahre 1530 und die pseudo-apianische Weltkarte von 1551, in den Nachrichten der Gött. Gesellsch. der Wissensch. 1892 No. 16.

[2] A. v. Braunmühl, Christoph Scheiner als Mathematiker, Physiker und Astronom (Bamberg 1891), und dessen Aufsatz ‚Zur Geschichte der Entdeckung der Sonnenflecken‘ in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung 1890 No. 107. In ersterer Schrift be-

Den lebhaftesten Antheil an den gewaltigen mathematischen und astronomischen Fragen, welche seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Gelehrten bewegten, nahm auch der Jesuit Christoph Schlüssel, genannt Clavius, aus Bamberg († 1612 zu Rom). Seine neue Ausgabe des Euclid vom Jahre 1574 erlebte in Cöln, Frankfurt, Graz, Amsterdam und anderwärts viele neue Auflagen[1]. Im Jahre 1611 erschien zu Mainz eine Gesammtausgabe seiner ‚Mathematischen Werke‘ in fünf Foliobänden. Er behandelt darin unter Anderm die ebene und sphärische Trigonometrie, die practische Geometrie, die practische Arithmetik und Algebra, die Verfertigung und den Gebrauch der Sonnenuhren, deren Theorie er näher begründete. Den weitesten Ruf erlangte er durch seine zahlreichen Schriften über den neuen Gregorianischen Kalender, welchen er gegen die Angriffe der Protestanten vertheidigte[2]. Mit dem Coppernicanischen System war er nicht einverstanden, weil er es für unmöglich hielt, daß, wie Coppernicus lehre, die Erde mehrere Bewegungen gleichzeitig haben könne.

Nicolaus Coppernicus, der Schöpfer der neuern Astronomie, wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn geboren. Sein Vater ‚Niklas Koppernigk‘ war wahrscheinlich slavischer, seine Mutter Barbara Watzelrode war deutscher Abkunft. In Krakau, wo er (1491—1494) gleichzeitig mit dem durch seine Schriften über das Astrolabium bekannten Jacob Köbel aus Heidelberg studirte, hatte er die beste Gelegenheit, Vorlesungen über alle Theile der Mathematik zu hören, und wurde dort gründlich in die Kunst der Handhabung astronomischer Werkzeuge eingeführt. Schon damals erklärte er die Schriften Peuerbach's und Regiomontan's. Zu seiner weitern Ausbildung ging er nach Bologna und Padua und hielt im Jahre 1500 zu Rom vor einem ansehnlichen Zuhörerkreis Vorlesungen über Astronomie, genoß große Auszeichnung und wurde Regiomontan ebenbürtig zur Seite gestellt.

---

spricht Braumühl ausführlich den bezüglich der Entdeckung der Sonnenflecken zwischen Scheiner und Galilei entbrannten Prioritätsstreit. Ueber Scheiner und Cysat vergl. auch Wolf 255. 319—320. 391—394. 409. 419, ** und Cantor 633 fll.

[1] ** Ueber die Ausgabe des Euclid durch Clavius und die hohe Anerkennung, welche dieses Werk fand, bemerkt Cantor 512, ‚daß selten eine solche Anerkennung in gleich hohem Maße verdient‘ gewesen sei. ‚Clavius hat in einem umfang- und inhaltreichen Bande vereinigt, was die früheren Herausgeber und Erklärer da und dort zerstreut mitgetheilt hatten. Er hat bei dieser Sammlung scharfe Kritik geübt, alte Irrthümer aufgedeckt und vernichtet. Er ist keiner einzigen Schwierigkeit aus dem Wege gegangen. Er hat vielfach eigene Erläuterungsversuche mit Glück versucht.‘

[2] De Backer 1, 1291—1295.

Seine spätere Lebenszeit verbrachte er meist als Domherr in Frauenburg. Sein Hauptwerk ‚Ueber die Revolutionen der Himmelskörper‘ (De revolutionibus orbium coelestium), welches ihn seit dem Jahre 1509 beschäftigt hatte, vollendete er im Jahre 1530, gab es aber erst kurz vor seinem am 24. Mai 1543 erfolgten Tode zum Drucke heraus. Auf Anrathen seines Freundes Tiedemann Giese, Bischofs von Culm, widmete er das Werk dem Papste Paul III. ‚Es scheint mir,‘ schrieb er an denselben, ‚daß diese meine Arbeit, wenn mich nicht Alles täuscht, auch dem kirchlichen Gemeinwesen, dessen höchste Regierung in Deinen Händen ist, von Nutzen sein werde.‘[1]

Die Hauptsätze, in welchen Coppernicus die Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen aussprach, lauten: Die Welt und die Erde haben die Gestalt einer Kugel; der Mittelpunkt der Welt ist die Sonne, welche feststeht und um welche die Planeten, unter diesen die Erde, sich bewegen; die Erde hat eine doppelte Bewegung, eine tägliche um ihre eigene Axe und eine jährliche um die Sonne. ‚Durch keine andere Anordnung habe ich‘, erklärte Coppernicus, ‚eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Weltalls, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron gesetzt habe.‘

Das neue Weltsystem rief in allen Kreisen eine unbeschreibliche Aufregung hervor, und die meisten Mathematiker und Astronomen, Physiker, Philosophen und Theologen des Jahrhunderts nahmen gegen dasselbe eine ablehnende, wenn nicht feindliche Stellung ein.

Zu den Wenigen, welche auf protestantischer Seite entschlossen für Coppernicus Partei nahmen, gehörte Georg Joachim, nach seinem damals zu Rhätien gerechneten Geburtsorte Feldkirch Rhäticus genannt, Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg. Er hatte zwei Jahre (1539—1541) bei Coppernicus in Frauenburg zugebracht und erachtete es für sein ganzes Leben als das höchste Glück, mit jenem ‚größten und anstaunungswerthen Mann‘ näher bekannt geworden zu sein[2]; er gab die erste genauere Mittheilung über das System des Coppernicus und besorgte dessen Werk zum Drucke. Erasmus Reinhold, Professor der Mathematik zu Wittenberg (1536—1553), verfertigte auf Grund der Beobachtungen und Rechnungen des Coppernicus seine berühmt gewordenen Neuen astronomischen (sogenannten Prutenischen)

---

[1] Wolf 222—242. Hipler 9—53. Bruhns, Artikel über Coppernicus in der Allgemeinen deutschen Biographie 4, 461—469, wo am Schluß auch die nähere Literatur über Coppernicus angeführt wird; vergl. auch den Artikel über Coppernicus in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 3, 1079 fll., ** und die Monographie von Prowe. 2 Bde. Berlin 1883—1884.

[2] Hipler 49. ** Vergl. Prowe 1, 1, 387 fll.

Tafeln', jedoch dessen System nahm er nicht an; sein Schüler und Nachfolger in Wittenberg, Caspar Peucer, zeichnete sich durch mehrere astronomische Arbeiten aus, hielt aber an der Lehre fest, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt ruhe. Das Coppernicanische System sei, sagte er, absurd und unwahr, man könne es, ohne Aergerniß zu geben, nicht vortragen [1].

Entschiedenen Widerstand gegen dasselbe leisteten die Wittenberger Theologen. Luther nannte Coppernicus ‚einen Narren', ‚der die ganze Kunst Astronomiä umkehren' wolle. ‚Aber wie die Heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich.' [2] Auch Melanchthon, obgleich er das Studium der Mathematik, Physik und Astronomie eifrig betrieb und an der Wittenberger Universität zu fördern suchte [3], sprach sich nicht günstiger über das neue Weltsystem aus; er konnte dasselbe nicht mit der Bibel und seinen theologischen Ansichten reimen [4]. In Tübingen wagte der dort seit dem Jahre 1583 ungemein thätige Mathematik-Professor Michael Mästlin aus Furcht vor den Theologen nicht, die Lehre des Coppernicus, von deren Richtigkeit er überzeugt war, öffentlich vorzutragen, folgte vielmehr in seinen Vorlesungen dem alten Ptolemäischen System [5].

Muthvoll dagegen trat Mästlin's Schüler Johann Kepler, der Stolz Deutschlands, für Coppernicus ein. Geboren am 27. December 1571 zu ‚Weil der Stadt', verbrachte Kepler in ärmlichen Verhältnissen eine freudenlose Jugend. Nachdem er die ‚Klosterschule' zu Adelberg und die höhere Schule zu Maulbronn besucht hatte, bezog er im Jahre 1589 die Universität Tübingen, wo er zum Studium der Theologie in dem landesfürstlichen ‚Stifte' unentgeltliche Aufnahme fand. Mit allem Fleiße lag er seinem Fachstudium ob, wandte sich jedoch mit besonderer Vorliebe, unter Leitung Mästlin's, mathematischen und astronomischen Forschungen zu, vertheidigte bereits als

---

[1] Schuster 86. [2] Vergl. Hipler 8.

[3] Bernhardt, Philipp Melanchthon als Mathematiker und Physiker. Wittenberg 1865. ** Siehe ferner L. Hofmann, Melanchthon als Mathematiker und Physiker: Prakt. Physik 275 fll. 332 fl., und H. Nentwig, Die Physik an der Universität Helmstädt (Wolfenbüttel 1891) S. 13 fll.

[4] Näheres bei Beckmann, Forschungen zur Gesch. des Coppernicanischen Systems, in der Zeitschr. für die Gesch. Ermlands Bd. 2 und 3. Diesen ‚Forschungen verdanken wir die Constatirung der Thatsache, daß die Opposition gegen das Coppernicanische System von der Schule von Wittenberg ausging und von ihr bis in die neueste Zeit hin vorzugsweise getragen wurde'; vergl. Hipler 8 Note.

[5] Gerhardt 74. ‚In dieser Zeit waren die Universitäten nicht die Stätten, wo freies wissenschaftliches Leben gedeihen konnte', weil ‚in Folge der Reformation fast nur theologische Streitfragen die Geister beschäftigten, orthodoxe Eiferer in Glaubenssachen sich fest an das Althergebrachte klammerten und jede freie wissenschaftliche Regung und Neuerung verfolgten und unterdrückten'.

‚Stiftler‘ die Behauptungen des Coppernicus und verfaßte eine eigene Abhandlung zu Gunsten der Axendrehung der Erde. Dadurch kam er bei seinen theologischen Lehrern in einen übeln Ruf und wurde von denselben frühzeitig als untauglich zum Kirchendienst bezeichnet.

Kepler übernahm deßhalb im Jahre 1594 eine ihm angebotene Stelle als ‚Landschafts-Mathematicus‘ an dem ständisch-protestantischen Gymnasium zu Graz, wo aber die mathematischen Studien so wenig Achtung genossen, daß er schon im zweiten Jahre meist ohne Zuhörer war. ‚Damit er nun‘, wie die steierischen Stände im Jahre 1595 sich aussprachen, ‚seine Besoldung nicht umsonst einnehme‘, mußte er auch ‚Virgilium und Rhetorik‘ lehren und den Landschafts-Kalender sammt meteorologischen und politischen ‚Prognosticis‘ abfassen [1].

So suchte er denn in die Geheimnisse der Astrologie einzudringen, und da er gleich mit seinem ersten Kalender auf das Jahr 1595 das Glück hatte, daß seine Prophezeiungen von Bauernunruhen und von einem ausnehmend strengen Winter eintrafen, galt er bald für einen ausbündigen Astrologen, und sehr Viele vom Adel ließen sich von ihm ‚die Nativität‘ stellen und ihre künftigen Lebensschicksale voraussagen. ‚Die Astrologia ist wohl‘, schrieb er, ‚ein närrisches Töchterlin; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß deroselben zu ihrem Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eingeschwatzt und eingelogen werden muß. Und seind der Mathematicorum Salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter Nichts erwürbe.‘

Auf manchen Universitäten konnte der Mathematiker oder Astronom entweder überhaupt nur als Astrolog eine ihn ernährende Stellung erhalten, oder er war wenigstens gezwungen, sich durch ‚Prognosticiren‘ einen zu seinem Lebensunterhalte nothwendigen Nebenverdienst zu verschaffen [2]. Es wurden an den Universitäten wohl eigene Vorlesungen über ‚Nativitäten‘ gehalten, zum Beispiel im Jahre 1563 von Professor Schönborn zu Wittenberg [3].

---

[1] Ueber die Abneigung des protestantischen Adels gegen die Wissenschaften schrieb C. Zehentmayer, der protestantische Secretär der steierischen Abgeordneten, an Kepler: ‚Gäbe es doch unter unseren Adelichen Einige, welche die Pfleger der Wissenschaften zu schätzen wüßten, gegen geziemende Kenntnisse nicht eine Abneigung an den Tag legten! Aber, weil sie in dichter Unwissenheit über Alles dahinleben und ihr Urtheil durch gänzliche Bildungslosigkeit darnieder gehalten wird, hassen sie alles Wissen und bekümmern sich um Niemand weniger als um gelehrte und durch ihre Kenntnisse ausgezeichnete Männer.‘ Hurter, Ferdinand der Zweite 1, 511—512.

[2] Wolf 82—83. 285. Schuster 1—5. 13—14. Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 442 fll.

[3] Grohmann 1, 186.

‚Wer Noth leidet, ist ein Sclave,‘ schrieb Kepler an seinen Gönner Georg Herwart von Hohenburg, katholischen Kanzler des Herzogs von Bayern, im September 1599, ‚aber Niemand wird freiwillig ein Sclave sein wollen. Wenn ich zeitweilig Nativitäten und Kalender verfertige, so ist mir das eine unerträgliche Sclaverei, aber sie ist nothwendig; um meinen Jahrgehalt, meinen Titel und meinen Wohnsitz behalten zu können, muß ich der unwissenden Neugier zu Willen sein.‘ [1]

Als Herwart zwei Jahre früher mit Kepler Verbindungen anzuknüpfen gewünscht hatte, benutzte er den Pater Christoph Grienberger, Professor der Mathematik am Grazer Jesuitencolleg, als Vermittler [2]. Mit den Jesuiten nämlich stand Kepler in freundlichen Beziehungen, auch nachdem er in Folge der von dem Erzherzog Ferdinand für Steiermark ergriffenen Religionsmaßregeln [3] sich genöthigt sah, Graz zu verlassen. Die Jesuiten blieben stets seine aufrichtigen Gönner und unterstützten ihn aus allen Kräften bei seinen mathematisch-astronomischen Arbeiten. Bei ihrer Verbreitung über alle Erdtheile, bei dem regen brieflichen Verkehr, welchen besonders ihre zahlreichen Astronomen und Mathematiker mit einander unterhielten, und bei dem Eifer, mit welchem sie gerade diesen Wissenschaften sich hingaben, stand ihnen ein reicher und erlesener Schatz von Beobachtungen zu Gebote. Diesen Schatz theilten sie neidlos dem protestantischen Astronomen mit, damit er seine großartige Combinationsgabe zum Besten der Wissenschaft daran erprobe, und sie freuten sich, wenn durch neue glänzende Leistungen sein Ruhm sich hob. Kepler seinerseits war den Jesuiten von Herzen dankbar für alle ihre Bemühungen und brachte ihnen eine aufrichtige Freundschaft entgegen [4].

Bei seinen lutherischen Glaubensgenossen dagegen fand er nicht die geringste Unterstützung; vergebens bemühte er sich, in seiner Heimath Württemberg eine Stelle zu erhalten; er wurde, weil er der Concordienformel unbedingte Unterwerfung versagte, in den Bann gethan und von der kirchlichen Oberbehörde Württembergs, dem Stuttgarter Consistorium, als ein ‚Schwindelhirnlein‘ bezeichnet [5]. Von Seiten der Protestanten wurde es schon wie ein Abfall von

---

[1] Schuster 205.

[2] C. Anschütz, Ungedruckte wissenschaftliche Correspondenz zwischen Johann Kepler und Herwart von Hohenburg (Prag 1886) S. 4.

[3] Vergl. darüber unsere Angaben Bd. 5, 245 fll.

[4] Für das Gesagte findet sich eine Fülle unanfechtbarer Belege in dem Aufsatze ‚Kepler und die Jesuiten‘ in der Beilage des Grazer Volksblattes 1886, No. 214—220, und bei Schuster 194—230. Aus diesen Belegen geht auch hervor, daß auf Seiten der Jesuiten von einer verwerflichen ‚Proselytenmacherei‘ keine Rede war. Ueber andere katholische Gönner und Förderer Kepler's (Erzbischof Ernst von Cöln, die Aebte von Admont und Kremsmünster und so weiter) vergl. Schuster 192—193.

[5] Vergl. P. Stark, Joh. Kepler. Sein Verhältniß zur schwäbischen Heimath

dem ‚reinen Evangelium' angesehen, daß Kepler mit aller Entschiedenheit zu Gunsten des verbesserten Gregorianischen Kalenders eintrat und seinem frühern Lehrer Michael Mästlin, einem leidenschaftlichen Gegner desselben, erklärte: ‚Es ist eine Schande für die Deutschen: sie haben die Kunst der Kalenderverbesserung erfunden und sind nun' — das heißt die deutschen Protestanten — ‚das einzige Volk, welches der Verbesserung selbst entbehrt.' [1]

Auf Empfehlung Herwart's von Hohenburg kam Kepler im Jahre 1600 an den Kaiserhof Rudolf's II. zu Prag und wurde im folgenden Jahre, nach dem Tode des berühmten dänischen Astronomen Tycho de Brahe, des Hofmathematicus und Vorstehers der kaiserlichen Sternwarte, zu dessen Nachfolger ernannt. In seinem lutherischen Glauben wurde er ebensowenig behindert als der Schweizer Jost Bürgi, der Verbesserer der trigonometrischen Tafeln, Erfinder der Decimalbruchrechnung, der Logarithmen und der Pendeluhr, welcher früher an der von dem hessischen Landgrafen Wilhelm IV. in Cassel errichteten Sternwarte gewirkt hatte, seit dem Jahre 1603 gleichzeitig und in Verbindung mit Kepler in Prag lebte und die Stelle eines kaiserlichen Kammeruhrmachers bekleidete [2].

Für Kepler war die Zeit seines Prager Aufenthaltes die eigentliche Glanzperiode in seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit. Er arbeitete in dem vollen Bewußtsein, daß er ‚nicht allein dem Kaiser, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, nicht allein für die Mitwelt, sondern auch für die Nachwelt' sich bemühe. ‚Wenn Gott mir beisteht und für die Kosten Vorsehung thut, hoffe ich Etwas zu leisten.'

Dieses Etwas bestand in der Auffindung der drei nach ihm benannten Gesetze, durch welche die wahre Form der Bahnen, die Schnelligkeit der Bewegung und der harmonische Zusammenhang der Planeten unter sich und mit der Sonne bestimmt und erklärt wurden. Erst mit diesen Gesetzen wurde das Coppernicanische Weltsystem mathematisch begründet [3].

Die Herausgabe des Werkes, in welchem Coppernicus dieses System niedergelegt hatte, war durch den Cardinal Nicolaus Schönberg und den katholischen Bischof Tiedemann Giese von Ermland auf das eifrigste betrieben

---

1596—1619, in Niedner's Zeitschr. für histor. Theologie 38, 3—88. Schuster 138—190.

[1] Ueber die Kalenderstreitigkeiten und Kepler's Stellung in denselben vergl. unsere Angaben Bd. 5, 361 fll.

[2] Wolf 273 fll. 370 fll., und dessen Aufsatz: Joh. Kepler und Jost Bürgi (Zürich 1872). Gerhardt 75—83. 116—120.

[3] Gerhardt 100—112. ‚Der Ruhm also gebührt dem Kaiser Rudolf, während er das Reich in Trümmer fallen ließ, den Mann, der die Ordnung des Weltalls nachzuweisen vermochte, auf den rechten Standort gesetzt zu haben.' C. A. Menzel 3, 155.

worden, Papst Paul III. hatte die Widmung desselben angenommen, unter dreizehn Päpsten (von Paul III. bis Paul V.) durfte es ungestört in der ganzen katholischen Christenheit gelesen und verbreitet werden; nachdem aber die großen mathematisch-astronomischen Fragen auf das Gebiet der biblischen Exegese herübergezogen worden, erfolgte im Jahre 1616 ein Decret der römischen Indexcongregation, des Inhalts: ‚das Werk des Coppernicus sei zu suspendiren, bis es verbessert worden', das heißt, bis die Stellen verbessert würden, in welchen es nicht hypothetisch, sondern in bestimmter Behauptung über die Stellung und die Bewegung der Erde spricht [1].

[1] Vergl. darüber die bei Wolf 252 angeführten Stellen eines Indexdecretes vom Jahre 1620; vergl. auch, was Johann Remus über den Ursprung und die Bedeutung des Decretes vom Jahre 1616 an Kepler schrieb, bei Schuster 128 Note. Kepler selbst erklärte ‚den ungestümen Eifer einiger Männer, welche astronomische Lehrsätze an unpassenden Orten und in unschicklicher Weise vorgetragen' hätten, als die Ursache, daß in dem Decrete von 1616 ‚die Lesung des Coppernicus, die seit 80 Jahren vollständig frei gestanden, nun untersagt worden sei, bis das Werk corrigirt werde'; die ‚suspensio' werde wieder aufgehoben werden, sobald das Coppernicanische System durch klare Beweise begründet und als richtig erkannt worden sei. Schuster 131—134.

V. Naturwissenschaften.

Das Studium der eigentlichen Naturwissenschaften stand in Deutschland am Ausgange des Mittelalters noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Es herrschten fast allenthalben jene wunderbaren Ansichten über die Naturproducte, welche ebenso poetisch wie unwissenschaftlich sind [1]. Den verschiedenen Thieren und Pflanzen wie Mineralien schrieb man die seltsamsten magischen Eigenschaften und Kräfte zu; ganz unbedenklich nahm man in dieser Hinsicht die unwahrscheinlichsten und sonderbarsten Nachrichten der Vorzeit in Treue und Glauben hin. Das erste Lebenselement der Naturwissenschaft, die unmittelbare, methodisch geübte Beobachtung der Wirklichkeit, fehlte fast gänzlich. Diesem niedrigen Stande der Naturwissenschaften entsprechend waren auch die einzelnen Fächer derselben, welche später jedes für sich oft die ganze Kraft eines Forschers beanspruchen sollten, ungetheilt. Die Gestein-, Pflanzen- und Thierkunde ward fast stets in einem Werke vereinigt und nur insofern berücksichtigt, als ein handgreiflicher Nutzen für den Menschen daraus zu schöpfen möglich schien. Die Kenntniß der Naturproducte galt als Nebensache, weil man nur den Wirkungen derselben in medicinischer und pharmaceutischer Hinsicht seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es waren deßhalb hauptsächlich Aerzte, welche über Mineralien und Pflanzen schrieben, während man sich mit den Thieren fast nur als wunderbaren Geschöpfen Gottes beschäftigte. An eine Beobachtung der Natur dachte man um so weniger, je größern Werth man auf kritiklose Wiederholung der Nachrichten der Vorgänger legte. Nur sehr langsam trat hier ein Umschwung zum Bessern ein.

Auf dem Gebiete der Mineralogie entfaltete in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine überaus wichtige Thätigkeit ein Gelehrter, welcher unter allen Stürmen der Zeit ein treuer Sohn der alten Kirche blieb: Georg Agricola.

---

[1] Grimm, Altdeutsche Wälder (Frankfurt 1816) 3, 36. Holland, Gesch. der deutschen Literatur 162.

Dieser hochbedeutende Mann erblickte das Licht der Welt am 24. März 1494[1] zu Glauchau in Sachsen. Seinen deutschen Familiennamen Bauer vertauschte er der Sitte der Zeit gemäß auf der Universität Leipzig mit dem lateinischen Agricola. An der genannten Hochschule wandte sich der talentvolle Jüngling philologischen Studien zu und hörte besonders den berühmten Petrus Mosellanus. Auf Empfehlung dieses Gelehrten ward der erst fünfundzwanzigjährige Baccalaureus bei der Erweiterung der Zwickauer Lateinschule im Jahre 1519 als Rector extraordinarius und Lehrer der griechischen Sprache an diese Anstalt berufen. In Zwickau begann der bereits literarisch thätige junge Philologe sich auch für Mineralogie und Bergbau zu interessiren. Im Jahre 1522 verließ er jedoch seine Stellung, um Lector seines Freundes und Gönners Mosellanus zu werden. Nachdem dieser treffliche Mann gestorben, trat Agricola eine Reise nach Italien an, auf der er die Philologie mit der Medicin vertauschte. Nach gründlichen Studien in Bologna, Venedig und Ferrara und Erwerbung des Doctorhutes in der zuletzt genannten Stadt kehrte er Ende 1526 nach der Heimath zurück. Schon im folgenden Jahre nahm er die Stelle eines städtischen Arztes in der Bergstadt Joachimsthal an[2].

Die Wahl des neuen Wohnortes wurde für die fernere wissenschaftliche Thätigkeit Agricola's von entscheidender Bedeutung. Seit 1516 blühte in Joachimsthal der Silberbergbau in außerordentlicher Weise: ein armer Bergmann, der mit seinem Weibe allein schurfte, soll in Einem Zuge unglaublich hohe Summen gewonnen haben. Im Jahre 1518 wurden die bekannten Joachimsthaler geprägt, 1520 der Ort zu einer freien Bergstadt erhoben[3]. In Folge des regen Berglebens in seiner nächsten Umgebung erwachte bei Agricola wieder die Vorliebe für mineralogische Forschungen. Bald gehörte jede freie Stunde, welche ihm sein ärztlicher Beruf übrig ließ, dem Studium der Mineralogie, Metallurgie und Geologie. Seine Stellung als Arzt brachte ihn in beständigen vertrauten Verkehr mit den Bergleuten, und von diesen eignete sich der wißbegierige Mann bald eine Menge sonst schwer zu erwerbender, oft mit dem Deckmantel des Geheimnisses umgebener Kenntnisse an. ,Unermüdlich studirte er die aus den Bergwerken gewonnenen Erze, die Art ihres natürlichen Vorkommens und ihrer Gewinnung, beobachtete mit richtigem Verständnisse und großem Scharfblicke, wie die in dem Bergbau gewonnenen Erze

[1] Nicht 1490, wie Gümbel (in der Allgemeinen deutschen Biographie 1, 143) und Cotta (Gesch. der Geologie 10) angeben.

[2] Vergl. Schmid 12 fl. Jacobi 2 fll. Laube 92 fll. Siehe auch E. Herzog, G. Agricola, in den Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins 1865 S. 365 fl. F. Falk wird demnächst in den Hist.-pol. Bl. über Agricola einen Aufsatz veröffentlichen.

[3] Jacobi 9 fl., und Laube 78.

durch hüttenmännische Processe zu Gut gemacht wurden, und verglich Alles, was er selbst beobachtet hatte, mit dem, was die Gesammtliteratur seit den ältesten Zeiten über diesen Gegenstand mittheilte.' Das Ergebniß dieser Studien war die Erkenntniß, ‚daß von den Alten eigentlich nur mehr die Namen überkommen waren und daß sie selbst das Meiste nur nach dem Hörensagen gekannt hatten, überhaupt, daß das von den Alten Geschriebene auf die gegebenen Verhältnisse gar nicht passe, und daß man, um wenigstens die Namen und die wenigen Andeutungen doch an etwas Bestimmtes zu knüpfen, die passendsten Erze und Gesteine zu den Namen suchen müsse: also nicht den Namen zu dem Gegenstand, sondern umgekehrt, den Gegenstand zu dem Namen' [1].

Es kennzeichnet Agricola als classisch gebildeten Philologen, daß er die Resultate seiner mineralogischen Forschungen in der Form eines lateinischen Dialoges unter dem Titel ‚Bermannus, oder vom Metallwesen' Ende 1529 oder Anfangs 1530 bei Froben in Basel veröffentlichte [2]. Zwei in den Schriften der Alten wohlerfahrene Aerzte, Nicolaus Ancon und Johannes Näve, unterhalten sich mit Lorenz Bergmannus, dessen Vater Bergmann war, zunächst über das Aufkommen des deutschen Bergbaues, die hauptsächlichsten Bergorte und die Benennung der Gruben, der Maschinen und Localverhältnisse beim Bergbau. Dann wendet sich das Gespräch den aus den Joachimsthaler Gruben zu Tage geförderten Erzen zu. ‚Zuerst ist es das Bleierz, worüber sie discutiren und die Begriffe des Metalles und des metallähnlichen Erzes feststellen, dann der Kies, über welchen sie verschiedene auseinander laufende Ansichten kennen und worüber ihnen Bermann aus seiner Erfahrung treffliche Auskunft gibt; weiter kommen die Silbererze an die Reihe, später das Silber. Schritt für Schritt gelangen die Gelehrten der Ueberzeugung näher, daß das, was von den alten classischen Völkern überliefert wurde, den Verhältnissen wenig entspreche, und daß hier mehr zu heben liege, als man je erwartet habe. Die Silbererze kannten die Alten kaum, das gediegene Silber gar nicht, und zu den sechs bekannten Metallen hatten die Joachimsthaler Gruben ein neues, den Wismuth, geliefert. Da spricht es Nävius endlich selbst aus: so viel sei sicher, der sonst gelehrte Plinius habe Vieles gar nicht gekannt, und außer dem, was er in Spanien gesehen, habe er alles Andere von den Griechen abgeschrieben. Wie unklar und ungenügend auch die übrigen medicinischen Schriftsteller sind, verbergen sie auch keinen Augenblick; die Betrachtung über den Zinnober und ähnliche mineralische Körper

[1] Gümbel in der Allgemeinen deutschen Biographie 1, 144, und Laube 94.

[2] Bermannus sive de re metallica (deutsche Uebersetzung von F. A. Schmid. Freyberg 1806). Ueber die Zeit der Veröffentlichung siehe Jacobi 65.

gibt Gelegenheit dazu. Aber nicht nur auf die Erze, auch auf die anderen von den Alten genannten Mineralien, Gyps, Kohle, Steinmark, Vitriol ꝛc., dehnen sie ihre Betrachtung aus und fragen nach deren Vorkommen, Kennzeichen und Verwendbarkeit. Zuletzt, indem sie einsehen, wie durch die Lauigkeit der Aerzte in Bezug auf die Naturgeschichte die Heilkunde in tiefen Verfall gerathen ist, kommen sie zu dem löblichen Entschlusse, die hier begonnenen Studien fleißig fortzusetzen. Wie Galenus seiner Zeit den Orient bereiste, um das Vorkommen der von Dioscorides genannten mineralischen Heilmittel an Ort und Stelle zu studiren, so wollen sie die mineralischen Stoffe der Heimath aus eigener Anschauung kennen lernen, um so, ohne sich weiter um Jemanden zu kümmern, welcher darin ein Vergehen gegen die den alten Griechen schuldige Ehrerbietung erkennen möchte, eine neue Grundlage der Heilmittellehre zu schaffen.' [1]

Durch diese Schrift ist Agricola der Vater der neuern wissenschaftlichen Mineralogie geworden. Der gewaltige Fortschritt, welcher bei dem Meißen'schen Gelehrten zu Tage tritt, zeigt sich am besten durch einen Vergleich mit dem vielgerühmten Bergbüchlein: ‚Ein wolgeordnet und nutzlich Büchlein, wie man Bergwerck suchen und finden sol, von allerley Metall mit seinen Figuren nach Gelegenheyt deß Gebirges artlych angezeygt, mit anhangenden Berckamen, den anfahrenden Bergleuten vast dienstlich.' Der Verfasser dieses ältesten deutschen Bergbuches ist unbekannt; es ward 1518 bei Peter Schöffer in Worms gedruckt [2]. Nach einer Vorrede in Form eines Zwiegespräches zwischen einem Bergverständigen (Daniel) und einem Knappen (Knappius) behandelt die Schrift in zehn Abschnitten den Ursprung der Erze, die Natur der Gänge, Silber-, Gold-, Zinn-, Kupfer-, Eisen-, Blei- und Quecksilbererze; dann folgt eine Erklärung bergläufiger Bezeichnungen und Redensarten und eine kurze Bemerkung über das Hüttenwesen.

Schon aus dieser Inhaltsangabe ergibt sich, daß die Schrift nicht für den Mineralogen, sondern lediglich für den Practiker, den Bergmann, geschrieben ist. Ganz anders Agricola. Er vertritt den Standpunkt, daß ‚auch die Heilkunde ihren Antheil an den aus der Erde gegrabenen Schätzen verlange; nicht nur die zur Gewinnung der Metalle allein verwendbaren

[1] Laube 95.

[2] Eine genaue Wiedergabe des Bergbüchleins, dem auch die alten Holzschnitte in Facsimile beigegeben sind, lieferte H. v. Dechen, Das älteste deutsche Bergwerksbuch. Abdruck aus der Zeitschr. für Bergrecht. Bonn 1885. Vergl. dazu den Aufsatz von Daubrée im Journal des Savants, Juin-Juillet 1890. Welche Wunderkräfte das Mittelalter den Steinen, namentlich den Edelsteinen, zuschrieb, darüber vergl. den interessanten Aufsatz von A. Kaufmann in der Monatsschrift für Gesch. Westdeutschlands (1880) 6, 112 fll.

Mineralien, auch andere zieht er in den Bereich der Betrachtung und spricht den Satz aus, daß hier ein von den alten Philosophen nur nothdürftig gekanntes Feld der Wissenschaft ausgebreitet liege, das man selbständig bebauen müsse. Damit war die Grundlage der wissenschaftlichen Mineralogie gelegt, Joachimsthal war berufen ihre Wiege, ein deutscher Arzt ihr Vater zu sein.'[1]

Neben seinen naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigte sich Agricola auch mit historischen und politischen Studien. Das Erscheinen der Türken vor Wien im Jahre 1529 veranlaßte ihn, sich mit der orientalischen Frage zu befassen. Auf diese Weise entstand seine feurige, an König Ferdinand I. gerichtete Rede über den Krieg gegen die Türken. Dieselbe wurde im Winter 1529 lateinisch niedergeschrieben, sofort in's Deutsche übersetzt und im Jahre 1531 von Lorenz Bermann deutsch herausgegeben[2]. In der Einleitung gibt der Verfasser der Furcht vor einem neuen Angriff der Türken für das folgende Jahr Ausdruck. Deßhalb will er zum Kriege auffordern. Im ersten Abschnitt wird auseinandergesetzt, wie gerecht, leicht und nützlich ein solcher Kampf sei. Es handle sich um das Heil und die Freiheit des deutschen Vaterlandes. Zudem ‚steht in Gefahr unsere allerheiligste Religion und Glauben, welchen so wir zu verleugnen gezwungen, was werden wir nach diesem Leben verhoffen?' Mit großer Beredtsamkeit werden dann die von den Türken verübten Greuelthaten geschildert. Hier wendet sich Agricola wohl mit Anspielung auf gewisse Aeußerungen Luther's gegen jene ‚wahnsinnigen Priester, welche offen sagten, man solle den Türken als den einzigen Ausüber der Gerechtigkeit mit offenen Armen aufnehmen'. Des Weitern wird ausgeführt, der Krieg sei nicht allein gerecht, sondern auch leicht zu führen. Um dies zu beweisen, will Agricola ‚etwas von deutschen Landen und ihrer Gewalt sagen, welches, wiewol es von etlichen Ausländischen, die das Ihre (wie gemeiniglich geschieht)

---

[1] Laube 96. Vergl. Mittheilungen des Vereins für Gesch. Böhmens 1885, Lit.-Beilage S. 24 ff., wo überzeugend gezeigt wird, daß Agricola nicht der Verfasser der Schrift ‚Der Ursprung gemeyner Berckrecht' ist.

[2] ‚Oration, Anrede und vormanunge zu . . . Ferdinandum . . . Auch allen Churfürsten und Fürsten des heyligen Römischen Reichs, Georgii Agricole von Kriegsrüstung und Heerzuge widder den Türcken geschrieben, aus dem Latein ins Teutzsch gebracht. MDXXXI.' Am Schlusse: ‚Wolfgang Stöckel' (also Dresden). 24 Bl. 4°. Die Vorrede des ‚Dolmetschers' an den Leser, datirt 29. December 1529, nennt Agricola: ‚der Arznei doctor und Physicus oder Stadtarzt in der Bergstadt St. Joachimsthal.' Am Ende ein Widmungsschreiben von Lorenz Bermann an König Ferdinand, datirt Joachimsthal, 15. März 1531; es sagt, daß Agricola in dieser Rede ‚seinen fleiß gegen dem Vaterland wohl erklärt'. Ob Bermann auch der Ueberſetzer sei, wird nicht bemerkt. Eine zweite deutsche Ausgabe erschien 1531 zu Nürnberg, das lateinische Original erst 1538 zu Basel.

groß aufmutzen und das Unsere verachten, für nichts und gering angesehen wird, so wird es doch die Sach selber erweisen, daß es wahr und nicht um Zuneigung und Liebe des Vaterlands erdicht'. Es folgt nun eine begeisterte Schilderung Deutschlands, zunächst seiner Größe, dann seiner Producte. Hier zeigt sich gleich der Mineraloge. Kein Land, rühmt Agricola, habe einen solchen Reichthum an unterirdischen Schätzen. ‚Denn wem sind die Erzgruben und das Silber, das man auch gediegen ausgrabet, Meißner und Behemer Land unbekannt? Wer ist unwissend der Etschländer Bergstollen? Wem sind die Schlesischen Metall unerhört? Auch sind gar viele Eisengruben im deutschen Lande, deßgleichen goldreiche Flüsse und Bäche. Nun wird nicht aus Metall Münze gemacht, die ein Werth des Kaufmanschatzes und ein Erhalt des Krieges ist? Werden nicht aus Metall die Waffen geschmiedet, damit wir uns wehren und die Feinde beschädigen? Derwegen kann und mag Deutschland nicht zu dem Krieg ungerüstet sein.' Weiter sei Deutschland fruchtbar an Getreide, reich an Wein und an zahmen und wilden Thieren. Besonders betont Agricola die Kriegstüchtigkeit seiner Landsleute. ‚Die Deutschen werden als Kriegsleute geboren, Andere müssen es lernen.' Nachdem der Verfasser noch an den Heldenmuth der alten Deutschen erinnert, wird nachgewiesen, der Krieg sei wie leicht so auch nützlich. Die Deutschen, ‚so sie außerhalb ihres Landes nicht zu kriegen haben, so suchen sie unter sich selber Ursach zu Kriegen. Wollt ihr nun Deutschland von Kriegen und Räuberei frei, so rüstet euch mit Waffen wider den Türken.' In diesem Kampfe seien auch große Reichthümer zu erwerben. Der Krieg dürfe aber nicht nach der bisher üblichen Weise, daß man nur die Grenzen zu vertheidigen suche, geführt werden. Dieß habe Nichts geholfen: man müsse mit einem großen, gewaltigen Heere in das Land des Feindes eindringen, und zwar schon im kommenden Frühling. Aus Liebe zum Vaterlande möge man ‚die Zerspaltung im Glauben, welche sich dermaßen ansehen läßt, als ob sie die Einigkeit deutscher Nation zertrennen wollte', durch gute Mittel aufzuheben suchen. ‚Derohalben leget erstlich um Liebe willen des Vaterlandes und christlichen Namens den heimlichen Groll, so irgend unter euch wäre, hinweg und beschließet einen Krieg in der Feinde Land zu führen, von welchem nicht ehe abzulassen, bis der Türke aus Europa vertrieben, aus Africa, darinnen er über Aegypten herrscht, verworfen und in Asia erlegt. Welches in eurem Vermögen von der Gnade Gottes steht. Und ob ihr hierzu zu schwach, so müßt ihr Kriegsgehülfe erfordern, von welchen ich endlich ein wenig sagen will.' Man möge sich mit anderen christlichen Königen und Nationen Europa's verbinden, die auch großer Gefahr ausgesetzt seien, sollte Deutschland unterliegen.

Die herrliche, formvollendete, schwungvolle Türkenrede Agricola's ist ein bleibendes Denkmal seiner patriotischen Gesinnung. Welche Begeisterung für

das deutsche Vaterland, welch lebhaftes Gefühl für die Größe und Bedeutung des heiligen römischen Reiches ihn beseelte, ergibt sich auch aus anderen Stellen seiner Schriften [1].

Mit gleicher Liebe, wie sein deutsches Vaterland, umfaßte Agricola die alte Kirche. Als junger Mann hatte er allerdings, wie viele seiner Zeitgenossen, an der Tetzel'schen Ablaßverkündigung Anstoß genommen und war mit einem lateinischen Epigramm dagegen hervorgetreten [2]. Sobald er aber erkannt, wohin die lutherische Bewegung führe, trat er offen als treuer Bekenner und muthiger Vertheidiger der katholischen Lehre auf. ‚Seine philologischen und theologischen Studien hatten ihn auch zur Bekanntschaft mit den Kirchenvätern geführt und ihn über das Verhältniß der protestantischen Lehre zu der alten Kirche der früheren Jahrhunderte belehrt; zugleich sah er rings um sich herum die sittlichen Wirkungen, welche die neue Religion erzeugte, und wurde so durch seine Kenntniß der Vergangenheit wie der Gegenwart in seiner Anhänglichkeit an die katholische Religion befestigt.' [3]

Agricola lebte seit 1533 als Stadtarzt in Chemnitz und gab hier bis zu seinem Tode inmitten des fast allgemeinen Abfalls ein denkwürdiges Beispiel standhafter Anhänglichkeit an die Kirche seiner Väter. Auch literarisch trat der vielseitige Gelehrte gegen die Religionsneuerer auf durch eine Schrift über die apostolischen Traditionen, die jedoch ungedruckt blieb. Daneben fand er noch Zeit zu geschichtlichen Arbeiten sowie zu antiquarischen Untersuchungen über die Maße der Alten. Sein Hauptaugenmerk aber blieb nach wie vor der Mineralogie zugewandt. Auf alle Weise suchte er auf diesem noch so wenig erforschten Gebiete seine Kenntnisse zu erweitern. Mit erfahrenen Bergleuten, mit weitgereisten Kaufleuten, mit den verschiedensten Gelehrten, auch entschieden protestantisch gesinnten, stand er im lebhaftesten Verkehr: von allen Seiten sandte man ihm Mineralien zu. In der Vorrede zu einer seiner Schriften sagt er selbst, daß er beflissen gewesen sei, sich aus Deutschland wie aus anderen europäischen Ländern und einigen Gegenden Asien's und Africa's jede mögliche Kenntniß von Mineralien zu verschaffen [4].

Die Ergebnisse seiner weitverzweigten Forschungen begann er seit 1544 durch eine Reihe hochbedeutender Werke der wissenschaftlichen Welt zugänglich

[1] Siehe Jacobi 42. [2] Abgedruckt bei Becher 58.

[3] Döllinger, Reformation 1, 581—582. Schmid (Agricola's Bermannus 26) findet ‚Agricola's Anhänglichkeit an die alte Kirche räthselhaft'. Adam (Vitae Medic. 76; vergl. Becher 61) schrieb schon 1620: ‚Viele unbedachtsame Schritte mancher lutherischen Gelehrten und Schriftsteller, ein ärgerliches Leben vieler neuen Anhänger der gereinigten Lehre, die fanatischen Greuel des Bauernkrieges und des Bilderstürmens, endlich die durch die Reformation erfolgte Abstellung alles Gepränges bei kirchlichen Gebräuchen hätten Agricola nie zur evangelischen Bekehrung vermögen können.'

[4] Vergl. Jacobi 52.

zu machen. Fast in jedem Jahre erschien jetzt eine Schrift des auf dem Gebiete der Mineralogie wie Geologie gleich unermüdlichen Gelehrten, so 1544 eine Abhandlung ‚Ueber die Entstehungsursachen der unterirdischen Körper und Erscheinungen', worin die Grundzüge einer physicalischen Geologie niedergelegt sind; im folgenden Jahre eine Abhandlung ‚Ueber die Beschaffenheit der Erdausflüsse' [1]. Beide Schriften sind dem Herzog Moritz von Sachsen gewidmet, welcher dem Verfasser ein jährliches Stipendium verlieh und ihn zum Bürgermeister von Chemnitz ernannte [2]. Im Jahre 1546 veröffentlichte Agricola ‚die erste systematische und nach dem damaligen Stande der Kenntnisse vollständige Beschreibung der Mineralien, welche er nach ihrer äußern Beschaffenheit in Farbe, Durchsichtigkeit, Geschmack, Geruch, Härte, Schwere, äußerer Gestalt, nach ihrem chemischen und physicalischen Verhalten in einfache und zusammengesetzte eintheilte; zugleich besprach er ihren öconomischen Gebrauch und gab ihr Vorkommen an verschiedenen Fundorten an' [3].

Wie alle Schriften Agricola's, so sind auch diese classisch nach Form und Einkleidung, kernig, kräftig, anmuthig und lebendig. In Allem zeigt sich eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe [4]. In einzelnen Dingen ist Agricola allerdings noch so sehr ein Kind seiner Zeit, daß er beispielsweise an Berggeister glaubt, während er sich in anderen Punkten durch ungemeine Klarheit und Nüchternheit auszeichnet. So bemerkt er über die Wünschelruthe: der Bergmann werde als verständiger und der Natur kundiger Mann einsehen, daß er mit derselben nur Zeit und Mühe verliere. Auch von der Astrologie wollte der große Meißener Naturforscher Nichts wissen; seine alchymistischen Ansichten verwarf er später ganz entschieden [5].

Einem Manne, der seiner Zeit so weit vorausgeeilt war, konnte es an Anfeindungen nicht fehlen. Am meisten freilich hatte Agricola wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die alte Kirche zu leiden. Er ließ sich jedoch nicht beirren, wie dieß sein Bischof Nicolaus von Carlowitz in einem Schreiben vom 2. März 1555 lobend anerkannte. ‚Daß du dich von den Irrlehrern fern hältst', heißt es hier, ‚und der heiligen apostolischen Kirche treu bleibst, lobe ich

---

[1] Becher 22. Günther, Geophysik (Stuttgart 1884) 1, 15.

[2] Im Jahre 1552 wurde Agricola als Bürgermeister abgesetzt. ‚Der allgemeinen Angabe nach', sagt Jacobi 3, ‚geschah dieß wegen seines zweideutigen Verhaltens gelegentlich einer der Stadt Chemnitz drohenden Besetzung durch Herzog Moritz' Truppen. Der Vorgang ist entschieden noch nicht aufgeklärt und wird dieß nur werden, wenn in Chemnitz selbst archivalische Nachrichten darüber neu aufgefunden würden, was zweifelhaft erscheint, da Richter die betreffenden Quellen schon zu Gebote standen.' Wahrscheinlich ist, was Lehmann (Chronik von Chemnitz. Schneeberg 1843) annimmt, nämlich, daß Agricola als Opfer seines Eifers für den Katholicismus fiel.

[3] Gümbel in der Allgemeinen deutschen Biographie 1, 144. Vergl. Jacobi 33 ff.

[4] Becher 19. [5] Jacobi 25. 32. 34. Schmieder 270.

außerordentlich. Unmöglich kann Der Gott den Herrn zum Vater haben, der die katholische Kirche nicht als Mutter anerkennt.'[1] Kurze Zeit nach dem Empfange dieses Briefes hatte Agricola noch einmal Gelegenheit, die alte Kirche in einem Streite mit Protestanten muthig zu vertheidigen. In Folge der Aufregung befiel den greisen Mineralogen eine Krankheit, welche am 23. October 1555 seinen Tod herbeiführte. Der Haß der Sectirer verfolgte den großen Gelehrten, welchen der Protestant Georg Fabricius die Zierde des ganzen Vaterlandes nannte, noch über das Grab hinaus. Der Prediger und Superintendent Johann Tettelbach erklärte sofort, daß Agricola als Papist auf städtischem Gebiete nicht beerdigt werden dürfe, und Kurfürst August von Sachsen bestätigte dieß[2].

Fünf volle Tage stand die sterbliche Hülle ‚des großen, unsterblichen Mineralogen, des unvergeßlichen Bergbaukenners und Schöpfers aller neuern europäischen Mineralogie'[3], unbeerdigt, bis Bischof Julius von Pflug sie zur ehrenvollen Beisetzung in der Stiftskirche des nahen Zeitz abholen ließ. Hier ward ihm ein schöner Denkstein gesetzt mit der Inschrift:

Dem Andenken des Georg Agricola, Arzt und Stadtrath
zu Chemnitz, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und
Gelehrsamkeit, hochverdient um sein Vaterland,
dessen Schriften seinen Namen unsterblich gemacht haben
und dessen Seele Christus der Herr in die ewigen Wohnungen übertragen hat,
die trauernde Gattin und die Kinder[4].

Ein Jahr nach dem Hinscheiden des großen Mannes erschien sein eigentliches Hauptwerk ‚Von der Bergwerk- oder Bergbaukunst'[5]. Wie sich aus der an Kurfürst Moritz und dessen Bruder August gerichteten Vorrede ergibt, war dasselbe schon im Jahre 1550 vollendet. Wahrscheinlich wurde die Herausgabe verzögert durch die Herstellung der zahlreichen, culturgeschichtlich ungemein interessanten Holzschnitte, zu welchen ein Joachimsthaler Bürger, Basilius Wefring, die Zeichnungen lieferte. Der prächtigen und kostspieligen äußern Ausstattung entspricht der innere Werth des Werkes, das über 500 Folioseiten füllt. Die Anerkennung, welche diesen ‚mineralogischen Pandecten' zu Theil wurde, war wohl verdient. Das bahnbrechende Werk erlebte bald wiederholte Auflagen

---

[1] Abgedruckt bei Schmid 25 Note.

[2] Döllinger 1, 583 ff., wo noch andere Beispiele angeführt werden, daß Verweigerung der Bestattung oder schimpfliches Begräbniß damals diejenigen traf, welche in protestantisch gewordenen Städten an der alten Kirche festhielten.

[3] So nennt ihn Becher 9. Vergl. auch über Agricola's wissenschaftliche Bedeutung Jacobi 26 ff. Laube 97. Marx, Gesch. der Krystallkunde (Carlsruhe 1825) 19. Cotta, Gesch. der Geologie 10.

[4] Becher 64. [5] De re metallica libri XII. Basileae 1556.

und ward im Jahre 1590 durch den Baseler Professor Philipp Bechius ‚teutscher Nation zu gut verteutscht'. Conrad Gesner nannte Agricola den deutschen Plinius, und ein neuerer Forscher bemerkt: ‚In der Geschichte der deutschen Wissenschaft wird der Begründer der Mineralogie allzeit mit Achtung und Ehrfurcht genannt und sein Name nur mit ihr selbst ausgelöscht werden.'[1]

So religiös Agricola war, so vermied er doch mit richtigem Tacte, in seine wissenschaftlichen Werke frommes Beiwerk einzumischen. Den größten Gegensatz bildete in dieser Hinsicht der protestantische Theologe Johann Mathesius[2]. Dieser begeisterte Schüler und Verehrer Luther's (von 1545 bis zu seinem Tode 1565 Pastor in Joachimsthal) veröffentlichte im Jahre 1562 ein Werk unter dem Titel: ‚Sarepta oder Bergpostill.' In diesem wunderlichen Machwerke findet man die Forschungen Agricola's in seltsamster Weise verquickt mit biblischen und historischen Notizen sowie frommen Ermahnungen. In 16 Predigten wird gehandelt von der alten Bergstadt Sarepta im Gelobten Lande, von Ankunft und Ausbreitung der Bergwerke, vom Ursprung, Zu- und Abnehmen der Metalle, vom Golde, von goldigem Silber, vom Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Glas und so weiter. Aus den Ueberschriften kann man bereits einen gewissen Rückschluß auf den seltsamen Inhalt machen. So handelt Predigt 7: ‚Von Kupfer und Kupferbergwerk sammt Erklärung Mosis kupferner Schlang'; Predigt 8: ‚Von Art und Eigenschaft des Eisens mit Erklärung Danielis Regiment-Säulen, darin von Ankunft und Untergang der 4 Hauptmonarchien in der Welt Erklärung geschieht sammt dem ewigen Reich Jesu Christi'; Predigt 14: ‚Von der Münz in gemein neben einem guten Bericht, was die alten Münz, der die Schrift erwähnt, für Schrot, Korn und Gepräg gehabt und was sie nach unserer Münz zu rechnen golten haben und von Adams dreierlei Bildniß vorm Falle, nach dem Falle und nach der Bekerung neben einem Bericht vom äußerlichen und geistlichen Münzwerk, darum Gott sein Bild in unsere Hertzen prägen läßt'. Vom Standpunkte des Geschmackes aus muß die ‚Bergpostill' als ungenießbar bezeichnet werden; sie steht auch wissenschaftlich auf ziemlich niedriger Stufe. So sehr sich im Allgemeinen der protestantische Pfarrer auf seinen katholischen Vorgänger Agricola stützt, so bringt er dennoch ganz unbefangen Sachen vor,

[1] Laube 99. ‚Agricola's Zusammenstellung von Erfahrungen', sagt Kopp (Gesch. der Chemie 1, 106), ‚erlangte erst später in der Chemie die Anerkennung, welche diese Wissenschaft ihr schuldig ist.' Siehe auch Kopp, Entwicklung der Chemie in der neuern Zeit (München 1873) S. 26, und Hirsch, Gesch. der Medicin, der bemerkt (S. 38): G. Agricola nimmt ‚auch in der Geschichte der Chemie' ‚eine geachtete Stellung ein'. ‚Er lehrte die Reinigung der Metalle' und ist somit auch ‚als der Begründer der chemischen Metallurgie anzusehen'.

[2] Neben Jacobi 59 ff. vergl. Laube 100 ff. und die Monographie von Ledderhose. Heidelberg 1849.

die von diesem längst abgethan waren [1]. Mathesius, der es für seine Hauptaufgabe hielt, ‚eifrig wider die Papisten zu predigen und ihre Bosheit zu offenbaren', läßt es auch in der ‚Bergpostill' nicht an Ausfällen wider die ‚verfluchten Päpste, den päpstlichen Stuhl und seine Bubenschule' fehlen [2].

Einen vollständigen Rückschritt auf den unwissenschaftlichen Standpunkt der Alchymisten und des ältesten ‚Bergbüchleins' bezeichnet die im Jahre 1557 erschienene Bergwerkskunde des Thüringer Arztes Christoph Encelius [3]. Es muß billig überraschen, daß Melanchthon sich herbeiließ, dieses Machwerk zu empfehlen, weil es manches Neue enthalte. Einzelne gute Bemerkungen über erzgebirgische Gruben und Mineralien brachte eine im Jahre 1566 erschienene Arbeit des Jacob Fabricius. Einen Fortschritt, wenn auch einen sehr bescheidenen, gegenüber dem großen Meißen'schen Naturforscher verdankt die Mineralogie dem Jacob Kentmann [4]. Ein Jahr vorher hatte der Schweizer Gelehrte Conrad Gesner sein Buch über die Mineralien veröffentlicht. Auch hier ist ein eigentlicher Fortschritt im Vergleich zu Agricola kaum bemerkbar; dagegen sind gute Abbildungen beigefügt [5]. Ueberhaupt geschah in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts für die Mineralogie nichts Bedeutendes [6]. Kein Wunder, da die begabtesten Köpfe ihre Kraft in theologischen Fehden verzehrten.

Für die Kenntniß der Pflanzen hatte einst Albert der Große sehr Bedeutendes geleistet, aber keine Nachfolge gefunden. Die lange Periode vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des fünfzehnten wird von den Geschichtschreibern der Botanik als der letzte, von wenigen wachen Augenblicken unterbrochene Schlummer dieser Wissenschaft bezeichnet. Ein wirklicher Fortschritt war hauptsächlich aus zwei Gründen nicht möglich. Man glaubte, daß alle Pflanzen in den Schriften der Alten, namentlich des Dioscorides, enthalten seien, ohne dabei zu beachten, daß jene Schriftsteller theilweise eine ganz andere Flora vor Augen gehabt hatten. In Folge dessen mühte

---

[1] Jacobi a. a. O.

[2] Vergl. zum Beispiel die achte Predigt der ‚Bergpostill'. Siehe auch Döllinger 2, 127.

[3] Jacobi 53 fl. Marx (Gesch. der Krystallkunde 23 fl.) urtheilt günstiger über Encelius; indessen sind die Beweise Jacobi's durchschlagend.

[4] Jacobi 55 fll. Ueber die mineralogischen Forschungen des Philipp Apian siehe Günther, Apian 113.

[5] Ueber Gesner vergl. unten S. 338 fll. Siehe auch Beckmann, Beiträge zur Gesch. der Erfindungen (Leipzig 1788) 2, 388 fl.

[6] Siehe Quenstedt, Handbuch der Mineralogie (2. Aufl. Tübingen 1863) S. 3, und Kobell, Gesch. der Mineralogie (München 1864) S. 3.

man sich vergebens ab, die beschriebenen Pflanzen aufzufinden, während man es auch nicht für nöthig hielt, neue Pflanzen zu entdecken und zu beobachten[1]. Dazu kam, daß man den Pflanzen nicht als solchen, sondern allein als Heil- und Zaubermitteln Aufmerksamkeit schenkte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind sämmtliche botanischen Werke des spätern deutschen Mittelalters verfaßt. Gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts suchte man durch Veröffentlichung medicinisch-botanischer Volksbücher die Lehre von den Heilmitteln populär zu machen. Weit verbreitet war namentlich der ‚Gart der Gesuntheit', zuerst in Mainz 1485, dann in vielen Auflagen erschienen[2].

Eine Entwicklung der Pflanzenkunde über die Grenzen der Heilmittellehre hinaus auf Grund eigener Beobachtung der Natur versuchten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Anzahl von deutschen Gelehrten. Während man bisher die Botanik fast ausschließlich aus den Schriften der Alten, Theophrast, Dioscorides und Plinius, studirt hatte, wandte man sich jetzt zur unmittelbaren Erforschung der Natur, zum Beobachten, Beschreiben und Abbilden der Pflanzenwelt selbst. Die Männer, welche hierzu die Bahn brachen, nennt man mit Recht die Väter der abendländischen Pflanzenkunde. Die Beschreibungen blieben freilich auch jetzt noch höchst einfach und sind in vieler Hinsicht unzureichend; die Hauptaufmerksamkeit war noch immer auf die Untersuchung der Pflanzen in medicinischer Hinsicht gerichtet, so daß die botanischen Schriften zugleich wahre Arzneimittellehren sind. Allein ein großer Fortschritt ist doch überall, wie namentlich ein Blick auf die oft ganz vortrefflichen Abbildungen lehrt, unverkennbar, seitdem man sich überzeugt, daß das grüne Buch der Natur den vergilbten Blättern der alten Schriftsteller vorzuziehen sei. Durch die unmittelbare Erforschung zunächst der heimischen Pflanzendecke begann endlich ein neues Leben in der botanischen Wissenschaft zu erwachen[3]. Als Erster ist hier Otto Brunfels zu nennen. Gegen den Wunsch seines Vaters in die Mainzer Carthause getreten, entfloh er später aus derselben, wandte sich der neuen Lehre zu und ging in seiner Bibelkritik bald so weit, selbst das Ansehen der Evangelien anzugreifen. Obgleich der Unruhige die Stelle eines protestantischen Predigers erlangte, fand er doch keine Befriedigung; er trat nun von der Theologie zur Medicin über, ward Stadtarzt zu Bern, starb jedoch schon 1534[4]. Die 1530—1536 in drei Theilen

---

[1] Winkler, Gesch. der Botanik 67.

[2] Meyer 4, 107. 189 fll. 198 fll. 284 fl. Zacher, Zeitschr. für deutsche Philologie 12, 200 fl. Vergl. auch von vorliegendem Werke Bd. 1, 332.

[3] Vergl. Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 1—2, und Kerner, Die botanischen Gärten 7 fl.

[4] Vergl. Adam, Vitae Med. 22 sq. Meyer 4, 295 fl. Döllinger 2, 20 fl. Siehe auch ‚Katholik' 1877, 1, 629.

erschienenen ‚Abbildungen der Kräuter‘ [1] von Brunfels bedeuten einen großen Fortschritt gegenüber den bisherigen Leistungen. Der beschreibende Text zeigt das Streben, Kritik zu üben und sich nicht bloß auf die Nutzanwendung zu beschränken. Vereinzelt wird schon der Standort der Pflanze genannt; einige Gewächse sind beschrieben, von welchen Brunfels sagt, daß er sie bei seinen Vorgängern nicht gefunden habe. Das Wichtigste aber ist, daß den zuweilen noch dürftigen und mangelhaften Beschreibungen ganz vortreffliche Abbildungen der Pflanzen in Holzschnitt beigefügt sind. Auf diesen Abbildungen beruht der eigentliche Werth der Arbeit. Statt der rohen, phantastischen Bilder, wie sie zum Beispiel der ‚Gart der Gesuntheit‘ bietet, begegnet man hier Holzschnitten, welche durch ‚die Klarheit ihrer einfachen Umrisse, die naturgetreue Zeichnung, die Correctheit des meist nur in den Contouren ausgedrückten Schattens und überdieß durch die künstlerische und geschmackvolle Auffassung unübertroffen dastehen‘ [2].

Eine Kritik der Arbeit von Brunfels lieferten der Humanist Hermann von Neuenar und der als Dichter, Arzt und Gelehrter hervorragende Euricius Cordus. Ein Gesinnungsgenosse von Mutian und Hutten, ist Cordus bekannt durch seine beißenden Epigramme und seinen unversöhnlichen Haß gegen die Vertreter der alten Kirche. In Marburg, wo Euricius Cordus seit 1527 Professor der Medicin war, gerieth der maßlos zornige Mann auch mit seinen eigenen Glaubensgenossen, Professoren wie Beamten, in solchen Streit, daß er die Stadt verlassen mußte († 1535 in Bremen) [3].

Euricius Cordus war gerade als Arzt von der hohen Bedeutung eines gründlichen Studiums der Botanik durchdrungen. Wiederholt klagt er, daß seine Zunftgenossen die Pflanzenkunde verachteten und sie den Apothekern überließen. Es war ihm unbegreiflich, wie jene Aerzte Krankheiten heilen wollten ohne Kenntniß der dazu erforderlichen Mittel. Er verglich deßhalb solche Leute mit einem Baumeister, der bei dem Baue eines Hauses statt der Axt das Senkblei, statt der Säge den Bohrer anwenden wolle. Cordus' Streben war vor Allem, die beste Lehrerin, die Natur, zu belauschen; er zog in seinem eigenen Garten viele Kräuter und unternahm allein oder von seinen Schülern begleitet botanische Ausflüge in die Umgegend von Marburg. An der genannten Hochschule stand er freilich mit diesen Bestrebungen ganz vereinsamt

---

[1] Herbarum vivae eicones ad naturae imitationem . . . Argentorati 1530, tom. 2: 1531; tom. 3: 1536 sq. Pritzel, Thesaurus 45.

[2] Jessen, Botanik 176. Zacher in der Zeitschr. für deutsche Philologie 12, 203 ff. Vergl. Treviranus, Anwendung des Holzschnittes 10 ff. Winkler 74—75.

[3] Ueber Cordus' Leben vergl. neben der Monographie von Krause noch die werthvollen Bemerkungen desselben Gelehrten in der Einleitung zur Neuausgabe von Euricius Cordus' Epigrammata (Berlin 1892).

da; die Marburger Aerzte, welche meist noch der alten arabistischen Schule angehörten, beschuldigten Cordus, er wolle ‚eine neue Häresie‘ in der Medicin aufbringen, da er behaupte, daß die Apotheker schon seit Jahrhunderten eine falsche Kenntniß von den Pflanzen gehabt hätten. Seine botanischen Forschungen verspotteten sie auf jede Weise. Er ließ sich jedoch hierdurch nicht beirren, verglich die gefundenen Pflanzen mit den Beschreibungen des Dioscorides und suchte die deutschen Namen derselben zu ermitteln. Die Ergebnisse seiner Studien legte er, die Ansichten der älteren und neueren Mediciner und Botaniker, namentlich des Otto Brunfels, berichtigend, in seinem im Jahre 1534 zu Cöln erschienenen ‚Botanologicon‘ in der leichten Form eines Gespräches nieder. Obgleich diese Arbeit ‚wegen ihrer Unvollständigkeit und unwissenschaftlichen Form nicht auf den Namen und Werth eines eigentlichen Lehrbuches der Botanik Anspruch machen kann, so ist sie doch eine für jene Zeit bedeutungsvolle Leistung. Es war der erste Versuch zu einer von streng kritischen Grundsätzen geleiteten Bearbeitung der Pflanzenkunde in Deutschland. In dieser Beziehung steht das „Botanologicon“ sogar über dem Werke des Brunfels‘. Ungemein wichtig war, daß Cordus hier zuerst darlegte, daß es unmöglich sei, die von Dioscorides beschriebenen Pflanzen Griechenlands und Italiens sämmtlich in Deutschland wiederzufinden[1].

Mit Brunfels befreundet war Hieronymus Bock (genannt Tragus), zuerst Schullehrer und Aufseher des fürstlichen Gartens in Zweibrücken, dann Prediger und Arzt zu Hornbach im Wasgau, später Leibarzt des Grafen Philipp von Nassau († 1554 zu Hornbach)[2]. Diesem Fürsten widmete Bock die dritte Auflage seines zuerst 1539 in Straßburg erschienenen ‚Kräuterbuches‘[3]. ‚Dies Gewächsbuch, wohlgeborener, gnädiger, lieber Herr,‘ heißt es in der Vorrede, ‚habe ich E. G. diesmals zu Ehren und folgends gemainem Nutz, zu Dienst und Wohlfahrt um vieler Ursachen willen widerum von Neuem übersehen und dasselbig E. G., damit es einen Schutzherrn überkomme, unterthäniglich wollen dedicieren und zueignen, darum das E. G. für Andere zu allen rechtschaffenen Künsten und sonderlich zu den einfachen Gewächsen als Kräuter, Wurzeln und Anderes Lust tragen, sich damit belustigen

[1] Krause 109—114, woselbst die Belege. Vergl. ferner Meyer 4, 248 fl. Winkler 77. Bischoff 427. Von den medicinischen Schriften des Cordus ist namentlich die Arbeit De abusu uruscopiae, ‚Ueber den Mißbrauch der Harnbeschauung‘, bemerkenswerth. Vergl. dazu das vorliegende Werk 6, 463 Note 1. Maier, Joh. Schenck 97 fl., und Moehsen, Beiträge 71—72. 84—85. 128—129.

[2] Neben Meyer 4, 303 fl. vergl. namentlich den Aufsatz von F. Kirschleger in Stöber's Alsatia 1862—1867 (Mülhausen 1868) S. 227 fll. Siehe auch Reichardt in der Festschrift der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft (Wien 1876) S. 147.

[3] New Kreutterbuch von underscheydt, würckung und namen der kreutter, so in teutschen Landen wachsen. Vollständiger Titel bei Pritzel, Thesaurus 30.

und ihre Kurzweil damit haben. Ich war zwar sonst Willens, etwas Ansehnlicheres von den zusammengesetzten Stüken und Arzneien, soviel mir derselben bewußt und bei mir in Uebung sind, ein Büchlein zu stellen und ans Licht zu geben. Nachdem ich aber an den einfachen Dingen, so man Simplicia[1] nennt, noch hange, und dieselbige nit genugsam ergründen kann, weiß ich diesmal nit für über zu schreiben und das nit unbillig, dann die einfache Gewächs als Kräuter, Wurzeln, Samen, Frucht und dergleichen allwegen ihr ewigs Lob haben und behalten, richten auch aus ohne zu thun vieler Vermischung, was von Nöthen dazu sie geschaffen sind.‘

Im Folgenden macht der Verfasser die Wiedererwecker der Kräuterkunst und unter ihnen Brunfels und Euricius Cordus namhaft und wendet sich dann scharf gegen die unselbständigen Bearbeiter. ‚Es sind eitel Schnaken, Bremen und Fliegen, welche nach anderer Thiere Schweiß und Blut auszusaugen trachten, und so sie dasselbe genugsam gesoffen, verkaufen sie um Geld mit neuem Titel und Namen fremder Leute Schweiß und Blut, dazu hilft ihnen die Feder, welche sie in dem Theil ein wenig nach dem gemainen Sprichwort wissen zu spitzen, das also laut:

Wer die Feder weiß zu führen,
Das nit ein jeder kann spüren,
Der flickt aus fremder Geschrift ein Buch,
Macht ein neu Kleid von anderem Tuch.‘

Im Gegensatz zu Solchen hebt der Verfasser nachdrücklich hervor, was für ‚Gefahr, Angst, Sorg, große Arbeit, Hunger, Durst, Frost, Hitze, Schrecken, lange sorgliche Reis hin und wider durch viel Unwege des deutschen Landts, als in Wäldern, Bergen und ebenen Feldern‘, er erduldet, um sein Herbarium zu verfassen. In humoristischer Weise setzt er dann auseinander, warum er den Nesseln als den zartesten, reinsten Kräutern den ersten Platz in seinem Buche angewiesen habe.

Zu den drei Auflagen, welche Bock noch selbst erlebte, kamen bis zum Jahre 1595 noch sieben weitere. Ein solcher Erfolg war verdient, denn Bock's Beschreibungen übertreffen alle früheren. ‚Große Sorgfalt verwendet er ferner auf die Angabe des Vorkommens und der speciellen Fundorte der Pflanzen. In dieser Hinsicht nähert sich sein Werk noch mehr als das seines Vorgängers einer Flora im heutigen Sinne des Wortes. Auch nimmt er keine Pflanze auf, die er nicht selbst gesehen, von diesen aber „so vil derselben im Teutschen land ihm zu handen gestossen“, also ohne Rücksicht darauf, ob sie von älteren Aerzten als Heilmittel empfohlen waren oder nicht. Ueberall

[1] So nannte man die Arzneipflanzen im Gegensatz zu den von den Apothekern bereiteten remediis compositis. Kerner, Die botanischen Gärten S. 16.

zeigt sich in ihm der eifrige Beobachter, der den Pflanzen in freier Natur und, wo es nöthig schien, im Garten ihre Eigenschaften ablauschte.‘ [1]

Bezeichnend für den Forschungs- und Beobachtungseifer des Verfassers ist die Thatsache, daß er trotz seiner schwächlichen Gesundheit ganze Nächte im Wald zubrachte, um festzustellen, ob die über gewisse Pflanzen verbreiteten Sagen berechtigt seien oder nicht. Wo er wirklichen Pflanzenaberglauben berührt, macht er denselben mit scharfen Worten lächerlich. So zum Beispiel in dem Abschnitt von der Artemisia: ‚Dies ehrwürdig Kraut, Beifuß, ist auch in die Superstition und Zauberei kommen, also daß etlich dieß Kraut auf gewissen Tag und Stund graben, suchen Kohlen und Narrenstein darunter für Febres, andere henken es um sich, machen Kreuz daraus, folgends werfen sie das Kraut mit ihrem Anfall in St. Johannsfeuer mit ihren Sprüchen und Reimen. Dieß Affenspiel und Ceremonien treiben nit die Geringsten zu Paris in Frankreich. Andere haben von Plinio gelernt, wo sie Beifuß mit Salbei anhenken, sollen sie auf der Reis nit müd werden, und des Dings ist kein Ende.‘

Auch Bock ist noch in dem Glauben befangen, man müsse die von Dioscorides beschriebenen Pflanzen in Deutschland auffinden können: er gibt sich in dieser Hinsicht viele unnöthige Mühe [2]. Sehr bemerkenswerth ist, daß er die bisher übliche alphabetische Ordnung aufgibt und eine Art natürlichen Systems der Zusammenstellung zu Grunde legt. ‚Und hab‘, sagt er, ‚in gedachten Büchern diesen Proceß und Ordnung gehalten, nemlich, daß ich alle Gewächs, so einander verwandt oder sonst etwas ähnlich sein und vergleichen, zusamen und doch unterschiedlich gesetzt, und den vorigen alten Brauch und Ordnung mit dem ABC, wie das in den alten Kräuterbüchern zu ersehen, hindangestellt; dann die Gewächs nach dem ABC in Schrifften zu handeln gar ein große Ungleichheit und Irrung gebären, dann jetztundt muß man ein Kraut, bald nachher eine Stauden oder Baume dem ABC nach für die Hand nemen. Wie kann man die Gewächs, so offt einander nahe verwandt, wann sie in eine fremde Anordnung dem ABC nach gestellt, recht gründlich und eigentlich lernen erkennen, unterscheiden, oder aus einander lesen?‘

Ein Verdienst Bock's ist, daß er zwei dem Mittelalter unbekannte Cerealien zum ersten Male gut beschrieben und ‚contrafayt‘ hat: das ‚Heidenkorn und das Welsch- oder Türkischkorn‘. Von ersterem sagt er: ‚In den rauhen Sand-Gebürgen als Odenwald und Wasgau, da dieß Korn gern und schnell aufwächset, zielen die Einwohner solche Frucht zum Viehfutter, darum daß

---

[1] Meyer 4, 307. Zacher (in der Zeitschr. für deutsche Philologie 12, 206 fl.) rühmt Bock's Stil; Bock verdiene wohl, in der Literaturgeschichte unter den Prosaikern des sechzehnten Jahrhunderts lobend erwähnt zu werden.

[2] Winkler, Gesch der Botanik 76; vergl. Bischoff, Botanik 425.

es wol speißt, und das Vihe redlich davon zunimpt, wiewol die armen Leut auch Brod daraus bachen, und in sonderheit die Odenwälder; ist nunmehr an vielen Orten gemein zu Kaiserslautern und umb die Stadt Hagenau. Giebt auf der Mühlen schön weiß Mähl, sonderlich so es durch dem Beutel getrieben würdt.'

Wie gut Bock beobachtete, zeigt seine Beschreibung des Welschkorns. ‚Das größt und verborgen Geheimnuß der Natur an diesem Gewächs ist, daß die Aehren sich nicht, wie an einem andern Korn, befrüchtigen, sondern ein jeder knöpfechter Stamm stoßt zu den Seiten heraußer lange, dicke, kolbechte Aehren, mit vilen Fachen, deß Gras verschlossen, und mit dünnen Feldern eingewickelt; ein jeder Kolb so er emplößt ist, so hat er etwan acht oder zehn Zeilen mit hart zusammengedrungenen Körnern besetzet in einer Ordnung. Die obersten Spitzen der Fruchtkolben seyndt mit reinem, zartem, langem Haar geschmücket, etlichs gäl, etlichs weiß, je nachdem die Frucht weiß oder roth ist; damit ja solche Fruchtkolben herrlich und wol für den Vögeln und Gewürm behüt und beschirmet werden. Also wunderbarlich spilt und handelt Gottes Dienerin, die Natur, in ihren Werken, dessen wir uns billich verwundern müssen, und den ewigen, einigen Gott und Schöpfer in den Creaturen, wie Paulus sagt, lernen erkennen. Welschkorn giebt schön weiß Mähl und süß Brodt, doch etlichermaßen eines frembden Geschmacks.' [1]

Ungemein reich ist das ‚Kräuterbuch' des fleißigen Elsässers an culturhistorischen Bemerkungen. Von den welschen Bohnen bemerkt er: ‚Jederman weiß, daß diese Frucht nicht lang in Germania gewöhnet, sondern neulich darein kommen.' Auch der Spargel ist nach seiner Angabe ‚erst kürzlich wie andere Leckerbißlein ins Teutschland kommen'. Die Färberröthe wurde damals so häufig in der Gegend von Straßburg und Speyer gepflanzt, daß ‚die Aecker viel mehr die Wurzel Rödt dann Weytzen geben'. Von den Traubensorten zählt Bock auf: ‚Muscateller, Traminer, klein und groß Fränkisch, Edel- oder Lautertrauben, Riesling wachsen an der Mosel und am Rhein, Hinschtrauben seind die gemeinsten, Drutscht- und Albich-Trauben wachsen im Gebürg und um das Gebürg bei Landau; um Dürkheim und Wachenheim findet man Harthinnsch, Frühschwarz oder Kleber zu Weißenburg; Gänsfüssel zu Neustadt; schwarz Lampers zu Cleeburg, dann Oesterreicher — wer will aber alle Geschlecht erzählen?' Unter dem Bilde des Rebstockes sieht man in Bock's ‚Kräuterbuch' links Noah trunken, rechts die drei Söhne, und auf der Abbildung des Kirschbaumes erblickt man eine das Obst pflückende Frau, während unten ein Kind die Früchte auffängt. Beim Wachholder fehlen die Krammetsvögel nicht. In den Binsen stolzirt ein Storch, während sich

[1] Vergl. Kirschleger a. a. O. 234 fll. 238 fl.

im Wasser Frösche tummeln. Unter der Dattelpalme sieht man ein Eichhorn, in den Weiden ein Vogelnest, unter der Birke einen Besen, unter der Eiche Wildschweine, unter der Linde einen Bauerntanz, beim Maulbeerbaum die Geschichte von Pyramus und Thisbe (in der Tracht jener Zeit!); beim Feigenbaum versinnbildlicht eine sehr derbe Darstellung die Folgen zu reichlichen Genusses. An einigen Stellen macht Bock seinem Katholikenhasse Luft, so zum Beispiel bei Beschreibung des Sevenbaumes in einem wüsten Ausfall gegen ‚die Meßpfaffen und alten Huren'. Gleich unmotivirt ist bei der Schafmülle ein Angriff gegen die ‚ongeschlachten Barfüßer, so von der Welt kommen und doch die Welt nicht mehren', angebracht. Statt solcher Ausfälle würde der Verfasser besser gethan haben, für gute Abbildungen zu sorgen. Diejenigen, welche er bietet, sind meist roh und mangelhaft [1].

Bock's Ausfälle gegen die alte Kirche waren um so weniger berechtigt, als die von den Religionsneuerern vorgenommene Aufhebung der Klöster der Wissenschaft großen Schaden zufügte. Ein anderer verdienter Botaniker jener Zeit, Leonhard Fuchs († 1566 als Professor in Tübingen) [2], gleichfalls Protestant, bewahrte sich die Unparteilichkeit und den offenen Sinn, dies deutlich auszusprechen. Mit bitteren Worten beklagte er im Herbste des Jahres 1541 ‚die allgemeine Verwirrung, bei der alle Studien schutzlos darniederliegen'. ‚Einst', sagte er, ‚wurden die Wissenschaften auf alle Weise gefördert; heute, wo sie so weit gefördert sind, schenkt ihnen fast Niemand mehr Interesse, ja die von unseren Vorfahren gestifteten Studienanstalten werden zu anderen, fernab liegenden Zwecken verwendet. Alle Welt weiß ja, daß die Klöster hauptsächlich dazu bestimmt waren, eine Stätte der Wissenschaft und schönen Künste, der Frömmigkeit und Enthaltsamkeit zu sein. Heutzutage sind sie nichts Anderes als Nester für Ritter, Jäger und anderes schlimmes Volk. Deßhalb ist zu fürchten, daß die Gottesgabe der Wissenschaft allmählich den Menschen entrissen werde und daß die frühere Barbarei zurückkehre.' [3]

Das große botanische Werk von Fuchs erschien zuerst im Jahre 1542 zu Basel in lateinischer Sprache. Bereits im nächsten Jahre folgte eine

---

[1] Treviranus 15.

[2] Ueber den unruhigen Lebenslauf von Fuchs vergl. Hizler, De vita et morte L. Fuchsii. Tubingae 1566. Sprengel 3, 262 fl. Prantl 1, 162 fl. 197 fl. Maier, Joh. Schenck 39 fl. Hirsch in der Allgemeinen deutschen Biographie 8, 169, wo jedoch die Abhandlung von Lorenz, De L. Fuchsio (Berolini 1846), fehlt. Sehr ausführlich auch Meyer 4, 309 fll., freilich mit dem seltsamen Irrthum, Fuchs habe 1533 ‚auf Betrieb der den Protestanten in ihm verfolgenden Jesuiten die Stadt Ingolstadt verlassen müssen'! Zacher (in der Zeitschr. für deutsche Philologie 12, 207) wiederholt diese Behauptung.

[3] Widmungsschreiben an den Benedictiner Nic. Buchner, Abt von Zwiefalten, in Claudii Galeni Pergameni de sanitate tuenda libri sex ... annotationibus a Leonardo Fuchsio scholae Tubingensis professore ... illustrati. Tubingae 1541.

deutsche Bearbeitung unter dem Titel: ‚New Kreüterbuch, in welchem nit allein die gantz Histori, das ist Namen, Gestalt, Statt und Zeit der Wachsung, Natur, Kraft und Würkung des meisten Theils der Kreüter so in Teutschen und anderen Landen wachsen mit dem besten Fleiß beschrieben, sondern auch alle derselben Wurzel, Stengel, Bletter, Blumen, Samen, Frücht und in Summa die ganze Gestalt also artlich und kunstlich abgebildet und contrafayt ist, das desgleichen vormals nie gesehen noch an den Tag kommen durch den hochgelerten Leonhard Fuchsen der Artznei Doctorn und derselbigen zu Tübingen Lehern. Basel 1543.‘

In der Vorrede sagt Fuchs, sein lateinisches Werk habe er für Aerzte herausgegeben, sein deutsches aber nicht deßhalb, ‚damit auch der gemein Mann kündte ihm selbert in der Not Artznei geben und allerlei Krankheit heilen (dann mir wol bewußt, das vil mehr zu einem rechtschaffenen Arzt gehört, dann allein Kreüter und derselbigen Würkung erkennen und wissen)‘, sondern weil er für gut und nützlich befunden habe, ‚das die Kreüter nit allein von den Ärzten, sondern auch von den Leyen und dem gemeinen Mann in Gärten hin und wider fleißig gepflanzt und auferzogen werden, damit derselben Erkenntniß in Teutschen Landen dermaßen täglich wachs und zuneme, das sie nimmer in Vergessung möge gestelt werden. Darum hab ich‘, fährt er fort, ‚in dem Teutschen mich insonderheit beflissen, das die Ding, so dem gemeinen Mann zu wissen nit dienstlich noch nöthig sind, wurden ausgelassen und überschritten. Hergegen hab ich die Beschreibung der Gestalt aller Kreüter vil völliger gemacht und baß herausgestrichen, dann vormals in Latein geschehen, damit dieselbigen menigtlich dermassen würden ingebildet, das sie fürhin nimmer in einerlei Vergessen kommen möchten.‘ Dem entsprechend zerfällt jedes Capitel in folgende Abschnitte: ‚Namen. Geschlecht. Gestalt. Statt irer Wachsung. Zeit. Die Natur und Complexion. Die Kraft und Würkung.‘

Fuchs folgt in der Pflanzenbeschreibung meist wörtlich Bock, er übertrifft diesen aber durch seine ausgezeichneten Abbildungen[1]. ‚In scharfen Umrissen sieht man bei ihm über 500 Pflanzenbilder, bei weitem die meisten nach musterhaften Exemplaren in solcher Stellung dargestellt, daß weder die Deutlichkeit und Naturtreue, die der Botaniker verlangt, der künstlerischen Auffassung, noch diese jener den mindesten Abbruch thut.‘[2] An Anerkennung fehlte es Fuchs nicht; sein Werk ward in mehrere fremde Sprachen übersetzt, er selbst

[1] Siehe Zacher a. a. O. 208 fl.

[2] Meyer 4, 315. Vergl. Winkler 78. Treviranus, Holzschnitt 13 fl., der bemerkt: ‚Das Werk von Fuchs machte Epoche in der Wissenschaft, indem die Holzschnitte desselben für die späteren Bildersammlungen weit mehr benutzt worden sind, als die oft ebenso vorzüglichen, aber minder verbreiteten von Brunfels.‘

von Kaiser Carl V. durch Verleihung des Adels ausgezeichnet und sein Name in der Botanik durch die Gattung Fuchsia verewigt.

Wie die bisher genannten Botaniker, so widmete sich auch der begabte Valerius Cordus, ein Sohn des Euricius, zunächst der Erforschung der vaterländischen Pflanzenwelt; später aber ging er nach Italien, wo ein früher Tod seiner Thätigkeit ein Ziel setzte († 1544)[1]. Um die Herausgabe seiner werthvollen Forschungen erwarb sich hervorragende Verdienste ein Mann, der zu den größten Naturforschern und Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts gehört: Conrad Gesner[2]. Im Jahre 1516 zu Zürich geboren als Sohn eines armen Kürschners, der mit Zwingli in der Schlacht bei Kappel seinen Tod fand, hatte er von früher Jugend an mit Armuth und Noth zu kämpfen. Ein Verwandter, der reformirte Prediger Johannes Frick, gab dem talentvollen Knaben die erste Anregung zu naturwissenschaftlichen Studien. Schon auf der Hochschule zu Bourges vertiefte sich Gesner in die Werke der griechischen Aerzte und der botanischen Schriftsteller. Er besuchte dann noch die Universitäten Paris und Basel und folgte 1537 einem Rufe als Professor der griechischen Sprache an die neu gegründete Academie in Lausanne. Hier war er eifrig schriftstellerisch thätig und beschäftigte sich namentlich mit botanischen Studien. Infolge derselben erwachte bei ihm die Neigung zum ärztlichen Berufe. Ein Reisestipendium seiner Vaterstadt ermöglichte ihm den Besuch der Universitäten Montpellier und Basel, wo er im Frühling 1541 den Doctorgrad erwarb. Darauf ließ er sich in Zürich als practischer Arzt nieder und erlangte zugleich eine Professur der Philosophie; seine Besoldung war indessen so kärglich, daß er genöthigt war, sich durch literarische Thätigkeit Geld zu verdienen. Er veröffentlichte eine Reihe philosophischer und philologischer Schriften, im Jahre 1545 ein allgemeines Schriftstellerverzeichniß, wodurch er sich einen guten Namen in der Gelehrtenwelt erwarb[3]. Reisen nach Frankfurt am Main, Venedig und Augsburg bereicherten seine Kenntnisse und

---

[1] Siehe Th. Irmisch, Ueber einige Botaniker des 16. Jahrhunderts (Sondershausen 1862) S. 10 fll. Ueber die Verdienste des Valerius Cordus für die Verbesserung der Pharmacie vergl. Haeser 2, 215 fl.

[2] Außer den Monographien von Hanhart (1824) und Lebert (Gesner als Arzt. Zürich 1854) vergl. noch Wolf, Biographien zur Culturgesch. der Schweiz (Zürich 1858) 1, 15 fll.; Allgem. deutsche Biographie 9, 107 fll.; Meyer 4, 322 fll., und Jessen 178 fll. Merkwürdig ist, wie unwissend der sonst so gelehrte Gesner in der katholischen Theologie war. Einen schlagenden Beweis dafür liefert sein Schreiben an den Convertiten und Botaniker Jacob Dalechamps, den er vergeblich wieder für den Protestantismus zu gewinnen suchte; siehe Räß 1, 579 fll.

[3] ‚Noch heute', urtheilt Ebert (Allgem. bibliographisches Lexicon 672), ist Gesner's Arbeit ‚eine reiche, noch bei weitem nicht erschöpfte und sehr oft um vieles sicherere Quelle als die Werke späterer Bibliographen'. Vergl. Hanhart 113 fll.

vermehrten seine vielfachen literarischen Verbindungen. Letztere wurden so ausgedehnt, daß man sagen kann: fast alle bedeutenden Naturforscher und Aerzte jener Zeit standen zu Gesner in Beziehung. Im Jahre 1548 gab er eine Real-Encyclopädie des menschlichen Wissens heraus, drei Jahre später den ersten Theil eines großen zoologischen Werkes. Die Vollendung desselben ward nicht bloß durch Gesner's andauernde Kränklichkeit verhindert, sondern vor Allem durch seine Armuth. Obwohl er 1554 die Stelle eines Stadtarztes erhalten, blieb seine Lage eine sehr dürftige: 20 Gulden jährlich als Arzt, 80 als Professor, dazu einige Naturalien, das war sein ganzes Einkommen[1]. Um so bewunderungswürdiger ist, daß der für seine Wissenschaft begeisterte Mann doch noch Mittel erübrigte, um durch geschickte Maler zahlreiche Pflanzenzeichnungen anfertigen zu lassen; er führte dabei genaue Aufsicht, daß die Künstler nicht nach Gutdünken arbeiteten, sondern sich in allen Stücken auf's strengste an die Natur hielten[2]. Ein Brief an Bullinger bewirkte im Jahre 1558 eine Verbesserung der Stelle Gesner's; in demselben Jahre erhielt er auch die Professur der Naturwissenschaften. Nun konnte er sich neben seinem kleinen, mit seltenen Alpenblumen und ausländischen Pflanzen angefüllten Garten noch einen zweiten, größern anlegen; hier zog und beobachtete er die seltenen Gewächse, welche ihm seine gelehrten Freunde aus der Heimath, aus Deutschland, Italien und Frankreich zusandten. Außer philologischen, theologischen und medicinischen Schriften war der Rastlose ebenso eifrig mit botanischen und zoologischen Arbeiten beschäftigt. Im Jahre 1559 reiste er zum Reichstage nach Augsburg, um dort dem Kaiser Ferdinand, dem er das vierte Buch seines zoologischen Werkes gewidmet hatte, vorgestellt zu werden. Der Kaiser, der sich für Naturgeschichte interessirte, unterhielt sich länger als eine Stunde mit dem gelehrten Manne und entließ ihn mit der Versicherung seines huldreichen Wohlwollens. Auch später hatte sich Gesner der kaiserlichen Gunst zu erfreuen. Aber schon waren seine Körperkräfte durch Entbehrungen und Arbeit erschöpft. Bereits im Jahre 1563 schrieb er seinem Freunde Kentmann: ‚Wenn du meine Gestalt sähest, so würdest du ein Bild des Todes an mir erblicken.‘ Trotzdem schonte er sich nicht: nach wie vor wurde selbst ein Theil der Nacht dem Studium gewidmet. Im Jahre 1564 kam er bei Behandlung der Pestkranken wiederholt in große Gefahr; im folgenden Jahre raffte die tückische Krankheit den bis zuletzt mit seinem großen Pflanzenwerke eifrig Beschäftigten dahin (13. December 1565). Sein Schüler Caspar Wolf, dem er die Vollendung seines botanischen Werkes übertragen, zeigte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er verkaufte Gesner's botanischen Nachlaß für 175 Gulden an Joachim Camerarius den Jüngern in Nürnberg. Aber

---

[1] Allgem. deutsche Biographie 9, 112. [2] Treviranus 17 und 23.

auch dieser wurde mit der Ergänzung und Vollendung der großen Arbeit nicht fertig: erst 150 Jahre nach dem Tode des Verfassers gelangte dieselbe zum Druck[1].

Gesner's Bedeutung als Botaniker besteht darin, daß er dem bisher fast ganz vernachlässigten Bau der Blüthen und Fruchttheile seine Aufmerksamkeit zuwandte, dieselben mehrfach abbildete und ihren hervorragenden Werth für die Bestimmung der Verwandtschaft erkannte[2]. Noch größer aber sind die Verdienste des Schweizer Gelehrten um die bisher fast ganz vernachlässigte Zoologie. Sein Streben war hier, in einem umfangreichen Nachschlagewerke Alles zusammenzufassen, was man nur irgend von den Thieren wußte. ‚Wie schwer und langweilig es ist,' bemerkt Gesner selbst, ‚die Werke der verschiedenen Autoren unter sich zu vergleichen, so daß Alles in eine einheitliche Form komme, Nichts übersehen und Nichts wiederholt werde, kann nur der verstehen, welcher es versucht hat. Ich habe gesucht, es so sorgfältig zu machen, daß man auf andere Schriftsteller über dieselben Dinge nicht mehr zurückzugehen nöthig haben wird, sondern überzeugt sein kann, in einem Bande alles darüber Geschriebene, gleichsam in einem Buche eine ganze Bibliothek zu besitzen.'

Dieses Ziel hat Gesner erreicht. Seine Geschichte der Thiere, fünf Folianten füllend, ist eine Riesenleistung, durch welche der Zoologie ganz neue Bahnen gewiesen wurden. Zum ersten Male sind hier auf Grund guter Beobachtungen von einem wirklich naturhistorischen Standpunkte aus die damals bekannten Thierformen geschildert: im ersten Bande die Säugethiere, im zweiten die eierlegenden Vierfüßer, im dritten die Vögel, im vierten die Fische und Wasserthiere; der fünfte Band, welcher die Schlangen und die Insecten behandeln sollte, erschien unvollendet nach dem Tode des Verfassers. Ein besonderes Verdienst der Gesner'schen Naturgeschichte besteht auch in der Einführung guter Abbildungen. Will man den Fortschritt hier ganz erkennen, so muß man die bisherigen vollständig ungenügenden Versuche in Rechnung ziehen[3].

---

[1] Vergl. Hanhart 291 fll.

[2] Sachs, Gesch. der Botanik 21; vergl. Jessen 201 fll.; Reeß, Pflege der Botanik 5 fl., und Bruhin im Bericht der St. Gallischen naturwissenschaftl. Gesellsch. 1865 S. 18 fl. Ueber Gesner's große Verdienste für den Pflanzenholzschnitt siehe Treviranus 16 fll.

[3] Carus, Gesch. der Zoologie 277 fl. 283. Vergl. ebenda 310 fll. auch über die biblische Zoologie jener Zeit, besonders über das Biblische Thierbuch des H. H. Frey (Leipzig 1595) und die Historia animalium sacra (Wittenberg 1612) des Wittenberger Theologieprofessors Wolfgang Franz. Hier erscheint unter den geschilderten Thieren sowohl der Phönix als der Drache. Der Drache wird näher geschildert: er hat drei

Zoologe und Botaniker wie Gesner war auch der Niederländer Carl Clusius, jedoch kamen die Leistungen dieses Forschers mehr der Botanik zu Gute, wie denn überhaupt die Pflanzenkunde im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert ungleich mehr gepflegt wurde als die Thierkunde. Ein gewiegter Fachmann urtheilt über diesen vielseitigen Gelehrten: keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen habe die Pflanzenkunde mit neuen Entdeckungen mehr bereichert, seine Entdeckungen genauer beschrieben und untersucht als er[1].

Clusius machte in den Jahren 1564—1565 als Begleiter der Grafen Fugger eine Reise durch die den damaligen Botanikern noch fast ganz unbekannte Pyrenäische Halbinsel. Seine wissenschaftliche Ausbeute legte er in einem eigenen Werke nieder, das im Jahre 1576 erschien. Die beigefügten Holzschnitte gehören zu den schönsten, welche man bis dahin gesehen hatte[2]. Drei Jahre vorher war Clusius von Maximilian II. als Hofbotaniker nach Wien berufen worden. Während seines langen Aufenthaltes in der Kaiserstadt durchstreifte der unermüdliche Forscher den größten Theil von Niederösterreich und bereiste die Alpenländer und die noch nicht der Türkenherrschaft unterworfenen Gebiete von Ungarn und Croatien. Viele der auf seinen Wanderungen gefundenen Pflanzen brachte Clusius nach Wien und cultivirte sie in seinem eigenen Garten wie in demjenigen seines Freundes, des Arztes und Professors Aichholtz. Clusius war der Erste, welcher in Wien die Centifolie, die Roßkastanie und die Kartoffel zog. Seine botanischen Forschungen über die österreichischen Pflanzen faßte er in einem Werke zusammen, das im Jahre 1583

Reihen Zähne in jeder Kinnlade; einige Drachen sind ungeflügelt, andere haben Flügel, aber nicht mit Federn, sondern nur mit flossenartigen Hautfalten. Dann fährt der Verfasser fort: ‚So viel nun von den natürlichen Drachen. Der Hauptdrache ist der Teufel‘ und so weiter. Zu erwähnen ist noch, daß Georg Hoefnagel in Augsburg dem Kaiser Rudolf II. gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein naturhistorisches Bilderwerk in vier Bänden in Miniatur malte, für das er die hohe Summe von 1000 Gulden erhielt. Das Werk befindet sich jetzt in Augsburg (siehe Blätter für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge 2 [1868], 37). — Ueber die zoologischen Untersuchungen des Nürnberger Arztes Volcker Koiter († 1590) siehe Hirsch, Gesch. der Medicin 36 fl.

[1] Meyer 4, 354. Ueber Clusius als Zoologen siehe Carus 323 fl. Ueber das Leben und Wirken dieses großen Gelehrten vergl. Meyer 4, 350 fll. Neilreich, Gesch. der Botanik in Niederösterreich, in den Verhandlungen des Zoologisch-botanischen Vereins in Wien 5, 22 fll. Morren, Charles de l'Ecluse, sa vie et ses oeuvres. Liège 1875. Aschbach 3, 347 fll., und namentlich eine Anzahl von Aufsätzen Reichardt's in den Blättern für Landeskunde von Niederösterreich 2 (1866), 33 fll.; 4 (1868), 72 fll. Siehe auch Pluskal, Zur Geschichte der Pflanzenkunde in Mähren, in den Verhandlungen der Zoologisch-botanischen Gesellschaft 1856 S. 363. Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins 6 (1875), 59 fll., und Knuth, Gesch. der Botanik in Schleswig-Holstein (Kiel 1892) S. 9 fl.

[2] Treviranus 35.

herauskam. Die hier gegebenen Pflanzenbeschreibungen sind meisterhaft und durch beigefügte Holzschnitte erläutert [1]. Vier Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes siedelte der Verfasser von Wien nach Frankfurt am Main über. Von hier aus trat er in enge Beziehungen zu dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen.

Dieser für die Wissenschaft begeisterte Fürst hatte eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, namentlich für die Pflanzenkunde. Schon von Wien aus hatte ihm Clusius wiederholt seltene Samen und Gewächse verschafft. Am 5. Februar 1576 übersandte Wilhelm IV. seinem botanischen Freunde einen goldenen Becher, weil er ihm ‚schon zu etzlichen malen aus bevehl der kayserlichen Majestät nicht allein allerlei gute Samen zur Zierung seines Gartens, sondern auch ein fein eigentlich Registerlein, wie dieselbigen Samen eine jede Art zu seiner rechten Zeit geseet werden sollen', zugeschickt habe [2].

Seit der Uebersiedelung des Clusius nach Frankfurt wurden seine Beziehungen zu dem hessischen Landgrafen noch enger. Durch einen Jahrgehalt setzte jetzt Wilhelm IV. den berühmten Botaniker in den Stand, ganz der Wissenschaft zu leben. Daneben hatte der Landgraf offenbar die Absicht, mit Hülfe von Clusius seine botanischen Kenntnisse zu erweitern, vor Allem seine Gärten mit seltenen Pflanzen zu bereichern. Ueber manche Ansichten seines fürstlichen Gönners mochte freilich Clusius lächeln, denn auch in naturwissenschaftlichen Dingen war Wilhelm IV. noch stark in den selt-

---

[1] Siehe Reichardt in den Blättern für Landeskunde von Niederösterreich 2, 37. Mit Clusius befreundet waren eine Anzahl von Gelehrten, die sich ebenfalls große Verdienste um die Botanik erwarben. So Rembertus Dodonäus, kaiserlicher Leibarzt unter Maximilian II. und Rudolf II., † 1585 (vergl. v. Meerbeeck, La vie et les ouvrages de Remb. Dodon. Malines 1841. Roentzen, Dodonäus' Leben und Schriften. Würzburg 1842. D'Avoine, Remb. Dodon. Malines 1850. Meyer 4, 340 ff. Treviranus 26 ffl.), und Matthias Lobelius, † 1616 (siehe Meyer 4, 358 ff.; Sachs 34 ff., und Treviranus 29 ffl. über die Verdienste des Lobelius um den Pflanzenholzschnitt). Leibarzt Maximilian's II. (vorher des Erzherzogs Ferdinand von Tirol) war gleichfalls ein Botaniker, P. A. Mathiolus, † 1577 (nicht 1574, wie Hirn 1, 362 angibt) in Trient, wo man im Dome sein schönes Grabmal sieht (siehe Tiraboschi, Lett. ital. 7, 2, 2 sg.; Meyer 4, 366 ff.; Treviranus 22 ff., der die Abbildungen des Mathiolus tadelt, und Ambrosi im Archivio Trentino 1882). Von den Freunden des Clusius ist hier noch zu nennen Jacobus Theodorus Tabernämontanus, Professor und Leibarzt zu Heidelberg, wo er 1590 (nicht 1559, wie Hautz 2, 145 angibt) starb. Tabernämontanus war ein Schüler des Bock; über seine botanischen Schriften siehe Pritzel, Thesaurus 311. Vergl. außerdem Hautz a. a. O.; Bischoff, Botanik 430 ff.; Fraas, Gesch. der Landbauwissenschaft 34 ff.; Treviranus 38 ff., und Zeitschr. für deutsche Philologie 12, 210 ff.

[2] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 15.

samsten Vorstellungen befangen. Schrieb er doch im Jahre 1578 einem Naturkundigen, ‚er habe es bisher für ein Fabelwerk gehalten, daß ein Basilisk von einem Hahnenei geboren werden könnte, wünsche aber, weil neulich ein alter großer Hahn nach langem Brüten und Gackern ein großes, kugelrundes Ei gelegt und ein Hund, der von jenem Hahn gefressen, daran gestorben sei, sein Urtheil zu wissen‘ [1]. In anderen Punkten aber war der hessische Landgraf seinen Zeitgenossen vorangeeilt. So sprach er den Satz aus, daß es kein chemisches Präparat gebe, durch welches geringere oder unreine Metalle in Gold verwandelt werden könnten. ‚Substantias metallorum et creaturarum zu verändern, ist keines Menschen, sondern allein Gottes Werk, derowegen wer solche Dinge zu thun vorgibt, der ist ein Lügner.‘ [2] In der Mathematik und Astronomie besaß Wilhelm IV. solche Kenntnisse, daß man ihn zu den Gelehrten dieser Fächer rechnen muß. Was er hier geleistet, hat erst eine spätere Zeit anerkannt. Groß sind auch seine Verdienste um die Pflanzenkunde; ist er doch wahrscheinlich der erste deutsche Fürst, welcher einen Garten anlegte, den man in gewisser Hinsicht als einen botanischen bezeichnen kann. Dem leidenschaftlichen Pflanzenfreunde genügten seine Gärten in Cassel, Marburg, Eschwege, Rotenburg und Rheinfels nicht. Aus diesem Grunde ließ er in den Jahren 1568 und 1569 in Cassel unterhalb des Residenzschlosses an der Fulda einen sehr ausgedehnten neuen Garten einrichten. Derselbe bildete ein Rechteck und nahm den größten Theil des Geländes im gegenwärtigen Aupark unterhalb des Orangeriegebäudes ein. Hier ‚cultivirte der Landgraf die mannigfaltigsten in- und ausländischen Gewächse und wirkte für deren Verbreitung in weiten Kreisen; besonders machte er hier seine Versuche mit neu entdeckten Pflanzen, die ihm bei seiner ausgedehnten Bekanntschaft in der botanischen Welt alsbald von allen Seiten mitgetheilt wurden. Er stand mit Botanikern von Fach und botanischen Reisenden in Verbindung, unterhielt mit den ausgezeichnetsten Gartenbesitzern in der Nähe und Ferne Tauschhandel mit Samen und Gewächsen, ließ junge Leute auf seine Kosten ausbilden und schickte dieselben zu diesem Zwecke in's Ausland.‘ So den Johann Albert Hyperius aus Marburg, der im Jahre 1584 beauftragt wurde, Bäume, Pflanzen und Samen aus Italien nach Cassel zu bringen, dann aber gleich wieder ‚hinein ziehen sollte, um seine Studia zu continuiren‘ [3].

---

[1] Rommel, Gesch. von Hessen 5, 768 Note 263. Vergl. Gräße, Beiträge zur Literatur (Dresden 1850) S. 59—60.

[2] Rommel 5, 774.

[3] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker 3 und 20 ff. Diesseits der Alpen hatte die erste Anregung zur Anlage eines botanischen Gartens Conrad Gesner gegeben, war damit aber in Zürich nicht durchgedrungen. Vergl. seine Eingabe an den Bürgermeister und Rath bei Hanhart 212 ff.

Der Garten Wilhelm's IV. war in gewissem Sinne ein botanischer, aber zugleich ein Lustgarten. Ein hessischer Chronist schreibt von demselben, er sei ‚voll schöner Gewächse, Baumfrüchte, Hütten, Gängen und sehr artiger Springbrunnen und Wasserkünste'; es sei ‚darin auch ein absonderliches Haus, so man jährlich zu gewissen Zeiten ablegen und wieder aufbauen kann, worin die Menge stattlicher tragbarer Feigen-, Pomeranzen-, Citronen-, auch Lorbeerbäume gefunden werden'. Mit welchem Eifer Wilhelm IV. auf den Bezug auswärtiger Sämereien und Gewächse bedacht war, zeigt sein Briefwechsel. So bestellte er zum Beispiel im Jahre 1562 bei den Thurisanern in Nürnberg Pomeranzen-, Limonien-, Citronen-, Myrten- und Adamsapfelbäumchen, ‚welche sie am Gartensehe (Gardasee) zu Tusculano bei Feliciano Colosino kaufen sollten'. Selbst politische Agenten erhielten derartige Aufträge. War Wilhelm IV. von Cassel abwesend, so mußten ihm seine Beamten genau über den Stand seines geliebten Gartens berichten. Eine ganze Reihe von deutschen Fürsten erbat sich aus dem ‚weitberühmten' Garten zu Cassel Samen und Gewächse. So Landgraf Ludwig von Hessen-Marburg; Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt; Joachim Friedrich, Erzbischof zu Magdeburg; Graf Friedrich von Mömpelgard; Georg Ludwig, Landgraf zu Leuchtenberg; Graf Hermann von Neuenar und Kurfürst Christian von Sachsen. An Letztern schrieb Wilhelm IV. am 10. März 1591: ‚Wir überschicken auch E. L. unter anderm ein gewechße, so wir vor wenig Jahren aus Italia bekommen, und Taratouphli genannt wird. Daßelbige wechst in der erden und hat schene Blumen guts geruchs, und unden an der wurtzeln hat es viele tubera hencken, dießelbige wenn sie gekocht werden, seind sie gar anmuthig zu eßen; man muß sie aber erstlich in waßer uffsieden laßen, so gehen die obersten Schalen ab, darnach thut man die Bruhe darvon und seudt sie in Butter vollends gahr.' Wiederholt bat sich der gelehrte Landgraf über neue Gewächse die Ansicht der sachkundigen Professoren der Universität Marburg aus[1].

In regem brieflichem Verkehr wegen Erwerbs und Tausches von Samen und Pflanzen stand Wilhelm IV. auch mit dem Nürnberger Stadtarzt Joachim Kamerer, latinisirt Camerarius († 1598). ‚Eine große Liebe zu den Pflanzen, worin Cordus, Vater und Sohn, seine Vorbilder waren, ein eigener Garten, um sie zu jeder Zeit vor Augen zu haben, eine bedeutende Sammlung von getrockneten Pflanzen, die Camerarius selber in ihrem Leben beobachtet, Kenntniß vom classischen Alterthume sowie von der Kunst, so die Umgebungen seiner Vaterstadt, seine Lehrer, seine Reisen ihm hatten einflößen müssen, seine Wohlhabenheit, um Künstler bezahlen zu können: alles dieß und Aehnliches ließ von ihm

[1] Keßler, Wilhelm IV. als Botaniker S. 7 fll. 11 fl. 19 fll.

Abbildungen erwarten, vollkommener, als man sie bisher gekannt.' Diese Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die Holzschnitte von Pflanzen, welche der Nürnberger Gelehrte in seinen botanischen Werken, namentlich in seinem ,Medicinisch-botanischen Garten' (Frankfurt 1588) gab, sind die schönsten, welche bisher an's Licht getreten waren [1].

Camerarius erwarb sich auch Verdienste durch Herausgabe botanischer Werke anderer Forscher. So verdankt man ihm das Erscheinen der ,Sylva Hercynia' des Nordhauser Arztes Johann Thal († 1583), ,der ältesten, verhältnißmäßig vollständigen, in den Einzelheiten überaus sorgfältigen Aufzählung und Schilderung eines Localflorenbestandes'. Wenn Camerarius auch nicht der Erste ist, der nach italienischer Sitte in Deutschland einen botanischen Garten anlegte [2], so war sein Garten doch einer der schönsten und reichsten im ganzen Reiche. Man sah hier unter anderen Seltenheiten die mittelamericanische Tabakspflanze, von der Camerarius berichtet: ,Die Indianer lassen den Rauch von den Blettern in sich gehen, und erquicken sich damit in großer Arbeit, solches macht sie etwas fröhlich, ist derowegen nicht von allen, sonderlich müssigen Leuten zu gebrauchen, dann ich gesehen, daß es mehr geschadet dann genutzt hat. Man machet daraus etliche köstliche Wundsalben, die sonderlich zu dem Krebs gut seindt, item ein Oel und anders mehr.' [3] Von sonstigen berühmten Privatgärten jener Zeit, die man in gewisser Hinsicht wohl als botanische bezeichnen kann [4], hebt Conrad Gesner in seiner Schrift ,Ueber die deutschen Gärten' folgende hervor: diejenigen des Aretius zu Bern, des Cordus zu Marburg, des Curtius zu Lindau, des Leonhard Fuchs zu Tübingen, des Minkel zu Straßburg, des Scholz zu Breslau und des Zwinger zu Basel [5]. Anderweitig werden noch erwähnt die Gärten des Christoph Leuschner zu Meißen, des Stadtschreibers Renward Cysat zu Luzern, des

---

[1] Treviranus 41 fll. 46 fl. Ueber Camerarius vergl. Adam, Vitae Med. 344 sq., und Irmisch, Ueber einige Botaniker des 16. Jahrhunderts (Sondershausen 1862) S. 39 fll.

[2] wie Reeß, Pflege der Botanik in Franken 6, angibt. Hier sind S. 36 fll. 18 Briefe Wilhelm's IV. an Camerarius abgedruckt.

[3] Schwertschlager 50 Note 1. Ein Beispiel, wie auch sonst damals der Tabak als das größte Heilmittel gepriesen wurde, bei Fraas, Gesch. der Landbauwissenschaft 53.

[4] In dieser Beziehung sagt Schwertschlager, Der botanische Garten 5, bei Besprechung der Gärten italienischer Gelehrten und desjenigen des J. Camerarius sehr richtig: ,Die Mehrzahl dürfte den vorwiegenden Zweck verfolgt haben, arzneiliches Material zu liefern; einige jedoch cultivirten Pflanzen in größerer Auswahl und zu physiologischen Versuchen, und diese verdienen den Namen botanischer Gärten, wenn auch mit der Einschränkung, daß es sich hier nicht um öffentliche und zum Unterricht bestimmte Institute handelte, also nicht um botanische Gärten im heutigen Sinne.'

[5] Gesner unterscheidet folgende Arten von Gärten: 1. Nutzgärten, 2. Medicinalgärten, 3. Manichfaltige Gärten mit Heilpflanzen und anderen seltenen Pflanzen, 4. Ele-

Rudolf Schlick in Kaufbeuern, des Clusius und Aichholtz zu Wien. Die zuletzt genannten Forscher hoben bei ihren Alpenwanderungen ganze Stöcke der schönstblühenden Alpinen aus, um sie in ihren Gärten anzupflanzen; andere Alpenpflanzen zogen sie aus Samen, den sie bei ihren Bergpartien sorgsam auflasen. Clusius beklagt es, daß trotz aller Sorgfalt ein Theil dieser Culturen nach einem oder zwei Jahren wieder zu Grunde ging oder verkümmerte. Die auch im Thale gut gedeihenden Alpinen suchte er in den Wiener Gärten als Zierpflanzen einzubürgern [1].

Die Angaben über die ältesten botanischen Universitätsgärten Deutschlands bedürfen noch sehr einer kritischen Sichtung. Gewöhnlich werden als die ältesten genannt diejenigen von Leipzig (1579 oder 1580), Breslau (1587), Basel (1588) und Heidelberg (1593); es ist jedoch noch keineswegs ausgemacht, ob dieselben jenen Ruhm wirklich beanspruchen können. Sicher ist jedenfalls, daß, wie die botanischen Gärten überhaupt, so auch die Universitätsgärten nur ganz allmählich aus Pflanzstätten für Arzneigewächse zu übersichtlichen Darstellungen des ganzen Pflanzenreiches sich entwickelten. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß es in Heidelberg ein Professor der Medicin war, welcher den Garten anlegte [2]. Auch der Breslauer Garten verdankt seine Gründung einem Mediciner, dem als Arzt berühmten Lorenz Scholz. Hier machte der schlesische Plinius Caspar Schwenkfeld († 1609) seine Studien. Pflanzen, die damals noch außerordentlich selten waren, wurden hier mit Erfolg gezogen; so die erst im Jahre 1561 nach Europa gekommene Agave, die Tulpe, der Kürbis, der roth wie der gelb blühende Tabak, endlich die Kartoffel [3].

---

gante, welche nur zur Zierde dienen, mit Lauben, Lusthäusern und Irrgärten, 5. Prachtgärten mit großen Gebäuden, Teichen, künstlichen Hügeln und so weiter. De hortis Germaniae als Anhang zu Val. Cordus, Annotationes in Pedacii Dioscoridis de medica materia (Argentorati 1561) fol. 237^b sq. 248. Vergl. Jessen, Botanik 251.

[1] Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins 6 (1875), 45 ff. Hier auch über die Gärten des 15. und 16. Jahrhunderts; vergl. dazu A. Kaufmann, Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance. Berlin 1892. Ueber Cysat's Garten vergl. Jahrbuch für Schweizer Gesch. 13, 170; 20, 6 ff.

[2] Siehe Hautz 2, 144 ff. Kerner, Die botanischen Gärten S. 17 ff. Becker, Gesch. der medicinischen Facultät in Heidelberg (Heidelberg 1876) S. 13. Puschmann, Medicinischer Unterricht 269; vergl. 339. Saint-Lager, Hist. des Herbiers 13. Heß, C. Bauhin 47 ff. Schwertschlager 4. ‚Der Einfluß dieser Gärten auf die Wissenschaft', sagt Jessen (Botanik 191), ‚lag zunächst nicht so sehr darin, daß die Pflanzenkenntniß in dem großen Kreise der Mediciner sehr bedeutend gehoben ward, als vielmehr darin, daß das Studium der Pflanzen von der Buchgelehrsamkeit auf die Untersuchung und Unterscheidung der lebenden Pflanzen überging, und ferner darin, daß nunmehr jede Universität einen Mittelpunkt für die Erforschung der Landesflora darbot.'

[3] Grünhagen, Gesch. Schlesiens 2, 391.

Gleichfalls ein Mediciner, der Professor Ludwig Jungermann, ein Neffe des Camerarius, zuerst Professor in Gießen, dann in Altorf († 1653), war es, der im Jahre 1609 in Gießen, im Jahre 1626 in Altorf einen botanischen Universitätsgarten gründete. Wahrscheinlich betheiligte sich dieser Gelehrte auch an der Anlage des botanischen Gartens in Eichstätt durch den hochgebildeten, für Wissenschaft und Künste begeisterten Fürstbischof Johann Conrad von Gemmingen; die wichtigste Rolle hierbei aber fiel den Nürnbergern Joachim Camerarius und Basilius Besler zu. Letzterer, ein Apotheker, stand auch mit Carl Clusius in Verbindung[1].

Der botanische Garten des Eichstätter Fürstbischofs, dessen Einrichtung im Jahre 1597 begonnen wurde, lag im Halbkreis um die Willibaldsburg innerhalb der Befestigungswerke. Derselbe bestand ursprünglich aus etwa acht unregelmäßig neben und über einander gelegenen Terrassengärten; jede dieser Abtheilungen hatte einen besondern Gärtner, welcher auf die Pflege der ihm unterstellten Gewächse eingeübt und für dieselben verantwortlich war. Eine beträchtliche Zahl von Zierpflanzen wärmerer Gegenden stand in Töpfen und Kübeln an anderen Orten, auf Mauern und den niedrigen Dächern von Wallgängen. Für die sehr großen Pflanzen heißer Climate, zum Beispiel für Cactusarten, waren besondere Treibhäuser errichtet. Eine vom Fürstbischof eigens erbaute Wasserleitung sorgte für das Lebenselement dieses kleinen Paradieses. Die Zeitgenossen heben besonders die schöne Ordnung hervor, in welcher hier die Blumen gleicher Sippe zusammen gepflegt wurden. Dabei waren vortrefflich die Existenzbedingungen der einzelnen Pflanzenfamilien berücksichtigt; so war der sonnigste Theil, der sogenannte hintere Schloßgarten, für die Nelkencultur und die Cacteen bestimmt. Ueber den Reichthum des Gartens, der auch viele südeuropäische und tropische Pflanzen barg, unterrichtet eingehend das von Besler 1613 herausgegebene botanische Prachtwerk: ‚Eichstätter Garten, oder sorgfältige und genaue Abbildung und naturgetreues Conterfei sämmtlicher Pflanzen, Blumen und Sträucher, welche aus verschiedenen Erdtheilen mit besonderem Eifer zusammengebracht worden sind und in den hochberühmten, die dortige bischöfliche Burg umgebenden Pflanzengärten zur Zeit gesehen werden.‘ Aus diesem mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Werke ersieht man, welch verhältnißmäßig große Zahl von Medicinal-, Nutz- und Zierpflanzen der reiche und für die Natur begeisterte Fürstbischof ‚für das Studium und die Bequemlichkeit der Botaniker‘ gesammelt hatte. Besonders bemerkenswerth ist dabei das Bestreben, eine Sammlung der seltensten exotischen Ziergewächse zur Schau zu stellen. Conrad von Gemmingen

---

[1] Schwertschlager 6—7. Zu Freiburg im Breisgau ward im Jahre 1620 ein botanischer Universitätsgarten gegründet. Schreiber, Universität Freiburg 2, 147.

hatte diese kostbaren Pflanzen vorwiegend aus Antwerpen, Brüssel und Amsterdam bezogen. Neben Orangen-, Citronen- und Granatbäumen sah man hier den wilden Jasmin, die americanische Agave, die Papageifeder, die Wunderblume, den spanischen Pfefferbaum, die Kartoffel, drei Arten Tabak, außerdem die herrlichsten Rosen, Hyacinthen, Narcissen, Orchideen, Anemonen, Lilien, namentlich zahlreiche Tulpensorten. Die Noth des dreißigjährigen Krieges hat leider dieser ganzen Herrlichkeit ein frühes Ende bereitet [1].

Wie die botanischen Gärten, so wurden auch Sammlungen getrockneter Pflanzen zu wissenschaftlichen Zwecken zuerst in Italien angelegt. Der Erste, welcher in Deutschland sich dieses für die Botanik so außerordentlich wichtigen Hülfsmittels bediente, war der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf († 1596) [2].

Sein Herbarium füllt drei Bände; in den beiden ersten sind die Pflanzen vereinigt, welche er 1560—1563 in Frankreich und der französischen Schweiz gesammelt hatte. Der dritte enthält die Ausbeute einer im Jahre 1563 unternommenen Reise nach Ober- und Mittelitalien und der Schweiz, während in dem vierten jene ‚frembdden Kreuter aufgeleimbt' sind, welche Rauwolf von seiner großen orientalischen Reise mitgebracht hatte. Eine Beschreibung dieser Fahrt, welche er im Mai 1573 antrat, erschien zehn Jahre später unter dem Titel: ‚Leonharti Rauwolfen, Arztnei Doctorn und bestallten Medici zu Augsburg Aigentliche Beschreibung der

[1] Obiges ist den überaus sorgfältigen Forschungen von Schwertschlager (7 fll. 11 fll. 28 fll. 38 fll.) entnommen. Vergl. auch Reeß, Pflege der Botanik 7, Mittheilungen aus dem Germanischen Museum 1, 57, und Peters 1, 100. Keinen wissenschaftlichen Character hatten die zahlreichen Gärten der meisten deutschen Fürsten und Großen: sie dienten aber mittelbar der Botanik, da Ruhmsucht und Liebhaberei sehr bald die prachtvolle Flora überseeischer und tropischer Länder in denselben einbürgerten. Obenan stehen hier die Rothschilde jener Zeit, die Fugger. Vergl. Kaufmann, Gartenbau 40 fl. Ueber die Gartenanlagen des 16. und 17. Jahrhunderts siehe auch Lübke, Gesch. der deutschen Renaissance 212—216. Ueber den Garten des Erzherzogs Ferdinand zu Ambras: Hirn 2, 422 fl., über denjenigen Maximilian's II.: Kerner in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins 6, 50. Bei dem Kurfürsten August von Sachsen und seiner Gemahlin erhielt die Neigung zum Anbau von Gewächsen aller Art eine wissenschaftliche Färbung und steigerte sich zu einem Studium der einzelnen Pflanzen und deren Brauchbarkeit zu den Zwecken der Heilkunde. Falke, Kurfürst August 118.

[2] Vergl. Saint-Lager, Histoire des Herbiers 30 ss. 69 ss. Die Sammlung von Rauwolf hatte merkwürdige Schicksale. Bis zur Schwedenzeit blieb sie in Augsburg, kam dann an die Königin Christine, welche das Herbar dem Isaak Vossius schenkte. Von dessen Erben ging es durch Kauf an die Bibliothek zu Leyden über, welche noch heute die glückliche Besitzerin dieses Schatzes ist.

Raiss, so er vor dieser zeit gegen Auffgang in die Morgenländer, fürnehmlich Syriam, Judaeam, Arabiam, Mesapotamiam, Babyloniam, Assyriam, Armeniam &c. nicht ohne geringe Mühe unnd grosse gefahr selbs vollbracht: neben vermeldung etlicher mehr gar schön fremden und aussländischen Gewächsen samt iren mit angehemckten lebendigen contrafacturen und auch anderer denckwürdiger sachen, die alle er auf solcher erkundigt, gesehen und observiret hat.‘[1]

Einen besondern Namen trägt die trefflich erhaltene Sammlung Rauwolf's nicht, sie führt vielmehr die Aufschrift: ‚Kreutterbuech darein vil schöne und frembde Kreutter durch den hochgelehrten Herrn Leonhard Rauwolf der Arztney Doctorn und der Stadt Augspurg bestallten Medicum gar fleissig eingelegt und aufgemacht worden. Welche er nit allein in Piemont umbt Nissa und in der Provincia umb Marsiglia sonder auch in Syria an dem Berge Libano, auch durch Arabiam neben dem Fluesz Euphrate in Chaldea Assyria Armenia Mesopotamien und andern Orten in seinen mit Gottes hilff vollbrachten dreijarigen Rayzen mit groszer Muehe arbeit gefehrlikkhait und uncosten berkhinnen hat davon er auch in seinem Rayszbuech so in dem Druck auszgegangen ist meldung thuet. Geschehen nach der Geburt unseres Seligmachers Jhesu Christi 1573. 74. und 75. Jar.‘[2] Der jetzt übliche Name für solche Sammlungen kommt wohl zuerst vor bei der Collection[3] eines schwäbischen Gelehrten, des Dr. Caspar Ratzenberger († 1603), der schon als Candidat der Medicin botanische Reisen nach Italien und Südfrankreich gemacht (1559—1560) und in ersterm Lande namentlich die Klostergärten besucht hatte.

---

[1] Näheres über die Ausgaben und Uebersetzungen bei Pritzel, Thesaurus 256; vergl. Treviranus 37.

[2] Saint-Lager, Hist. des Herbiers 72—73.

[3] Diese im Jahre 1592 angelegte Sammlung befindet sich gegenwärtig im königlichen Museum zu Cassel. Sie führt nachstehenden Titel: ‚Lebendiger Herbarius oder Kreuterbuch aller Gewechs, beume, stauden, hecken, kreuter, wurzelen, bluet, blomen, früchte, Gummata, hartzigen, safften, gewurtz, getreidich, Meehr- und wassergewechsen so in deutzch, francreiche und welschen landen, in Hispanien, Indien, Türkei und anderer örter der neuen Welt wachsen durch mich Casparum Ratzenbergerum, Sallveldensem der Arztnei Doctorem und der stadt Naumburgk an der Sala Medicum Physicum zum teil in oberwehnten auslendischen landen selbst eingesamlet zum teil aber in meinem lust- und kreutergarten selbsten gezielet und gepflanzet und von lysibon, Antworff, dantzigk und Wien aus erlanget und bekommen sambt derselbigen, rechten nahmen in mancherlei sprachen und soviel möglichen in ihrer natürlicher und lebendiger erwachsung der wurtzeln, Stammen, blettern, blüten, früchten und Sahmen mit allem vleiss zusammen und in drei unterschiedliche theill gebracht.‘ Vergl. Dr. H. F. Kessler, Das älteste und erste Herbarium Deutschlands, im Jahre 1592 von Dr. C. Ratzenberger angelegt, beschrieben und commentirt. Cassel 1870.

Ratzenberger widmete seine drei Bände umfassende Sammlung dem Landgrafen Moritz von Hessen, woraus sich ergibt, daß Herbarien damals noch etwas Seltenes waren. Zur Widmung, sagt er, habe ihn ‚insonderheit dis bewogen, daß E. F. G. Herr Vater mein auch gnediger Fürst und Herr ein besonderer Liebhaber rei herbariae et culturae hortensis einen fürstlichen Lustgarten zu Cassell mit allerhand köstlichen Kreuthern und frembden gewechsen also geziehret und versehen, dehrmassen mit allem Vleyss zurichten lassen, das ihrer fürstlichen gnaden billich höchstes lob mit geburender ehre nachgesaget werden kahn, das derselbige für Allen anderen fürstlichen Lustgarten deutschlands ruhm hat, auch gelobet und geprieset werden mag. Und können aus diesem meinem Herbario vivo junge Medici und Medicinae Tyrones innerhalb acht tagen so viell aus- und Einländische kreuther und Simplicia kennen lernen, als ich ohnferniglichen wol in zehen oder zwölff iharen zu lernen und zu kennen nicht vermochte, wie denn diesfalls dieser mein Herbarius in einer Bibliotheca solchen Tyronibus Nützlichen und sehr diehnlichen sein würde. Ich auch dehrendwegen in solchen vivo Herbario allezeit ledige Latera gelassen, dass man in Zukunft auf dieselbe vergleichen aus- oder Einlendische und derselben Species auch ferner affigere möge.‘ Landgraf Moritz verehrte dem fleißigen Gelehrten einen vergoldeten Becher sammt 100 Goldgulden ‚pro honorario‘ [1].

Die Sammlung Rauwolf's enthielt 513, diejenige Ratzenberger's 746 Pflanzen. Das Herbarium des Baseler Anatomen und Botanikers Caspar Bauhin (geboren 1560, † 1624) birgt nicht weniger als 4000 Stück. Caspar und sein Bruder Johann Bauhin nahmen unter den Botanikern jener Zeit eine solch hervorragende Stellung ein, daß eine nähere Erwähnung ihrer Wirksamkeit hier nicht fehlen darf [2].

Die Familie Bauhin stammt aus Frankreich und war von dort wegen ihres reformirten Glaubens nach Basel ausgewandert. Hier erwarb sich Jean Bauhin als geschickter Arzt Ansehen und Reichthum, so daß er seinen beiden Söhnen Johann und Caspar eine sehr sorgfältige Erziehung zu Theil werden lassen konnte. Beide erwählten den Beruf ihres Vaters, von dem sie auch die Neigung zum Studium der Naturgeschichte, besonders der Botanik, erbten.

Die ältesten Pflanzen dieses Herbariums stammen aus dem Jahre 1556. Ueber ein auf der Ulmer Stadtbibliothek befindliches Herbar aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts siehe Kreutzer, Das Herbar (Wien 1864) S. 157 fl.

[1] Keßler a. a. O. 21—23.

[2] Saint-Lager, Histoire des Herbiers 86 sagt: ‚Parmi les botanistes antérieurs à Linné, il n'en est pas qui aient autant contribué aux progrès de la Botanique que les deux frères Bauhin.‘ Vergl. auch Sprengel 1, 364.

Johann Bauhin, geboren im Jahre 1541, trat bereits als Jüngling mit dem berühmten Conrad Gesner in Verbindung, der ihn bald seiner wärmsten Freundschaft würdigte. Nachdem er in Basel, Tübingen, Mömpelgard, Padua, Lyon und Montpellier studirt, erhielt er im Jahre 1566 in seiner Vaterstadt die Professur der Rhetorik; allein schon im Jahre 1570 berief ihn der Herzog von Württemberg als seinen ‚Leibarzt, Anatom und Botaniker‘ nach Mömpelgard. Hier war er bis zu seinem Tode im Jahre 1613 als practischer Arzt wie medicinischer und botanischer Schriftsteller eifrig thätig. Die Vollendung seines bereits sehr früh gefaßten Planes einer großen kritischen Pflanzengeschichte war ihm nicht beschieden; alle seine sonstigen botanischen Schriften waren hierzu nur Vorläufer[1].

Ungleich bedeutender war Caspar Bauhin, geboren im Jahre 1560. Bereits mit sechzehn Jahren begann er an der Universität Basel seine medicinischen und botanischen Studien, welche er dann in Padua, Montpellier und Paris fortsetzte. Ueberall erwarb er sich in hohem Grade die Liebe und Achtung seiner Lehrer. Im Frühling 1580 begab er sich nach Tübingen; ein Jahr später erwarb er sich in Basel den Doctorhut. Schon bald nachher ward er unter die Docenten der Baseler medicinischen Facultät aufgenommen und lehrte von nun an privatim die Anatomie und die Botanik. Im Sommer ging er mit seinen Schülern fleißig auf die Felder und Berge und zu den Sümpfen, um die Pflanzen aufzusuchen und kennen zu lernen.

Im Jahre 1582 ward der schon früher wegen Völlerei gemaßregelte Professor der griechischen Sprache Matthäus Mayer abgesetzt, weil er entgegen dem Verbot der Baseler Behörde die Concordienformel unterschrieben hatte, um ein Pfarramt zu behalten, das er neben seiner Professur in einem Dorfe des benachbarten lutherischen Markgrafenamtes verwaltete. Die erledigte Stelle erhielt Bauhin, der auch jetzt fortfuhr, privatim Anatomie und Botanik zu lehren. Die Professur dieser beiden Fächer wurde ihm erst im Jahre 1589 zu Theil. Fünfunddreißig Jahre lang hat Bauhin diese Stelle mit größtem Erfolg bekleidet; viermal war er während dieser Zeit Rector, neunmal Decan der medicinischen Facultät. Man staunt über die Wirksamkeit des unermüdlichen Mannes, wenn man erfährt, daß er neben seiner Lehrthätigkeit noch vielfach als Arzt und vor Allem als Schriftsteller thätig war. Von seinen anatomischen und medicinischen Schriften wird noch die Rede sein[2]. Nicht minder bedeutend sind seine botanischen Arbeiten. Im Jahre 1596 gab er eine Schrift ‚Pflanzentafel‘ heraus, in welcher unter den zum ersten Male beschriebenen Gewächsen die Kartoffel erscheint. ‚Auf deutsch nennen Einige‘,

---

[1] Jessen in der Allgemeinen deutschen Biographie 2, 149 fl. Siehe auch Treviranus 48 fl. [2] Siehe unten den Abschnitt: Heilkunde.

sagt er, ‚die Frucht „Liebapffel", aber fehlerhafter Weise; Andere nennen das Gewächs „Grüblingbaum". Die Italiener essen sie und nennen die Knollen „Tartuffoli". Auch pflegen die Leute in Burgund die Wurzeln entweder in der Asche zu braten oder gekocht zu essen: Etwas, das jetzt bei ihnen häufig ist. Freilich halten Andere die Frucht für giftig.' An die ‚Pflanzentafel' reihten sich zahlreiche andere Schriften, unter welchen vor allen sein berühmtes ‚Botanisches Theater' (1623) hervorzuheben ist. Diese Schrift, die Frucht vierzigjähriger Studien, enthält einen Index von etwa 6000 Pflanzen; er ist aber nur das Inhaltsverzeichniß des großen Pflanzenwerkes, dessen Vollendung dem Verfasser leider nicht vergönnt war. Wie sein großer Landsmann Conrad Gesner, ward auch Caspar Bauhin mitten in der Arbeit vom Tode überrascht (5. December 1624)[1].

Caspar Bauhin übertrifft als Botaniker alle seine Vorgänger. Seine Leistungen bilden den Abschluß der bisherigen Entwicklung ‚sowohl betreffs der Namengebung und Einzelbeschreibung als auch bezüglich der Anordnung nach habituellen Aehnlichkeiten. Bei ihm sind endlich alle Nebenrücksichten geschwunden, seine Werke können in streng wissenschaftlichem Sinne als botanische gelten, und zeigen, wie weit man es in einer beschreibenden Wissenschaft bringen kann, ohne daß eine allgemeine vergleichende Formenlehre dieselbe unterstützt, und wie weit die bloße Wahrnehmung der habituellen Aehnlichkeiten im Stande ist, eine natürliche Anordnung der Pflanzen zu begründen; weiter konnte man auf dem von den deutschen und niederländischen Botanikern eingeschlagenen Wege nicht wohl gelangen.'[2]

Auf seinen Reisen in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und Italien hatte Caspar Bauhin zahlreiche Pflanzen gesammelt. Viele andere wurden ihm von seinen Schülern und Freunden zugeschickt. Da der gelehrte Baseler mit fast allen Botanikern Europa's in Verbindung stand, mehrte sich

[1] Aus Heß, C. Bauhin 11—67. Vergl. auch Wolf, Biographien 3, 63 fll. Theilweise falsche Daten haben Jessen in der Allgemeinen deutschen Biographie 2, 151 fl., und Saint-Lager, Hist. des Herbiers 87 s.

[2] Sachs, Gesch. der Botanik 35 fl. Ueber Bauhin's Prodromus Theatri Botanici (1620) sagt der genannte Forscher: ‚Die Description der einzelnen Art ist hier in der That zu einer Kunst ausgebildet, die Beschreibung zur Diagnose geworden. Noch höher ist es anzuschlagen, daß bei C. Bauhin die Unterscheidung von Gattung und Species schon vollständig und mit Bewußtsein durchgeführt ist; jede Pflanze besitzt bei ihm einen Gattungs- und einen Speciesnamen, und diese binäre Nomenclatur, als deren Begründer gewöhnlich Linné betrachtet wird, ist besonders im Pinax des Bauhin beinahe vollständig durchgeführt... Der Pinax ist das erste und für jene Zeit vollkommen erschöpfende Synonymenwerk, welches für historische Studien betreffs einzelner Pflanzenarten noch jetzt geradezu unentbehrlich ist, gewiß kein kleines Lob, welches einem Werke selbst nach 250 Jahren noch gespendet werden kann.' Vergl. auch Sprengel 1, 370 fl. Heß a. a. O. 64 fl. Bischoff, Botanik 447.

seine Sammlung von Tag zu Tag. Selbst aus Creta und Aegypten erhielt er Gewächse und Sämereien; der in Ostindien wirkende Jesuitenpater Johannes Terentius unterstützte eifrig die Forschungen des andersgläubigen Gelehrten. So kann es nicht überraschen, daß Bauhin in seinem Herbarium die für jene Zeit außerordentlich große Zahl von 4000 Pflanzen vereinigte[1].

Nicht so umfangreich und bedeutend ist das nach dem Jahre 1610 angelegte Herbarium des Tiroler Arztes und Botanikers Hippolytus Guarinoni. Die 600 Pflanzen dieses jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrten ältesten österreichischen Herbars sind mit sehr wenigen Ausnahmen noch so gut erhalten, daß ihre Bestimmung keinen Schwierigkeiten unterliegt. Den lateinischen Namen der Pflanzen sind hier stets die deutschen, wie sie das Volk theilweise noch heute braucht, beigefügt[2].

Die zahlreichen Hochgebirgspflanzen, welche Guarinoni's Herbar enthält, zeigen deutlich, daß der treffliche Mann auch beschwerliche Alpenwanderungen nicht gescheut hat. In seinem berühmten Werke ‚Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts‘[3], das man als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnen kann, hat er selbst einige dieser Bergwanderungen geschildert. ‚Es zieht ein Hauch tiefen Naturgefühls durch diese Beschreibungen.‘[4] In dem Abschnitt ‚Vom Bergsteigen, Jagen des Wildes und Besuch der köstlichen Bergkräuter‘ sagt Guarinoni: ‚Das Gebirg ist in dieser runden Welt nichts Anderes, als gespitzter Diamant und Edelstein im guldenen und runden Ring. Das Gebirg ist ein Zeiger Gottes, so in die Höhe zeigt, wer sein und unser Schöpfer und Erschaffer sei; denn mit dem, daß wir das Birg ansehen, kehren wir weit öfter unsere Augen gen Himmel und zu Gott. Wer es nur mit einfältigen gemeinen Augen ansieht, dem kommt es wegen seiner fürtrefflichen und besondern auswendigen Gestalt nicht anders vor, als ein edlerer, ansehnlicherer, herrlicher, verwunderlicher, beständiger, tugendlicherer und kostbarerer Theil dieser untern Welt, darum ihn auch Gott und die Natur vor allen seiner Vortrefflichkeit wegen weit über das andere Erdreich erhebt und nichts anderes als einen König und Kaiser in seinen höhern Thron gesetzt, aus welchem er das andere, unvollkommene, niedere Erdreich unter seinen Augen hätte und darüber herrschte. Die Birgleut sind den kühnen Riesen gleich, von welchen die Poeten fabulieren, daß sie sich unterstanden, mit dem Abgott Jove zu kämpfen, sie aber dennoch nicht wichen.‘

---

[1] Die Hälfte dieser Sammlung ist zu Grunde gegangen; die erhaltenen Pflanzen werden noch heute in Basel in zwanzig großen Cartons aufbewahrt. Eingehende wissenschaftliche Beschreibung bei Saint-Lager, Hist. des Herbiers 95 ss.

[2] Siehe A. Kerner, Das älteste österreichische Herbarium, in der Oesterreichischen botanischen Zeitschrift (1866) 16, 137 fll. 172 fll. 246 fll. 319 fll.

[3] Vergl. unten S. 364 fll. [4] Pichler, Guarinoni 11.

Guarinoni stand übrigens mit seiner Begeisterung für das Hochgebirge keineswegs vereinzelt da. Der neu erwachte Eifer für naturhistorische Studien, vor Allem die Begierde, die heimische Pflanzenwelt mit eigenen Augen zu sehen, hatte schon vorher manche Forscher in die Alpen geführt und für die Wunder der majestätischen Gebirgswelt begeistert. Vor Allem ist hier nochmals an Carl Clusius zu erinnern, welcher in der Zeit von 1573—1588 fast alle Gipfel des an der Grenze von Steiermark und Niederösterreich sich erstreckenden Alpenzuges bestieg, so die Schneealpe und Veitschalpe, die Raxalpe, den Wechsel, den Schneeberg, den Oetscher. Leider hat der große niederländische Forscher keine eigentliche Beschreibung dieser Ausflüge hinterlassen, wenn er ihrer auch wiederholt gelegentlich Erwähnung thut. Man vernimmt, wie er, mit Steigeisen ausgerüstet, Hirten und Jäger zu Führern hatte, welche er nach den im Volksmunde üblichen Pflanzennamen zu befragen pflegte [1].

Andere von den Herrlichkeiten der Hochgebirgslandschaft begeisterte Gelehrte jener Zeit waren glücklicher Weise nicht so schweigsam wie Clusius. So vor allen Conrad Gesner. ‚Ich bin entschlossen,‘ schrieb Letzterer im Jahre 1541 seinem Freunde Jacob Vogel, ‚so lange mir die göttliche Vorsehung mein Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg zu ersteigen, und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in ihrer vollen Kraft ist, theils um meine Kenntniß derselben zu erweitern, theils um meinen Körper zu stärken und meinem Geiste die edelste Erholung zu verschaffen. Denn welch ein herrlicher Genuß, was für eine Wonne ist es, die unermeßlichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken empor zu heben! Diese erstaunenswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Nur Menschen von träger Seele bewundern Nichts, bleiben in dumpfer Gefühllosigkeit bei Hause, treten nicht heraus in den herrlichen Schauplatz der Welt, liegen gleich Murmelthieren schlummernd in einem Winkel begraben, bedenken es nicht, daß das menschliche Geschlecht auf diese Erde hingesetzt sei, um aus Betrachtung der Wunder derselben etwas Größeres, nämlich die unsichtbare Gottheit selbst, kennen zu lernen. Die Dumpfheit ihres Sinnes ist so groß, daß sie immer nur zur Erde gebückt sind, niemals mit erhobenem Antlitz den Himmel beschauen, niemals ihre entzückten Blicke zu den Gestirnen erheben. Mögen sie sich denn im Schlamme der Erde herumwälzen, nur an ihren Gewinn und ihre niedrigen Genüsse denkend! Wer aber die Weisheit liebt, der fahre fort, mit Augen des Körpers und

[1] Vergl. den höchst interessanten Aufsatz von A. Kerner: Zur Geschichte der Aurikel, in der Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereins 6 (1875), 40 fll. Zu den dort genannten Bergbesteigern sind noch die von Hirn 1, 361 namhaft gemachten zu vergleichen.

des Geistes den reichgeschmückten Schauplatz dieser Welt zu betrachten; er besteige hohe Berge, er wende seine Blicke auf jene unermeßliche Alpenkette, er wandle durch schattige Wälder, er stelle sich hin auf erhabene Bergeshöhen und umfasse da die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die vor seinen Blicken ausgebreitet liegt. Und dann frage er sich: Wie kommt es, daß eine so hoch gethürmte Last der Berge nicht allmählich sich in die Tiefe niedersetzt, besonders da der Boden gegen den Fuß derselben immer weicher und wasserreicher wird? Wozu müssen sich so viele Bergspitzen in die Höhe erheben? Sie sind die unerschöpfliche Vorrathskammer, in deren Schooße die Quellen, Bäche, Flüsse sich bilden, aus welchen die umliegenden Länder ihre Wasserschätze erhalten. An ihren Füßen liegen jene schönen Seen unseres Vaterlandes, ja oft finden wir dergleichen sogar auf den obersten Gipfeln der Alpen. In ihrem Innern sind neue Schätze verborgen, und ihre Heilquellen werden ein Born der Gesundheit und des Lebens für die, welche den oft beschwerlichen Zugang zu ihnen nicht scheuen. Aber auch der geistige und sinnliche Genuß, den eine solche Bergreise gewährt, ist ebenso mannigfaltig als wohlthätig. Schon die Anstrengung der Reise selbst, angenehme Gesellschaft, ein von allen Sorgen der gewöhnlichen Berufsgeschäfte freier Geist ist ein großer Gewinn. Dazu kommt die reine Bergluft, die uns überall zuströmt und deren Einathmen ebenso erfrischend als belebend ist. Der Sinn des Gesichtes wird durch die mannigfaltigste Abwechslung erheitert und genährt: in der Nähe Pflanzen, die durch den lebhaftesten Farbenschmuck und die zartesten Bildungen sich auszeichnen, in der Ferne die wunderbaren Gestalten der Berge, die spiegelnde Fläche der Seen, der schlängelnde Lauf der Flüsse, die reichen, wohlangebauten, mit Städten, Dörfern, Weilern geschmückten Ebenen oder die mit Hirtenwohnungen übersäeten, mit weidenden Heerden belebten grasreichen Alpen. Das Ohr vernimmt bald den anmuthigen Gesang der Vögel, und bald erfüllt uns gerade die tiefe, durch keinen noch so leisen Laut unterbrochene Stille mit heiligem Schauer. Ueberall umduften uns Wohlgerüche; denn selbst die Pflanzen, welche im tiefern Thale keinen Geruch haben, hauchen auf Alpenhöhen zarte, gewürzhafte Düfte aus, und in dieser reinern Luft ist auch jeder Sinnengenuß reiner, feiner, edler. Das kalte Wasser erfrischt den ganzen Körper, die balsamische Milch stärkt und erfreut, und der durch die Anstrengung des Besteigens erregte Hunger macht das einfache Mahl in der Hütte des Alpenhirten zur Göttertost.'[1] Ein ebenso leidenschaftlicher Bergsteiger wie Gesner war dessen Freund Benedict Marti, Aretius genannt. Neben der Freude an der Natur war es vor Allem wissenschaftlicher Eifer, welcher diesen Gelehrten immer wieder in's Gebirge trieb: noch mit

[1] Hanhart, Gesner 91—94.

62 Jahren stieg er auf den Simmenthaler Alpen umher, Steine und Pflanzen sammelnd. In seiner ‚Kurzen Beschreibung der Berge Stockhorn und Niesen im Canton Bern und der auf denselben wachsenden Pflanzen' sagt Aretius: ‚Ich weiß keine angenehmeren Reisen als Bergreisen; alles findest du da, wunderbare Pflanzen, wilde Vögel, Steine, schattige Thäler, Wasserfälle, den Ausblick in's weite Land, gesunde, erfrischende Luft, Abgründe, überhängende Felsen, staunenswerthe Schluchten, abgelegene Höhlen, Eisfelder! Das ist das Theater des Herrn!'[1]

[1] Graf, Gesch. der Mathematik und Naturwissenschaften 1, 36. 43.

VI. Heilkunde.

Neben der wissenschaftlich botanischen Literatur geht durch das ganze sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert eine andere, welche im Interesse des medicinischen Aberglaubens namentlich mit der sogenannten Signatur der Gewächse sich beschäftigt. Man glaubte nämlich, daß aus gewissen äußeren Merkmalen, aus Aehnlichkeiten gewisser Pflanzentheile mit menschlichen Organen die Wirkung derselben auf bestimmte Körpertheile oder gewisse Krankheiten sich erkennen lasse. Diese Lehre wurde von Paracelsus und seinen Anhängern bis zum Aberwitz ausgebeutet [1]. Die Zahl der Anhänger des ‚Reformators von Einsiedeln‘ war namentlich in Deutschland überaus groß. Von Basel aus, wo Adam von Bodenstein im Sinne des Meisters wirkte, verbreitete sich die neue Lehre mit außerordentlicher Schnelligkeit über das südliche und westliche Deutschland, um dann auch in das nördliche vorzudringen [2].

Man kann die Paracelsisten in zwei Classen eintheilen: ‚Die Einen sind Leute ohne allgemeine und ohne ärztliche Bildung, welche sich die practischen Lehren ihres Meisters aneignen und bald mit dem Eifer ehrlicher Phantasten als ein Evangelium verkündigen, bald als schlaue Betrüger ausbeuten. Die Anderen sind gebildete Männer, größtentheils Aerzte, welche ebensosehr die Paracelsischen Theorien als die practischen Folgerungen derselben im Auge haben. Sie bringen jene mit den im sechzehnten, noch mehr im siebenzehnten Jahrhundert hervortretenden mystischen und theosophischen Doctrinen in Verbindung und suchen dieselben, namentlich die Lehre von den Arcanen, mit

---

[1] Urtheil von Haeser (3. Aufl.) 2, 98; vergl. Meyer 4, 431 fl. Ueber Paracelsus vergl. vom vorliegenden Werke Bd. 6, 458 fll., und Hirsch, Gesch. der Medicin 50 fll. Unläugbar ist übrigens, daß Paracelsus trotz aller Seltsamkeiten namentlich durch Einführung neuer, kräftiger Arzneimittel sich mannigfache Verdienste erworben hat; allein ‚das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war ein verfehltes; nicht minder der Weg, auf dem er es zu erreichen bemüht war‘ (Haeser 2, 105; vergl. Roth, Vesalius 56); und ebenso ist sicher, daß das Richtige bei Paracelsus und noch mehr bei seinen Anhängern von einem Wust von Unsinn und Einbildung so verhüllt und erdrückt wird, daß es schwer fällt, einen vernünftigen Kern herauszufinden. Vergl. Finckenstein in der Deutschen Klinik 1868 No. 11. Petersen, Therapie 26—27.

[2] Fränkel 18.

den Fortschritten der Chemie in Einklang zu setzen.'[1] Von eifrigen Paracelsisten der letztern Art ist neben Adam von Bodenstein († 1577 zu Basel an der Pest) und dem wegen seiner cryptocalvinistischen Gesinnungen mit zwölfjährigem harten Gefängniß bestraften Schwiegersohn Melanchthon's, Caspar Peucer, vor Allen der Calvinist Oswald Croll († 1609 als Leibarzt des Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg) zu nennen[2]. Sein im Jahre 1609 erschienenes Werk ‚Basilica chymica' enthält eine Anweisung zur Bereitung neuer und wirksamer Arzneien, daneben eine leidenschaftliche Vertheidigung des Paracelsus und seiner Lehren. ‚Kein Sterblicher', sagt Croll, ‚hat in der gesammten Philosophie und Medicin durch unzweifelhafte Gunst des Himmels so tiefe und verborgene Geheimnisse gekannt als dieser Theophrastus, der wahre Monarch der Heilkunst und erste Arzt des Microcosmus, welcher über den innern astralischen Menschen und dessen von Gott erschaffenes Amt, deßgleichen über der großen und unheilbaren Krankheiten natürlichen und metaphysischen Ursprung zuerst und allein geschrieben hat, was den Aerzten der früheren Zeitalter nicht einmal im Traume beigekommen war, viel weniger unseren Anhängern der heidnischen Philosophie. In der chemischen Kunst war Paracelsus ausgezeichnet erfahren, doch nicht der Urheber derselben, hat vielmehr von seinen Vorgängern stillschweigend Vieles entlehnt. Weil er aber ein von Gott auserſehenes Werkzeug zur Wiederherstellung und Erweiterung der wahren philosophischen Heilkunst war, ja sämmtliche Wissenschaften auf ihr Centrum zurückzuführen versuchte, so hat der Teufel, der stete Feind des Menschengeschlechtes und der boshafte Begleiter aller auftauchenden Wahrheit, sofort seine Trabanten wider ihn ausgesandt und die Aerzte aufgestachelt und zu der Meinung verführt, als ob die von ihm vollbrachten Heilungen Teufelswerke wären. Wie es der Fehler der Deutschen ist, daß sie nur Auswärtiges hochschätzen, das Ihrige aber gering achten, so haben sie ihren Landsmann Paracelsus verworfen, während fremde Nationen seine Kenntnisse bewunderten und unter den Dänen Severinus, unter den Italienern Bovius,

[1] Haeser (3. Aufl.) 2, 106; vergl. Rosenbaum in Ersch-Gruber's Encyklopädie (dritte Section) 11, 284. Hirsch (Gesch. der Medicin 64 fl.) unterscheidet vier Categorien von Anhängern des Paracelsus: 1. Schwindler, 2. halbverdorbene Theologen, 3. wissenschaftlich gebildete Aerzte, 4. die spagirischen Aerzte. Nicht ganz richtig ist übrigens, wenn Hirsch a. a. O. den M. Bapst von Rochlitz zu den Paracelsisten zählt. Vergl. unten S. 368 fll.

[2] Ueber Bodenstein und Peucer siehe Schmieder 278 fl.; Allgemeine deutsche Biographie 3, 7 fll., und 4, 604, sowie Bd. 4 des vorliegenden Werkes S. 353 fll. Ueber die abenteuerlichen Behauptungen, welche Bodenstein über Paracelsus reproducirte, siehe Mook, Paracelsus (Würzburg 1876) S. 11 fl. Das Wenige, was über Croll's Leben bekannt ist, hat Fränkel 88 fl. zusammengestellt. Die Verdienste, die sich Croll durch Einführung wirksamer Arzneimittel erwarb, betont Hirsch, Gesch. der Medicin 65—66.

unter den Engländern Muffet und unter den Franzosen mein geehrter Freund Joseph Quercetanus (der Leibarzt Heinrich's IV.) die Anhänger desselben wurden.‘ [1]

Daß Croll auch die theologischen Ansichten des Paracelsus vertheidigt, kann um so weniger überraschen, als er selbst einer pantheistischen Philosophie huldigt. ‚In therapeutischer Hinsicht stellt er als höchstes Ideal die Heilung der Krankheiten auf geistigem Wege durch die Macht des Glaubens, die Kraft des Gebetes und die unmittelbare magnetische Einwirkung des Arztes auf.‘ ‚Jedes Agens‘, so lehrt er, ‚strebt nach seines Gleichen. Soll das Medicament eine Heilwirkung ausüben, so muß es, da die Krankheit etwas Spirituelles ist, ebenfalls spirituell, aus seinem natürlich rohen Zustande heraus gearbeitet, geläutert und vergeistigt sein. Denn in der Natur ist Nichts so edel, was nicht ein Gift in sich enthielte, und umgekehrt: ubi virus, ibi virtus (wo Gift, da Kraft). Alle Läuterung und Reinigung aber geschieht durch Feuer. Durch Vulcan wird die Creatur Gottes vollendet. Die Scheidekunst trennt das Böse vom Guten, das Sichtbare vom Unsichtbaren, das Irdische, Unreine, die Rinde und Schale, den Körper der Arznei von dem himmlisch Reinen, von ihrer Seele, von ihrem überirdischen Mysterium und ihrer Quintessenz. Nicht die Pflanze, nicht das Metall ist das Medicament, sondern das Wort Gottes, welches darin Wohnung hat. Das erste Leben der Pflanze und des Metalles muß untergehen, damit aus der Fäulniß und Zersetzung das neue Leben auferstehe und erwachse. Die alte Natur muß sterben, damit die neue geboren werde. Die Chemie ist die wahre und lebendige Anatomie der Natur; das Feuer ist das ächte anatomische Messer, welches Mark und Bein durchdringt, Leib, Seele und Geist scheidet und die ihnen entsprechenden drei Grundprincipien aller Dinge: Salz, Schwefel und Mercur, darstellt und frei macht. Aus dem Zerfallen der Einheit dieser drei Grundprincipien im Microcosmus, aus der Exaltation und Absonderung eines derselben besteht die Krankheit. Der Arzt stellt die Einheit der drei Substanzen, die normale Mischung der Urflüssigkeit wieder her, indem er dem Microcosmus diejenige Substanz, die in Verfall gerathen ist, oder eine ihr ähnliche aus dem Macrocosmus zuführt. Darum muß der Arzt Chemiater sein und können Medicin und Chemie nicht von einander getrennt werden.‘ [2]

Im selben Jahre 1609 erschien auch Croll's Schrift ‚Von den Signaturen‘. In der Natur, so wird hier ausgeführt, ist Nichts vergebens oder bloß zum Spiele gebildet; auch das Geringste habe seine Bedeutung. Namentlich gelte dieß von den Pflanzen, denen Gott wie den Stummen eine Zeichensprache gegeben, durch welche sie ihre innerlich verborgenen Kräfte verrathen, nämlich

[1] Fränkel 93. [2] Fränkel 97—98.

die Symbolik der Form und Färbung, in der sie auf magische Weise zu uns sprechen. Wie nun der Mensch der Zweck und das Centrum der Natur ist, so beziehe sich alle Aehnlichkeit und Signatur der übrigen Geschöpfe schließlich auf ihn und seine Bedürfnisse. Aus der Aehnlichkeit einer Pflanze oder eines ihrer Theile mit einem bestimmten Organe des menschlichen Körpers lasse sich auf die Heilkraft derselben für das fragliche Organ schließen. So haben die Walnuß, die Päonie, der Mohn die Signatur des Kopfes und Gehirnes, die Galanga-Wurzel die des Magens, und deßhalb dienen sie als Heilmittel für die genannten Organe. Doch nicht bloß die menschlichen Organe, sondern auch die einzelnen Krankheitszustände derselben sind in den Naturkörpern vorgebildet. Die Wurzeln der Saxifraga tragen die Signatur der Steinkrankheit; alle harzigen Gewächse, welche Rindenspaltungen erleiden, sind für Wunden und Narben heilsam[1].

Die Ideen des Paracelsus hatten wie bei protestantischen Aerzten, so gleichfalls bei protestantischen Theologen die weiteste Verbreitung gefunden. Auch der bekannte Valentin Weigel (seit 1567 Prediger in Zschopau bei Chemnitz, wo er 1588 starb) war ein großer Bewunderer des medicinischen ‚Reformators von Einsiedeln'[2]. Der Zschopauer Prediger wußte wohl, wessen er sich von der verfolgungssüchtigen protestantischen Orthodoxie zu versehen hatte. ‚Gott sei es nicht gefällig,' sagte er selbst, ‚die Perlen für die Seuw zu schütten oder das Heiligthumb den Hunden zu geben; zu Lohn hetten sie mich zertretten und zurissen, were mir billig geschehen, daß ich für der Zeit mir mein Leben abgekürtzet, meine Bekenntniß were keinem under dem gantzen Hauffen nütze gewesen, keiner were von der falschen Lere abgetreten, mir were geschadt worden und ihnen gar nichts geholfen.' Aus diesem Grunde hielt er seine Schriften sorgfältig geheim. Seine gnostisch-mystischen Bücher erschienen erst nach seinem Tode und erwarben ihm zahlreiche Anhänger. Zu sehr bedenklichen Folgen in medicinischer Hinsicht mußte Weigel's Lehre führen, daß viele Krankheiten auf Erden nicht curirt werden können und ihre Heilmittel nur im Himmel wachsen.

Aehnliche Grundsätze wie Weigel vertrat der Theosoph Aegidius Gutmann aus Schwaben; derselbe gab vor, ‚das Universalmittel zu besitzen, wodurch die menschliche Natur veredelt, alle Krankheiten abgewandt und geheilt und nebenher das Gold hervorgebracht werde. Es liege, behauptete er, bloß am Glauben, daß man durch die Luft gehen, Verwandlungen der Metalle und geheime Künste verrichten könne.'

Eine weitere Ausbildung fanden die Ideen von Paracelsus und Weigel durch den Pantheisten Jacob Böhme, Schuster in Görlitz. Er ist der Erste,

[1] Fränkel 99—100; vergl. Sprengel, Arzneikunde 3, 530.
[2] Siehe Herzog, Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 16, 677 fll.; vergl. Zöckler 593.

welcher größere philosophische Schriften in deutscher Sprache verfaßte. Nicht so vorsichtig wie Weigel, gerieth der phantastische Mann im Jahre 1612 kurz nach der Abfassung seiner ersten Schrift ‚Die Morgenröthe im Aufgange‘ in Conflict mit der lutherischen Orthodoxie. Der Görlitzer Oberpfarrer Gregor Richter zwang ihn, die Handschrift seines Werkes auszuliefern. Um der Verbannung zu entgehen, mußte Böhme im Jahre 1613 das Versprechen geben, ferner Nichts schreiben zu wollen. Als er seit dem Jahre 1619 wieder anfing zu schriftstellern und im Jahre 1624 seine Schrift ‚Weg zu Christo‘ im Druck herausgab, brach ein neuer Sturm von Seiten der lutherischen Rechtgläubigen gegen ihn los. Richter forderte jetzt den Görlitzer Rath auf, den ‚Aufrührer und frevelhaften Ketzer zu bestrafen, damit Gott nicht Ursache habe, der Stadt Görlitz zu thun wie den Korah, Dathan und Abiron.‘ Weiteren Verfolgungen entging Böhme durch einen frühen Tod (17. November 1624). Seine Schriften und Lehren aber fanden namentlich in Schlesien zahlreiche Anhänger. So sehr Böhme, besonders in der Rechtfertigungslehre, von Luther abwich, so war er doch in Bezug auf Schmähungen gegen katholische Lehren und die Päpste ein gelehriger Schüler desselben [1].

Heftige Schmähungen gegen Papst und Kirche enthielt auch die im Jahre 1614 im Druck erschienene Schrift ‚Bekenntniß der löblichen Brüderschaft des hochgeehrten Rosenkreuzes‘. Ungefähr zur selben Zeit war ebenfalls ohne Angabe des Verfassers an's Licht getreten: ‚Entdeckung der Brüderschaft des hochlöblichen Ordens des R. C.‘, und hierzu kam im Jahre 1616 noch das Buch: ‚Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz‘. Hier wurde das Bestehen eines Bundes, welcher eine Weltreformation bezwecke, verkündet. Stifter desselben sei der im Jahre 1388 geborene Christian Rosenkreuz gewesen, der in Palästina und Aegypten mit geheimem Wissen vertraut geworden sei; heimgekehrt habe er sieben Männer zu einer Brüderschaft des Rosenkreuzes vereinigt. Die Glieder dieses Bundes seien für den Zweck desselben auf Reisen gegangen, alljährlich aber einmal zusammengekommen. Jeder warb sich einen Nachfolger, 100 Jahre lang sollte der Bund geheim bleiben. So hätten die Brüder lange gewirkt, bis das Grab des Stifters im Bundeshause entdeckt und dort seine Aufzeichnungen gefunden worden seien. Bundeszweck sei: die Verminderung des Elendes der Menschen durch Hinführung derselben zur wahren Philo-

[1] Menzel 6, 29 fll. Card. Rauscher in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 954 fl. Grünhagen 2, 336. Sprengel 3, 526. Zöckler 593. 755, wo auch die Literatur über Böhme zusammengestellt ist. Ueber das neue Werk von Joh. Claassen, J. Böhme (Stuttgart 1885, 3 Bde.) siehe Hist.-pol. Bl. 97, 472 fll. Bemerkenswerth ist, daß sämmtliche Aerzte, mit welchen Böhme befreundet, Liebhaber der alchymistischen Kunst und Weisheit waren. Harleß. J. Böhme und die Alchymisten (Berlin 1870) S. 43.

sophie und Religion, die Anleitung, wie sie zum höchsten Wissen gelangen und bei sittlich reinem Leben fern von Schmerz und Krankheit bleiben können [1].

Der Verfasser dieser Schriften war wahrscheinlich der protestantische Theologe Johann Valentin Andreä, welcher auf diese Weise die Leichtgläubigkeit und das Streben nach Geheimwissen lächerlich machen wollte [2]. Die meisten Zeitgenossen glaubten indessen fest an das Bestehen des Rosenkreuzerbundes. Vergebens erklärte Andreä selbst jene Schriften für Erdichtungen; es fanden sich zahlreiche Leute, welche die Aufnahme in den Geheimbund verlangten, und auch an solchen fehlte es nicht, welche sich für Glieder des Bundes ausgaben und mit ihrer Universalmedicin alle möglichen Krankheiten heilen wollten. Es erschien nun eine ganze Flut von Rosenkreuzerischen Schriften, welche einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Wissenschaften und besonders auf die Arzneikunde ausübten [3].

Das richtigste Urtheil über die neuen Schwärmer fällte der fränkische Pfarrer Andreas Forner. Die ‚sogenannten Rosenkreuzbrüder‘, sagt derselbe, ‚geben sich mit nichts Anderm ab, als mit geheimen Künsten, wie: Gold machen, Geheimnisse entdecken, Schätze finden, Krankheiten heilen. Sie sind Betrüger‘ [4].

Wie namhafte Jesuiten die Alchymie, so bekämpften die von ihnen geleiteten Marianischen Congregationen vielfach den Aberglauben, auch den medicinischen [5]; allein die Zeitströmung war zu mächtig, die Köpfe selbst der Besten so verwirrt, daß solche Bestrebungen einen größern Erfolg nicht erzielen konnten. Jedenfalls aber zeigt das Auftreten der Jesuiten gegen den alchymistischen und medicinischen Aberglauben, was von der Beschuldigung der Gegner des Ordens zu halten ist, derselbe habe Rosenkreuzerische Schriften edirt oder wenigstens verändert und zur Einschläferung oder Täuschung der Protestanten benutzt.

---

[1] Kopp, Alchemie 2, 1 fll.

[2] Für ganz sicher hält auch Kopp (Alchemie 2, 3) die Autorschaft Andreä's nicht. Vergl. auch Henke in der Allgemeinen deutschen Biographie 1, 444, und Hefele in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 824; siehe ferner 9, 399 fl.

[3] Vergl. Sprengel 3, 519. 523 fl. Petersen, Therapie 28.

[4] Panoplia 71.

[5] Die Studenten, welche dem Marienbunde (Marian. Congregation) angehörten, betrachteten es, besonders während der Ferien, als eine ihrer Vereinspflichten, im elterlichen Hause und bei ihren jugendlichen Freunden dafür zu sorgen, ‚daß verbotene, als ketzerische, unzüchtige, abergläubische Bücher nicht gelesen noch behalten werden‘. Besonders sollten sie ein wachsames Auge haben auf ‚Wundsegen oder andere abergläubische Büchlein und Gesäng, auch Gebetlein, darin Fabeln von Christo oder seinen Aposteln erzählet, damit man Krankheiten vertreibe ꝛc.‘ Ansprache an die kleine Congregation zu Ingolstadt am 8. Juli 1590, veröffentlicht in der ‚Katholischen Bewegung‘, 19. Jahrg., S. 149—152. Gegen die Alchymie traten unter den Jesuiten auf: Benedictus Pereirius, ein Spanier († 1610), Balthasar Hagelius, Professor zu Ingolstadt († 1616), und Gretser; siehe Kopp, Alchemie 1, 251. Huber 420.

Die meisten Rosenkreuzer waren zugleich eifrige Paracelsisten; so Henning Scheunemann, Arzt in Bamberg und später in Aschersleben, ‚ein Mensch ohne alle gelehrte und Sprach-Kenntniß'; ferner der protestantische Prediger Johann Gramann, welcher den weißen Vitriol mit Rosenconserve als Panacee verkaufte. Hierher gehören auch: Julius Sperber, Anhaltinischer Leibarzt; Heinrich Kunrath, Arzt in Hamburg und später in Dresden, Michael Maier, Leibmedicus Kaiser Rudolf's II. und des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, und viele Andere. Auch Johann Heunemann von Reussing († 1614), Leibarzt Kaiser Rudolf's II., ergab sich in seiner spätern Zeit Paracelsistischen und alchymistischen Schwärmereien, fiel aber beim Kaiser in Ungnade, weil er den Stein der Weisen nicht entdecken konnte. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war Deutschland von Schwärmern und Schwindlern aller Art überflutet; Rosenkreuzer, Alchymisten, Goldmacher, Astrologen, Traumdeuter, Wunderdoctoren, Weigelianer, Paracelsisten trieben allenthalben ihr Unwesen und verbreiteten durch unzählige Schriften die abenteuerlichsten und ungereimtesten Ansichten. Quacksalber, Bruch- und Steinschneider, Staarstecher und so weiter zogen auf den Märkten umher und ließen ihre ‚Kunst' auf öffentlicher Bühne durch ihren Harlekin ausbieten [1]. Selbst Männer von europäischem Rufe, wie Crato von Kraftheim († 1586), der Leibarzt Maximilian's II., hatten mit der Concurrenz der elendesten Curpfuscher und Quacksalber zu kämpfen und lebten in ‚glänzendem Elend'.

Neben Crato ragen als angesehene und tüchtige Aerzte jener Zeit besonders hervor: Johann Schenck von Grafenberg, Johann Lange, Felix Platter, Wilhelm Fabricius Hildanus († 1634) und Hippolytus Guarinoni [2]. Letzterer ist von so hervorragender Bedeutung für das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, daß eine nähere Besprechung seiner Wirksamkeit unerläßlich erscheint.

Geboren 1571 zu Trient, erhielt er seine Ausbildung im Prager Jesuitencolleg und zu Padua; später wirkte er als Stadtphysicus zu Hall in Tirol, wo er Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonora

---

[1] Vergl. Sprengel 3, 519. 527. 531 fl. 533 fl. Hirsch, Lexikon 2, 628. Deutsche Klinik 1868 No. 14. Schmieder 353 fl. Haeser (3. Aufl.) 3, 226. Kopp 1, 220. Hefele in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 9, 399. Peters, N. F. 224. 227, und Bd. 6 des vorliegenden Werkes S. 462 fl.

[2] Haeser (3. Aufl.) 2, 142. H. H. Beer, Krato v. Kraftheim, in der Beilage zu Jahrg. 8 der Oesterreich. Zeitschr. für praktische Heilkunde. Wien 1862. Archiv für Gesch. der Medicin 1, 167 fl. Deutsche Klinik 1868 No. 17 über Lange. Maier, Schenck 37 fll. Sammlung bernischer Biographien (Bern 1887) 1, 276—284 über Hildanus; vergl. Archiv für Gesch. der Medicin 6, 1 fll., und Henschel's Zeitschr. für Gesch. der Medicin 3, 225 fll. Pichler, Guarinoni 12 fl.

von Steiermark im dortigen Damenstift war und als 83jähriger Greis starb (1654)[1].

Sein Hauptwerk veröffentlichte er zu Ingolstadt im Jahre 1610 unter dem bezeichnenden Titel ‚Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts'.

In der Einleitung des Buches stellt Guarinoni die Frage, woher es komme, ‚daß an mehrern Orten Teutschlands der alten Leut ein solcher Mangel und Theurung' sei, die Uebrigen aber ‚zwar fast Alles jung, theils aber schwach und kraftlos, theils bleicher und tödtlicher Gestalt und Farb, theils grimmsüchtig, theils krumm an Händen, theils lahm an Füßen, theils vergichtig, theils gries- und steinsüchtig und mit anderen schweren Krankheiten und Gebresten behaft'. Und das Alles, obschon doch ‚das ganze weite und breite Teutschland, wie auch insonderheit unser geliebtes Vaterland Tirol, mit dermaßen herrlichen und fürtrefflichen Gaben versehen und begnadet'.

Wegen ‚Lieb und Treu, die ich zur teutschen Nation, ein jeder aber insbesonderheit zu seinem Vaterland tragen soll', will Guarinoni die Ursachen des traurigen Gesundheitsstandes aufdecken und entledigt sich seiner Aufgabe in trefflicher Weise. Das Werk ist in deutscher Sprache verfaßt und wendet sich an Jedermann, besonders an die Obrigkeiten, deren Aufgabe es wäre, den geschilderten ‚Greueln' entgegenzutreten. Demgemäß sind auch die Beweise nicht aus Büchergelehrsamkeit geschöpft. An medicinischen Autoritäten werden nur Aristoteles, Galenus, Hippocrates citirt; den neueren Empirikern und Anhängern des Paracelsus steht Guarinoni als Gegner gegenüber und ergreift gern die Gelegenheit, zu zeigen, ‚was das für Geselle ohne G' seien. Doch liegt das eigentlich Ueberzeugende des Buches nicht in theoretischen Entwicklungen, sondern in der drastischen Schilderung all der Uebelstände, welche der erfahrene Verfasser auf seinen Wanderungen als Arzt in Dorf und Stadt, bei Reich und Arm beobachtet hat.

Guarinoni's Schilderungen von der Unreinlichkeit in Häusern und Straßen, der Unordnung und Lasterhaftigkeit des täglichen Lebens lassen die Klagen über den schlechten Stand der Volksgesundheit nur allzu begreiflich erscheinen.

Gesundheitsschädlich sind zunächst schon die kleinen, engen, niederen Zimmer, ‚besonder wann sie darzu unordentlich und finster sein, wie in vielen Städten Teutschlands gemein, allda man keine gute Bauleut hat und den Maurern Alles nach ihrem oft unwissenden Grind machen lassen'[2]. Dazu fehlt es in den engen Räumen an der erforderlichen Lüftung, und Guarinoni gibt sich viele Mühe, die Nothwendigkeit einer solchen begreiflich zu machen. Wenn unbewegte Luft schon unter dem freien Himmel verdirbt und schädlich wird, sagt er, ‚wieviel mehr muß dieß geschehen in der Enge einer Stadt, Haus,

[1] Vergl. vom vorliegenden Werke Bd. 6, 259 fll. Siehe auch oben S. 353.

[2] Guarinoni 490.

Zimmer, das oft in einem, ja viel Monaten nit eröffnet, bisweilen in einem oder mehr Jahren nit erfrischt und der Luft nit ledig gelassen wird? Mit was Wust, Gräul und Gift wird erst ein solcher Luft begabt sein, welcher nit allein versperrt, sondern auch in den unreinen, stinkenden Gemächern verschlossen bleibt? Was ist es denn Wunder, daß Mancher sich beklagt, er sei stets ungesondt, blöd und krank und thu doch keine einzige Unordnung? Ja was größer Unordnung mag sein, als den giftigen Luft stets an sich ziehen? Wie viel könnt ich deren nach einander nennen, denen ich solchen Gräuel verwiesen und sie hernach gesondter und frischer verblieben!'[1]

Wie in den Privathäusern, so war es ‚fast in allen Teutschen Schulen gemein, daß man die Fenster und Thüren fleißig zuhalte, und Alles auf das Holz-Sparen und Gesundheit-Verlieren abgesehen. Und sich derhalben die Eltern nicht verwundern sollen, wann ihre lieben Kinder bisweilen bleich und krank aus der Schule heim kommen; ist mehrer Mal der ungeheur Schulgestank daran schuldig'[2].

Auf den Hochschulen sei es Sache der Professoren, die Pedelle zur Lüftung anzuhalten. ‚Es sein aber etliche Bedellen so st . . nkfaul, daß sie kaum mit Lust die Schulthüren öffnen, wann man hineinsolle, geschweige, daß sie die Schulen öfters im Jahr auskehreten oder aussäuberten, wie denn oft auf den Bänken der Staub Finger dick und niederan der Kehricht und Koth haufenweis zu finden. Wann aber die Professores und die Studenten hinaus sein, sperren sie ehist die Schulen fleißig hinter ihnen zu, damit man die Bänk und Cathedras nicht etwan hinaus trage.'[3]

Noch viel schlimmer als in den Häusern scheint es in den Straßen der Tiroler Städte damals ausgesehen zu haben. Misthaufen lagen auch in den Städten ‚vor den Häusern und auf den Plätzen gesammelt und zusammengehäuft', aus welchen die Sonnenstrahlen ‚die groben und giftigen Mist- und Wustdämpf wolkenweis herausziehen und eine ganze Stadt damit überziehen, viel der zärtern vergiften und mit giftigen Fiebern begeben, zuweilen auch eine rechte Pestilenzbrut ausziehen. Sonderlich wenn man solchen durch das ganze Jahr in den Städten gesammelten Schatz im Frühling rühren, auf die Wägen aufladen und aus der Stadt in die Felder verführen, darunter aber die Leut auf den Gassen und in den Häusern dermaßen erstänken thut, daß mancher von Herzen krank und ohnmächtig wird, und männiglich mit dem Nasen- und Maulstopfen gleich genug zu thun hat'[4]. ‚Koth- und Mistvieh' sollte deßhalb nach Guarinoni in der Stadt überhaupt nicht geduldet werden, dem ‚die Dörfer und das Baurhaus zu Fleiß gericht ist'[5].

---

[1] Guarinoni 489. [2] Guarinoni 492. [3] Guarinoni 492.
[4] Guarinoni 516. [5] Guarinoni 517.

Ebenso müsse die Obrigkeit Acht haben ‚auf die faulen Aas, die man nicht allein auf und neben den gemeinen Landstraßen, sondern in den Städten und Gassen selbsten bei vielen Inwohnern sehen, viel besser aber riechen thut‘[1]. Dergleichen dürfe nicht ‚neben den Straßen ungefähr‘ hingeworfen oder ‚in die Bäch oder Wasserstramben‘ versenkt werden. Verwesende Thierleichen solle man ‚unter die Erde tief vergraben lassen‘. Friedhöfe dürften gleichfalls nicht innerhalb der Stadtmauern sein, besonders da man an einigen Orten ‚kaum so tief in die Erden hineingräbt, als der Sarg hinein und gar seicht bedeckt kann werden‘[2].

Mit noch schärferen Worten geißelt Guarinoni einen andern Unfug, den er freilich nur mit einigem Zögern zu berühren wagt: die Verunreinigung der Straßen, welche hauptsächlich aus dem Mangel an Aborten in vielen Häusern entstand. ‚Soll ich reden oder schweigen? Soll ich der Wahrheit Zeugniß geben oder den Unfläthern heucheln? Wie kann ich aber schweigen, wann ich der Verletzten selbsten unterweilen einer bin? Was hilft es mich und ein andern ehrlichen Mann und Hausvater, daß wir uns der Reinigkeit in unseren Häusern befleißen und annehmen, wann man wieder den Wust vor unsere Häuser und vor unsere Fenster mit sollichem ungeheuren Gestank vorwirft und ausschütt, daß wir uns gleich der Ohnmachten zu wehren und mit dem Nasenstopfen zu schaffen haben? Wohlan, spitz dich, Feder, du mußt die Wahrheit schreiben. . . Wer auf der Gassen vorübergehe, fahre oder reite, da fragen diese Koth- und Wustmenschen eben nicht darnach, daß man also zwischen jeder Tageszeit, sonderlich aber Morgens und Abends, wann die Leut zum meisten auf den Gassen zu schaffen und durchzugehen haben, ihren gewissen und ordentlichen Rauch und Nasenluft empfinden, welcher Rauch nit allein alle Gassen durch die ganze Stadt, sondern auch alle Häuser und Zimmer zu den Fenstern hinein angefüllt, und der Geruch so unparteiisch und treulich ausgetheilt wird, daß einer den andern wenig darum zu neiden hat.‘ ‚O unerhörtes Ungeheur! Ich find und hab nit Wörter, mit welchen ich diesen unmenschlichen Wust und Gräuel genugsam erklären könnte, geschweige der vielfaltigen Jammer, Gesondt- und Leibs-Schäden, so daraus erfolgen. O Pestilenz, wo solltest du mehr dann an solchen Ort sein, wo man dir ein so reiches und freies Opfer täglich aufopfert, dich damit verehrt, dir locket, dir ruft! . . .‘[3]

In ähnlicher drastischer Weise schildert Guarinoni den Unverstand, mit dem man die Brunnen verunreinigt, die Nahrung verfälscht und in tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens sich von thörichten Vorurtheilen leiten läßt. Auf

[1] Guarinoni 515. [2] Guarinoni 514.

[3] Guarinoni 504—505. Uebrigens sagt Guarinoni ausdrücklich, die Schilderung des gesundheitswidrigen Zustandes der Straßen beziehe sich zunächst auf Tirol.

jeder Seite offenbart sich der edle Character des Verfassers, der trotz der mitunter derben Sprache es herzlich wohl meint mit dem Heil der ‚edlen teutschen Nation‘, deren Vorzüge er öfters über andere Völker erhebt. Daß man ihn verlachen und verhöhnen werde wegen seines Buches, weiß er voraus. Wie er aber durch Menschenfurcht sich in seiner freimüthigen Kritik der öffentlichen Verhältnisse nicht beirren läßt, so zeigt sich Guarinoni's Unerschrockenheit und männlicher Character noch mehr darin, daß er als eine Hauptquelle der schlechten Gesundheitsverhältnisse offen die allgemeine Unsittlichkeit zu bezeichnen wagt, und die Greuel der Wirths- und Badhäuser, der Unmäßigkeit und Unzucht nicht weniger streng geißelt als die Unreinlichkeit in den Häusern und Straßen. So handelt er denn im ersten Buch des Werkes von Gott, ohne dessen Schutz alle Sorge für die Gesundheit vergeblich, betont es immer wieder, daß ein nothwendiges Mittel zur Erhaltung der leiblichen Kräfte ein geordnetes Leben und Beobachtung der zehn Gebote, besonders der Reinheit und Keuschheit, sei. Auf dem ersten Blatt schon kennzeichnet es Werk und Verfasser, daß er sein ‚winzigst Gesund- und Heilbüchle‘ der Mutter des ‚Heils und Heilandes‘ widmet, da ‚kein gewaltiger noch ernstlicher Beysteher, Vertretter und Verfechter gemeinen Gesonds und Heyls wie auch der Wahrheit nach Gott seye noch erfunden werden könden‘, als die ‚Jungkfräwliche Mayestet‘ der Mutter Gottes[1].

---

[1] Fragmente eines zweiten Bandes der ‚Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts‘ finden sich handschriftlich auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek unter * Guarinoni's Manuscripten Bd. 4, Fol. 390 fl. Erst in seinen letzten Lebensjahren scheint der Verfasser die von vornherein geplante Fortsetzung seines Hauptwerkes in Angriff genommen zu haben. Am Schluß des zweiten Buches (Fol. 475) steht das Datum: 15. Juli 1652. Buch 3, Cap. 18 wurde, wie die Eingangsworte besagen, 44 Jahre nach der Ausarbeitung des ersten Bandes in Angriff genommen. Während der erste Band sich mit den Greueln der Verwüstung durch verkehrtes Benehmen in gesunden Tagen beschäftigt, handelt der zweite von den ‚Irrungen in Khrankheiten‘. Erhalten sind vom zweiten Band ‚daß ander Buch: Den Kranken und sein Amt betreffend‘, und (am Schluß verstümmelt) das dritte Buch: ‚Den Doctor der Arznei und sein hohe Kunst und Wissenschaft und Amt und Würde betreffend‘. Im zweiten Buch handeln Cap. 1—5 von den Spitälern; Cap. 14 (Fol. 446[b] fl.): ‚Vom Greuel der lügenden Wahrsager, betrügenden Planetenleser und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner, Teufelsbanner und Geis-Wirthen, Mensch-, Vieh- und Landverderber, Gabel- und Bockfahrer und dergleichen ungeheuer Patienten‘; Cap. 15 (Fol. 453 fl.): ‚Von greullichem Greull der Gott laugnendten und dem Ewigen leben und Seelen Unsterblichkheit widersprechendten, welt-Politischen Machiavellischen Vich-Patienten‘; Cap. 19 (Fol. 471[b] fl.): ‚Vom Greuel der insgemein liederlichen und verwegenen und hochgefährlichen Rath- und Arzt-Affen‘. Im dritten Buch sind bemerkenswerth die Capitel gegen die Paracelsisten und dergleichen. Cap. 17 (Fol. 513[b]): ‚Ob den jungen, von Hochschulen herkommenden der Arznei Doctoren sicher zu trauen.‘ Cap. 18 (Fol. 517): ‚Vom unleidentlichen sträflichen Greuel der hermetisch unmenschlichen, ungeheuern metallisch purgirenden Mord- und Tod-Giften; item wessen

In scharfem Gegensatze zu dem katholischen Tiroler Arzte steht Michael Bapst von Rochlitz, protestantischer Prediger zu Mohorn im Meißen'schen. Selbst ein Laie in medicinischen Dingen, schrieb dieser Prediger-Arzt zahlreiche für das Volk bestimmte Bücher, welche einerseits Recepte zur Heilung von Krankheiten der Menschen und Thiere, andererseits Anweisungen für alle möglichen technischen und öconomischen Verrichtungen und Zufälle des menschlichen Lebens enthalten; besonders betonte er, daß man bei ihm auch Belehrung über alchymistische Dinge finden könne. Er bringt hier die fabelhaftesten Sachen vor, so daß es ihm manchmal selber Angst wird um das Urtheil des Lesers. So sagt er einmal[1]: ‚Weil ich des meisten theils in diesem Buche aus andern Scribenten entlehnet habe, und nicht soviel Zeit und Vormögen gehabt, alles zu versuchen, obs recht oder unrecht, könte es wol geschehen, das hie auch etwas mit unter gelauffen were. Wenn es derwegen der Leser gewar werde, wolte er solches nicht mir, sondern den Scribenten, von denen ichs abgeschrieben, zumessen, und jhm dießfals meinen Fleiß und wolgemeints Gemüte gefallen lassen.‘ [2]

Von irgend welcher Anordnung ist in den Sammelbüchern des schreibseligen Prädikanten keine Rede. In seinem im Jahre 1590 zu Mühlhausen erschienenen ‚Newen und nützlichen Ertznei-, Kunst- und Wunderbuch‘ ‚folgen sich in anmuthigem Wechsel Mittel für Nasenbluten und Menorrhagien, Zähmung von Leoparden, Verstopfung, Scorpionstich, Zahnweh, Hundsbiß, Spinnenstich, Erkennung der Fruchtbarkeit einer Frau, Kupfer das Aussehen von Silber zu geben, sichtbare und unsichtbare Schrift, Fischfang, Pferdekrankheiten, gegen das Fürchten bei Nacht‘ und so weiter[3]. Eine gleich bunte Sammlung der verschiedensten und seltsamsten Lesefrüchte enthält Bapst's ‚Giftjagendes Kunst- und Hausbuch‘ (Leipzig 1591 und 1592). Von ‚eigener Erfahrung‘ ist kaum eine Spur zu finden. Die Schrift ‚beginnt mit dem Schlangenbiß (zuerst die Schlange im Paradies) und arzneilicher Verwendung der Schlangen, Spinnenstich, Quender (Köder) an die Angel, Löwen- und Wolfsbiß, Füchse 2c. zu fangen, Wölfe zu vertreiben, Ranula, Scorpionstich, vielerlei über Würmer, Tauben an den Schlag zu gewöhnen und daß sie andere Tauben mitbringen, Bäume pfropfen, Früchte conserviren, Pflanzen-

man sich zu deren andern (außer benannten Plutonischen Gespenstern) Gutes oder Böses zu versehen habe.‘ Cap. 19: ‚Vom unchristlichen Greuel der ertzenden verruchten, treulosen Juden. . .‘ Cap. 21 (Fol. 530ª): ‚Vom Greuel der liederlichen täglichen Eingeb- und Einnehmung der purgirenden Arzneien und der täglichen elenden Dies und Jenes Doctoren oder Alls Pillenschlucker, dadurch der Leib verwelkt, der Farb und Kraft ermatt und der Magen zur Apotheker Büchs werden.‘

[1] Leib und Wund Artzneibuch, 2. Theil, Bl. 171ᵇ—172ª.

[2] Schubert-Sudhoff 94—95.

[3] Schubert-Sudhoff 86—87.

spielarten zu erzielen, Fleisch conserviren, Mücken rc. zu vertreiben, Zips der Gänse, Durchfall der Hühner, Bienen im Stock zu halten, Fledermäuse tödten, Haare und Warzen vertreiben, Wundpflaster; Motten, Mitesser, Läuse vertilgen; Vogel-, Fisch- und Krebsfang, wobei sich die Cur des Carcinoms anschließt und so weiter. Unter den Tausenden von Recepten aller Art sind hie und da, dem Zeitgeschmack gemäß, als Lesefrüchte auch einige alchymistische und chemiatrische Recepte mit eingestreut.' [1]

Ganz denselben Character trägt der erste Theil des im Jahre 1596 in Eisleben gedruckten ‚Wunderbarlichen Leib und Wund Artzneibuches'. Neben der Epilepsie beschäftigt sich der protestantische Gottesgelehrte hier mit allen möglichen sonstigen Leiden, Fisteln, Krebs, Pestilenz; er behandelt auch eingehend Mittel zur Hebung der Geschlechtsfunctionen und bespricht ferner die Erkennungsmittel der Fruchtbarkeit einer Frau. Daneben verbreitet er sich über die Heilkräfte des Menschenkothes, über Kitt für Destilliröfen, trinkbares Gold, Aderlaßzeit und Sympathiemittel [2].

Zuweilen wird es selbst einem Bapst ‚zu toll bei den Verordnungen seiner Gewährsmänner'. So sagt er z. B. nach Anführung der Verordnung des Grafen von Hohenlohe, welcher gegen Krämpfe und Gliederschmerzen fünf Läuse und acht Schafsläuse in Brod gewickelt zu essen empfiehlt: ‚Wer es Lust zu gebrauchen hat, der mag es thun, ich will mich dafür bedanckt haben.' [3]

Ganz Paracelsist ist der Curpfuscher Thurneissen zum Thurn [4]. Schmerzerfüllt beklagt derselbe in seiner Schrift ‚Quinta Essentia', daß Gott der Herr den Meister Paracelsus ‚nahm, als er im besten Alter war'.

> Seine schrifften liegen hie und dar,
> Denen man teglich starck nachtracht,
> Es sind ihr etlich zsamen bracht,
> Werden noch manchen kunstreichen Man
> Frewen, wann ers wirdt sehen an,

---

[1] Schubert-Sudhoff 88.

[2] Schubert-Sudhoff 89—90. Ueber Bapst's ‚Pimelotheca' (Eisleben 1599) wird hier S. 91 bemerkt: ‚Es ist auch wieder eine Receptensammlung, dabei werden allerhand niedliche Kenntnisse, welche man zum Theil gar nicht hinter dem Verfasser suchen sollte, namentlich aus dem Gebiete der Aphrodisiaca, vorgebracht. Auch „Ruß aus einem Cometen" gegen Erbgrind ist eine hübsche therapeutische Errungenschaft, die er aufgelesen.'

[3] ‚Von der psychischen Wirkung dieses noch heute unter dem Volke üblichen Mittels hat er keine Ahnung!' Schubert-Sudhoff 92—93.

[4] Zur Ergänzung der Angaben über Thurneissen in Bd. 6 des vorliegenden Werkes S. 470 fll. verweise ich noch auf den Artikel von J. J. Merlo in der Köln. Volkszeitung 1886, No. 238, drittes Blatt. Hier werden aus dem Cölner Stadtarchiv einige Notizen mitgetheilt, welche den Tod dieses Curpfuschers in Cöln 1595 oder 1596 authentisch bestätigen.

Denn da ist Wurtz, fundament und grund
Des Cörpers, er sey kranck oder gsund,
Auch nicht allein in der Artzney,
Sondern auch in der Alchemey
Und andrer grossen heimligkeit,
Von Gstirn, Geist, Element, hat gleit
Den grund. O het er lenger glebt,
Was hett die Welt nutzs von ihm ghebt.
Doch hat er ehr gnug erworben,
Der aller fürtrefflichst Artist ist gstorben,
Als man zalt funfftzehen hundert jahr,
Und eins und viertzig, sein hinschied war
Christlich, verstendlich, sanfft und leiß,
Am vier und zweintzigsten Septembris,
Aureolus Theophrastus er hies,
Viel schöner künst hinter ihm lies.

In der Schlußrede seines seltsamen Werkes kommt Thurneissen nochmals auf seinen Meister zu sprechen:

Denn was Theophrastus hat distilliert,
Das hat er dermaß rectificiert,
Das er allein war (was sag ich,
Warhafftig, warlich) eigentlich,
Ohn einige andere substantz,
Rein, durchleucht, klar, und subtil gantz,
Hat extrahiert, drumb durch solche Krafft
Hat er prophetische Wunder schafft,
Und ist seins gleich vor ihm nicht gwest,
Er soll vielleicht auch sein der letzt [1].

Noch weiter ging Valentin Antagrassus Siloranus, welcher den Paracelsus für einen unfehlbaren Gesandten Gottes ausgab. Der Frankfurter Arzt Gerhard Dorn that es seinem Meister gleich in maßlosen Schimpfreden gegen alle Widersacher; ‚den Stein der Weisen bereitete er, als ein Erfahrener, in fünf Vierteljahren: andere müssen zwei Jahre darüber zubringen'. In einem im Jahre 1583 in Frankfurt erschienenen Werke leitete Dorn aus dem Buch Moses' die ganze Chemie her. Andreas Ellinger, Professor zu Jena, beförderte die Verbreitung der Paracelsistischen Wahnideen durch sein ‚Apothekerbuch' (Zerbst 1602) sowie durch seine Schrift ‚Von rechter Extraction der seelischen und spiritualischen Kräfte aus allerlei Kräutern' (Wittenberg 1609). Wie Thurneissen, so genoß auch der ‚geheime, wundermedicinische Künstler' Bartholomäus Carrichter das größte Ansehen, selbst bei Fürsten und Königen. Maximilian II. ernannte ihn

[1] L. Thurneissen, Quinta Essentia (Leipzig 1574) S. 34. 203.

zu seinem Leibarzt, allein der berühmte Mediciner Crato von Krafftheim behauptete, Carrichter's verkehrte Behandlungsweise habe den Tod Kaiser Ferdinand's I. verschuldet. In Carrichter's Kräuterbüchern, die Michael Toxites herausgab, sind die Pflanzen nach den zwölf Zeichen des Thierkreises geordnet, ihre Wirkungen verschieden angegeben, je nach der Constellation zur Zeit ihrer Einsammlung [1].

In der Vorrede des einen Kräuterbuches sagt der Herausgeber, ‚Doctor Carrichter sei ein gelehrter und erfahrener Mann gewesen, wiewohl ihn etliche Medici, doch unbillig, verachten, wie aus seinen anderen Büchern genugsam offenbar ist. Wiewohl er nun aus Theophrasto Paracelso seine Fundamenta genommen und aber davon abgewichen und ein sondere Methodum in seinem Schreiben fürgenommen, so lob ich doch alles, was er guts in der Arznei verlassen, und fürnemlich, daß er in seinen Büchern alles hell und klar an Tag bringt.‘ [2]

Wieweit dies dem ‚Kräutel-Doctor‘ Carrichter gespendete Lob berechtigt ist, mögen einige Stellen aus seinem Kräuterbuche darthun.

‚Zauberei‘, heißt es hier, ‚ist nichts anders, denn eine Verstopfung des Blutgeistes im Menschen, im Blutgeäder. Hierher gehört auch Topasius, junger Roßfüllen Mark, und feister junger Steinböcke Blut und Mark aus den Beinen, junger saugender Hündlein Blut bei sich tragen oder darüber trocknen, in einem seidenen Tüchlein abgetrocknet, oder reine Leinwand, die nicht gewaschen ist worden. Auch das Blut von Maulwürff lebendig von ihnen genommen, darauf gelegt, dürr oder grün, gilt gleich. Auch die Milz von den jungen Rößlein abgenommen, von der Zungen. Auch junger Roßstuten Milch, Butter davon gemacht im Maien, damit Balsam gemacht mit Haselnußmispeln, mitten im Maien genommen, vor Aufgang der Sonnen des morgens genommen oder Unguent daraus gemacht mit kleinem Durant oder Widerthon oder Haselnußbäumen Blüthe, also genommen wie gesagt ist. Diese Ding also gebraucht thun alle Schäden hin, die aus Zauberei kommen.‘ [3]

Zur Wolfsbeere bemerkt Carrichter: ‚Die königliche Kunst der Signatur, die sagt von diesem Kräutlein hohe Ding, und es ist nicht weniger, daß diese Kräuter gar giftig sind ihres Erddampfs halber, welchen so man

---

[1] Neben Sprengel 3, 501 fl. vergl. Allgemeine Biographie 4, 27; 5, 351; 6, 53 fl.; Wunderlich, Gesch. der Medicin (Stuttgart 1859) S. 95, und Isensee, Gesch. der Medicin (Berlin 1840) 1, 250. Ueber Carrichter siehe Meyer 4, 432 fl., und Hirsch, Lexikon 1, 671. Vergl. auch Gillet 2, 38.

[2] Vergl. hierzu Schmidt, Toxites 98 fl., der bemerkt: ‚Man begreift kaum, wie Toxites, der nur für Paracelsus zu schwärmen vorgab, eine solche verstandlose Heilkunst lobpreisen konnte.‘

[3] Carrichter, Kräuterbuch (Straßburg 1617) S. 12—13.

ihnen nehmen kann, so sind es wunderheilsame Kräuter äußerlich zu gebrauchen, wie das Eisenhütlein zu den Füßen, also dies zu den Händen, das hieraus zu merken ist. So einer die Pestilenz hat und sie bringet ihm aus den Armen zu dem Herzen zu, so gewinnet es einen rothen Strich von dem Arm herein zu dem Herzen, ist auch gleich wie ein Herzstern der Blumen formirt. Und so man diese Beer oder Kraut saftigt, und legts hinaus auf die Hand, wo der Strich hingehet, nicht mehr dann zwei oder drei Beerlein, ein wenig zerstoßen, so grün, und thut das ein Mal, zwei oder drei, und wenn einer zu den Todeszügen griffe, es wäre Mann oder Weib, so bringet's ihn wiederum zu dem Leben und zieht ihm alles Gift heraus. Und dies ist allein eine Kraft von einem jeden Kräutlein. Darum so einer hat die ganze Harmonia und Sympathia, so sollte man diese Kräuter für die edelsten Kräuter halten. Es ist nichts edleres als diese Kräuter, denn es hat ein Jedes seine drei Harmonias und wiederum drei Antipathias, daraus man merken kann, was diese Kräuter können zu den vergifteten Schäden und Lüften, kann wohl corrigirt werden durch die figuralisch Triplicität, wie davon gesagt ist, aber zuvor soll man sie mit Essig und Wein ein wenig ausziehen und darnach zusetzen aus dem letzten Grad des Löwen und höchsten Grad der Jungfrauen.‘ [1]

Noch seltsamere Dinge enthält Carrichter's Schrift ‚Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden‘ [2]. Wer dieß Tractätlein lese, versichert der Verfasser, ‚und die Kräuter und Stück so dazu gehören in Zeit einsammle und colligire, könne Gott und dem Nebenmenschen dienen, es werde ihm auch keine Zauberei schaden‘. Besonders empfohlen werden hier ‚in allen zauberischen Sachen‘ ‚zwei Salben, welche wir sonst Balsam nennen‘.

‚Der erste Balsam von Haselen-Mistel, die Salb mach also.

‚Item nimm junger Hunds Schmalz, das wohl geläutert 8 Loth; Bärenschmalz wohl geläutert 16 Loth; Capaunenschmalz 24 Loth; wohl gereinigt Haselmistel 3 Gauffen, stoß Alles in einem Mörser mit einem lindenen Stempfel, mit Beeren und Blätter, daß es saftig wird, thue es in ein Engsterlein, stelle es an die Sonne 9 Wochen, so wird ein grünlicht Sälblein daraus, damit kannst du schmieren alle zauberischen Schäden und Schmerzen, die von Zauberei herkommen, vertreibt alle Schmerzen.

‚Nun folgt der ander Balsam von Linden-Mistel.

‚Item Capaunen Schmalz rein geläutert, dazu nimm vier Gauffen Linden Mistel, und machs aller Dings wie das vorig gemeldt. Also ist dieser Proceß fertig.‘ [3]

[1] Carrichter, Kräuterbuch 173—174.

[2] Vergl. vom vorliegenden Werke 6, 464—466.

[3] Carrichter, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden 6. 7.

‚Wann ein Mensch verkrummt und abdorret, daß ihm die Knie an die Brust wachsen, welches auch von Zauberei kommt‘, empfiehlt Carrichter folgende ‚Cur‘:

‚So etwa Brand oder Hitz dabei ist, so löscht man’s mit Farrenkraut Wurzel und Eichenäschen Laugen, schütt dieselben kalt auf und nimm das edle Durant Wasser, so man’s nicht haben kann, so nimm Widerthon Wasser, das morgens vor seinem Aufgang gegraben und gebrannt, daß es Niemand nicht sieht, darin thue Blut von einem jungen Hündlein 3 oder 4 Tropfen, das thue etliche Mal nach einander mit auflegen, bis der Brand vergeht (das Blut soll aus dem linken Ohr des Hündleins genommen werden); wo aber der Schaden offen wär oder zu schwären angefangen, so nimm Widerthon ein Theil; Durant drei Theil, klein gepulvert, bis er heil wird. Er wird von Grund aus wohl geheilet werden.‘ [1]

‚Wann Mann und Weib verdorren‘, räth Carrichter Folgendes an:

‚Diesen Menschen hilf also. Nimm Johanneskraut, deß dreierlei Durant, dreierlei Widerthon, und Wasser, daß vor der Sonnen Aufgang geschöpft ist worden, dem Strom nach und nicht entgegen. In dem Wasser laß die Kräuter sieden und den Kranken 9 Tag nach einander darinnen baden alle Tag zweimal, und alle Tag ein frisches Bad, und diese 9 Tag soll der Krank mit seinen Füßen kein Erden berühren, sondern in Pantoffeln oder Schuhen gehen und allwegen nach einem Bad die Sohlen unten an Füßen schaben und das Geschabte fleißig zusammen halten und nach den 9 Tagen in ein jungen Eichbaum verspunden und sich nach jedem Bad allweg schmieren mit der Salben Linden Mistel, so wird er in kurzer Zeit gesund.‘ [2]

‚Wer sich des Bezauberns befürchtet, oder besorget,‘ lehrt Carrichter, ‚oder bei solchen bösen Leuten wohnet, davon er sorget, solche böse Gedanken zu bekommen, der soll nehmen der edlen Hypericon, des edlen Durants, das nach der rechten Influenz des Himmels graben und henk das in 4 Winkel des Hauses, Stuben, Kammern und Keller und legs in die Bett, du mußt es auch am Hals tragen, so will ich dir geloben, daß dir kein Zauberei widerfahren mag, du magst es auch zu acht Tagen Pulvers weiß in Leib brauchen, auch dem Vieh unter dem Salz mittheilen, so bist du vor aller Zauberei sicher.‘ [3]

Geradezu ekelhafte Mittel empfiehlt der ‚Kräutel-Doctor‘ und kaiserliche Leibarzt in seiner ‚Practica‘ [4]. ‚So aber die Verstopfung der Leber oder Wassersucht von ihm selbst käme,‘ heißt es hier, ‚so nimm Regenwürm ein Maaß

[1] Carrichter, Von gründlicher Heylung der zauberischen Schäden 8–9.

[2] Carrichter a. a. O. 10–11. [3] Carrichter a. a. O. 31–32.

[4] Carrichter, Practica aus den fürnemsten Secretis. 1. Von allerhand Leibs Krankheiten. 2. Von Ursprung der offenen Schäden und ihrer Heilung. Straßburg 1614.

voll, die wasche ganz sauber. Darnach lege sie in trockenen Mist, laß sie also Tag und Nacht darin liegen, so geben sie alle Unsauberkeit von sich, darnach nimm sie heraus, wasche sie wiederum rein, und gieß ein Seidel blauen Lilienwurzelsaft darüber in einem verglasten Hafen, decke den Hafen zu, verklebe ihn wohl mit Leim und setze ihn in einen glühenden Ofen, daß es zu Pulver brenne, darnach nimm dies Pulver Abends und Morgens auf einmal ein Quint.' [1]

An einer andern Stelle schreibt Carrichter: ‚So einer einen erstochen oder ermordet hat, so gehe geschwind hin und werfe das Blut, das von ihm rinnet, in ein Feuer von dürrem eichenem Holz in die größte Hitz, dreimal, und verkehre ihm die Schuhe um, den rechten an den linken und herwieder den linken Schuh an den rechten Fuß, so wird er blind und meinet, er reite im Wasser bis an den Mund, und kommt wiederum zu dem Ermordeten, er sei wer er wolle.' [2] ‚Diese Exempel habe ich setzen müssen,' meint der ‚Kräutel-Doctor', damit man sehe, ‚daß die bisher gehabte Remedia ohne Grund und Wahrheit gebraucht sind worden und eitel alter Weiber Künst, und danach verändert je länger je mehr, in Syrup, in Pillulen, in Julep, in Latwergen und was dergleichen ist, und dadurch die hochlöbliche Kunst der Arznei in Verachtung kommen ist von den Avicennisten, Galenisten, und sprechen, daß diese alle ihren Grund und Wahrheit aus dem Hipocrate, welcher soviel die Invention antrifft locorum morborum et Simptomatum, auch der Feuchtigkeit halben, wohl etwas erfunden hat, und das mit seinen Discipulis, den Philosophis, disputiren lassen, in beide Theil, und also in ein Werk bracht. Aber soviel die Sympathie antrifft, Kräuter, Stauden, Bäum, gar unwissend gewesen, allein was er von alten Weibern erfahren hat.' [3]

Angesichts solcher Aussprüche begreift man, wie der Botaniker und Heidelberger Professor Tabernämontanus schreiben konnte: ‚Die neuen vermeinten selbst gemachten Aerzte, die sich die Paracelsisten nennen, rühmen viel von ihren Extracten und geben große Ding für, wie sie treffliche große Wunderzeichen damit ausrichten; ich hab aber gleichwohl noch nie keinen gesehen oder hören nennen, der doch je einmal ein rechtes Extract gehabt hätte oder auch hätte können machen: ich will der großen Wunder geschweigen, die sie damit ausrichten sollten, aber wenn man drei Theil Lügen zu einem Theil Wahrheit vermischt, bestehen sie noch etlichermaßen und thun solch Wunder mit Curiren der Krankheiten, die doch sonst, wie sie sagen, unheilbar seien, daß viel Leut von ihnen klagen, wie sie verderbt und zu Krüppeln gemacht haben und zum Theil ihrer viel schändlich um ihr Leben gebracht.' [4]

---

[1] Carrichter, Practica 1, 99—100. [2] Carrichter, Practica 2, 42.
[3] Carrichter, Practica 2, 121.
[4] Tabernämontanus, New Kreuterbuch 1, 17—18.

Noch schärfer sprach sich über den Verfall der Medicin und das Treiben der Paracelsisten der berühmte Arzt Caspar Hofmann zu Frankfurt an der Oder aus. In einer im Jahre 1578 im Druck erschienenen Rede ‚Ueber die hereinbrechende Barbarei' auf allen Gebieten der Wissenschaft bemerkte er bezüglich der Heilkunde: ‚Auch in diese heilige Wissenschaft, die so heilbringend für das Menschengeschlecht ist, drängen sich betrügerische Schwindler ein. Getrieben vom Hunger, gelockt vom Gewinn, fliehen Leute, die sonst Nichts gelernt haben, zu ihr als zum letzten Hoffnungsanker, wenn alle anderen Versuche fehlgeschlagen sind. Ohne humanistische Vorbildung, ohne philosophische Geistesschulung, wagen sie sich an die Behandlung der Kranken, während sie auch die allgemeinsten Vorschriften der Heilkunde nicht kennen und bei practischer Anwendung der Kunst nicht einmal zugesehen haben. Keine Krankheit ist ihren dreisten Heilversuchen zu bedenklich. Ihre Kunst, so versichern sie auch in Fällen höchster Gefahr, werde die Rettung bringen, welche sie in Wirklichkeit allen Launen des Zufalls anheimgeben. Was die einzelnen Krankheiten ihrer besondern Natur nach und in ihren verschiedenen Stadien erfordern, was die Leibesbeschaffenheit des Einzelnen nach ihrer individuellen Eigenthümlichkeit beanspruche, darauf wird keine Rücksicht genommen. Bestimmte Heilmittel, deren Wesen und Natur ihnen unbekannt ist, wenden sie zum großen Schaden des Patienten an, ohne nach dessen Constitution und Kräften zu fragen, ohne den Unterschied der verschiedenen Temperamente in Rechnung zu ziehen, ohne Rücksicht auf den Sitz der Krankheit, auf Alter, Leibesbeschaffenheit, Gewohnheiten des Kranken, Jahreszeit und alles Uebrige, was erfahrene Aerzte als Fingerzeige für die Behandlung zu betrachten pflegen.

‚Und trotzdem erheben diese Unverschämten sich über alle Anderen, und im Vertrauen auf die thörichte Leichtgläubigkeit des großen Haufens lügen sie tapfer Etwas daher über die Geheimnisse ihrer Kunst, preisen ihre Großthaten und Wundercuren nach Marktschreierweise an, das heißt die Curen an Denjenigen, welche Dank ihrer kräftigen Natur die Gefahr überstanden haben; der Uebrigen, welche durch die dreiste Unwissenheit ihrer Aerzte den Tod fanden, geschieht keine Erwähnung. Schlägt aber die Cur nicht an, bringt Furcht vor schlimmerer Wendung den Kranken dazu, erfahrener Aerzte Rath sich zu erbitten, weil er sieht, wie der Erfolg die glänzenden Verheißungen nicht rechtfertigt, dann läßt sich kaum sagen, welche Unverschämtheit diese aufgeblasenen Schläuche, welche Frechheit sie sich erlauben gegen Männer, die in rühmlicher Ausübung ihrer Kunst ergraut sind. Sie fürchten eben ihrer Unwissenheit und der begangenen Mißgriffe überführt zu werden. Deßhalb verheimlichen sie sorgfältig ihre Heilmittel und befleißen sich mit boshafter Verschlagenheit der Zweideutigkeit, damit man sie nicht fassen kann.

‚Wundern muß man sich nur, woher solchen Quacksalbern, die mitunter wie die Pilze aus der Erde wachsen, solches Ansehen beim großen Haufen zukommt. Denn Alles läuft zu ihnen, man trägt sie auf den Händen, sie werden vom Volk angebetet, von Leuten, die von den Volksmeinungen sich bezaubern lassen, bis zum Himmel erhoben, obschon sie auf den Namen eines Gelehrten doch keinen Anspruch haben. Ihre Vorbereitung auf die Pflege der Heilkunde besteht ja nicht im Studium der Philosophie, sondern in der Kunst zu betrügen.

‚Der unerfahrene Haufe aber, der immer nur nach Neuem ausschaut, hört auf jene erdichteten Wundercuren staunend mit offenen Ohren; bethört von den dreisten Versprechen, gibt er sich den kühnsten Hoffnungen auf Heilung hin. Man schaut eben nur auf die wenigen glücklichen Erfolge, beurtheilt oft die ganze Sache nach einer einzigen Thatsache, und beachtet nicht, wie vielen Menschen vor der einen glücklichen Cur das Leben verkürzt wurde. Ihr Ansehen also hat seinen Grund in der Urtheilslosigkeit des großen Haufens. Das Heil indeß, welches sie versprachen, bringen sie meist erst dann den Kranken, wenn die Krankheiten mit der kühlen Erde bedeckt werden.

‚Aber von diesen Betrügern laßt uns jetzt übergehen zu den rauchgeschwärzten Söhnen des Vulcan, die beim Schmelzofen kein Glück hatten und nun in der Verzweiflung sich an die Heilkunst machen. Aus ihren Schmelzöfen versprechen sie Wundermittel hervorgehen zu lassen, rühmen sich glorreicher Thaten auf dem Felde der Medicin.

‚Für diese ungebildeten Alchymisten ist die Natur, wie man sie früher kannte, zu gering; sie haben sich daher eine neue zurecht geträumt.

‚So haben sie sich einen neuen Weg zum Heilen erfunden, Alles durch Metalle.

‚Außerdem besitzen sie noch andere Mittel, um sich einen Namen zu machen und die Börsen zu leeren. Sie verschaffen sich zum Beispiel Ansehen durch Berufung auf Paracelsus, dessen Namen bei allen Freunden des Neuen guten Klang hat, gleich als ob vor ihm allein die Natur ehrfurchtsvoll sich erhoben und entschleiert hätte. Und doch hat gerade er, da er Anderen langes Leben versprach, mit seinen metallischen Mitteln den eigenen Tod beschleunigt. Ein anderes Mittel besteht darin, daß sie mit Verachtung auf die Werke der Fürsten in unserer Kunst herabsehen und dagegen sich die Kenntniß der ganzen Natur zuschreiben, sich alle Wissenschaft beilegen, den Uebrigen Unwissenheit vorwerfen und boshafter Weise ihr Ansehen herabsetzen, daß sie den Ungebildeten mit Wortgeklingel und Wörterdunst überschütten. Zugleich aber suchen sie aufmerksamen Auges zu ergründen, welcher Geistesrichtung jeder Einzelne angehöre, welches seine Neigungen, Talente, sein Character sei. Sorg=

fältig fliehen sie dann jene, die ihre Hohlheit durchschaut und Verdacht geschöpft haben werden; den Bewunderern und Lobrednern ihrer Possenreißerei aber legen sie sich verehrend zu Füßen. Den Reichen bereiten sie dann vorgeblich Tränklein aus Edelsteinen und machen sich bei ihnen durch Wahrsagen beliebt, wollen angesehen werden, als durchschauten sie die Zukunft und könnten verborgene Geheimnisse enthüllen. Nicht den letzten Platz aber behaupten unter den Geheimmitteln ihrer Kunst Amulette, die, zu bestimmten Stunden angehängt, die Krankheiten vertreiben sollen.'[1]

Fest verknüpft mit dieser Art von Medicin waren die astrologischen Wahnideen; dieselben wurden in die weitesten Kreise verbreitet durch die allgemeine Sitte, Kalender mit Wetterprophezeiungen und Deutungen der Constellationen von Aerzten bearbeiten zu lassen. Diese Kalender mit ihren Regeln für Haus und Hof verschafften dem astrologischen Unsinn wie dem medicinischen Aberglauben Eingang in die Bürger- und Bauernhäuser. Auf diese Weise wurden die abgeschmacktesten Dinge im Volke verbreitet[2]. ‚Ja, wenn es ohne Schaden der Kranken geschähe,' sagt Tabernämontanus, ‚wär es doch noch wohl zu leiden; aber durch solche ihre Unwissenheit werden viel Leut verderbt, darnach müssen die Planeten und das Gestirn herhalten, und die bösen A . . speck, denen legen sie es darnach zu, als wenn das Gestirn ihnen solches zuvor gedräuet hätte, beschönen also ihre Schuld und Unwissenheit mit dem lieben Gestirn. Es wäre hohe Zeit, daß ein christliche Oberkeit diesen unwissenden Phantasten und Kalendermachern dieses Handwerk niederlegte: ja es sollten sich graduirte Personen dieses Lumpenwerks, das schier ein jeder Bachant thun kann, schämen und ihre doctorische Reputation nicht also verkleinern.'[3] ‚Unsere heutigen Astrologen und Kalendermacher, indem sie ihren Beruf verlassen und die Natur und Wirkungen des Firmaments des Himmels wollen erforschen, gerathen sie in ein solchen Labyrinthen und Irrgarten, daß sie auch gar keine Kräuter mehr, ja auch die Nesseln nicht erkennen können, so sie nit im Anrühren sie brennten; dennoch schreiben sie große und lange Recept, da etwan zwanzig oder mehr Stück einkommen, für ihre Kranken, und kennen unter denselben nicht zwei oder drei; also dadurch die rechte wahre Erkenntniß der einfachen Kräuter und Gewächs gar in Abgang kommen und verdunkelt worden.'[4]

---

[1] C. Hofmanus, De barbarie imminente (Francof. 1578), und als Anhang zu Dornavius, Ulysses Scholasticus 109—115.

[2] Vergl. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Berlin 1891. Sprengel 3, 409 ff. Haeser (3. Aufl.) 2, 218. Schindler 84. 210. 235.

[3] Tabernämontanus, New Kreuterbuch 1, 225.

[4] Tabernämontanus a. a. O. Vorrede.

Während Paracelsus und seine Anhänger sich mit der Erschließung der magischen Kräfte der Arzneikörper abmühten, die Astrologen hingegen die Gestirne über die Krankheiten befragten, erstand der wahren medicinischen Wissenschaft ein Retter in Andreas Vesalius (1544 Leibarzt am Hofe Carl's V., später bei Philipp II., † 1564 auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jerusalem). Einer deutschen Familie aus Wesel entstammend, ist er der eigentliche ‚Begründer der modernen Anatomie, der Erste, welcher den menschlichen Körper genau und umfassend gekannt, der Erste, der mit seiner Wissenschaft den allmächtigen Bücherglauben durchbrochen und widerlegt hat‘. Seine im Jahre 1543 zu Basel erschienenen, dem Kaiser Carl V. gewidmeten ‚Sieben Bücher vom Bau des menschlichen Körpers‘ enthalten die Grundlage der modernen Anatomie; sie sind noch heute der Gegenstand der Bewunderung der hervorragendsten Fachkenner: man mag das Werk aufschlagen, ‚wo und so oft man will, überall und immer findet man Belehrung, Anregung und Genuß‘ [1].

Das Titelblatt des großartigen Werkes [2], das ungefähr 700 Seiten in groß Folio umfaßt, zeigt ein anatomisches Theater des Vesalius: in der Mitte der Meister, von zahlreichen Zuschauern umgeben, mit der Secirung einer weiblichen Leiche beschäftigt. In der Umrahmung des Titels gewahrt man zwei grinsende Affen und ein menschliches Gesicht: es sind die Gegensätze Galenischer und Vesalischer Anatomie. In der Mitte oben prangt das lorbeergeschmückte Wappen des Verfassers: drei Wiesel [3].

In der Vorrede beklagt Vesalius mit bitteren Worten den Verfall aller Zweige der Heilkunde. Am traurigsten sei es um die Anatomie bestellt: die Professoren halten es unter ihrer Würde, ein Messer zur Hand zu nehmen, die Prosectoren sind unwissende Barbiere: daher die allgemeine Unkenntniß der wunderbaren Einrichtung des menschlichen Körpers. Und doch sei die Anatomie für den Arzt, den Naturforscher, den denkenden Menschen so überaus wichtig. Den tiefsten Grund für das Darniederliegen der Anatomie findet Vesalius darin, daß allenthalben ein Mann als untrügliche Autorität gelte, der niemals eine menschliche Leiche zergliedert habe: Galen. ‚Kein Arzt‘, so schreibt er, ‚hält für möglich, daß auch nur der

[1] Roth, Vesalius v und 130; vergl. 140 ff., und Haeser (3. Aufl.) 2, 39 ff. Roth 151 ff. zeigt, wie in Vesalius' Werk sämmtliche Disciplinen wurzeln, die sich seither von der Anatomie abgetrennt haben. Der genannte Forscher weist ferner nach, daß neben dem oben erwähnten großen, für die den Zergliederungen beiwohnenden Fachleute bestimmten Hauptwerke der Auszug aus demselben (Suorum de fabrica corporis humani librorum Epitome. Basileae 1543) nicht vernachlässigt werden darf. Letzteres, für Anfänger bestimmt, bietet mehr, als es verspricht.

[2] De corporis humani fabrica libri septem. Basileae 1543.

[3] Roth, Vesalius 178—179.

kleinste Fehler in den anatomischen Werken Galen's entdeckt worden sei oder entdeckt werden könne. In Wirklichkeit aber hat Galen niemals eine menschliche Leiche zergliedert, da ihm bloß zwei ausgetrocknete Leichname zugänglich waren. Getäuscht von seinen Affen, greift Galen häufig mit Unrecht die alexandrinischen, in der menschlichen Anatomie geübten Aerzte an. Auch hat Galen gar manches Mal die Affenanatomie nicht richtig verstanden. Merkwürdiger Weise kennt er trotz der ungeheuern Verschiedenheit im Bau von Menschen und Affen nur die der Zehen und der Kniebeugung. Selbst diese Dinge würden ihm ohne Zweifel entgangen sein, wenn es hierzu einer Section bedurft hätte.'[1]

In dem Werke selbst beginnt Vesalius ‚mit den Knochen und Knorpeln, läßt die Bänder und Muskeln, Blutgefäße und Nerven folgen und macht den Schluß mit den drei Körperhöhlen. Jedes Organ wird in Bezug auf Zahl, Lage, Form, Größe, Zusammensetzung, Verbindung, Nutzen, Leistung, kurz in seinem ganzen Verhalten geschildert. Hand in Hand mit der Beschreibung geht überall die Bekämpfung und Erläuterung der Galenischen Anatomie. Galen wird an der wahren Quelle, am menschlichen Körper, geprüft.' In ähnlicher Weise wird das Wissen der übrigen medicinischen Classiker durch die Natur, durch die Anatomie beleuchtet und widerlegt. Zur Erläuterung der Beschreibung dienen bildliche Darstellungen, welche ‚bei aller Naturtreue ebensoweit entfernt von ängstlicher Individualisirung wie von oberflächlichem Schematisiren und ebensosehr geeignet sind, die Anforderungen des Anatomen wie die des Künstlers zu befriedigen'[2]. In deutscher Uebersetzung wurde das Meisterwerk des Vesalius im Jahre 1551 zu Nürnberg durch Albinus Thorinus, Professor der Medicin in Basel, herausgegeben.

An der Baseler Hochschule fand der vielverkannte Meister der Anatomie warme Anhänger und Nachfolger. Durch die vereinigten Bemühungen einer Anzahl von Gelehrten hatte sich daselbst die medicinische Facultät seit dem Jahre 1532 merklich gehoben; ihre eigentliche Blüthezeit aber begann gegen Ende der fünfziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, als zwei Männer ihre Wirksamkeit eröffneten, die ihr von nun an als Sterne voranleuchten sollten: Felix Platter und Theodor Zwinger. Letzterer hat fast dreißig Jahre der medicinischen Facultät angehört und sechsmal das Decanat bekleidet. Die von ihm verfaßten neuen Statuten der Facultät, welche im Jahre 1570 vom academischen Senat genehmigt wurden, haben fast bis in die neueste Zeit Geltung behalten. Nicht bloß durch seine Lehrthätigkeit, auch durch Anregung freiwilliger Disputationen der Studirenden und

[1] Haeser (3. Aufl.) 2, 40—41. Roth, Vesalius 131. 143—144.
[2] Roth, Vesalius 132. 143—144. Haeser (3. Aufl.) 2, 40.

Ordnung der Finanzen der Facultät erwarb sich der treffliche Mann die größten Verdienste [1].

Von noch größerer Bedeutung war das Wirken des Felix Platter, des frühesten Vertreters der von Vesalius verfolgten Richtung auf deutschem Boden. Im Jahre 1557 nach einem Aufenthalt von $4^1/_2$ Jahren an der Universität Montpellier in seine Vaterstadt heimgekehrt, eröffnete Platter alsbald seine medicinische Praxis wie seine Lehrthätigkeit an der Hochschule. Auf beiden Gebieten errang er bedeutende Erfolge. Schon im Jahre 1562 konnte er in sein Tagebuch schreiben: ‚Die Practic nam je lenger je mer by mir zu, bruchten mich fast all so von Adel zu Basel wonten, auch viele frembde, welche theils auch gleich wiederumb fortreiseten und die mittel sampt meinen ratschlägen mitnamen; theils frembde forderten mich in ihre Hüser und schlösser.‘ Später bedienten sich der Hülfe des ausgezeichneten Baseler Arztes auch zahlreiche Fürsten, so die Markgrafen von Baden und Brandenburg, die Herzoge von Lothringen und Sachsen, Catharina, Schwester des Königs Heinrich IV. von Frankreich, und namentlich die Herzoge von Württemberg [2].

Noch mehr ragte Platter als Anatom hervor. Als Lehrer dieses Faches entfaltete er eine hochbedeutende Wirksamkeit. Bereits im Jahre 1559 hielt der Dreiundzwanzigjährige eine ‚öffentliche Anatomie‘ ab.

‚Es brug sich zu im Aprillen,‘ erzählt er selbst, ‚daß man ein Gefangenen wegen Diebstals richten solt, welches als ich vernam, mein schwecher, weil er des raths, ansprach, mir um das corpus zu helfen; als er aber vermeint, ich würde nüt, das corpus würde dann von der Universität begert, ausrichten, auch villicht vermeint, ich wurde etwa im Anatomiren nit beston, dribe ich in nit witer, sunder zog selbs zum Burgermeister Franz Oberieth, dem ich mein begeren eröfnet und um das corpus, so er gericht solt werden, bat; der sich verwundert, daß ich allein solches underston wollte, erbot sich alles guts, wel es morndes für roth bringen. Man stalt den übeltheter fir witmuchen den 5 Aprilis, der wart zum schwert verurtheilt; glich als der roth uß was kompt mein schwecher, zeigt an, man habe mir das corpus bewilliget, und werde es zu St. Elsbethen in die Kirchen, nachdem er gericht, fieren, do solt ichs anatomiren, aber solches den Doctoren und Wundärzten anzeigen lassen, dass sy auch wenn sie wollten darbey erschinen, wie auch beschach, samt vil volck, das zusach. Das mir ein grossen rum bracht, wil lange Jahr von den unseren allein einest von Dr. Vesalio ein Anatomy zu Basel gehalten. Ich gieng dry tag mit um,

[1] Miescher, Medicinische Facultät in Basel 19 ff.

[2] Miescher 43—44. Siehe auch Albert, Beiträge zur Gesch. der Chirurgie (Wien 1878) 2, 193.

darnach sott ich die abgesäuberte bein, und satzt sy zusammen, macht ein sceleton daraus, dass ich noch jetz über die fünfzig und dry Jar by Hand, dan ich ein schön fensterlin darzu hab bereiten lassen, darin es stundt in meiner stuben.‘ [1]

‚Oeffentliche Anatomie‘ hielt Platter noch einmal im Jahre 1563, zweimal im Jahre 1571 ab, daneben aber secirte er privatim so fleißig als möglich. In der Vorrede zu seinem Werke ‚Ueber den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers‘ gibt er an, über fünfzig Leichen zergliedert zu haben. ‚Mit solcher Wißbegierde‘, sagt er hier, ‚betrieb ich das anatomische Studium, daß mich weder die sonst abschreckende und widerliche Arbeit, noch die Gefahren, denen ich mich dabei häufig aussetzte, noch auch meine übrigen sehr mühevollen Geschäfte von dieser Art der Untersuchungen abzuhalten im Stande waren.‘ Außer dem eben erwähnten Werke veröffentlichte Platter ein ‚Handbuch der Pathologie und Therapie‘ sowie ‚Beobachtungen über die Krankheiten des Menschen‘. In der Vorrede des ‚Handbuches‘ sagt er: ‚Ich habe mir darin zum Gesetze gemacht, die Wahrheit nach Kräften zu erforschen und keiner Autorität nachzubeten; Dasjenige, was ich aus sicheren Gründen und zuverlässiger Erfahrung für Wahrheit erkannt habe, als solche zu behaupten; Dasjenige aber, was mir bloß wahrscheinlich oder ungewiß oder gar zweifelhaft vorgekommen, wenn es auch Andere für gewiß ausgaben, aufrichtig zu gestehen; das Nichtbekannte eher aus den Folgen als aus den Ursachen zu erschließen und nicht das, was noch dunkel, durch unverständliche Theorien noch mehr zu verdunkeln, wie es gewöhnlich geschieht, indem man sich schämt, die Unwissenheit zu bekennen.‘ Die Beobachtungen Platter's sind vor Allem bemerkenswerth durch das Bestreben des Verfassers, auf dem Wege anatomischer Untersuchungen den Gründen der Krankheiten nachzuforschen. Besondere Aufmerksamkeit wird in dieser Schrift auch den Seelenstörungen zugewendet [2].

Für die Hebung der medicinischen Facultät in Basel war es überaus wichtig, daß Platter im Jahre 1589 die Errichtung einer dritten Professur durchsetzte. Bis dahin waren nur zwei Professoren angestellt gewesen, einer für die Theorie, der andere für die Praxis. In dem genannten Jahre ward eine dritte Lehrkanzel, für Anatomie und Botanik, gegründet. Zugleich wurden auch ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten angelegt. Die neue Professur erhielt der Botaniker Caspar Bauhin [3], der nun eine nicht minder bedeutende Thätigkeit entwickelte als sein Lehrer Platter. Bauhin's öffentlich vorgenommene Zergliederungen menschlicher Leichen wurden nicht bloß von Studirenden, sondern auch von Wißbegierigen aus allen, selbst den höchsten

---

[1] Miescher 46—47. Ueber Platter's Skelettirungskunst im Vergleich zu derjenigen des Vesalius siehe Roth 471 fl.

[2] Miescher 47. 49—50. [3] Vergl. oben S. 351 fll.

Ständen eifrig besucht. Das Decanatsbuch erwähnt unter dem Jahre 1596 einer ‚Anatomie‘, bei welcher Fürsten, Grafen, Barone, Edelleute, Doctoren und eine große Menge Studenten die Zuschauer waren [1].

Sehr mißlich für das Studium der Anatomie war der Umstand, daß menschliche Leichen nur äußerst schwer zu erlangen waren, so daß man sich nur zu oft mit den Cadavern von Thieren begnügen mußte. Mit größtem Eifer suchte hier Felix Platter, der sich überhaupt in allen die Hebung der Facultät und des anatomischen Unterrichtes anstrebenden Verhandlungen als die eigentliche treibende Kraft zeigt, Abhülfe zu schaffen. Unter seinem Decanat (1604) wurde als Gegenleistung für die Leichenbewilligung die Visitation der armen Kranken im Spital angeordnet; er selbst machte (1612) den Anfang mit Uebernahme der neuen Verpflichtung; er nahm sich endlich auch der kleineren Besorgungen an und verhandelte mit dem Rathe und mit dem Scharfrichter über den Preis der Leichenbeerdigungen [2]. Durch Einführung eines regelmäßigen anatomischen Unterrichtes und die ausgezeichnete Lehrthätigkeit von Platter und Bauhin überflügelte die Baseler Hochschule alle Universitäten deutscher Zunge. Als Platter im Jahre 1557 nach Basel kam, hatte er nur zwei Studenten der Medicin gefunden; im Jahre 1575 betrug die Zahl der neu Inscribirten 15, im Jahre 1580 stieg sie auf 21, im Jahre 1588 auf 29, im Jahre 1606 auf 34 und im Jahre 1609 auf 51. Noch erfreulicher ist die Zunahme der Doctorpromotionen. In der Zeit von 1532—1560 waren nur 9 Doctoren der Medicin creirt worden, in den nächsten 25 Jahren erhöhte sich diese Zahl auf 114 und erreichte in der darauf folgenden Periode von 1586—1610 die Summe von 454 [3].

Platter starb im Jahre 1614, worauf Bauhin die Professur der practischen Medicin übernahm. Allmählich begann nun der Glanz der medicinischen Facultät im ‚helvetischen Athen‘ zu erbleichen, wie dieß die Abnahme der Doctorpromotionen deutlich zeigt. Auch der Betrieb der Anatomie gerieth in's Stocken. Hier wie allenthalben in Deutschland wurden ernstem Studium die größten Schwierigkeiten bereitet. Schon der Umstand, daß nur die Leichen von Hingerichteten für die wissenschaftliche Untersuchung bewilligt wurden, war für eine regelmäßige Wiederkehr der Demonstrationen außerordentlich hinderlich. Hatte dann einmal eine Hinrichtung stattgefunden, so gab es endlose Schreibereien und weitläufige Verhandlungen mit einer unverständigen Bureaucratie [4]. Dazu kam, daß beim gemeinen Volke nach wie vor die allergrößten Vorurtheile gegen

---

[1] Heß, C. Bauhin 53. Hier S. 58 fl. das Nähere über Bauhin's anatomisch-medicinische Schriften. [2] Miescher 21—22.

[3] His, Zur Gesch. des anatomischen Unterrichtes in Basel, in der Gedenkschrift zur Eröffnung des Vesalianum (Leipzig 1885) S. 6.

[4] His a. a. O. 6—7. Puschmann 331.

Leichenöffnungen herrschten. Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit sich dieselben erhielten. Noch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts versetzte der anatomische Eifer des Jenenser Professors Werner Rolfink die Bauern der Umgegend in solche Aufregung und Angst, daß sie eine scharfe Bewachung ihrer Leichen anordneten, damit dieselben nicht ‚gerolfinkt‘ würden. An der Hochschule zu Würzburg, der großartigen Stiftung des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, waren bereits kurz nach der Gründung seitens der medicinischen Facultät Zergliederungen menschlicher Leichen vorgenommen worden; allein noch aus dem Jahre 1661 wird bezüglich des Professors Becher berichtet: ‚Zu Würzburg ist ihm die Stadt deßwegen feind geworden, daß er mit Erlaubniß der Oberen ein justificirtes Weib anatomiret; sie haben nicht nachgelassen, bis sie ihn von dort vertrieben!‘ [1]

Wenn auch solche Vorurtheile, wenigstens in den Kreisen der Vornehmen, allmählich abnahmen, so war es doch sehr bedenklich, daß hier eine wissenschaftliche Neugierde Platz griff, welche mit widerlicher Sinnlichkeit verbunden war. ‚Die Leichensectionen erschienen als piquante Schauspiele, zu denen sich die Zuschauer drängten; den Höhepunkt der dramatischen Situation bezeichnete die Demonstration der sexuellen Organe, für welche ein erhöhtes Eintrittsgeld gefordert wurde. Als der regierende Herzog von Württemberg im Jahre 1604 den Besuch von drei sächsischen Prinzen empfing, führte er sie, um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, nach Tübingen, wo sie der Zergliederung einer menschlichen Leiche beiwohnten, welche acht Tage dauerte.‘ [2]

Auch auf dem Gebiete der practischen Medicin war Vesalius allen seinen Zeitgenossen vorausgeeilt [3]. In der Vorrede zu seinem berühmten Werke zeichnet er, wie die Anatomie, so auch die Medicin jener Epoche. ‚Die alten Aerzte,‘ sagt er, ‚Hippocrates an der Spitze, haben die ganze Heilkunde gepflegt: Diätetik, Kenntniß und Anwendung der Arzneimittel, Chirurgie war ihnen gleichmäßig geläufig. Noch Galenus übte Chirurgie mit eigener Hand. Allmählich jedoch, unter dem Einflusse der Römer, gaben die Aerzte ihre Wissenschaft preis, überließen die Zubereitung der Krankenkost den Wärtern,

---

[1] Haeser (3. Aufl.) 2, 280. Kölliker, Zur Gesch. der medicinischen Facultät an der Universität Würzburg (Würzburg 1871) S. 8 und 11. In Straßburg durften erst 1690 die Leichname der im Spital Verstorbenen zur Anatomie verwendet werden. Wieger, Gesch. der Medicin in Straßburg (Straßburg 1885) S. 82. Alle großen anatomischen Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts wurden nur an Thieren gemacht, sagt Hyrtl, Vergangenheit und Gegenwart des Museums für menschliche Anatomie an der Wiener Universität (Wien 1869) S. XIII.

[2] Puschmann 331—332.

[3] Roth (Vesalius 200—201) möchte sogar behaupten, daß er mehr wußte als die meisten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts.

die Arzneimittel den Apothekern, die Chirurgie den Scherern und behielten sich Nichts vor als die Verordnung der Heilmittel und der Ernährung bei inneren Krankheiten. Sie verachteten den wichtigsten Theil der Medicin, der am meisten auf Naturbeobachtung fußt, die Chirurgie, und behandelten die Chirurgen kaum noch als Diener. Die Aerzte haben es selbst verschuldet, daß sie und unsere hochheilige Kunst verhöhnt werden, da sie freiwillig den besten Theil derselben aus der Hand gaben. Auf jede Weise müssen die Studirenden angetrieben werden, sich der Chirurgie zu bemächtigen, um so mehr, als gerade die Gebildetsten vor der Chirurgie eine Scheu empfinden wie vor der Pest, und zwar hauptsächlich deßhalb, damit sie nicht von den anderen Aerzten beim gemeinen Volke als Scherer ausgegeben und an Achtung und Erwerb geschädigt werden. Dieses abscheuliche Vorurtheil des Volkes trägt größtentheils die Schuld, daß man nicht jetzt schon die gesammte Heilkunst ausüben, sondern zum Schaden der Mitmenschen die Aufgabe des Arztes nur in beschränkter Weise erfüllen darf.' Vesalius selbst hatte unter diesem ‚abscheulichen Vorurtheile' zu leiden: als kaiserlichem Arzt war ihm nur die Behandlung innerer Krankheiten gestattet; der Ausübung der Chirurgie mußte er sich zu seinem Schmerze für gewöhnlich enthalten. Mit schonungslosem Freimuth nennt er die damaligen Chirurgen höchst ungebildet, kaum Halbärzte, die Medici Syrupenschreiber und Goldmacher [1]. Harte Worte, aber durchaus berechtigt. Pfuscher und Quacksalber, die ohne alle Vorbildung und ohne Kenntniß der Beschaffenheit des menschlichen Körpers die schwersten Operationen ausführten, waren förmlich zu einer Landplage geworden. Wie viele Menschenleben sind damals zu Grunde gegangen, weil unzählige Aerzte der Astrologie ergeben waren und die Krankheitserscheinungen von dem Einfluß gewisser Sterne ableiteten!

An Widerspruch fehlte es zwar nicht, aber wie sollten die vorurtheilsfreien Aerzte durchdringen, wenn selbst ein geistig so hochbedeutender Mann wie Philipp Melanchthon seinen Freund Jacob Milich, Professor der Medicin in Wittenberg, hauptsächlich deßhalb rühmte, weil er die Astrologie mit der Medicin auf das genaueste zu verbinden suche und sie für ebenso gewiß und untrüglich halte als irgend eine andere menschliche Kunst? Ein Schüler von Melanchthon und Milich war Johann Moibanus aus Berlin, der aus der Opposition des Saturn sich selbst den baldigen Tod prophezeite, was zufällig auch eintraf. Die Anzahl der Vertheidiger solchen Aberglaubens war überhaupt weitaus größer als die Zahl derer, welche das Irrige und Grundlose der Sterndeuterei einsahen. Welchen Anfeindungen solche Männer ausgesetzt waren, zeigt die Lebensgeschichte des Botanikers Cordus. Auch Thomas Erastus

[1] Roth, Vesalius 197—199.

hatte am Hofe des Grafen von Henneberg viel zu leiden, weil er sich von der astrologischen Charlatanerie fern hielt. Diejenigen Aerzte hingegen, welche sich dem Nativitätenstellen, der Zubereitung von alchymistischen Wundertincturen, geheimer Arzneien und Talismane widmeten, standen bei Hoch und Niedrig in größtem Ansehen und erwarben sich reichliche Geldmittel [1].

Dieser Verfall der practischen Medicin war zum großen Theil dadurch veranlaßt, daß auf den deutschen Universitäten kein geordneter clinischer Unterricht bestand. Nur hie und da, zum Beispiel in Wien, Heidelberg, Ingolstadt und Würzburg, wurden die Studirenden zuweilen in die Hospitäler geführt; im Allgemeinen lag der Unterricht am Krankenbett außerhalb des Lehrplanes der Universität. Die Vorlesungen waren meist nur theoretisch. Selbst der practische Unterricht in der Anatomie bestand hauptsächlich in der Demonstration der Leichentheile; nur ausnahmsweise erhielten die Studirenden Gelegenheit, selbst an der Zergliederung sich zu betheiligen [2].

Ganz abgesehen von diesen Mängeln, ist es unzweifelhaft, daß die medicinischen Facultäten in jeder Hinsicht die Stiefkinder der damaligen Hochschulen waren. Meist waren nur zwei, oft nur ein einziger Professor angestellt. Auch bezüglich der Besoldungen standen die Mediciner den Theologen und den Juristen im Allgemeinen nach. Ueberraschend ist die niedrige Frequenz der medicinischen Facultäten jener Zeit. In Leipzig gab es selten mehr als vier bis sechs Mediciner. Die Baseler Hochschule zählte im Jahre 1556 zwei Professoren und zwei Studenten der Medicin. Wer konnte, begab sich damals in das Ausland, wo namentlich Montpellier und Padua von den Medicinern zahlreich besucht wurden. Freilich herrschten auch hier arge Mißstände; so bestand in Padua die Sitte, daß die Examinanden Beistände zur Prüfung mitbringen durften, welche ihnen die Antworten auf die gestellten Fragen zuflüsterten. Noch bequemer hatten es die Prüflinge in Helmstädt, wo man ihnen nach dem Bericht des Augustin Leyser die Fragen nebst den Antworten vorher schriftlich übergab. Kein Wunder, daß hervorragende Aerzte, wie Sylvius, Vesalius, sich um die Erlangung einer solchen Würde gar nicht bemühten [3].

Chirurgie ward nur ganz vereinzelt, zum Beispiel in Wien, an deutschen Hochschulen gelehrt: sie lag fast durchaus in den Händen der Bader und Barbiere und erhob sich selten über das Handwerk [4]. Dies war um so schlimmer,

[1] Sprengel 3, 412—413. 417—418. Ueber Cordus siehe oben S. 331—332. Bezüglich der Wundertincturen vergl. auch das vorliegende Werk 6, 461 fll.

[2] Haeser (3. Aufl.) 2, 129. Puschmann 274. 277—278. J. Schneller, Historische Entwicklung der medicinischen Facultät in Wien (Wien 1856) S. 5.

[3] Puschmann 263. 265—266. 279—281, wo die Belege.

[4] Puschmann 282. Der tüchtige Felix Würtz, † 1574 oder 1575 (vergl. Haeser [3. Aufl.] 2, 165), steht ganz vereinzelt da. Vergl. über diesen Mann auch Hirsch, Gesch. der Medicin 74 fl.; ebenda 73 über das Examen der Chirurgen und die Anstellung von

weil die auf den Universitäten ausgebildeten, eigentlichen gelehrten Aerzte fast gar keine chirurgische Praxis (zu der damals auch die Geburtshülfe gehörte) ausübten und auch an sich wenig zahlreich waren. Der weitaus größte Theil des Volkes war auf die Chirurgen angewiesen, deren Kunst einen sehr fragwürdigen Character hatte.

Der traurige Zustand der Wundarzneikunde in Deutschland tritt noch mehr hervor, wenn man ihn mit der hohen Blüthe vergleicht, welche die Chirurgie im sechzehnten Jahrhundert in Italien und Spanien erreicht hat.

,Die Chirurgen unserer Zeit', klagt Johannes Lange um die Mitte des Jahrhunderts, ,haben kaum einmal die Ausweidung eines Kalbes oder Schweines angesehen. So tragen sie, obgleich der Anatomie vollständig unkundig, kein Bedenken, menschliche Körper mit unaussprechlicher Grausamkeit zu brennen und zu schneiden.' [1]

Daß diese Klage nicht übertrieben ist, zeigen die Berichte anderer medicinischer Schriftsteller. Mit Entsetzen sah der berühmte Berner Stadtarzt Wilhelm Fabricius Hildanus, wie ,unwissende Menschen ohne alle Vorbildung, ohne alle Kenntniß der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, die nur einige Zeit in den Buden der Meister zugebracht, die schwersten chirurgischen Operationen ausführten. Mißerfolge schrecken diese Leute nicht ab. Es muß erfahren und erlernt sein, und sollte es hundert Bauern kosten! sagte ein solcher Heilkünstler.' ,Noch toller als die seßhaften trieben es die fahrenden Schnittärzte. Kreuz und quer durchzogen sie das Land, um hauptsächlich auf Jahrmärkten ihre Kunst anzupreisen und unter großem Aufwand von Marktschreierkünsten auszuüben. Auch die unberufensten und zweifelhaftesten Existenzen suchten und fanden das Vertrauen der leidenden Menschheit. Quacksalber curirten ohne alle Scheu ihnen gänzlich unbekannte Leiden mit den eingreifendsten Mitteln.' Durch das Treiben solcher Pfuscher, denen gerade die besseren Stände und vielfach selbst die obrigkeitlichen Behörden Vorschub leisteten, haben nach Hildanus die ,blinden Deutschen so viel an Geld und Leuten verloren, als nöthig wäre, um die Türken mit Erfolg zu bekriegen' [2].

Stadtchirurgen, und 77 ff. über das interessante Compendium der Augenheilkunde von Georg Bartisch, Hofoculist in Dresden († 1607), der übrigens so tief im Aberglauben befangen war, daß er viele Augenkrankheiten durch ,Zauberei, Hexen, Unholde und Teufelswerke' herbeigeführt werden läßt. Ueber die Schrift des Bartisch siehe auch d'Elvert 118, der bemerkt: ,Fast unglaublich sind die Erzählungen des Verfassers von der Unverschämtheit und Unwissenheit der auf den Jahrmärkten umherziehenden „Staarstecher", welche auf offener Straße, unbekümmert auch nur um einen Schein von Diagnose, jeden Blinden um geringen Lohn (für 3, 6, höchstens 12 Groschen!) und mit Instrumenten operirten, welche selbst Bartisch plump nennt, und alsdann den Kranken seinem Schicksale überließen.'

[1] Haeser (3. Aufl.) 2, 157.

[2] Müller, Hildanus' Leben und Wirken, im Archiv für Gesch. der Medicin 6,

Mit bitteren Worten geißelt das Treiben der Chirurgen der Heidelberger Professor und Leibarzt Jacobus Theodorus Tabernämontanus an verschiedenen Stellen seines in den Jahren 1588 und 1591 erschienenen ‚Kräuterbuches‘. ‚Es ist‘, heißt es hier, ‚mit etlichen Eselsköpfen dahin kommen, daß wenn Einer nur ein Jahr in einer Scheerstuben gewesen und den Bauern die Schnäbel gewaschen, hinten heraus geschoren, die Nasen und Ohren geputzt, erhebt er sich über alle Doctores und ist ein geschickter und erfahrener Chirurgus.‘

Sehr erregt spricht sich Tabernämontanus auch bei Beschreibung der ‚Tormentillwurzel‘ aus. ‚Unsere Bartscheerer, Bader und dergleichen vermeinte Wundärzt sollten dieses und dergleichen Kräuter gebrauchen, ihre Wundsalben und Pflaster davon machen; aber sie thun wie die unverständigen groben Eselsköpf und wollen bei ihrer gelben, grünen und rothen Wagenschmier bleiben, und ob man schon diesen Messerschleifern, Schatthutmachern und Baderknechten von diesem und anderen heilsamen Kräutern und Wurzeln etwas in der Wundarznei vorschlägt zu einer Unterrichtung, damit sie einen kurzen schleunigen Weg und Methodum haben können, ihre Verwundeten ohne die gemeldeten Karchschmierpflaster, langes Schmieren und Corrodiren und Aetzen zu fördern und der Heilung zu helfen, auch vielen und großen Unkosten zu ersparen, werden solche stolze, unerfahrene und unwissende Eselsköpf, die sich dafür halten, als wenn sie alle Künst gefressen hätten, entrüstet, sintemal sie solches in der Scheer- oder Badstube nicht gesehen haben, bleiben also Bartscheerer, Baderhütmacher, Leutverderber und grobe unverständige Tölpel und Eselsköpf, schmieren heuer als fernig immer fort, wie man die Stiefel schmieret, und wann sie gleich lang schmieren, so ist doch den armen, verwundeten und schadhaften Menschen damit nicht geholfen, und werden viel Menschen verderbt, die Krüppel müssen bleiben bis in ihre Grube; aber solches Alles ist der Oberkeit schuld, deren gebührt ein Aufsehens darin zu haben, dann man sonst wohl ander Leut haben könnte, die die Sachen verstehen und solche Baderhütleinmacher, gemeine Bartscheerer, Heckenärzt, alte Weiber, Spinnenfresser, Henkersbuben, Juden, ausgelaufene Pfaffen und dergleichen Land- und Leut-Betrüger abschaffen.‘ [1]

10—11. Vergl. auch Mittheilungen des Vereins für Gesch. von Steiermark 33, 32 fl. über das theatralische und possenhafte Treiben der dort herumziehenden Heilkünstler.

[1] Tabernämontanus 1, 116. 451—452. 2, 275 klagt der Verfasser über den Mißbrauch des Opiums: ‚Dieweil auch die Landstreicher und verzweifelte Juden diesen Saft in stetigem Gebrauch haben und große Wunderzeichen damit pflegen auszurichten, dieweil sie gar geschwind und behend alle Schmerzen damit können stillen und niederlegen und ihnen daselbst mit ein Ansehens bei dem gemeinen Mann machen, sonderlich aber die lose Juden, will ich jedermann gewarnt haben, daß er solcher Leut, so gar kein Gewissen haben, müssig gehe.‘

Im Jahre 1555 schrieb der Apotheker Humelius aus Basel an den in Montpellier studirenden Felix Platter, ,man ordinire gar wenig, man halte nichts in Basel auf geschickte Aerzte, man schreibe mehr deutsche Recepte als lateinische; die Medici richten der Mehrtheil Purgirung mit dem Senet aus, Süßholz und ander Narrenwerk. D. Isaac mach selber den Kranken gemein Lumpenwerk, er wollt lieber ein Bettelvogt zu Basel sein, denn ein Apotheker. Sie können nichts, die Medici, denn purgiren, brauchen keine rechtgeschaffene Remedia, wie zu Mompelier.' [1]

Ein besonders ausgedehnter Mißbrauch wurde mit ,Coloquint' getrieben. ,Die Landstreicher und Juden purgiren die Leut mit diesen Coloquinten, nicht ohne merklichen Schaden und höchster Verderbniß deren, so auf sie vertrauen', heißt es in einem Kräuterbuche [2]. ,Coloquint ist aber', schreibt der Botaniker Leonhard Fuchs, ,dem Magen über die Maßen schädlich. Derhalben billig von der Oberkeit sollten gestraft werden die Landstreicher, Juden und andere Kühärzt, welche die Leut mit dieser heftigen Arznei dermaßen purgiren, daß ihr viel den Geist aufgeben. Aber niemandts ist, der ihm solches Verderben und Sterben vieler Menschen zu Herzen lassen gehn. Ja auch viel Prediger, die sich evangelisch nennen, vergessen ganz und gar ihres Berufs, dem sie treulich und fleißig sollten auswarten und nachkommen laut ihrer eigen, ja Christi Lehr, und richten ihren Jahrmarkt auf, geben mehr Arznei aus, dann etwa zween rechtgeschaffene Aerzte und Doctores.' ,Es thuts auch derselbigen keiner nit, allein die Stiegelhüpfer, die nit ob ihren Büchern, deren sie doch nit viel haben, bleiben mögen, mischen sich in alle Händel, wie man leider vor Augen sieht.' ,Das habe ich hie guter Meinung wollen anzeigen, damit die Oberkeit doch ein Mal wollte ein christlich Einsehen haben, damit solcher Mißbrauch abgestellt würde.' [3]

Die mangelnde Aufsicht über die Arzneimittel seitens der Obrigkeiten und besonders das Treiben der Judenärzte beklagt auch Adam Lonicerus. ,Heut zu Tage', schreibt er, ,ist billig zu erbarmen und mit großem jämmerlichen Schaden vieler Leute zu ersehen, daß allenthalben so leichtlich einem Jedem sich Arznei zu unterwinden gestattet wird. Und sonderlich den Juden solches wird gestattet, welche christliches Blut täglich ver-

[1] Boos 242 fl. Die übermäßige Anwendung der Purgirmittel hing vielfach zusammen mit dem übermäßigen Essen und Trinken. Vgl. Carrichter, Der Teutschen Speißkammer (Straßburg 1614) 247—248.

[2] (J. de Cuba,) Kreuterbuch, neu herausgegeben von Adam Lonicerus (Frankfurt 1587) S. CCXLI. Gegen ,Coloquint, Hawerwurtz' und so weiter eifert auch Dr. Balthasar Conradinus zu Schwaz in Tirol (1563): ,Solch stuck ghörn den Rossen und den Sawen zue.' Das hinderte aber den gelehrten Mann nicht, Excremente von Vögeln, gedörrte Kröten und ähnliche appetitliche Dinge für bestimmte Fälle bereit zu halten. Mittheilungen des Vereins f. Gesch. von Steiermark 33, 30.

[3] L. Fuchs, New Kräuterbuch, Cap. CXXXIX.

fluchen und sonst zu keinem ehrlichen Handel zugelassen werden, dann allein daß sie mit Wucher und betrüglicher Arznei den Christen das Blut aussaugen. Die Judenärzte sind hier zu Lande ungeschickte, unerfahrene Eselsköpfe und ungehobelte Bacchanten, so gar nichts studiret und keinen Verstand einiger Schwachheit haben, auch kein Wort deren Recepten, so sie schreiben, selbst verstehen, sondern aus Teutschen Practiken dieselbige, wie die Affen, abmalen und auf Abenteuer wagen, es gerathe wie es wolle, mag ein jeder frommer Christ solches zu Herzen fassen und bedenken, wie recht daran geschehe und wie schwere Sünde es sei, daß ein Oberkeit zu solchem verderblichen Schaden ihrer Unterthanen zusieht. Dann es ist unleugbar und mit der Wahrheit täglich zu beweisen, was die vermeinte Judenärzte für ein Beschwerung den Leuten mit Verkaufung der Arzneien, so sie ihnen reichen, machen; sagen, sie begehren nichts für ihren Rath und Mühe, allein man solle die Arznei ihnen bezalen, denn es seien keine gemeine Arzneien und seien auch nicht in der Apotheken zu bekommen, fordern also und nehmen von den Leuten drei oder vier Gulden für geringe Arznei, welche sie zum höchsten für drei oder vier Batzen in der Apothek zuvor geholt haben. Solchen Betrug treiben sie täglich und ist mit der Wahrheit zu bestätigen.‘ [1]

‚Man findet heutiges Tags‘, sagt Tabernämontanus, ‚stolze, vermessene und aufgeblasene Gesellen, die die gemelden nützlichen Compositiones aus ihrem frevlen und stolzen Muthwillen nach ihrem Kopf meistern, zusetzen, davonthun und ihres Gefallens stümmeln, daß nicht eine einzige Composition in einer Apotheken zu finden, darüber sie Meister sind, die nicht durch ihren Hochmuth besudelt und verfälscht sei, als wenn sie geschickter und gelehrter wären als alle Doctores Medici, die vor tausend Jahren gelebt haben bis auf diese Zeit, und sollten derwegen die Oberkeiten dazu thun und solchen hochsträflichen Muthwillen abschaffen, ja es sollten sich alle Universitäten wider solche Gesellen und stolze, aufgeblasene Geister legen und wider sie schreiben, daß dieser groß Mißbrauch und Verfälschung der Arznei möchte abgeschafft werden, denn was großer Unrath sonderlich in den laxativen und purgirenden

[1] (J. de Cuba,) Kreuterbuch, neu herausgegeben von Adam Lonicerus (Frankfurt 1587) Vorrede. Vergl. Stricker's Aufsatz über die Judenärzte in Deutschland in der Zeitschr. für Culturgesch. 3, 222. — Die Apotheken waren in Deutschland vielfach zur Hälfte zu Specereigeschäften geworden, in welchen das medicinische Bedürfniß des Volkes nur schlecht befriedigt wurde. Der Reichstagsabschied von 1548 verfügte eine bessere Regelung des Apothekerwesens und fand an einigen Orten, zum Beispiel in Nürnberg, Beachtung; siehe Peters in den Mittheilungen aus dem germanischen Museum 1, 36 fl. Ueber den Verkauf von falschen und verlegenen Arzneien im sechzehnten Jahrhundert zu Graz siehe Mittheilungen des Vereins für Gesch. von Steiermark 33, 38 fl. Strenge Bestimmungen enthielten die Apothekenordnungen Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolf's II.; siehe Macher, Das Apothekerwesen (Wien 1846) 1, 23 fll.

Arzneien aus solcher ihrer Vermischung entstehe, kann auch ein jeder gering Verständiger leichtlich abnehmen.'[1]

An einer andern Stelle klagt Tabernämontanus, daß die Aerzte die Heilmittel gar nicht kennen. ,Ja man findet etwan einen gemeinen Wurzelträger, der mehr Erkenntniß der Kräuter und deren Unterschied weiß, als mancher Doctor, der da vermeinet, wann er sein Doctorhäublein erlanget, ein langen überschlagenen Superindentenrock trag, das Pflaster treten und ein Receptlein ex quam pluribus schreiben könne von solchen Dingen, die ihm unbekannt sind, so sei er ein schöner, erfahrener und gelehrter Doctor, dem gar nichts mehr mangele, der Alles wisse, was er wissen sollte, so ihm doch das allernöthigste, so zu seiner Kunst gehöret, nämlich die Erkenntniß der wahren Simplicien und derselbigen Unterschied, mangelt.'[2]

Kein Wunder, daß der Heilkünstler zu einer komischen Figur für das Fastnachtsspiel wurde. Mit großer Derbheit machte namentlich Hans Sachs das Treiben der Quacksalber und Wunderdoctoren lächerlich. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht sein Schwank: ,Der Bauer mit dem Säumagen'. Ein Arzt schneidet einem Kranken den Magen heraus, um ihn zu reinigen; an Stelle des plötzlich verschwundenen wird ihm ein Saumagen eingesetzt: daher die ungewöhnliche Gefräßigkeit der Bauern. Den Beschluß bildet eine nachdrückliche Warnung vor Küh- und Rosseärzten, ,die nicht haben studirt und in Medicina doctorirt und deßhalb Viele auf die Todtenbahre bringen'[3]. Was aber ein gelehrter Arzt jener Zeit sich zu heilen getraute, zeigt ein Schreiben des im Jahre 1616 verstorbenen Samuel Mylius an den Rath der Stadt Nürnberg: ,Doch, auf daß man wisse, was Ich, Gott Lob, mir getraue, bezeugen es meine Thaten, daß Ich curiert hab Hauptwehe, Schwindl, Blindheit, Augen- und Nasenfüstl, Krebs, Hirnwüetten, Apostem, Unmässig Nasenbluetten, und Undäuen (Unverdaulichkeit), Verlierung der Gedächtnus, Tobsucht, Unsinnigkeit, den Schlag, Erkrummung des Munds, Unentpfindligkheit oder Lehmung der Glider, die Fallendsucht, Preün und Mundfeil, Zungengeschweer, innerliche Halsgeschweer, grosse Hiz, Scheerpockh (Scorbut) und andere tädliche Geschweer, so sich unversehens im Mund und Hals zutragen, davon man schnell ersticken kann, den Krampff, Lehmung der Nerven, Flüß so hin und wider fallen, weibliche Brüst- und Geburts-Glied-Geschwär, item andere um sich fressende Schäden, so von andern Aerzten und Balbierer verderbt gewesen, Seitenstechen, hitzige Lebergeschweer, Lungensucht, Huesten,

[1] Tabernämontanus, Vorrede zu New Kreuterbuch. 2 Theile. Frankfurt 1588 und 1591.

[2] Tabernämontanus 1, 317.

[3] H. Sachs (herausgegeben von Keller) 9, 308—311; vergl. Lier, Stud. zur Gesch. des Nürnberger Fastnachtspiels 61—62.

Keuchen, Aitter und Bluet Auswerffen, Schwindsuecht, Hiz in grossen Schwachheiten, Ohnmacht, Herz-Zittern, Nabel- und Gemächprüch, dem Sperma wehren und den Ausfluß stillen, Hemeroidas stillen, Theuung (Verdauung) des Magens und dergleichen in Beschwerungen zurecht bringen, Unthäuung und Obenaußbrechung stillen, Ruehr, Bauchflüeß, Wassersucht vertreiben, Stain und Sandt in Lenden, Nieren und Blasen zertrennen und außführen, den Schmerzen deß Podagrams oder Zipperleins mildern und lindern, die Nerven, Knochen und Knorren, so verderbt und gelämbt, widerumben zurecht bringen, Franzosen, Aussaz und andere Schäbigkeit deß Leibs, so nit gar überhandt genommen, curirt, so wol auch alle Fieber und Pestilenz-Peülen, die schwache und kranke Kinder im Muetterleib errötten, und beim Leben erhalten, den Kindpetterin daß angehende Geblüet, so Leib und Leben schnell verkhürzen khan, gestillt, und sie gerainigt und gestörkht, lame Glider gerad gemacht, in eusserster Gefahr die vier Lebensgeister erquicket, die Nachwehen den Kindpetterin gemildert und gestillt, faule und stinkende Schaden gehailet und gerainigt, den verlornen Schlaff wiedergebracht, dem unnatürlichen Schlaff in hitzigen Krankheiten Widerstandt gethan, unnatürlichs Schwizzen gestillt, Würm so in großer Meng im Leib gewachsen, getödt und ausgetriben, in Khindsnötten und Geperen die unnatürliche Schmerzen und Hinternus der Geburt, dadurch Weib und Kind beisamen verkhürzt werden, ertötten und erledigen, grosse Verstopffung mit Geschwellung deß Leibs und Reissen in Därmen, weichen, offnen und die Schmerzen stillen, Gelbsucht und Außlauffung der Gallen auß dem Magen und Leib füehren, Kröpff, Gewechs, grosse Peulen, darauß Krebs und andere Schmerzen und Beschwerung entspringen, vertreiben, Grimmen und Leibswehe wenden, dem unmässigen Harmfluß und Stopfung des Harms begegnen, erfaullte, stinkende Geburt im Muetterleib, so zu vier, funff und noch lenger Jahren verlegen geblieben, darvon überauß grosse Gefahr und Leibsschmerzen entstandten, hab ich, mit Gottes Hülff, hinweg gebracht, und die Muetter in bestendiger Gesundheit erhalten.' [1]

War bei diesem kläglichen Zustande der practischen Medicin die Lage der Kranken schon in gewöhnlichen Zeiten eine sehr traurige, so gestaltete sie sich vollends unerträglich in den Perioden ansteckender Krankheiten und großer Seuchen. Gerade in dieser Hinsicht aber war das Zeitalter der Kirchenspaltung in furchtbarster Weise heimgesucht. Die apocalyptischen Reiter: der Krieg, der Hunger und der Tod, welche Dürer am Ausgang des fünfzehnten

[1] Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1882 S. 267—268.

Jahrhunderts wie eine Weissagung der kommenden Dinge gezeichnet, hielten bald hier, bald dort ihren grausigen Umzug.

Eine Aufzählung aller Seuchen seit dem Ende des Mittelalters würde ein eigenes Werk beanspruchen; nur eine Uebersicht der wichtigsten mit Hervorhebung der Züge, die besonders characteristisch sind, kann hier gegeben werden[1]. Vom Volke wie von den Chronisten werden alle Seuchen jener Zeit ‚Pest' genannt. Allmählich beobachtete man genauer und unterschied die einzelnen Formen der Pest. Die wichtigste aller chronischen Seuchen des Mittelalters, der Aussatz, beginnt allerdings mit dem sechzehnten Jahrhundert abzunehmen, sie war aber in Deutschland noch keineswegs erloschen. Dies ergibt sich aus den Berichten von Paracelsus, Schopff und Anderen[2]. Zu dem Aussatz und zu den allgemeinen Verheerungen der Ruhr und der Wechselfieber kam um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts noch hinzu die Syphilis oder Lustseuche[3]. Bereits vorher bekannt, fand diese ekelhafte, in neuen Formen auftretende Krankheit plötzlich eine so allgemeine Verbreitung wie keine andere je zuvor.

Die Schilderungen der Zeitgenossen von der Pein und der Entstellung der von diesem Uebel Befallenen sind entsetzlich. ‚Was unaußsprechlichen Jammers diß jämmerliche Krankheit in aller Welt, in allen Ständen und Geschlechtern den lydenhaftigen Menschen hat gebracht,' schreibt Valerius Anshelm in seiner ‚Bernerchronik', ‚mag niemermehr genug erzählt, aber auch niemermehr vergessen werden. Dann sie ein so frömd, grusam Angesicht hatt', daß sich ihrer kein gelehrter Arzt wollt oder durft annehmen und sie auch die schuchen Feldsiechen schuchtent. Und mußt ihr eigene, sondere Feldhütten machen, bis daß sie so hoch und so gewaltig ward, daß mänklich (auch Fürsten und Herren) sie dulden und behusen mußtent, und sie selbs allerhand Kunstlose und keiner Arzney Erfahrene zu fürnehmsten, thürsten Aerzten und vast rych macht. Diß

[1] Das war auch die Absicht Janssen's, wie seine Aufzeichnungen beweisen. Uebrigens gilt hier, was Lammert S. v bemerkt: ‚Die Annalen der Leiden eines Volkes sind mit denen seiner Culturgeschichte innig verwoben; was uns in jenen berichtet wird, das hängt eng zusammen mit den wechselnden Gestaltungen des politischen und socialen Lebens. Mit der Geschichte der Volkskrankheiten finden wir einen gar inhaltschweren, interessanten Band der großen allgemeinen Weltgeschichte aufgeschlagen, dessen Bedeutung und Tragweite im Allgemeinen mehr Beachtung und Würdigung verdient.'

[2] Hirsch, Pathologie (2. Aufl.) 2, 6. Haeser (3. Aufl.) 3, 87. Sprengel 3, 201 fl. Auf einem 1516 von Holbein dem Jüngern für das Kloster St. Catharina zu Augsburg gemalten Altarblatt sieht man zu den Füßen der hl. Elisabeth drei Aussätzige, welche offenbar nach lebenden Vorbildern dargestellt sind; siehe Virchow und Heßling, Das Holbein'sche Aussatzbild, im Archiv für pathol. Anatomie 23, 194 fl.; vergl. 22, 190 fl.

[3] Das Nähere über diesen abstoßenden Gegenstand bei Haeser (3. Aufl.) 3, 234 fll., und Hirsch, Pathologie (2. Aufl.) 2, 41 fll.

einige Plag (wo Plag hülfe) sollte gnug syn der üppigen geilen Menschen Hochfahrt und Wollust ze demüthigen und ze zähmen. Hat aber nie geholfen, hilft noch nit. Gott allein mag und muß helfen.' [1]

Durch keine Arznei, klagt im Jahre 1537 ein ungenannter Dichter aus Franken, lasse sich diese schreckliche Krankheit bezwingen, so daß die davon Ergriffenen verzweifelten [2]. Allgemeines Entsetzen erregte namentlich die ebenso rasche wie weite Ausbreitung des Uebels. Dasselbe schonte ‚keines Geschlechtes, keines Alters, keines Standes; Geistliche wie Weltliche, Vornehme wie Niedere wurden befallen, und wenn die Krankheit, wie Epidemien pflegen, zuerst auch arme Leute vorzugsweise heimsuchte, so stieg sie doch bald zu den Reichen, selbst Fürsten und Herren, empor' [3]. ‚Einer steckte den Andern an; aus Stadt und Dorf verstoßen, irrten ganze Schaaren von Männern und Weibern aus geistlichem und weltlichem Stande umher, bedeckt mit Eiter und Geschwüren vom Kopf bis zum Fuße, winselnd und rettungslos. Vergebens waren zunächst alle bekannten Arzneimittel: ein langsamer, schrecklicher Tod erlöste die Leidenden.' ‚Etlichen brannte es Löcher in den Leib', erzählt ein Zeitgenosse, ‚und Nase und Backen hinweg und auch den Hals, dadurch Etliche speislos starben.' [4] Vielfach beschuldigte man jetzt wieder die Juden, durch Brunnenvergiftung Urheber der Krankheit zu sein; die Meisten indessen sahen das Uebel als ein gerechtes Strafgericht des Himmels an, welches die sittliche Verwilderung über Deutschland herabgezogen.

Auch Paracelsus leitete das Uebel vom Luxus und den Ausschweifungen her. ‚Wisset,' sagte er, ‚daß die Luxuria und die Venus so gewaltig nie gewesen sind, als zu der Zeit dieser Geberung. Darum dieser Name (Venus-Seuche) billich und wohl bleiben mag. Dann Venus ist dieser Krankheit eine Mutter.' Und an einem andern Ort: ‚Die Franzosen unterscheiden sich nicht weit von der Lepra: dann Lepra stimulirt den Luxum, alsdann

---

[1] Fuchs, Aelteste Schriftsteller 358—359. [2] Fuchs a. a. O. 375.

[3] Fuchs a. a. O. 433. Die enorme Contagiosität, Verbreitung und verheerende Wirkung der Syphilis unter allen Ständen der damaligen Zeit ist für die Gegenwart, wie mir von einem befreundeten Mediciner bemerkt wird, nur verständlich, wenn man bedenkt, daß damals die Krankheit mangels jeder Therapie — wenigstens im Anfang der Epidemie — sich ganz unbehindert bis in das höchste Stadium entwickeln konnte, und daß die damalige Generation hereditär noch nicht so von dem Virus durchseucht und dadurch in gewissem Sinne immunisirt war, wie unser Zeitalter. Daß es sich aber wirklich um Syphilis handelte, beweisen: 1. die Beschreibungen des Krankheitsbildes, 2. die übereinstimmende Angabe der Unsittlichkeit als primären Anlasses, 3. die spätere erfolgreiche Anwendung des Quecksilbers als Heilmittel, welches ja noch heute als Specificum gegen Syphilis gebraucht wird. In manchen Fällen könnte es sich auch um Lepra neben Syphilis gehandelt haben.

[4] Fuchs a. a. O. 346. Archiv für Gesch. von Oberfranken 15, 11.

werden die Franzosen nachfolgen, und das durch Venus: dann sie regiert in Lepra.‘[1]

Die Angst vor der scheußlichen Krankheit war allgemein, namentlich wegen ihres sehr leicht ansteckenden Characters. Selbst die einfache Berührung mit der Hand galt vielfach als hinreichend, um befallen zu werden; man vermied sogar, mit den Kranken zu sprechen, weil man das Gift ihres Athems und ihrer Ausdünstung fürchtete[2]. In der ersten Zeit wies Jedermann die Syphilitischen von sich; in Prag lagen sie auf den Straßen, auf dem großen Ringe unter den Lauben, später schaffte man sie vor das Thor, wo sie sich in Krambuden häuslich einrichteten. Endlich wies man ihnen ein kleines Haus als Spital an. In der Schweiz weigerten sich die Aussätzigen der Gemeinschaft mit den Syphilitischen. Allmählich ergriff man in ganz Deutschland polizeiliche und ärztliche Schutzmaßregeln. ‚Man verbot den Kranken, ihre Wohnungen zu verlassen, untersagte ihnen den Zutritt zu Badstuben, Wirthshäusern, selbst zu Kirchen. Der Canton Baden vertrieb sogar alle Syphilitischen und untersagte fremden Kranken strengstens allen Eintritt in das Land.‘[3]

Der Schrecken war um so größer, weil sich die Kunst der Aerzte vorerst machtlos erwies. Anfangs wollten viele Mediciner sich mit den Ekel erregenden Kranken gar nicht beschäftigen. Dadurch kam die eigentliche Praxis zunächst in die Hände der Bader, Barbiere, Scharfrichter, Handwerker, der Possenreißer und anderer leichtfertigen Leute, die ohne alle medicinische Kenntniß an den armen Kranken herumcurirten. Für Charlatane und Alchymisten brach nun eine goldene Zeit an. Vielen gelang jetzt wirklich die Lösung der großen Aufgabe der Alchymie: die Verwandlung von Quecksilber[4] in klingendes Gold[5].

Kaum war in den Formen dieser ansteckenden Krankheit eine Milderung eingetreten, als neue Plagen die Menschheit heimzusuchen begannen. Bald

[1] Von Ursprung, Ursach und Heilung der Franzosen 191—192. Sprengel 3, 208; vergl. Fuchs 437.

[2] Fuchs 441.

[3] Haeser (3. Aufl.) 3, 286. 297—298. Hasner in der Prager Medicinischen Vierteljahrsschrift 109, 139. Die Syphilis war ein wesentlicher Grund, daß die für die Volksgesundheitspflege so wichtige und im Mittelalter sehr blühende Sitte des Badens (Falk in den Hist.-pol. Bl. 108, 811 fll.; vergl. dazu Wichner in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. der Steiermark 33, 75 fll., und Kotelmann, Gesundheitspflege 63 fll.) immer mehr abnahm; vergl. Zappert im Archiv für österreichische Gesch. 21, 137 fll.; d'Elvert 84 Note, und Kriegk 2, 34 fl.; die Krankheit bewog auch vielfach die Obrigkeiten, die Frauenhäuser aufzuheben. Mit der Verbreitung der Syphilis steht im Zusammenhang, daß die großen Bärte, später die Perücken, immer mehr in Gebrauch kamen. Haeser a. a. O. 316.

[4] als Mittel gegen Syphilis.

[5] Haeser (3. Aufl.) 3, 288. 317. Simon, Gesch. der Syphilis (Hamburg 1858) 2, 173.

nach dem Bauernkrieg hatten verschiedene Theile Deutschlands durch Theuerung, ungewöhnliche Witterungsverhältnisse und Ueberschwemmungen zu leiden. Vielfach sah man darin ein göttliches Strafgericht: die Einen wegen des Bauernaufruhrs, die Anderen wegen der lutherischen Ketzerei, wieder Andere wegen allgemeiner Sünden [1].

‚Damit aber', heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung, ‚die armen Menschen in so allgemeiner Noth gar keine Aussicht auf Rettung hätten, brach eine unerhörte Seuche aus, die von jenseits des Oceans herüberkam: der sogenannte englische Schweiß. Er raffte viele Tausend Menschen dahin: tödtete sie, bevor sie ihre Krankheit kannten. Durch die Neuheit der Epidemie und ihr rasches Umsichgreifen wurden die Gemüther in die äußerste Bestürzung versetzt: Keiner konnte sich mehr den kommenden Tag versprechen. Der Tod trat innerhalb 24 Stunden, meistens noch schneller ein.' [2]

Zuerst war der ‚englische Schweiß' im Juli 1529 in Hamburg aufgetreten; hier raffte die Krankheit binnen 22 Tagen über 1000 Personen dahin. Bald brach sie auch in Lübeck, Bremen und Verden aus. Mecklenburg und Pommern wurden jetzt gleichfalls heimgesucht; in Rostock starben die meisten Professoren dahin. Später durchzog die Seuche auch noch das mittlere und südliche Deutschland, zuletzt die Schweiz. Wie groß der Schrecken vor der Krankheit war, erhellt unter Anderm aus einer thüringischen Chronik. ‚Anno 1528 war eine Seuch die Schweißsucht oder englische Sucht, darum so genannt, weil sie aus England nach Teutschland gekommen; es sturben viel tausend Leute plötzlich dahin; es war ein so geschwindes Gift, daß wenn jemand nur davon reden hörte und sich entsetzte, so sturb er gleich hin.' [3]

Als Hauptmittel gegen die neue Krankheit ward die Schwitzcur angewandt, und zwar in der allerunvernünftigsten Weise. Volle 24 Stunden ließ man die mit Betten und Decken bepackten Kranken unablässig schwitzen, und wie ein Zeitgenosse sagt, ‚zu todt schmoren'. Da die Seuche gerade in der heißen Jahreszeit auftrat, kann es nicht überraschen, daß die Sterblichkeit eine furchtbare Höhe erreichte. An manchen Orten, zum Beispiel in Göttingen, mußten oft fünf bis acht Leichen in ein Grab gelegt werden; in Danzig sollen 3000 Menschen dahingerafft worden sein; noch im November starben in Augsburg binnen 14 Tagen von 3000 Ergriffenen 600. Unzählige Flugschriften

---

[1] Hartmann, M. Alber 147. [2] Haeser (3. Aufl.) 3, 240.

[3] Schnurrer 77. Haeser (3. Aufl.) 3, 328 fl. Hirsch, Pathologie (2. Aufl.) 1, 59 fl., und Hecker-Hirsch, Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters (Berlin 1865) S. 274 fll. Siehe auch Seitz, Der Friesel. Historisch-pathologische Untersuchung (Erlangen 1845) S. 19 fl. G. C. F. Lisch, Die Schweißsucht in Mecklenburg im Jahre 1529 und der fürstliche Leibarzt Professor Dr. Rhembertus Giltzheim, in: Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Gesch. und Alterthumskunde (Schwerin 1838) 3, 60—83.

empfahlen die Schwitzcur und fanden die weiteste Verbreitung, brachten aber theilweise solch ungereimte Ansichten vor, daß sie da, wo das Volk sich noch gesunden Sinn bewahrt hatte, nur Gelächter erregten. Ein trauriges Denkmal des ärztlichen ‚Wunderglaubens' jener Zeit ist das Arzneibüchlein des Leipzigers Caspar Kegeler. Dasselbe ist ‚ohne alle Einsicht in das Wesen der Krankheit abenteuerlich zusammengewürfelt, eine Fundgrube wunderlicher Pillen und Latwergen aus unzählbaren Bestandtheilen. Hätte er nur Einen Schweißfieberkranken gesehen, so würde er mindestens inne geworden sein, wie unmöglich es gewesen wäre, in 24 Stunden auch nur den hundertsten Theil seiner Büchsen und Gläser und Schachteln in Anwendung zu bringen. Mit welchem Beifall dieses Arzneibüchlein von den Aerzten gleicher Einsicht und Gesinnung aufgenommen wurde, zeigen die acht Auflagen, welche es erlebte; man kann sich daher des betrübenden Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht Tausende von Kranken mit Kegeler's Arzneien gemißhandelt und hingeopfert worden sind.' [1]

Seit den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts wissen die Chroniken fast von Jahr zu Jahr von dem Auftreten pestartiger Seuchen zu berichten. Schon die Zeitgenossen bemerkten die wunderbare Thatsache, ‚daß diese Landplage niemals ganz aufhört, sondern in jedem Jahre bald hier, bald dort erscheint, von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz wandert, nach einigen Jahren wieder zurückkommt und das junge Volk, das unterdessen nachgewachsen war, abermals zum großen Theile dahinrafft [2]. Geht man die aus dem sechzehnten Jahrhundert erhaltenen Privatbriefe durch, so findet man, daß fast in jedem Sommer Nachrichten über Seuchen wiederkehren. ‚Es stirbt' ist der technische Ausdruck dafür. ‚Es hebt gemachsam an zu sterben', ‚das Sterben nimmt überhand', solche und ähnliche Notizen mit einzelnen Todesnachrichten begegnen in allen Briefen jener Zeit [3].

Die Flucht aus den von der Pest befallenen Orten war allgemein Sitte. ‚Alle Hofhaltungen, höheren Regierungsbehörden, besonders auch alle höheren Lehranstalten zogen hin und her, um gesunde Orte aufzusuchen und bei der Annäherung des Uebels diese wieder zu verlassen.' Oft ließ man sich auch durch das Schreckensgespenst der Pest ohne Grund beunruhigen. So ordnete der Senat der Universität Wittenberg durch Anschlag vom 15. Juni 1534 die Verlegung der Hochschule nach Jena an, obwohl mehr Angst als wirkliche Krankheit vorhanden war [4]. Die Mehrzahl der Aerzte stand der Pest ziemlich rathlos gegenüber: ‚Sie überließen die Wahl und Anordnung der hygieinischen

---

[1] Hecker-Hirsch a. a. O. 293 fll. 298 fll. 300—301. [2] Schnurrer 81.
[3] sagt Steinhausen, Gesch. des Briefes 1, 175—176.
[4] Schnurrer 81. Beer, Krato v. Krafftheim (Wien 1862) S. 5.

Vorschriften der Obrigkeit und die Aufzeichnung derselben den Chroniken-schreibern, fest an den alten Satzungen haltend und sich sorgfältig hütend, in Schriften Dinge zu berühren, die über den Inhalt und die Auslegung der canonischen Bücher hinauszugehen schienen.‘ [1] In der ärztlichen Literatur stehen sich die Vertheidiger und die Läugner der Ansteckung schroff gegenüber. Der erste deutsche Arzt, welcher die Idee der Ansteckung mit Klarheit festhielt und sie als Princip aller Maßregeln gegen die Pest durchführte, war der schon mehrfach erwähnte Crato von Krafftheim [2]. In therapeutischer Hinsicht war allgemein verbreitet der Glaube ‚an die Zauberkraft der Edelsteine, des Mithridat, vor Allem des Theriak, auf dessen Aechtheit man so großen Werth legte, daß man damit umging, eine besondere Gesandtschaft in den Orient zu schicken, um des ächten Präparates theilhaftig zu werden‘ [3].

Zum Jahre 1541 verzeichnen fast alle Chroniken eine schwere Epidemie: dieselbe ragt hervor durch ihre große Verbreitung und die Gleichzeitigkeit ihres Auftretens in verschiedenen Theilen des Reiches. ‚Im Jahr Christi 1541 im Sommer‘, sagt ein Zeitgenosse, ‚erhube sich am Rheinstrom und sonsten an andern orthen ein Pestilentzisch sterben, das viel trefflicher Leut hinnamb. Zu Straßburg sturben bey 3300 Menschen und drüber, under welchen viel ansehnliche, tapfere und gelehrte Leut gewesen. Zu Colmar schier nicht weniger. Zu Rheinfelden 700. Zu Basel auch ein große an-zahl.‘ Nach Schadäus war die Sterblichkeit so groß, daß die Todtengräber Erhöhung ihres Lohnes forderten [4]. ‚Von der Sterbden zu Cöln‘ berichtet Hermann von Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten: ‚Anno 1541 hat die Sterbde an der Pestilenz zeitlich im Jahr greulich ihren Fortgang gewonnen, denn wiewohl im Jahr zuvor 40 viel Volks gestorben war, so hat doch dieß Jahr sehr weit übertroffen, daß viel tausend Menschen gestorben sind, nit allein in Cöln, denn allenthalben in Deutschland starb es schrecklich, und dauret diese Sterbde sehr lang den ganzen Winter zu Ende aus. Zu Zeiten starben 200 Menschen auf einen Tag. Dieß Sterbde schonte Niemands, weder geistlich noch weltlich, Pastor, Caplan, Bürgermeister, Schöffen und dergleichen, viel Leut, daß die Gerichter und Bursen geschlossen worden. Um diese Zeit wohnte ich in der Cronenbursen, ging den Tag durch und abends spät oft über die Straß, dar man allerlei aus den Häusern der Kranken und Verstorbenen schüttet, das sehr besorglich war, daß mir auch großer Schrecken oft ankam, wenn ich vernahm, daß so viel kundiger Nachbarn und Freunde täglich starben, daß so viel Leut aus der Stadt zogen und flohen,

---

[1] Urtheil von Hecker bei Haeser (3. Aufl.) 3, 353. [2] Gillet 1, 68.
[3] Haeser (3. Aufl.) 3, 354—356. Vergl. Moehsen, Beiträge 129.
[4] Krieger 103; vergl. Peinlich 1, 368.

derhalb die Stadt wohl halb ledig stund, daß das ander Haus kaum bewohnt oder offen war. In dieser Sterbden ließ ich oft Ader schlagen und erfrischet also das Geblüte, gebrauchte viel Weihrauchs, weißen Knoblauch, Essig, Pestilenzpillen, Theriak und dergleichen viel Raths, räucherte alle Zeit die Gemächer mit Wachholder und anderem guten Geruch, und unser Herrgott hat sich über mich erbarmt, daß ich gesund bin geblieben.'[1]

In der Folgezeit dauerte die Pest fast beständig fort. In einzelnen Städten war die Sterblichkeit ganz erschreckend. In Hamburg starben im Jahre 1547 täglich oft 70—80 Einwohner. Ueber Lübeck wird beispielsweise zum Jahre 1548 berichtet, daß über 16 227 Menschen dahingerafft wurden, ‚jung und alt, meistentheils aber Kinder und junges Volk, und wurden die meiste Zeit auf einen Tag 160 und 170, minder oder mehr, und den 13. August 200 Menschen begraben'. Auf allen Kirchhöfen der unglücklichen Stadt waren fortwährend große offene Gruben, welche über 100 Särge aufnehmen konnten[2]. In Chur starben vom Juni bis zu Beginn des Winters 1550 über 1300 Personen, in Dortmund in den Jahren 1551 und 1552 an 1000 Menschen. Fast die ganze nördliche Schweiz verödete. In Zürich verlief die Krankheit (epidemische Brustentzündung) so schnell, daß die Aerzte beschlossen, keinen Kranken zu besuchen, welcher nach dem zweiten Tage ihre Hülfe verlangte[3]. In der Gegend von Bayreuth wurde um diese Zeit die Einwohnerschaft um die Hälfte verringert. Zu Culmbach, das vorher 800 Eheleute hatte, zählte man nur noch 75[4]. Im Jahre 1552 zeigte sich die Pest auch in Steiermark. Im November wurde in Graz ‚das Sterben so arg, daß die „Land- und Hofrechte" ihre Amtsthätigkeit bis auf minder gefährliche Zeiten einstellten. Allein diese kamen nicht so bald. Die Seuche hatte zwar im tiefen Winter, wie gewöhnlich, etwas nachgelassen, aber im Juli begann „die große Sterblichkeit und giftige Luft" in Graz wieder zu herrschen und nahm von Tag zu Tag so zu, daß sich der Adel mit seinen Familien eilends flüchtete. Auch die Behörden zogen an sichere Orte, die landschaftlichen Verordneten nach Judenburg und Schloß Katsch und später nach Knittelfeld. Das landschaftliche Einnehmeramt wurde nach Anger verlegt. Am 21. Juli wurde dieß in alle „fünf Viertel" des Landes amtlich bekannt gegeben. Man hatte gemeint, nur auf einen Monat von Graz weg-

[1] Höhlbaum, Buch Weinsberg 1, 156. In Frankfurt wurden damals Präservative gegen die Pest von der Kanzel verlesen. Zeitschr. für deutsche Culturgesch. 1, 278.

[2] Vergl. Lappenberg, Hamburger Chroniken 148; H. Paasche in den Jahrb. für Nationalökonomie (N. F.) 5, 325, und Archiv für Gesch. der Medicin 1, 379—380.

[3] A. Heller, Gesch. der evangelischen Gemeinde in Dortmund 19. Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens (N. F.) 14, 21.

[4] Archiv für Oberfranken 15, 15.

zubleiben, allein es dauerte ein halbes Jahr, das Einnehmeramt befand sich sogar noch im März 1554 in Anger.'[1] In Breslau brach im Jahre 1553 zum sechsten Mal in jenem Jahrhundert die Pest aus; im Vergleich mit den früheren Seuchen zwar nur die ‚kleine Sterbe' genannt, ergriff sie doch gegen 3000 Menschen, wovon ein Drittheil ihr zum Opfer fiel[2].

Im Jahre 1562 verbreitete sich in Deutschland die Bubonenpest. Die Verheerungen, welche diese Seuche trotz der im Allgemeinen ganz verständigen gesundheitlichen Anordnungen des Rathes in dem genannten Jahre zu Nürnberg anrichtete, waren entsetzlich. Im Todtenbuche der Stadt sind genau Tag für Tag die Verstorbenen eingetragen; am Schlusse findet sich folgende, ‚in Anbetracht der Thatsache, daß Nürnberg in jener Zeit keine 40 000 Einwohner zählte, geradezu haarsträubende Zusammenstellung:

Summa aller Personen, so vom ersten Januarii Anno 1562 bis auf den letzten Aprilis Anno 1563 in's Lazareth gekommen	3349	
Davon sind mit Tod abgegangen		1606
Und wiederum genesen	1671	
So sind obbestimmte Zeit in der Stadt verschieden, Personen		7273
Vom 19. Septembris 1562 bis auf den 8. Januarii 1563 verstorben zu Werd		155
Summa Summarum aller in diesem Sterben und in 16 Monaten in der Stadt, im Lazareth und zu Werd (Wöhrd) verstorbenen Personen		9034.'[3]

Sehr arg wurden um diese Zeit auch die österreichischen Lande heimgesucht. Schon Ende 1561 wird von dort berichtet, ‚daß die Leute umfallen wie ein Vieh, mit Ehren zu melden, also daß zu erbarmen wäre'. Die ‚gefährlichen Sterbsleuffe' dauerten dann das ganze folgende Jahr an. In Obersteiermark wurden Menschen und Thiere in gleicher Weise hinweggerafft[4].

In Basel wurde in Jahresfrist 1563—1564 mehr als die Hälfte der Einwohner von der Beulenpest ergriffen und ein Drittheil derselben, ungefähr 4000 nach Platter's Schätzung, dahingerafft; auch Straßburg hatte schwer zu leiden[5]. Durch eine Epidemie, welche im Jahre 1564 Freiburg im Breis=

[1] Peinlich 1, 373—374. [2] Gillet 1, 68.

[3] Solger in der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege (Braunschweig 1870) 2, 73.

[4] Peinlich 1, 377.

[5] Miescher 43; vgl. Boos 109. Krieger 104 fl., und Meyer=Ahrens, Der Stich in den Jahren 1564 und 1565. Zürich 1848.

gau heimsuchte, ging nach den Angaben des dortigen berühmten Arztes Johannes Schenck der vierte Theil der Bürger zu Grunde [1]. In Rostock und Umgebung herrschte im Jahre 1565 eine greuliche Seuche; es starben über 9000 Menschen, 7 Professoren, 48 Studenten. In demselben Jahre verlor nach Musculus Frankfurt an der Oder gegen 5000 Menschen durch die Pest. Im folgenden Jahre starben in Braunschweig 6000, in Hannover 4000 Menschen. Die Universität Tübingen flüchtete nach Eßlingen [2].

Das Jahr 1566 war ein besonders unheilvolles, weil in demselben die bereits im Jahre 1542 in dem kaiserlichen Heere vor Ofen aufgetretene sogenannte ungarische Krankheit (auch die Hauptkrankheit, das Kopfweh, die Herzbräune genannt) zuerst nach Deutschland kam. Heimkehrende Söldner verbreiteten die Seuche nach Steiermark und Böhmen, von wo sie dann ihren Eingang in das eigentliche Deutschland fand. ‚Die Krankheit begann beinahe immer zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags mit einem Froste und Schauder, dem schon nach 15 Minuten die größte Hitze und unerträglicher Schmerz im Kopfe, Munde und Magen folgten; letzterer war so unerträglich, daß schon die leichteste Berührung der Kleider den Kranken laut aufschreien machte, und war das pathognomische Zeichen der Krankheit. Der Durst war nicht zu löschen, die Zunge wurde trocken, die Lippen bekamen Risse; am zweiten Tage stellte sich ein eigenthümliches Delirium ein. Erhoben sich Geschwülste am Rücken des Fußes und bildete sich ein eigentlicher Carbunkel, so wurde nicht selten die Amputation beider Füße nothwendig.‘ [3] Die ungarische Krankheit stellte sich seitdem häufiger ein. ‚Solches böse Fieber‘, sagt der fürstbischöfliche Leibarzt Johannes Oberndorfer in der Vorrede zu seiner im Jahre 1607 in Frankfurt am Main gedruckten Schrift ‚Kurzer und klarer Bericht von der Natur und Ursachen der ungarischen Krankheit‘, ‚wird nun so gemein, daß es nunmehr fast alle Jahre regiert, und wenn man eine Vergleichung zwischen ihm und der Pestilenz anstellt, die dazu nicht alle Jahre erscheint, nicht viel weniger das Jahr über wegrafft als diese.‘ [4]

Nicht bloß durch Seuchen, auch durch Hungersnoth wurde gerade damals Deutschland vielfach heimgesucht. Ganz trostlose Schilderungen liegen namentlich über die Hungersnoth vor, von der Steiermark im Jahre 1570 betroffen

---

[1] Maier, Joh. Schenck 54.

[2] Chyträus, Newe Sachsen-Chronik (Leipzig 1598). Ander Theil S. 194. Spieker, Musculus 220 fl. Havemann 2, 556. Schnurrer 112. Ueber die Hamburger Bubonenpest von 1565 fl. siehe Haeser, Untersuchungen 2, 38.

[3] Peinlich 380—382. Haeser, Gesch. der Medicin (3. Aufl.) 3, 377. Ueber den morbus Ungaricus siehe auch Haeser, Untersuchungen 2, 41 fl.; F. W. Müller in der Deutschen Klinik 1868 No. 26, und Ludwig Graf Uetterodt, Zur Gesch. der Heilkunde (Berlin 1875) S. 445 fll. [4] Lammert 15.

wurde. Man machte Brod aus Erlenrinde und Eicheln, ja man aß gedörrte Baum- und Rebensprossen. ‚Viele Eltern setzten in Verzweiflung darüber, daß sie ihren Kindern Nichts zu essen geben konnten, dieselben an mehr begangenen Straßen aus und flohen davon, um dieselben nicht Hungers sterben zu sehen. Zu Ketmonsdorf fand man ein Kind an der Brust seiner verhungerten Mutter saugend und ein anderes, das wie ein Vieh auf der Weide herumkroch, um etwas Eßbares zu finden. Und doch gab es schändliche Leute, die aus Geiz und Wucherei ihre vollen Scheunen vor den Armen verschlossen hielten.‘ [1]

Nicht besser sah es in vielen Theilen Süddeutschlands aus. In einem ‚Lied auf das Hunger- und Sterbejahr 1571 im schwäbischen Land‘ heißt es:

Als man 1571 Jahr
Zehlt das ist wahr,
Hat sich eine grosse Thewrung angefangen,
In welcher viel Volks zu grund ist gangen.
Die Hungersnoth nahm überhand
Darnach im gantzen Deutschland.
Wann eins über die Gassen thet gahn
Und zwey bey einander theten stahn,
Thet eins dem andern klagen sein Noth:
Es hebt in seinem Hauß kein Brod.
Manch Biedermann gieng Nachts zu Beth,
Da er viel lieber gessen hett.
Nun daß ich zu dem Anfang kumm,
So merket all in einer Summ,
Wie hoch das Korn kommen sei
Am dritten Tag Aprillen frei.
Ein Malter Roggen 12 fl. 30 kr. galt,
Der Kern 15 fl. in solcher Gestalt,
16 Batzen thet die Gerste gelten,
18 ß der Haber, doch bekommt man ihn selten:
Die Erbiß kann man nicht bezahlen,
Die Bauern ließens under das Brod malen.
Wann eins ein Viertelin haben wolt,
4 ß er drumb zalen solt.
Es war nichts wohlfeils überal,
Drey Eyer man umb 1 ß gab,
28 pf. umb ein Pfund Schmaltz,
34 Batzen umb ein Scheiben Saltz.
Das Buchen Holtz das thet man geben
Umb 2 fl. merk mich eben.
Ein Maß aber von dem Wein
Umb 28 Pfenning fein.

---

[1] Peinlich 1, 383—384.

Die Herren hand in solcher Noth
Im Spital lassen bachen Brod
Aus Roggen und Haber, wie man es verstath,
Mancher es in sein Hauß geholet hat.
3500 Laib ungefahr
In einer Wochen außgeben war.
Ein Leib thet man umb 12 pf. geben,
Hat bey $3^1/_2$ Pfund gewogen,
Und welche die Laib nemmen wolten,
Dieselbe in kein Wirthshauß gehen solten.
Wo einer solch Gebot überging,
Im Gefängnuß er sein Straff empfieng.
Will es also bleiben lan,
Gott wolle bald ein genuegen han,
Und straffen nicht nach dem verschulden,
Uns bleiben lan in seiner Hulden
Und uns allzeit sein Gnad beweisen
Und mit seinem Himmel-Brod speisen. Amen [1].

Die Jahre 1574—1577 haben wegen der Allgemeinheit der Pestepidemien eine traurige Berühmtheit erlangt. Diese ,hörten fast nirgends auf und wütheten mit außerordentlicher Heftigkeit.' So starben in Trient in einem halben Jahre 6000 Personen; auch im obern Innthal und im Pusterthal wüthete die Seuche in schrecklicher Weise [2]. In Steiermark klagten die Aerzte über die Undankbarkeit der Kranken. Verse, die damals schon üblich waren, wiederholte später der berühmte Tiroler Arzt Guarinoni:

Der Doctor hat drei Angesichte:
Dies, wenn er kommt, ist englisch,
Bald d'rauf, wenn er hilft aus Noth,
Macht man aus ihm ein' halben Gott;
Soll sich der Krank' mit Dank einstell'n,
Scheint Doctor ein Teufel aus der Höll'n [3].

Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Pest sich noch nach vielen Jahren aus inficirten Stoffen von Neuem verbreitete, wird aus Freiberg zum Jahre 1576 berichtet. ,In der Mitte des Julius hat ein Töpfer in Freyberg beym Hospital eine Thongrube aufgerissen, darinnen im Sterben von 1564 alte Lumpen, Werg und Stroh aus den inficirten Häusern geworfen worden; davon gieng ein widriger Dampf entgegen, daß er liegen mußte, und steckte nicht nur die Seinigen, sondern auch Viele von der Nachbarschaft an, und sind von da bis Weynachten 1577 gestorben. Das Gift machte die Inficirte

[1] Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Gesch. (N. F. 1844) 15, 410—411.
[2] Sprengel 3, 246. Hirn 1, 482; vergl. Krieger 107 ff.
[3] Pichler, Guarinoni 7; vgl. Peinlich 1, 404.

hirnwüthend, so daß ein Mann in dieser tollen Weise seine Frau mit einem Stück Holz erschlagen, kurz davor er gestorben.'[1]

Für die achtziger Jahre hatten die Kalendermacher die schlimmsten Dinge in Aussicht gestellt: ,1580 ein Erdbeben, ein Comet, heißes Wetter, 1581 und 1582 Ueberschwemmungen, Theuerung, Hunger, Pestilenz, Mord und Brand und von 1584—1588 Jammer, Angst und Noth wegen Aenderung in Religionssachen, ferner Theuerung, Hunger und Pestilenz; daher der Kalendermacher mit den Reimen schloß:

Wann man wird zehlen achtzig acht,
Das ist diß Jahr, so ich betracht,
Geht in dem die Welt nicht under,
So geschiht doch großes Wunder.'[2]

Diese Vorhersagungen sollten sich bewahrheiten. Die Influenza verbreitete sich über viele Theile Deutschlands. ,1580 leuchtete ein Comet,' heißt es in der Pestchronik des Dr. Lebenwaldt, ,darauf folgte ein sehr kalter Winter mit dicker Gefrierung aller Wasser, die Menge der Mäuse that alle Feldfrüchte verderben, giftige Seuchen schlichen die ganze Welt durch mit Steck-Katarrhen, welche man die „Behaimischen Schafgift, Schafhusten, Schafkrankheiten, Lungensucht, Hirnwehe" genannt hat. Vorher bliesen mittägige Winde, warm und feucht, in den Hundstagen folgten mitternächtige Winde. Gegen den Herbst schlich diese Krankheit durch ganz Europa und fing mit einem trockenen Husten und Heiserkeit an, darauf folgte schwerer Athem, Erbrechen des Magens mit einer corrumpirten faulen Galle, mit Schwachheit des ganzen Leibes, Stechen in den Gliedern, Kopfschmerzen, Aberwitz und anderen schweren Zufällen, woran erschrecklich viel gestorben sind. Die aber davon kamen, denen blieb der Husten und eine immerwährende Heiserkeit.'[3]

Ueber die Verheerung, welche die ,Pestilenz' in den Jahren 1581—1582 in Graubünden anrichtete, sind genaue Angaben überliefert. In Thusis starben dritthalb Hundert, in sechs Dörfern am Heinzenberg 800, in Schams 700, in Cazis 150, in Sils 100, im Rheinwald 748, im Prättigau in zwei Dörfern 500. ,Thut 3000, jung und alt, wyb und man. Auch fing es an zu stärben zu Ems, Vallendas, im Lugnez, wo es doch bald nachgelassen hat.'[4]

---

[1] Schnurrer 119. [2] Peinlich 1, 406—407.

[3] Peinlich 1, 407—408; vergl. Hirsch 1, 6 und 31, wo eine genaue chronologische Uebersicht sämmtlicher Influenza-Epidemien gegeben wird. In Deutschland war diese Seuche zuerst 1173, dann 1387, 1404, 1510 und 1557 aufgetreten. In Dortmund wurden 1580 auf dem Reinoldi-Kirchhof 2034 Personen begraben. Heller, Gesch. der evangelischen Gemeinde 19. Siehe auch Gluge, Die Influenza oder Grippe nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt (Minden 1837) 17. 58 fl.

[4] Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens (N. F.) 14, 25.

Im Jahre 1581 ward im Lüneburgischen eine neue Epidemie, die sogenannte Kriebelkrankheit (auch Krampfsucht oder ziehende Sucht genannt), beobachtet. Dieselbe war höchst wahrscheinlich die Folge des allgemein herrschenden Mangels an Getreide und der Verderbniß desselben durch Mutterkorn. Die Krankheit begann ‚mit einer Lähmung der Hände und Füße, wobei sich die Finger mit solcher Gewalt in eine Faust zusammenzogen, daß auch der stärkste Mann sie nicht ausstrecken konnte; dabei brachen sie in ein fürchterliches Gebrüll aus, unter welchem Viele den Geist aufgaben. Die, welche dieses Gebrüll überlebten, lagen mit offenen Augen und Mund bewegungslos, und auf die Zusammenziehung der Hand folgte eine große Geschwulst mit unerträglicher Hitze, so daß sie nach kalten Fomentationen verlangten; es verbreitete sich aber die Hitze allmählich auch auf die inneren Theile, worauf sie einen ebenso großen Widerwillen gegen die Kälte bekamen. Wenn auch Einige nicht der Krankheit unterlagen, so erhielten sie doch nicht ihre frühere Gesundheit wieder, sondern verloren den Gebrauch der Hände und Füße, als wenn ihnen dieselben luxirt worden wären. Die Meisten gaben verkehrte Antworten, delirirten, verloren das Gedächtniß und Gehör und stammelten. In den Orten, wo die Krankheit vorkam, war sie sehr verheerend, nur allein in zwei Dörfern raffte sie 523 Menschen weg.‘ [1]

Das Jahr 1582 sah in Böhmen eine große Pest. Von dort wurde die Seuche durch einen Metzgergesellen nach Nürnberg verschleppt. Derselbe kam krank an und starb sofort. In dem Gasthause, wo man ihn aufgenommen, starben in der Woche darauf zwei erwachsene Töchter des Wirthes — vierzehn Tage später war die ganze Familie, Eltern, Kinder, Dienstboten, bereits todt hinausgetragen. Trotz aller Vorkehrungen des Rathes brach nun in der Stadt eine Epidemie aus, die erst im Jahre 1583 erlosch. Schon nach zwei Jahren folgte eine neue Seuche, welche bis zum Mai 1586 andauerte und 4703 Menschen das Leben kostete [2]. In Mitteldeutschland hatte im Jahre 1582 Thüringen schwer zu leiden: es sollen dort 37 000 Menschen gestorben sein; manche Orte verloren zwei Drittel der Einwohner [3]. Auch Basel ward im Jahre 1582 von einer Pestkrankheit betroffen, welche außerordentlich verheerend auftrat. Bis zum März des folgenden Jahres wurden 1313 Personen hinweggerafft, es starben also durchschnittlich im Monat 146 [4].

---

[1] Schnurrer 137—138; vergl. Haeser, Pathologische Untersuchungen 2, 93, und Hirsch 2, 142 fl.

[2] Solger in der Deutschen Vierteljahrsschr. für Gesundheitspflege 2, 75 fl. 79. 81.

[3] Pfeiffer-Ruland, Pestilentia in nummis 99; vergl. auch Martin, Versuch einer geographischen Darstellung einiger Pestepidemien, in Petermann's Geogr. Mittheilungen 8, 261.

[4] Heß, Bauhin 41.

In Frankfurt, wo im Jahre 1582 die Bubonenpest aufgetreten, verfaßte im Jahre 1583 Dr. Strupp ein ‚Rathsames Bedenken, wie man sich in Sterbensläuften verhalten soll'; es wird gerathen, purgirende Pillen einzunehmen, an einem Bisamapfel zu riechen, ein Stücklein Wurzel zu kauen, so man ausgehet, das Gesicht mit Essig zu waschen, Salbei-, Rosmarin- oder Wachholderwein zu trinken und so weiter[1]. Zu Tomils in Graubünden erlagen der Pestilenz während des Sommers 1584: 200 Personen, in Schams 150, in Paspels und Almens über 100. Ueber den Jammer und die Noth der Jahre 1585 und 1586 erzählt ein Zeitgenosse: ‚Im Anfange des Jars (1585) fieng an der „Stärbent" invurzln und spreitet sich aus, dergestalt, daß in Bündten die Stärbsucht in 50 Dörfern überhand genommen. Fürnemlich so sturbent in dem Gericht zu Disentis 1800 Personen, im Lugnez 500 Personen, im Thombleschc 400, zu Oberhalbstein 1300 Personen, allein zu Schweiningen 350, zu Salux 300. Da hat die Krankheit wie auch zu Scharans 1½ Jar gewärt. Zu Burwein sind nur 7 Personen überbliben in 8 Hüsren, und zu Mons sind nit me als ölf überbliben. In den 4 Dörfern sind 700 Menschen mit Tod abgangen. In Underval sind von 550 Personen allein 186 überbliben. Das han ich überall in den Kilchen ufzeichnet funden und abgeschrieben in min Schrybtäfeli: Uff Davos sind vom 4. Julio bis uf Martini 174 Personen gstorben. 42 Personen dran gnäsen. Von 60 Hüsren sind 18 suber bliben. Im Brettigouw bin ich zur selben Zit nit gsin, aber von vilen glaubwürdigen Lüten verstanden, der Pestilenz habe nit nur alle Dörfer, sondern auch ali Höf und Hüser in den Bärgen sampt vil Alpen durchsucht.' Außerdem grassirte die Seuche in Tinzen, Mons, Lon, Thusis. ‚Das Jar war ein strengs Jar und überus grossi Theury aler Dingen: Wyn, Molchen und Korn sampt alli ässende Ding schlugend gechligen uf, dermassen, daß bi Mannsdenken nie so thür gsin war in den 3 Pündten.

‚Am 16. Augsten (1585) hat die ganze Wält krachet und war ein unerhört dondren und blizzen. Es rägnet schier den ganzen Sommer, dadurch die Wasser in allen Landen grossen Schaden thetend. An unsrer Frauen Tag im Augsten ist das Wasser zu Thusis so angloffen, daß Stein wie Stubenöfen triben, hat sich verschwellt und eine Stund vor Tag mit solich Ungestümigkeit usbrochen, daß ein solich tosen, krachen und braschlen war, als wenn die Bergen zusammengefallen werend, dadurch denen von Caz, Thusis und Sils, Fürstno, Rotels, Tomils und durch alle Landen nider an Baumgärten, Wisen, Bruggen, Wuren, Fälder und Gärten unschäzbarlicher großer Schaden erfolget ist. Der Ryn hat denen zu Tusis vil Güter mit sammt dem Grund einen mannshoch hinweggeführt. Glycherwys beschah im Oberland, im Ryntal,

[1] Stricker in der Zeitschr. für Culturgesch. 1, 280.

im Brettigouw, im Schwyzerland, in tütschen und welschen Landen. In Ruvis ob Ilanz und in Gamboltschyn hat das Wasser etliche Hüser undergraben, umbgerissen und hinweggefürt sammt etlich Personen ertrenkt. Am 20. October sind die Wasser zu dem dritten mal so grusamlich angangen, daß die wiederum gemachten Bruggen aber hinweggeführt; darzu vielen lustigen Gütren uf ein nüwes großen Schaden zugefügt. In diesem Jar regiert Krieg, Blutvergießen, Mord, Todschlag, Zwytracht, Ufrur, Jammer, Schaden, Hunger, Theure, Pestilenz, Hagel, Ungewitter, Kälte, Wasser- und Fürsnoth, Ryfen und Schnee sampt allerlei Plagen.

‚Mit Pestilenz hat Gott allermeist folgende Lender heimgesucht als: Teutschland, Oestrych, Schwyzerland, dry Pündten, Wälschland, Bohem, Frankrych, Schottland ꝛc. In der Statt Prag in Bohem sturbent 10 000 Personen. Am St. Johannstag im Sommer fiel großer Schnee, der den Hanf also verdörbt, daß man in uszüchen muß und andren seien. Als derselb anfing blüyen, fiel wiederumb ein großer Schnee, der dem Ops und andren Früchten grossen Schaden zufügt und den zum andermal geseieten Hanpf gar zu Grund richt. Es hat den Summer in den Winter und den Winter in den Summer verkert; der Winter war trochen und warm, dagegen der Summer kalt und naß.‘ [1]

Am entsetzlichsten wüthete im Jahre 1585 der Würgengel der Pest in Breslau. Am 17. Juni brach die Seuche aus. In der innern Stadt allein starben in mancher Woche 300 und mehr Menschen. Ueber 700 wurden todt von den Straßen aufgehoben. ‚Wir seind wie in einer Belagerung‘, schreibt Crato von Krafftheim an seinen Sohn in Rückerts. ‚Man führet Nichts zu. Seind weder Hühner noch Eier oder was von Vogeln oder andern Sachen auf dem Markte zu finden. Der zehente Fleischer schlachtet nicht. Man bringt von Getreide Nichts herein. Also execrabiles sind die armen Bresler. Ist ein Jammer und Klage, daß es zu erbarmen.‘ Die Gesammtzahl der Opfer des ‚großen Sterbejahres‘ in Breslau belief sich auf 9000 bei 40 000 Einwohnern, also über ein Fünftel der Bevölkerung [2].

Im Jahre 1588 brach unter den Bewohnern der schlesischen Gebirge die Kriebelkrankheit aus. Caspar Schwenkfeld berichtet, daß viele der davon Befallenen von Sinnen gekommen und elendiglich gestorben seien. ‚Als ich‘,

---

[1] Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens (N. F.) 14, 26—29.

[2] Vergl. Gillet 2, 370. Haeser (3. Aufl.) 3, 352. Zum Vergleich erinnert Finckenstein in der Deutschen Klinik 1868 No. 3 daran, daß während der stärksten Cholera-Epidemie, die Breslau durchmachte, im Jahre 1866, in der gleichen Zeit fünfthalb Tausend Menschen von einer Bevölkerung von 160 000 Einwohnern starben, also noch nicht der dreißigste Theil. Was sind demnach die Schrecken der Cholera gegen die einer Pest des sechzehnten Jahrhunderts!

sagt er, ‚von Basel in mein Vaterland zurückgekehrt war, untersuchte ich die Ursache und fand sie in einem gewissen Gifte, welches im Getreide enthalten war. Ein giftiger Thau oder ein bösartiges, luftiges Manna hatte das Korn dergestalt vergiftet, daß alle Menschen, die von solchem Brode aßen, besonders alte, müßige Leute, Weiber und Kinder, dahinstarben. Die Körner waren so damit geschwängert, daß, wenn man sie gleich abwaschte, sie dennoch eine schaumichte Fettigkeit behielten; auch gab das Mehl einen sehr üblen Geruch von sich. Man empfahl gekochte Elstern als das beste Gegenmittel.‘ [1]

Die letzte Zeit des unglückseligen Jahrhunderts brachte wieder arge Drangsale. Schlesien, wie auch Hessen hatten von der Kriebelkrankheit zu leiden. Die Marburger medicinische Facultät empfahl damals eine besondere Kriebellatwerge aus drastischen Purgirmitteln, Bibergeil, Safran, Ingwer Costus, Kümmel und Gewürznelken; ferner einen Kriebeltheriak aus Päonien, Mistel, Bibergeil, gebrannten Menschenschädeln, Theriak und Mithridat; und ein Kriebelpulver aus Aland, Teufelsabbiß, Benedictenwurzeln, Lorbeerblättern und so fort [2].

Im Jahre 1595 herrschten außergewöhnliche Witterungsverhältnisse: kalte Winde, Sturm und Regen folgten auf einander, so daß man kaum von einem Sommer sprechen konnte. Der Flecktyphus verbreitete sich in den nächsten Jahren über ganz Deutschland. In Erfurt konnte im Jahre 1597 kein Gottesdienst gehalten werden, da alle Geistlichen gestorben waren. Pestthaler erinnern noch heute an die damaligen Bedrängnisse [3].

In dem folgenden Jahre 1596 entstand in Norddeutschland eine Hungersnoth, und an manchen Orten brach wieder die Kriebelkrankheit aus; daneben grassirte vielfach die Brandpest. Auch im Jahre 1597 dauerte die Pest an, sowohl im Reich wie speciell in Oesterreich, wo sie in vielen Städten selbst im Winter nicht erlosch [4]. Die Menschenverluste waren so bedeutend, daß Brandenburg, Sachsen und Pfalz-Neuburg in dem genannten Jahre behaupteten, ‚Deutschland habe die letzte Zeit her, sonderlich durch die Pest, wohl um ein Drittel Volkes abgenommen‘ [5]. Die Verheerungen, welche Seuche und Hunger in dem abgelaufenen Jahrhundert angerichtet, fanden an der Schranke des neuen Säculums so wenig ein Ende, daß ein Geschichtschreiber der Zeit vom Jahre 1600—1617 die Ueberschrift geben konnte: ‚Nothjahre vor dem großen Kriege‘. ‚Der Fortbestand gleich begünstigender Factoren auf tellurischem, physischem wie socialem Gebiet knüpfte an die alte Leidenskette neue

[1] Sprengel 3, 270. [2] Sprengel 3, 271.
[3] Schnurrer 145. Pfeiffer-Ruland, Pestilentia in nummis 89. 94. 97.
[4] Peinlich 1, 431—432.
[5] Häberlin 21, 193; vergl. dazu Stieve, Acten 2, 366 Note.

Glieder der Vernichtung.‘ Neben der Kriebelkrankheit, dem Scorbut, dem Malariafieber, typhösen Seuchen, der ungarischen Krankheit, rothen Ruhr und Diphtheritis forderte namentlich die Bubonenpest unzählige Opfer[1]. In den Jahren 1600 und 1601 hatten einzelne deutsche Landstriche, namentlich Ostpreußen, wo 18000 Menschen starben, aber auch Oesterreich[2] schwer zu leiden. Im Jahre 1602 nahm die Pest in vielen deutschen Landstrichen einen neuen Aufschwung. In Colberg starben zwischen Michaelis und Weihnachten in einer Woche oft 60, die zur Nachtzeit Verstorbenen und heimlich Begrabenen nicht mit eingerechnet. In Danzig wurden bis Jahresschluß 16919 Menschen dahingerafft. In Elbing wurden am 1. August 60, in jeder der folgenden Wochen 45—50, in der Woche nach Bartholomäi über 400 Pestopfer begraben. In Thorn rafften die Epidemien 2000 Menschen hinweg. In den Jahren 1603 und 1604 traten die Seuchen nur vereinzelt in Deutschland auf. Zu Ende des letztgenannten Jahres wüthete in Frankfurt am Main die Bubonenpest so stark, daß die Todtenträger nicht ausreichten. In Müncheberg bei Frankfurt an der Oder starben im Jahre 1605: 112 Männer, 126 Frauen, 50 Jünglinge, 355 Kinder; in Königsberg 1060 Personen, in Luckau in der Niederlausitz 3 Bürgermeister und die meisten Rathsherren; zu Anclam in Pommern 1386, im Lande Hadeln 3530, in Iglau täglich 15 bis 20 Personen.

Im Jahre 1606 hatten die Main- und Rheingegenden schwer zu leiden. Im Dorfe Damm bei Aschaffenburg starben im September innerhalb vier Wochen gegen 300 Menschen, so daß kaum 100 Einwohner übrig blieben. ‚Also haben sie in höchster Nott auf den negsten Freytag vor Michaelistag (29. September) zu Gott dem Allmechtigen gebeten und geschrieen um Abwendung der grossen Plag und die Feuer all ausgelöscht im Flecken, ein Zugfeuer (das ist ein durch Reiben von Holz hervorgebrachtes Feuer) gemacht und diesen obgedachten Freytag Gott gelobt zu einem heil. Feyer zu ewigen Tagen zu fasten und zu feyern.‘ Aber auch Schlesien, Böhmen, Steiermark und Mähren wurden schwer geprüft. Viele Kranke wurden durch Pulver und vergiftete Salben getödtet[3]. Eine characteristische Erscheinung ist es überhaupt, daß, während die mittelalterlichen Präservativmittel sich durch ihre Einfachheit ausgezeichnet hatten, im sechzehnten und besonders im siebenzehnten Jahrhundert außerordentlich umständliche und oft geradezu abscheuliche und ekelhafte Mittel gebraucht wurden. Man hing zum Beispiel eine lebende Kröte bei den Füßen in der Nähe eines Feuers auf und stellte darunter ein aus Wachs

---

[1] Lammert 1. Peinlich 1, 461 Note. Haeser (3. Aufl.) 3, 390. 397.
[2] Der Markt Althofen bei Friesach starb fast ganz aus.
[3] Lammert 2—12, woselbst die Belege.

geformtes Schüsselchen. Innerhalb dreier Tage spie das gequälte Thier Alles, was es in seinem Magen hatte, kleine Würmer, grüne Fliegen, in diese Schüssel. Daraus wurde sammt dem Wachse ein Medicament bereitet, um ‚die Impestirten zu präserviren und zu curiren'. Auch das Pulver von gedörrten Kröten wurde als Pestmittel eingegeben. Für besonders wirksam wurde gehalten, gedörrte Kröten, in Säckchen genäht, auf der Brust zu tragen; selbst Aerzte nahmen an, daß die Kröte ‚wegen der Positur der Glieder und Disposition der Poren als ein Beutel oder eine Tasche alles nächstgelegene Gift an sich sauge'. Gedörrte Kröten, in Essig geweicht, auf die Pestbeulen und Carbunkeln zu legen, blieb bis in das achtzehnte Jahrhundert üblich. In einem Arzneibuche findet sich folgendes Recept zu einem Krötenpräservativ: ‚Nimm 3—4 größere Kröten, 7—8 Spinnen und eben so viele Scorpione, thue sie in einen wohlvermachten Topf und lasse sie etliche Zeit darinnen. Hernach gibt man Jungfernwachs hinzu, verschließt den Topf fest und macht ringsum ein Feuer. Ist Alles zerflossen, mischt man es gut durcheinander und macht eine Salbe daraus. Diese thut man in eine silberne Büchse. Wer eine solche bei sich trägt, kann versichert sein, daß ihn keine Pest ansteckt.' [1]

Wie rathlos die ärztliche Kunst den Seuchen gegenüberstand, zeigt unter Anderm die medicinische Schrift des Dr. Raimund Minderer, eines um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg lebenden und sehr angesehenen Arztes. Auch hier werden die ekelhaftesten, thörichtesten und selbst sehr gefährliche Mittel empfohlen.

‚Wann du es thun kannst und es dir nicht zuwider ist, so trinke Morgens nüchtern deinen selbsteigenen Harn oder Urin, dieser benimmt die Faulungen, so im Magen entstehen, eröffnet die Verstopfungen der Leber' und so weiter [2]. ‚Wann die Luft vergiftet ist', lehrt Minderer weiter, ‚und ein Geißbock vorhanden, so reibe dich an ihm, darfst dich den Gestank nicht irren lassen, oder hebe deine Nasen früh über ein heimlich Gemach und sauge dich des wiewohl abscheulichen Geruches voll ein.' ‚Hänge lebendiges Quecksilber, in einer ausgehöhlten Haselnuß mit spanischem Wachs behäbt vermacht, an deinen Hals.' Ein noch besseres Amulet soll nach Minderer das ‚Zenechton' sein: ‚eine Pastur aus Arsenik, eines Thalers groß, in Hundsleder genäht, an dem Orte getragen, wo das Herz liegt.' Wäre etwas von ‚gedörrtem Krötenpulver' dabei, so wirke es nach Dr. Minderer's eigener Erfahrung noch kräftiger [3]. Die Schrift, welche diese Dinge enthielt, wurde durch die steierische

---

[1] Peinlich 2, 508—510. Dr. Lieber theilt in seinem Aufsatz ‚Die Volksmedizin in Deutschtirol' aus einem alten handschriftlichen Hausbuch ein ähnliches Recept für das Kröten-Amulet mit. Zeitschr. des Deutsch-österreich. Alpenvereins 17, 225—226.

[2] Minderer, Medicina militaris (Augsburg 1620) p. 66.

[3] Minderer l. c. 67—68.

Landschaft noch im Jahre 1633 von Neuem gedruckt[1]. Der Verfasser († 1621) wurde als hochgeschätzter Arzt wiederholt an Fürstenhöfe berufen[2].

Ganz entsetzlich war auch der weitverbreitete Wahnglaube, daß Seuchen durch ‚Giftstreuen' entstehen könnten. Schon im Jahre 1542 wurden in Genf wegen ‚Pestbereitung, Zauberei und Bündniß mit dem Satan zahllose Männer und Frauen in langdauernde Haft, auf die Folter, in die Verbannung, auf Schafott und Scheiterhaufen gebracht'[3]. Diese Erscheinungen wiederholten sich noch oft. Als im Jahre 1607 die Pest zu Frankenstein in Schlesien auftrat, wurden in dieser kleinen Stadt nicht weniger als 17 Menschen wegen ‚Giftaussäens und -strewens' verbrannt, darunter ein Knabe von 14 Jahren, der zuvor enthauptet wurde[4].

In dem genannten Jahre fand das ‚Groß-Sterben' selbst bis in die entlegenen Wohnstätten des Spessart seinen Weg. Auch sonst waren die Verheerungen der Pest außerordentlich groß. In Rüdisborn bei Windsheim starben die Bauern bis auf 5 hinweg. In Naumburg an der Saale erlagen von Juli bis September 2200 Personen; in Zerbst über 1800; in Gardelegen ebenfalls 1800; in Groß-Salze an der Elbe 700, fast die Hälfte der Einwohner; in Wurzen blieben nur 6 Häuser verschont; im Pfarrsprengel Lommatsch starben über 1600 Menschen; in Hainichen gab es am Jahresschluß nur mehr 6—7 Ehepaare; in der oberschlesischen Stadt Patschkau sollen im Jahre 1608 nur noch 22 Bürger übrig gewesen sein[5]. Im Jahre 1609 wurden besonders die Schweiz und das südliche Deutschland von der Pest betroffen. Zu Basel erlagen der Seuche in den Jahren 1609—1611 nach dem genauen Berichte Felix Platter's von 6408 Kranken 3968, also 61 Procent. Gleich mörderisch wüthete die Bubonenpest in Straßburg; seit October 1609 nahm daselbst die Sterblichkeit um das Dreifache zu. ‚Bis Mai 1610 hält sich die Seuche auf annähernd gleicher Höhe; in den drei Monaten Juni, Juli und August mindert sie sich bedeutend, um sich vom September ab von Neuem zur ersten Höhe zu erheben. Jetzt währt die Epidemie von September 1610 bis zum Mai 1611. Von da ab bis Ende 1613 treten wieder günstigere Sterblichkeitsverhältnisse ein.' Aber nicht bloß in Straßburg, sondern im ganzen Lande herrschte die Bubonenpest; so heißt es in der Thanner Chronik: ‚1609. Umb diese Zeit fing die leydige Pestilentz abermal an zu grassiren durch das gantze Elsaß und benachbarte Orte und währete auch noch folgendes Jahr; große Sterblichkeit in Ensisheim, Colmar, Ruffach, Seltz, Sennheim.

[1] Peinlich 1, 117. 488—489. [2] Allgemeine deutsche Biographie 21, 766.

[3] Kampschulte, Calvin 426.

[4] Siehe Aufzeichnungen des Braunauer Schullehrers M. Breßler in der Zeitschr. für Gesch. Schlesiens 10, 180.

[5] Lammert 14—19.

Zu Thann hat es zwar dann und wann ein und andern in's Grab gelegt, doch ward die Statt niemal geschloßen.'[1]

Im Jahre 1611 ward ganz Deutschland, besonders aber wieder die Schweiz durch ansteckende Krankheiten verheert. In Zürich nahm das ‚große Sterbent' schon eine solche Ausdehnung an, daß täglich 40—60 und mehr Leichen beerdigt wurden. Am 5. September starben 116, und am 16. wurden sogar 132 Leichen beerdigt; drei neue Friedhöfe wurden Bedürfniß. In gleicher Weise wüthete die Pest in der Landschaft, und in manchen Dörfern starb die Hälfte der Bevölkerung. Der Verlust in Stadt und Land wurde auf 51 200 Personen geschätzt. In Kerenzen am Wallenstädter See trug der Pfarrer, nachdem die ganze Gemeinde ausgestorben war, sich selbst als den Letzten in das Todtenbuch ein. Im Thurgau fielen der Seuche mehr als die Hälfte der Volkszahl, in acht Monaten 33 584 Menschen, zum Opfer. Bis in die entlegensten Alpenthäler drang die Seuche vor, selbst Thiere und Vögel fielen todt zur Erde. Der ‚schwarze Tod', wie das Volk sich ausdrückte, kam auch nach Constanz, wo vom Juli bis November 1500 Menschen starben. Auch Württemberg, Franken und Tirol wurden damals auf das schwerste betroffen: nach den Sterberegistern der fränkischen Städte wurden in den befallenen Orten 20 Procent der Bewohner ein Opfer der Seuche. In gleicher Weise ward Norddeutschland heimgesucht; die Bevölkerung verfiel hier vielfach in Verzweiflung. Zu Oberbösa, unweit Frankfurt an der Oder, wo die Seuche 188 Opfer forderte, erhängte sich ein Einwohner: er hatte innerhalb 24 Tagen sein Weib und seine acht Kinder verloren. Als in den sächsischen Dörfern Plotha, Prittitz und Plenschitz (bei Weißenfels an der Saale) im Jahre 1612 auf die Pest die ‚Hauptkrankheit' folgte, wurden die Leute ganz verwirrt und legten in unbewachten Augenblicken Hand an sich selbst[2]. Wie weit die Angst der Bevölkerung ging, zeigte sich unter Anderm auch, als im Jahre 1613 die Pest in dem nach Frauenstein eingepfarrten Dorfe Kleinbobritzsch auftrat; da der Frauensteiner Diaconus Caspar Hoffmann pflichtgemäß die Kranken des Dorfes besuchte, ließen ihn die Frauensteiner nicht mehr in die Stadt, so daß er im freien Felde seine Wohnung aufschlagen und daselbst amtiren mußte[3].

Ein so hoher Grad von Todesfurcht war bei der protestantischen Bevölkerung nichts Ungewöhnliches.

---

[1] Krieger 111—112.

[2] Lammert 26 fll. 35. In den folgenden Jahren trat die Pest mehr vereinzelt auf, oft aber mit großer Heftigkeit. So wurde im Jahre 1616 Iserlohn durch eine Seuche bis auf 7 Junggesellen gänzlich entvölkert. In der Naumburger Gegend raffte im Jahre 1617 die Ruhr 1505 Personen hinweg; in dem Dorfe Grochlitz blieben nur 11 Menschen übrig. A. a. O. 46. 47.

[3] Lammert 42.

Luther wußte sich die wiederholt beobachtete Thatsache, ‚daß bei den epidemischen Krankheiten die gesammte Bevölkerung sich mit einer in der frühern, katholischen Zeit unerhörten Zaghaftigkeit benahm, und daß Kranke von ihren nächsten Verwandten feige verlassen und preisgegeben wurden, nicht zu erklären. Das eigenthümliche Phänomen war ihm um so unwillkommener, als es, wie er selbst sehr stark fühlte, ein besonders ungünstiges Licht auf den durch seine Lehre gebildeten Seelenzustand des Volkes warf. Er und Andere konnten nicht begreifen, wie es zugehe, daß die neue Lehre, die doch weit tröstlicher und beruhigender für die Gewissen als die der alten Kirche sei, die Lehre, die es dem Menschen so leicht mache, in festem Vertrauen auf die zugerechnete Gerechtigkeit Christi zum unmittelbaren und unfehlbaren Eingang in die Seligkeit hinüberzuschlummern, eine der erwarteten ganz entgegengesetzte Wirkung erzeuge. Schon im Jahre 1527 äußerte Luther seine Verwunderung darüber, als in Wittenberg eine epidemische Krankheit ausgebrochen war, und nahm, wie er in derartigen Fällen überhaupt zu thun pflegte, zu der ihm am nächsten liegenden Lösung des Räthsels seine Zuflucht, daß es nämlich der Satan sei, der die Herzen der Menschen so mit Furcht und Zagen vor dem Tod erfülle, um die ihm besonders verhaßte Universität Wittenberg dadurch zu zerstören‘ [1].

Der ‚Satan‘ spielt gleichfalls eine große Rolle in dem Gutachten, welches Luther im Jahre 1527 über die Frage, ‚ob man vor dem Sterben fliehen solle‘, herausgab. ‚Wiewohl ich achte,‘ heißt es in diesem, merkwürdige Einblicke in die Wittenberger Zustände gewährenden Actenstücke, ‚daß alle Pestilenz durch die bösen Geister werden unter die Leute gebracht, gleichwie auch andere Plagen, daß sie die Luft vergiften oder sonst mit einem bösen Odem anblasen und damit die tödtliche Gift in das Fleisch schießen, so ist doch gleichwohl Gottes Verhängniß und seine Strafe, der wir uns mit Geduld ergeben sollen, und unserem Nächsten zu Dienst, also unser Leben in die Fahr setzen.

‚Wenn man sich also in einer Stadt hielte, daß man keck im Glauben wäre, wo es des Nächsten Noth fordert, und wiederum fürsichtig, wo es nicht noth wäre, und hülfe ein Jeglicher also der Gift wehren, womit man könnte, so sollt freilich ein gnädiges Sterben in solcher Stadt sein. Aber wenn's also zugeht, als ein Theil allzu verzagt ist und fleucht von seinem Nächsten in der Noth, das ander Theil all zu dummkühne, und nicht hilft wehren, sondern mehren, da hat der Teufel gut machen, und muß wohl das Sterben groß werden. Denn auf beiden Seiten Gott und Mensch höchlich beleidigt wird, hie mit Versuchen, dort mit Verzagen; so jagt den der Teufel, wer da fleucht, und behält gleichwohl den, der da bleibt, daß ihm also Niemand entläuft. Ueber das sind Etliche noch ärger; welche, so die Pestilenz heimlich

[1] Döllinger 1, 345.

haben, unter die Leute ausgehen, und haben solchen Glauben, wo sie ander Leut könnten damit beschmeißen und vergiften, so würden sie derselbigen los und gesund: gehen also in solchem Namen, Beide, auf Gassen und in Häuser, daß sie die Pestilenz wollen Anderen oder ihren Kindern und Gesinde an den Hals hängen und sich damit erretten. Und will wohl glauben, daß der Teufel solches thu und helfe also das Rädlein treiben, daß es also gehe und geschehe. Auch laß ich mir sagen, daß Etliche so verzweifelt boshaftig sind, daß sie mit der Pestilenz alleine darum unter die Leute oder in die Häuser laufen, daß ihnen leid ist, daß die Pestilenz nicht auch da ist, und wollen sie dahin bringen, gerade als wäre diese Sache ein solcher Scherz, als wenn man Jemands zur Schalkheit Läuse in Pelz oder Fliegen in die Stuben setzet. Ich weiß nicht, ob ich's glauben soll; ist's wahr, so weiß ich nicht, ob wir Deutschen Menschen oder selbst Teufel sind; und zwar, man findet über alle Maße grobe böse Leute, so ist der Teufel auch nicht faul. Aber mein Rath wäre, wo man solche funde, daß sie der Richter beim Kopf nähme und überantwortet sie Meister Hansen, als die rechten muthwilligen Mörder und Bösewichter. Was sind solche Leute anders, denn rechte Meuchelmörder in der Stadt? Gleich wie die Meuchelmörder stoßen hie und dort ein Messer durch einen, und muß dennoch niemand gethan haben: also schmeißen diese auch hie ein Kind, da ein Weib, und muß auch niemand gethan haben; und gehen dennoch lachend dahin, als hätten sie es wohl ausgericht. Mit dieser Weise wäre es besser bei wilden Thieren zu wohnen, denn bei solchen Mördern. Diesen Mördern weiß ich nicht zu predigen. Sie achtens nicht; ich befehls der Oberkeit, daß die zusehe und mit Hülf und Rath, nicht der Aerzte, sondern Meister Hansen dazu thue.

‚Denn also ist unser Pestilenz hie zu Wittenberg alleine aus Geschmeiße hergekommen; die Luft ist gottlob noch frisch und rein; aber aus lauter Dummkühnheit und Versäumunge hat sie etliche und der wenige vergift; wiewohl der Teufel sein Freudenspiel hat mit dem Schrecken und Fliehen, so er unter uns treibt. Gott woll ihm wehren. Amen.'[1]

---

[1] Sämmtl. Werke 22, 327—336. Bemerkenswerth ist auch, was Luther hier 340 über die Zustände auf dem Wittenberger Kirchhofe sagt: ‚Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zween oder drei Markt ist er, daß nicht gemeiner oder unstiller Ort ist in der ganzen Stadt, denn eben der Kirchhof, da man täglich, ja Tag und Nacht über läuft, Beide, Menschen und Viehe, und ein Jeglicher aus seinem Hause eine Thür und Gassen drauf hat, und allerlei drauf geschieht, vielleicht auch solche Stück, die nicht zu sagen sind. Dadurch wird denn die Andacht und Ehre gegen die Begräbniß ganz und gar zunichte, und hält Jedermann nicht mehr davon, denn als wenn Jemand über einen Schindenleich liefe, daß der Türke nicht so unehrlich könnte den Ort halten, als wir ihn halten; und sollten doch daselbst eitel Andacht schöpfen, den Tod und Auferstehung bedenken und der Heiligen, so da liegen, schonen.'

Luther hatte im Jahre 1527 mit Bugenhagen muthig in Wittenberg während der Seuche ausgeharrt; aber dieß Beispiel fand keine Nachahmung. Als im Jahre 1538 sich Gerüchte vom Ausbruch der Pest in Wittenberg verbreiteten, wiederholten sich die früheren Erscheinungen. Am 21. October trat Luther auf der Kanzel öffentlich gegen das so auffällige Zittern und Beben vor der Gefahr auf und schalt Diejenigen heftig, die sich so fürchteten, wenn ‚man ein Geschrei und Gerüchte machte von der Pestilenz'. ‚Man sollte', sagte er, ‚getrost sein im Herrn und ihm vertrauen, und ein Jeglicher in seinem Beruf wandeln und bleiben, und da der Nächste der Hülfe und seiner Förderung bedürfe, daß er ihn nicht verlassen sollt. Wir sollten uns für dem Tode nicht so sehr fürchten, weil wir das Wort des Lebens und den Herrn desselbigen hätten ergriffen, der uns zu gut den Tod überwunden hat.'[1]

Auch sonst konnte sich Luther nicht genug darüber wundern, daß man sich so sehr fürchtete ‚in solchem Lichte des Evangelii, da man sich zuvor im Papstthum nicht so sehr gefurcht' hätte. Aber er wußte bald eine neue Erklärung des seltsamen Phänomens zu finden. ‚Das ist die Ursach,' sagte er, ‚daß wir uns im Papstthum verließen auf das Verdienst der Mönche und Anderer. Itzund muß ein Jeder auf sich selbst sehen, wie er gläubt, und also dahin fahren.'[2]

Daß all seine Ermahnungen wie sein eigenes Beispiel gegenüber der Todesfurcht seiner Anhänger sich wenig wirksam erwiesen, sollte Luther gleich im folgenden Jahre von Neuem erfahren. Vergebens mahnte er auf der Kanzel zum Ausharren und zur treuen Pflege der Kranken[3]. ‚Es flieht', mußte er an Wenceslaus Link berichten, ‚Einer vor dem Andern, und man kann weder einen Aderläßer noch einen Diener mehr finden. Ich halt, der Teufel hat die Leute besessen mit der rechten Pestilenz, daß sie so schändlich erschrecken, daß der Bruder den Bruder, und der Sohn die Eltern verläßt, und dieß ist ohne Zweifel der Lohn für die Verachtung des Evangeliums und den wüthenden Geiz.'[4]

Während hier die Seuche als eine Strafe Gottes bezeichnet wird, muß in einem kurz nachher geschriebenen Briefe wieder der Teufel zur Erklärung der Luther so unangenehmen Erscheinung herhalten: ‚Auch hier hat sich große Unbarmherzigkeit der Verwandten gegen ihre Angehörigen gezeigt, so daß mir dieß außerordentlichen Kummer verursachte, und mich beinahe mehr versucht hätte, als gut gewesen wäre. Es ist dieß eine ganz neue und wunderbare Pest dieser Zeit, wo der Satan, während er nur Wenige mit der Krankheit heimsucht, Alle durch einen unglaublichen Schrecken wie zu

---

[1] Sämmtl. Werke 61, 419. [2] Sämmtl. Werke 61, 411—412.
[3] A. a. O. 64, 313. [4] Döllinger 1, 346.

Boden schlägt und in die Flucht treibt; wahrlich, es ist dieß etwas Ungeheueres und eine völlig neue Erscheinung unter dem so mächtig und hell scheinenden Evangelium.'[1]

Eine andere Erklärung ‚des Räthsels, das ihn quälte', versuchte Luther, als ihm Amsdorf berichtete, daß auch in dem eifrig neugläubigen Magdeburg dasselbe kleinmüthige Zagen der Menschen sich zeige. ‚Ich wundere mich,' schrieb er, ‚daß, je reichlicher die Predigt des Lebens in Christo ist, desto größer die Furcht vor dem Tode im Volke ist, entweder weil sie, solange sie unter dem Papste waren, aus einer falschen Hoffnung des Lebens den Tod weniger fürchteten, während sie jetzt, da die wahre Lebenshoffnung verkündet wird, fühlen, wie schwach die Natur sei, dem Ueberwinder des Todes zu glauben, oder weil Gott uns durch Schwäche versucht, und dem Satan gestattet, in dieser Furcht mehr zu wagen und uns stärker anzugreifen. Denn solange wir im Glauben des Papstes lebten, waren wir wie berauscht und schlaftrunken oder wie Wahnsinnige; wir hielten den wahren Tod für Leben, denn wir wußten nicht, was der Tod und der Zorn Gottes sei. Nun, da die Wahrheit scheint, erkennen wir den Zorn Gottes deutlicher, und die von Schlaf und Raserei erwachte Natur fühlt, daß ihre Kräfte gar Nichts sind, den Tod zu ertragen. Daher kommt es, daß sie jetzo mehr als vorher zagen. Gleichwie wir, als wir noch im Papstthume waren, die Sünde nicht allein nicht fühlten, sondern in aller Sicherheit glaubten, es sei Friede; jetzo aber, da durch Erkenntniß der Sünde die Sicherheit weggenommen ist, fürchten wir uns mehr, als wir sollen. Damals gingen wir zur Rechten und ganz sicher, wo wir furchtsam sein sollten; jetzt aber zur Linken allzu furchtsam, wo wir doch sicher sein sollten. Ich tröste mich derhalben in diesem Falle damit, daß Christus seine Kraft in der Schwachheit vollenden will. Denn da wir stark, gerecht und weise waren im Papstthum, ward Christi Kraft nicht allein nicht vollendet, sondern lag völlig ausgelöscht und ward nicht erkannt.'[2]

Entrüstet über die Zaghaftigkeit seiner Anhänger, that Luther im Jahre 1539 in einer Predigt die seltsame Aeußerung: ‚Ja, ich bitte wohl etwan, daß Gott mit der Pestilenz komme und strafe und fege die Gassen.' Ein anderes Mal sagte er: ‚Das Fieber ist in Deutschland eine Arznei, denn die Deutschen fräßen und söffen sich zu Tode, wenn das Fieber nicht wäre. Dasselbige machet sie mäßiger.'[3]

Als Erklärungsursache der Krankheiten greift Luther wiederholt auf den Teufel zurück. ‚Ach, der Teufel ist so mächtig und gewaltig, daß alle Krank-

---

[1] Döllinger 1, 346. [2] Döllinger 1, 347.
[3] Sämmtl. Werke 64, 313; 61, 412.

heiten, Gebrechen und Plagen von ihm kommen.'[1] ,Gott schickt keine Krankheit in die Welt, denn durch den Teufel; denn alle Traurigkeit oder Krankheit kömmt vom Teufel, nicht von Gott. Gott aber verhänget und läßt's geschehen, daß er uns schadet und straft, wenn wir ihn verachten.' ,Was zum Tode gehöret, das ist des Teufels Handwerk, Kunststück und Getriebe; wiederum was zum Leben gehört, das ist Gottes Gnade und Wahrheit und Wohlthat, die läßt keine Traurigkeit zu. Der Teufel muß unseres Herren Gottes Henker sein. Zur Zeit der Pestilenz bläst der Teufel in ein Haus; was er ergreift, das nimmt er hinweg.'[2]

Feige Furcht vor dem Tode und unbarmherziges Verlassen der Erkrankten zeigte sich nicht allein in Luther's nächster Nähe, sondern vielfach auch sonst, wo die neue, angeblich so tröstliche Lehre Wurzel gefaßt hatte. Gab wenigstens Luther persönlich ein gutes Beispiel, indem er die Flucht vor der Pest verschmähte und muthig die Kinder eines an der Seuche Gestorbenen zu sich in's Haus nahm, so läßt sich dieß von der Mehrzahl seiner Amtsbrüder keineswegs behaupten. Die Pestzeiten boten der protestantischen Geistlichkeit die beste Gelegenheit, ,mit ihren katholischen Amtsvorgängern in wahrhaft evangelischer Liebe zu wetteifern und damit zugleich das schwer geprüfte Volk dauernd an sich zu fesseln. Allein das gerade Gegentheil trat ein.'[3]

,Ist es nicht die höchste Schmach,' schreibt Georg Wizel, ,daß die, welche vorher als Anhänger des Antichrist (um in ihrer Weise zu reden) die Pest gar nicht oder jedenfalls nur sehr wenig fürchteten, jetzt als Christen eine so entsetzliche Furcht davor an den Tag legen? Fast Niemand besucht mehr die Kranken, Niemand wagt mehr den von der Pest Befallenen beizustehen. Niemand will sie auch nur von der Ferne ansehen, und alle Menschen sind von seltsamem Schrecken ergriffen. Wo ist jener Alles vermögende Glaube, der jetzt so oft gepriesen wird, wo die Liebe des Nächsten? Sage mir doch in Christi Namen, ob jemals weniger Vertrauen, weniger Liebe unter den Christen gewesen ist.' Anläßlich einer im Jahre 1533 in Nürnberg ausgebrochenen ansteckenden Krankheit machte Osiander die Bemerkung: ,Viel Leute entsetzen sich dermaßen ungeschickter Weise darob, daß man allerlei ungewöhnliche Wort und Werke von ihnen hört und sieht, die doch einem Christen nicht wohl anstehen, dazu allerlei Werke der Liebe, die ein Christ dem andern nicht weniger denn Christo selbst zu beweisen schuldig ist, gefähr-

---

[1] Sämmtl. Werke 61, 404; vergl. 414: ,Die Aerzte betrachten in den Krankheiten nur die causas naturales, aus was natürlich Ursachen und woher eine Krankheit komme, und wollen derselbigen mit ihrer Arznei helfen, und thun recht dran; aber sie sehen nicht, daß der Teufel oft einem eine Krankheit an Hals wirft, da man keine causa naturalis hat.' Vergl. dazu die Aeußerung des Leipziger Professors Dresser bei Döllinger 2, 417—418. [2] Sämmtl. Werke 61, 406. [3] Kampschulte, Calvin 484.

licher Weise unterlassen werden, dadurch dann allerlei Aergerniß den Schwachen und Nachrede dem heiligen Evangelium entspringt.'[1] Luther selbst, der über die Unbarmherzigkeit seiner Anhänger so entrüstet war, empfahl seinen Amtsbrüdern im Jahre 1539 die Abschaffung der Krankencommunion. Als vornehmsten Grund bezeichnet er in seinen vertraulichen Briefen, daß die ‚Krankencommunion eine unerträgliche und unmögliche Last werde, zumal in der Pestzeit'[2].

Den Mangel an Nächstenliebe den armen Kranken gegenüber rügt der protestantische Professor Tabernämontanus mit scharfen Worten. ‚Seit die Welt gestanden,' schreibt derselbe, ‚ist kein größerer Luxus und Ueberfluß gewesen, als eben jetzt und bei diesen letzten Hefen der Welt, da kein Kosten, denselben täglich zu häufen und zu mehren, gesparet wird; wenn man aber Kirchen, Schulen und Spitälern helfen soll, dieselbigen zu erhalten, oder sonst den armen Kranken zu Hülf kommen und ihnen die Lieb nach dem Befehl Christi beweisen soll, da ist's Alles zu viel und ist ein großer Kost, gehet viel auf und ist ein Jammerklagens, welches Gott der Herr nicht ungestraft wird lassen hingehen, darfst dich derwegen nit darauf verlassen, daß du dich evangelisch sein rühmest, und glaubest und verhoffst durch deinen Glauben selig zu werden, denn das kann dich nicht helfen, sintemal du die Frücht des Glaubens nicht hast.'[3]

‚Die Frücht des Glaubens' waren vielfach gerade in Pestzeiten sehr eigenthümlicher Art.

Als nach Neujahr 1576 die Pest in Berlin ausbrach, floh der Hof nach Cüstrin, dann nach Karzig. In Berlin zeigte sich dieselbe Unbarmherzigkeit gegen die armen Kranken, wie in vielen anderen protestantischen Städten: ‚Ein Jeder sorgte für sich selbst, und um Andere bekümmerte sich Niemand.' Was während dieser Schreckenszeit die Berliner Prädicanten trieben, erfährt man aus einem Briefe des Daniel April vom 13. October 1576:

‚Wunder habe ich gehört, wie sich unsere Pfaffen schlagen, schelten und zanken, daß es Sünde und Schande ist. In St. Nicolauskirche haben sie sich mit den Leuchtern wollen schlagen. Die zu St. Marien haben sich auf dem Neuen Markt einander mit Steinen geworfen, daß man sie mit großer Mühe hat von einander bringen müssen, und ist dieses Alles um das leidige Geld zu thun — das sind ihre guten Exempel in diesen gefährlichen Zeiten. Ich gedenke, daß ihnen unser Herr Gott wird nicht so viel lassen zu gute

[1] Döllinger 1, 65; 2, 84 Note 6.

[2] De Wette 5, 227—228; vergl. Evers, Katholisch oder protestantisch? (3. Aufl. Hildesheim 1881) S. 408—409.

[3] Tabernämontanus 1, 712.

werden, daß sie die Pestilenz erwische, sondern der Teufel wird sie noch wohl gar hinweg holen.'[1]

An manchen Orten waren für die armen Kranken weder Aerzte noch Wärter zu finden. In zahlreichen Städten suchte man sich durch Anstellung von Pestärzten zu helfen, wie man auch besondere Pestprediger aufstellte. Bei der allgemeinen Todesfurcht war es meistens sehr schwer, geeignete Leute zu solchen Stellen zu finden. In Wimpfen am Neckar mußten während der Pest-epidemie vom Jahre 1606 die Wärter mit Gewalt zum Krankendienste gezwungen werden. Als in demselben Jahre zu Punitz im Posen'schen nach lang anhaltendem Regen eine heftige Seuche ausbrach, ergriff der reformirte Prediger die Flucht. Die Stadt Weimar konnte während der Pestepidemie vom Jahre 1607 weder einen Pestarzt noch einen Prediger gewinnen; die Bestattung der Todten, mit der sich einige alte Weiber befaßten, ward hier so hastig vorgenommen, daß die Leichen aus den Särgen fielen, was den Schrecken der Leute noch vermehrte. Aus Braunschweig wird anläßlich der Seuche vom Jahre 1609 berichtet: ‚Manche unbarmherzigen Leute stießen ihre inficirten Diener und Schüler aus den Häusern und gaben sie dem Elend preis.'[2] In Wittenberg trat im Jahre 1616 nach einer ungewöhnlichen Hitze eine fieberartige Seuche so heftig auf, daß in jedem Hause Kranke lagen; zur Pflege war Niemand da[3].

Im Jahre 1572 mußte man in Kursachsen ernstliche Verordnungen gegen die Krankenwärter und die Todtengräber erlassen, welche die Pestkranken zu tödten und zu berauben pflegten: ihre Strafe war das Rad[4]. Im Jahre 1580 sprach der Kurfürst August von ‚ganz erschrecklichen Fällen', daß die Pestkranken von ihren eigenen Angehörigen hülflos gelassen worden; sie hätten ‚über einander verderben und trostlos sterben müssen'. ‚Die Körper liegen etliche Tage unbegraben in den Häusern': der eine sei in der Stube, ein anderer vor der Thüre, ein dritter im Garten gefunden worden[5]. Alle christliche Liebe sei erkaltet, klagte der Prediger Johann Schuwardt im Jahre 1586 nach dem Tode des Kurfürsten, mit den Elenden und Nothdürftigen habe Niemand mehr Erbarmen. ‚Gottes Dräuen und Strafe macht Nie-

[1] Moehsen, Beiträge 124 Note; vergl. 149.

[2] Lammert 10. 13. 16. 23. Ueber die wenig rühmliche Rolle der meisten Aerzte siehe auch Gernet, Medicinalgesch. Hamburgs 164.

[3] Deutsche Klinik 1868 No. 20. Ueber die Herzlosigkeit des Pfälzer Kurfürsten Friedrich IV., der sich während der Pest von 1596 nicht ein einziges Mal über das Unglück seiner Unterthanen Bericht erstatten ließ, siehe das vorliegende Werk 5, 134.

[4] Richard, Licht und Schatten 320.

[5] Richter, Kirchenordnungen 2, 192. 444—445.

mand furchtsam noch zitternd, die Leute haben eiserne Stirnen und steinerne Herzen.'

Sehr eigenthümliche Anschauungen waren in weiten Kreisen über die Verpflichtungen des Arztes in Pestzeiten verbreitet. Es herrschte nämlich die Ansicht, ,daß die Hülfe der gelehrten Doctoren eigentlich nur von den angesehenen Bürgern könne begehrt werden, und daß es somit bedenklich sei, wenn diese in Pestzeiten sich in Gefahr begäben, vom niedern Volk, welches das größte Contingent für die Pest lieferte, angesteckt zu werden, womit dann ihre Hülfeleistung bei den Honoratioren hinfällig würde'. Aus zahlreichen Orten liegen Zeugnisse vor, nach welchen es ,den ordentlichen Aerzten und auch den Barbieren verboten war, Pestkranke zu besuchen'. In der auf Veranlassung des Hamburger Rathes verfaßten und im Jahre 1597 gedruckten ,Pestordnung' des Physicus Johann Böckel heißt es: weil ,diese Krankheit bekannt ist, und der medicus so wol von Haus aus, als wenn er sich wegen einer geringen Person in ein klein enges vergifftes Haus begeben und in Gefahr Leibes und Lebens stellen muß, rathen und dienen und eben das schaffen kann, was er sonst gegenwärtig thun sollte oder könnte', so sei derselbe ,mit solcher Visitirung und persönlichen Besuchung billig zu verschonen'; ,wenn aber die Herren oder fürnehme Bürger den ordinarium oder andere medicos, zu denen sie ihr Vertrauen nehest Gott setzen, begeren, so der ordinarius so wenig als die anderen medici gegen gebührliche Verehrung ihnen solchs verweigern oder abschlagen solle'.

Um aber für das übrige Volk doch Etwas zu thun, schlägt Böckel vor, daß ,ein oder mehre medici, Landläufers oder Balbierer, so nocht im Ampt gehalten werden, anzustellen seien, die Kranken zu visitiren und zu curiren, und daß sie, wenn ihnen in der Krankheit Etwas aufstieße, was sie nicht verstünden, den medicum ordinarium zu consultiren hätten'.

Wie die Aerzte, so hielt man damals vielfach auch die Prediger nicht für verpflichtet, ,zu Jedermann in allen Häusern, Kellern und Winkeln' zu kommen, wohl aber, ,wenn die Herren und fürnehmen Bürger ihrer begehrten'[1].

Wiederholt findet sich auch die Nachricht, daß hie und da protestantische Kranke den Arzt gänzlich zurückwiesen mit den Worten: ,Mein Gott ist es, der mir wohl helfen und mich ohne Arznei gesund machen kann.'[2] Ist bei einem Kranken aus Ueberreiz der Nerven eine solche Aeußerung noch allenfalls begreiflich, so gilt eine derartige Entschuldigung wohl nicht bei dem protestantischen Gelehrten Benedict Marti. Dieser gerade in den Naturwissenschaften bewanderte Mann schreibt in seinen im Jahre 1573 zu Bern erschienenen ,Theologischen Problemen': ,An und für sich ist alles Medici-

[1] Gernet 161—162. [2] Peinlich 1, 391.

niren zu verurtheilen, denn die Krankheiten sind Strafen für begangene Sünden. Da ist es sündlich, Medicin zu gebrauchen, denn das thun hauptsächlich nur fressende und schlemmende Mönche, wenn sie die Nachwehen ihrer Gelage spüren.'[1]

Das protestantische Volk theilte nicht durchweg diese Ansicht von den ‚fressenden und schlemmenden Mönchen'. Es wußte an manchen Orten noch sehr gut, was die von den Prädikanten geschmähten, von der Obrigkeit aufgehobenen oder auf den Aussterbe-Etat gesetzten Klöster stets und vor Allem in den Zeiten von Pest und Hunger für die Linderung des menschlichen Elendes geleistet hatten. So wird aus Berlin berichtet, daß die dortigen Franciscanermönche, deren letzter erst im Jahre 1573 starb, nach wie vor bei dem Volke als Aerzte beliebt waren und bei Reichen und Armen mit ihren Arzneien sehr wohlthätig wirkten[2].

Der Verfall der von kirchlicher Seite geleiteten Spitäler war von den neugläubigen Obrigkeiten als willkommener Vorwand benutzt worden, um diese Anstalten aufzuheben oder völlig zu verweltlichen. Daß hierbei die armen Kranken meist zu kurz kamen, fand keine Beachtung. ‚Durch den Eifer, mit welchem man in den protestantischen Ländern gegen viele Mißbräuche zu Felde zog, wurde häufig den bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten der größte Schaden zugefügt. Die Säcularisation der geistlichen Güter war so gründlich, daß für wohlthätige Zwecke wenig übrig blieb.'[3] Wie es in manchen protestantischen Spitälern aussah, dafür nur einige Beispiele. Während der Epidemie im Jahre 1585

[1] Graf 1, 27. [2] Beer in der Deutschen Klinik 1868 No. 2.

[3] Urtheil von Haeser (3. Aufl.) 1, 866. Vergl. Weiß, Apologie des Christenthums (Freiburg 1884) 4, 692, und das vorliegende Werk 6, 5 und 242—243. In der auf Veranlassung des Hamburger Rathes im Jahre 1597 verfaßten ‚Pestordnung' sagt der Physicus J. Böckel: als Krankenwärterinnen sollen eine Anzahl alter Weiber dienen! Gernet, Medicinalgesch. Hamburgs 161. Derselbe Schriftsteller bemerkt S. 151: ‚Die vorhandenen Spitäler reichten kaum für gewöhnlich aus, viel weniger noch in Pestzeiten; das Siechenhaus war längst zu einer reinen Pröveneranstalt, und auch der Heilige Geist, welcher 1559 neu aufgebaut wurde, war zum größern Theile etwas Aehnliches schon damals geworden. Das Ilsabenhaus, an und für sich beschränkt, war durch die Reformation aufgehoben und gleichfalls in eine Pröveneranstalt umgewandelt. Ueberhaupt hat es die herrschende Classe der Bürger in so vielen Städten und auch in Hamburg zur Zeit der Reformation nicht viel anders gemacht als anderswo Fürsten und Adel: die Klöster und Stiftungen wurden eingezogen zum Nutzen einzelner Classen. So war es auch bei uns mit den Klöstern gegangen, welche in Versorgungsanstalten für die unverheiratheten Töchter der höheren Bürgerclassen umgewandelt wurden, während recht wohl mit einem Theil der großen, durch ihre Aufhebung verfügbar gewordenen Mittel sich ein Bürgerspital hätte herstellen lassen, wie das anderswo, unter Anderm in Bremen, auch geschehen ist.' Pfalzgraf Otto Heinrich verkaufte im Jahre 1556 Spitalgüter, um die Staatsschulden zu tilgen. Verhandlungen des Vereins für Gesch. der Oberpfalz 24, 288.

hatte man in Nürnberg ein besonderes Lazareth errichtet, mit dessen Aufsicht ein hochweiser Rath einen Bader betraute. Dieser gab den heftig Fiebernden als zweckentsprechende Krankenkost Sauerkraut, Stockfisch, Linsen- und Heidelbrei. Später ward endlich ein Arzt zur Behandlung der Kranken ernannt, aber die Zustände im Lazareth besserten sich nicht. ‚Der Hoffmeister verheirathete sich ohne Erlaubniß mit einer schwangeren Bettel' und errichtete in seinem Zimmer eine kleine Schenkwirthschaft; die Küsterin verlieh Kleider und verkaufte den Patienten den Meth, welchen sie für dieselben im Spital umsonst erhalten hatte; die Poßler soffen sich toll und voll, und viel Gesindel, welches in's Lazareth angeblich zu Besuch lief, verschleppte daraus Wein und Brod, also daß dort ‚nichts klecken wollte'. Da auch der Barbier erkrankte, so benutzten die wiedergenesenen Manns- und Weibspersonen den Mangel an Aufsicht, um zusammenzukommen und allerlei Leichtfertigkeit und Unzucht zu treiben. Der Rath mußte zuletzt mit Absetzen, Einsperren bei Wasser und Brod, Kerkerstrafe, Landesverweisung und Drohen mit dem Nachrichter einschreiten [1].

In Frankfurt am Main wurden im Jahre 1618 schwere Klagen gegen den ‚abgestandenen Rath' erhoben, daß er ‚den Pflegern im Hospital gestattet und zugeben, daß sie desselbigen Einkommen von Jahren zu Jahren geringert und also geschmälert, daß fast Nichts mehr im Vorrath und unmöglich, daß es wiederum zu einem Aufnehmen gebracht werde, zu welchem Abnehmen denn auch nicht wenig geholfen, daß die Pfleger zum öfteren des Jahres sehr stattliche Banketten und Gastereien darinnen gehalten, auch wann man einen feisten Ochsen oder Schwein geschlachtet, ihnen in ihre Häuser fast jedesmals das Beste schicken müssen. Welches aber noch nicht genug gewesen, sondern man hat die Bette, so von gottesfürchtigen Leuten mit allem Zugehör in das Hospital, die arme Leut darauf zu legen, gegeben worden, ganz und gar abhändig kommen und hingegen die arme Leut, wie das unvernünftige Vieh, im Stroh auf der Erden ganz unbarmherziger und unchristlicher Weis, nachdem sie von dem Ungeziefer genugsam gepeinigt und gefressen worden, jämmerlich sterben und verderben lassen. Sie haben auch auf die sechsunddreißig Rechnungsbücher, samt dem Schuld- und Almosenbuch, daran dem Hospital merklich viel gelegen, bei Seit gebracht, das Uebrige aber mit Ausreißung der Blätter hin und wieder gestümmelt.' [2]

Ein grauenhaftes Culturbild ist zum Jahre 1613 aus einem protestantischen Lande überliefert. ‚In der Stadt Wolkenstein an der Zschopau ($2^1/_2$ Stunden von Annaberg) wurde damals die Einwohnerzahl durch die Pest

[1] Solger in der Vierteljahrsschr. für Gesundheitspflege 2, 79—80.

[2] Stricker 130.

bedeutend abgemindert. Während diese Seuche ringsum Entsetzen und Verzweiflung verbreitete, beraubte der Todtengräber die aus den Gräbern genommenen Leichen ihrer Kleider, beging mit dem Diaconus Abraham Tränkner und einigen Gehülfen in den Sterbehäusern Diebstähle und trieb allerlei Unfug. Nach Entdeckung seiner Schandthaten wurde er am 15. Juli 1615 gerädert und verbrannt, während der Diaconus entfloh.‘ [1]

Die in diesem Grade früher unbekannte Todesfurcht und Herzlosigkeit gegen die von ansteckenden Krankheiten Befallenen waren vielleicht in noch höherem Grade als bei den Lutheranern bei den Calvinisten verbreitet. Typisch ist in dieser Beziehung das Benehmen Calvin's und seiner Genossen in Genf.

Als im Jahre 1542 Genf von der Pest heftig heimgesucht ward, hatte der Rath die größte Mühe, einen Prediger für das Pestspital zu bekommen. Mehrere Laien boten freiwillig ihre Hülfe an; von den Geistlichen war Pierre Blanchet der Einzige, der sich bereit erklärte, den Unglücklichen den geistlichen Trost zu spenden. ‚Die Pest‘, schrieb damals Calvin, ‚wüthet entsetzlich; wenige Kranke werden errettet. Wenn Pierre Blanchet Etwas widerfährt, fürchte ich, daß ich es nach ihm werde wagen müssen; denn, wie du sagst, da wir uns allen Gliedern schuldig sind, so dürfen wir uns denen nicht entziehen, die unserer Hülfe am meisten bedürfen.‘ Es sollte sich bald zeigen, was von diesen Worten zu halten war. Schon im Frühling des nächsten Jahres brach die Seuche von Neuem aus. Am 30. April forderte der Rath das geistliche Collegium auf, ein Mitglied zu beauftragen, ‚die armen Kranken im Pestspital aufzurichten und zu trösten‘. Es gab damals außer Calvin noch sechs andere Pastoren in Genf, allein keiner besaß den Muth, mit den Pestkranken in Berührung zu treten. Im Rathsprotocoll vom 2. Mai findet sich die Erklärung einiger dieser Seelenhirten verzeichnet, ‚sie würden lieber zum Teufel oder zum Galgen gehen, als in's Pestspital‘. Wiederum war es allein Pierre Blanchet, welcher seine Pflicht erfüllte; der muthige Mann fand dabei am 1. Juni seinen Tod. Die Rathsherren beschlossen noch am selben Tage, die Geistlichen sollten Einen aus ihrer Mitte als geistlichen Beistand ‚für die armen Kranken im Pestspital‘ bezeichnen; von Calvin solle dabei abgesehen werden, weil ‚man seines Rathes bedürfe‘; ‚um so entschiedener drangen sie in seine Amtsbrüder, aus ihrer Mitte einen geeigneten Nachfolger Blanchet's zu wählen.‘ Neue ‚Rathlosigkeit und Bestürzung‘ ergriff das geistliche Collegium. Dasselbe erklärte endlich, daß für ein solches Amt ein Mann gewonnen werden müsse, der fest und nicht furchtsam sei, und schlug als geeignete Persönlichkeit einen Fremden, einen Franzosen aus Tours, vor. Der Magistrat war damit nicht einverstanden. Da erschienen am 5. Juni sämmtliche sechs Prädikanten,

[1] Lammert 42.

an der Spitze Calvin, in der Rathsversammlung, um in aller Form, offen und unumwunden das Geständniß abzulegen, ‚daß Keiner von ihnen den Muth habe, in das Pesthospital zu gehen, obschon es ihr Amt erfordere, in guten wie in schlimmen Tagen Gott und seiner heiligen Kirche zu dienen‘. Sie wiederholten ihren Vorschlag, jenen Fremden, der mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüstet sei, als Blanchet's Nachfolger anzunehmen, ‚was den armen Pestkranken ein großer Trost sein würde‘. Umsonst machte ihnen der Rath Gegenvorstellungen. Sie räumten bereitwillig und wiederholt ein, daß ihr Amt eine andere Handlungsweise verlange, baten aber dringend, sie für entschuldigt halten zu wollen, da ihnen Gott nicht die Gabe des Muthes und der Stärke verliehen habe, um in das genannte Hospital gehen zu können. Nur Einer, der Prediger Geneston, erklärte sich endlich bereit, zu gehen, ‚wenn ihn das Loos treffe‘. Der Rath, fährt das Protocoll fort, faßte den Beschluß, ‚Gott zu bitten, daß er ihnen für die Zukunft einen bessern Muth verleihen möge‘, und kündigte ihnen an, daß man in der Folge strenge und vollständige Erfüllung ihrer Amtspflichten von ihnen verlangen werde: nur für jetzt solle noch einmal Nachsicht geübt und der Vorschlag des geistlichen Collegiums angenommen werden. Der Fremde trat sein Amt in dem Spital an, mußte aber später wegen seines sittenlosen Lebenswandels entlassen werden[1].

‚Die Gabe des Muthes und der Stärke‘, welche Calvin und seine Genossen nach eigenem Geständniß in der Zeit der Pest nicht besaßen, war in hohem Maße vorhanden bei unzähligen Dienern der alten, vielgeschmähten Kirche.

Es ist eine historische Thatsache, daß ‚in den katholischen Zeiten gerade solche Prüfungen, wie Pest und Seuchen, dazu gedient haben, das gelockerte Band zwischen Clerus und Volk durch den Geist werkthätiger Liebe und auf=

[1] Kampschulte, Calvin 484—487; vergl. F. Buisson, Sébastien Castellion. Sa vie et son oeuvre (1513—1563). Étude sur les origines du Protestantisme libéral français (Paris 1892) 1, 184—193; hier sind die Rathsprotocolle vollständiger als bei Kampschulte mitgetheilt. Durch Buisson erfährt man auch, daß sich im Jahre 1545 doch ein Genfer Pastor, de Geneston, für die Pestkranken opferte. Merkwürdig ist, wie Beza das Benehmen Calvin's während der Pestzeit erzählt. In der ersten Ausgabe behauptet er, daß, während Angesichts der Pestgefahr die meisten Pastoren zurückbebten, drei sich zur Hülfeleistung anboten, nämlich Calvin, Blanchet und Castellion; es wird dann weiter erzählt, wie man looste, wer zum Hospital gehen solle: ‚Calvinum invitum senatus . . . sortiri prohibuerunt‘ (Opp. Calvini 21, 134). Das Rathsregister zeigt, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhielt; auch war Castellion gar nicht Pastor. In einer spätern Auflage von 1576 erscheint Calvin bereit, sich freudig zu opfern, er will absolut in das Pestspital gehen: statt ‚invitum‘ liest man jetzt: ‚licet ultro se offerentem‘!

opfernder Hingebung, welche die Kirche dann offenbarte, immer wieder von Neuem zu befestigen und inniger zu knüpfen, und selbst in den Tagen seiner größten Versunkenheit hatte der katholische Clerus, wenigstens in einzelnen Mitgliedern, seinen alten Ruhm zu bewahren gewußt'[1]. Seitdem der neue Geist der katholischen Restauration und Reform auch in die deutsche Kirche mit seinem belebenden und erfrischenden Hauche eingedrungen, gewahrt man allenthalben herrliche Blüthen in dem weiten Garten der christlichen Liebesthätigkeit.

Im protestantischen Deutschland predigte man vielfach die Nutzlosigkeit, ja die Schädlichkeit der guten Werke und klagte zugleich darüber, daß sich fast Niemand mehr des armen und kranken Nächsten annehme[2]; im katholischen Deutschland erwachte von Neuem mit der kirchlichen Restauration auch der alte Geist des Gehorsams, der Demuth, der Selbstverläugnung und Opferwilligkeit, die göttliche Charitas, welche, dem Herzen des Heilandes entsprungen, als Wasser des Lebens in tausend Strömen sich über die Welt ergossen, sie in den großen Zeiten des Mittelalters völlig durchdrungen hatte.

Wie in den besten Tagen, so ward auch jetzt wieder die Krankenpflege mit beispielloser Hingebung und unter den größten Gefahren ausgeübt.

Bischöfe, Aebte, Welt- und Ordensgeistliche wetteiferten in gewöhnlichen wie in Pestzeiten in Werken der christlichen Liebe. Nachdem das Concil von Trient den Anstoß gegeben, beschäftigten sich zahlreiche deutsche Synoden mit der Reform der Hospitäler[3]. Geradezu Außerordentliches hat auf diesem Gebiete der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn geleistet. Als ein ‚wahrer Vater der Armen und Kranken' dehnte dieser ausgezeichnete Mann, dessen Name mit leuchtenden Buchstaben in der Geschichte der katholischen Restauration erglänzt, ‚seine Fürsorge auf alle Armen- und Krankenanstalten, Hospitäler und Pfründenstiftungen des ganzen Hochstiftes aus, untersuchte allenthalben den Stand der Stiftungen, ließ, was durch Unglücksfälle oder Unredlichkeit der Stiftungspfleger verloren gegangen war, nach Möglichkeit wieder vergüten, und gab, wo Unordnungen und Nachlässigkeiten eingerissen, neue Vorschriften und Ordnungen'. Mit welch unermüdlichem Eifer der Würzburger Fürstbischof thätig war, bezeugen die noch vorhandenen Spitalordnungen von Gerolzhofen, Heidingsfeld, Dettelbach, Arnstein, Münnerstadt, Mellrichstadt, Neustadt, Röttingen, Ebern, Carlstadt, Haßfurt, Iphofen, Königshofen und Volkach. Die Spitalordnung des zuletzt

---

[1] Kampschulte, Calvin 484.

[2] Die wichtigsten Belege dafür hat Döllinger 2, 698 zusammengestellt; vergl. auch oben S. 417 fll.

[3] Ratzinger, Armenpflege 333. 343.

genannten Ortes unterzeichnete Julius im Jahre 1607 eigenhändig mit den Worten: ‚Niemand ist meines Wissens eines schlimmen Todes gestorben, welcher die Werke der Nächstenliebe geübt hat, denn ein Solcher hat viele Fürsprecher, und es ist unmöglich, daß die Bitten Vieler nicht erhört würden.‘ [1] Zeitgenossen berichten, daß Fürstbischof Julius oft persönlich die Pestkranken besuchte, viele mit eigener Hand pflegte und sie dadurch für den katholischen Glauben gewann. Als seine ‚edelste und größte Schöpfung‘ bezeichnet Doctor van Gennep mit Recht das herrliche Spital in Würzburg, ‚welches unter dem Namen Juliushospital gleich der Juliusuniversität schon mehr denn zwei Jahrhunderte hindurch die ersprießlichsten Wohlthaten verbreitet, die schweren Leiden unglücklicher Menschen gelindert, Heil und Segen in reichem Maße gespendet hat und heutigen Tages noch als eine ausgezeichnete Anstalt besteht, rühmlichst bekannt nicht nur in Unterfranken, sondern im ganzen Königreiche Bayern und selbst im fernen Auslande, weiter noch, als die deutsche Zunge reicht‘ [2].

Auch der Fuldaer Abt Balthasar von Dernbach unterstützte die Hospitäler seines Gebietes und errichtete eine eigene Anstalt für arme leidende Frauen. In St. Blasien stellte der Abt Caspar Müller († 1571) das eingegangene Spital wieder her; in St. Gallen gründete Abt Otmar Kunz († 1577) ein Siechenhaus. Sein Nachfolger Joachim Opser († 1594), der zu Paris bei den Jesuiten seine Bildung erhalten hatte, übernahm während der Pest vom Jahre 1594 persönlich mit sechs anderen Geistlichen die Sorge für die Kranken und fand im Dienste derselben seinen Tod.

Wie viele katholische Priester in den Pestzeiten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts Opfer der freiwilligen Pflege der Kranken geworden sind, weiß allein Der, welcher jeden Trunk Wassers, den man einem Armen reicht, in's Buch des Lebens schreibt. Was aber der geschichtlichen Kunde überliefert ist, reicht vollständig aus zum Belege dafür, wie viel die Katholiken an ihren durch keine Familienbande behinderten Priestern und Ordensleuten in Zeiten der Noth und Krankheit hatten. In Viersen am Niederrhein wurden im Jahre 1606 sämmtliche Priester des Kirchspiels im Dienste der Pestkranken eine Beute des Todes. In Constanz fielen vom Juli bis November 1611: 3 Pfarrer, 12 andere Geistliche und 5 Klosterfrauen ihrem Berufe am Krankenbett zum Opfer [3].

---

[1] Buchinger 243—247.

[2] Buchinger 247; vergl. v. Wegele 1, 169, und Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 217. 233 ff.

[3] Lammert 11. 28. Vergl. was H. v. Weinsberg über die aufopfernde Thätigkeit der Geistlichen und Beghinen während der Pest von 1553 berichtet (Höhlbaum,

Als in den Jahren 1541—1542 die Pest im Elsaß wüthete, scheuten die Barfüßer zu Colmar keine Todesgefahr, um den Kranken beizustehen: sämmtliche Insassen des dortigen Klosters mit alleiniger Ausnahme des Guardians wurden von der Krankheit dahingerafft[1]. In Bozen erlagen im Jahre 1612 zwölf Franciscaner als Opfer thätiger Nächstenliebe[2]. Der Chronist Fortunat Huber führt eine ganze Reihe von Martyrern der Nächstenliebe aus dem Franciscanerorden an. ‚Von diesen Liebs-Martyrern', sagt er, ‚sollte ich wol ein besonderes Buch schreiben; dann in Wahrheit, in allen Orten, wo die Franciscaner Klöster bewohnen, ja wo sie nur hinbegehrt werden, laufen, eilen und springen sie denen Sterbenden zu; machen ihnen den harten Weg zur ewigen Seligkeit mit ihrer geistlichen, seeleneifrigen Sorgfältigkeit lind und sicher. In dem Kriegslager geben sie auf der hertzhaften und sterbenden Soldaten Seligkeit emsige und uneigennützige Achtung. Zur Pestzeit und in erblichen (ansteckenden) Krankheiten achten sie des besorglichen Todes Hinderlistigkeit nit, wann sie nur die Seelen der Sterbenden gewinnen. Ganze Städte, Flecken und Gemeinden geben gesigelte Zeugnisse, was Gutes die Franciscaner in Teutschland denen kranken, betrübten, presthaften, irrigen, zweifelten, Pest-tragenden, Sucht-leidenden und sterbenden Menschen geschafft haben und noch schaffen thun. Wie vil habe nur ich schon gekennet, welche wegen Lieb Gottes, so sie durch den heiligen Gehorsam an denen Nächsten erzeigt, geschwind die Sterblichkeit ererbet und mit denen Liebs-Martyrern in dem Himmel seind belohnt worden! An ihnen wird erfüllt der mündliche Spruch unseres Erlösers Jesu Christi, daß keine größere Lieb Niemand kann haben, als wann Einer sein Leben für seinen Freund an den Spitz setze.'[3]

Noch Größeres in hingebender Liebe und heldenmüthiger Aufopferung leisteten die neuen Orden, vor Allem die Jesuiten und Capuziner. Hierzu kam in Deutschland im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine jener neuen, ausschließlich für Krankenpflege bestimmten Vereinigungen, ‚welche durch die Reinheit ihrer Zwecke, durch den Eifer, mit welchem sie dieselben verwirklichen, alles Frühere dieser Art hinter sich lassen'[4]. Es sind dieß die Barm-

---

Buch Weinsberg 2, 43). In Cöln bewies später der als Controversist bekannte Pfarrer Caspar Ulenberg († 1617) während der Verheerungen der Pest hohen Muth: obgleich selbst kränklich, spendete er unermüdlich den Kranken den Trost der Religion und wurde dabei selbst von dem Uebel befallen.

[1] Rocholl 85—86. [2] Lammert 37.

[3] Gaudentius 354.

[4] Haeser (3. Aufl.) 1, 866. 867; vergl. Haeser, Gesch. der christlichen Krankenpflege (Berlin 1857) S. 82. 88, und Uhlhorn 3, 129 fl. Letzterer bemerkt: ‚Während die alten Spitalgenossenschaften in der römisch-katholischen Kirche, wie wir sehen werden,

herzigen Brüder, welchen Fürst Carl Eusebius von Liechtenstein im Jahre 1605 zu Feldberg in Niederösterreich das erste Spital auf deutschem Boden errichtete; schon im Jahre 1614 räumte ihnen Kaiser Matthias ein Haus in Wien ein [1]. Die Mitglieder dieses Ordens waren nicht nur zur Krankenpflege verbunden, sondern auch verpflichtet, Buch über die verpflegten Leidenden zu führen. Auf diese Weise entstanden die ältesten Krankenprotocollbücher, welche ein hohes medicinisch-historisches Interesse haben [2].

Obgleich die Krankenpflege bei Jesuiten wie Capuzinern erst in zweiter Linie Zweck des Ordens war, haben die Mitglieder dieser hochverdienten Congregationen in den Pestzeiten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts doch so viel geleistet, als ob sie ausschließlich zum Dienste der leidenden Menschheit gestiftet seien. Gleich die ersten in Deutschland wirkenden Jesuiten waren unermüdlich in der Pflege und Sorge für alle Leidenden. Claudius Jajus durchwachte ganze Nächte bei den Kranken; Nicolaus Bobadilla wies die ihm von Ferdinand I. angebotene Wohnung bei Hofe zurück und zog in das öffentliche Krankenhaus; während des Schmalkaldischen Krieges widmete er sich ganz dem Dienste der Kranken und Verwundeten und wurde bei diesen Liebeswerken selbst von der Pest befallen, ein andermal verwundet. In Cöln wie in Prag erwarben sich die ersten Jesuiten durch ihre aufopfernde Thätigkeit während der Pestzeit die Liebe des Volkes. Cardinal Otto von Truchseß wie Herzog Albrecht von Bayern lobten ihr unablässiges Wirken in den Spitälern, ihre ‚milde Güte gegen die Aussätzigen'. Muthig hielten sie allenthalben aus in der gefahrdrohenden Luft der Krankensäle, an den Betten der Sterbenden. So konnte das Sprichwort entstehen: ‚Lutherisch ist gut leben, katholisch gut sterben.' Während der Münchener Pest vom Jahre 1572 schlossen die Jesuiten ihre Schulen, die Patres wie die Brüder pflegten die Kranken Tag und Nacht. Als im Jahre 1598 die Paderborner Domherren vor der Pest flohen, hielten die Jesuiten aus und widmeten ihre Pflege auch den vor der Stadt untergebrachten Aussätzigen. Wer sei so emsig und unverdrossen bei den Kranken, Aussätzigen und Pestilenzbehafteten, schrieb im Jahre 1594 ein Prädikant, als diese Sendlinge des Antichrists? Beredter aber als alle Zeugnisse sprechen die in den Geschichtswerken und Jahresbriefen des Ordens überlieferten Namen Derjenigen, welche als Opfer der freiwilligen Pflege der

eine Erneuerung erfuhren und, den Bedürfnissen der Zeit angepaßt, so Bewunderungswerthes leisteten, gingen sie in der lutherischen Kirche ohne Ersatz unter. An eine neue Organisation freiwilliger Kräfte für die Liebesthätigkeit auf evangelischer Grundlage wurde nicht gedacht.'

[1] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 2 (1. Aufl.), 176.

[2] Vgl. Haas, Das Krankenmaterial des Spitals der Barmherzigen Brüder zu Prag vom Jahre 1670 bis auf unsere Zeit. Prag 1885.

Pestkranken ihren Tod fanden: bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges nicht weniger als 121 Patres[1].

---

[1] Vergl. vom vorliegenden Werke 4, 384. 385. 398. 400. 401. 408. 409. 416. 442. 443; 5, 197. 201. 202—203. 207. 208—210. 212—213. 219. 227. 234. 235. 238. 538, wo noch viele andere Beispiele aufgezählt, die Belege gegeben sind und gezeigt wird, daß sich die Jesuitenschüler, vor allen Guarinoni, gleich muthig, wie ihre Lehrer, benahmen. Ueber die Capuziner siehe auch Pöckl, Die Kapuziner in Bayern (Sulzbach 1826) S. 31 fll. Wie Fischart das Wirken der Jesuiten in den Spitälern verhöhnte, ist im vorliegenden Werke 5, 532 erzählt worden; vergl. auch S. 206. — In Memmingen hatten im Jahre 1522 die Franciscanerinnen unermüdlich den Pestkranken gedient (17 Schwestern hatte die Seuche dahingerafft, nur noch 9 derselben waren übrig). Im Jahre 1531 mußten die in ganz unglaublicher Weise gequälten gottgeweihten Jungfrauen die Stadt verlassen, für die sie sich in der Pestzeit aufgeopfert. Gaudentius 365 fl. 369.

VII. Philosophie und Theologie bei den Protestanten [1].

Die Philosophie, vorwiegend anlehnend an Aristoteles, in manchen Punkten jedoch auch von Plato beeinflußt, von den größten Geistern des Mittelalters namentlich mit Rücksicht auf die Theologie in Jahrhunderte langer Denkarbeit scharf und folgerichtig zum einheitlichen Systeme ausgebildet, war das gemeinsame Band, welches bis zum Ausgange des Mittelalters die verschiedenen Zweige des natürlichen Wissens durch die allgemeinsten Grundfragen unter sich und mit der speculativen Untersuchung der Offenbarung verknüpfte. Durch die scholastische Methode gestaltete sie sich zugleich zu einer Schule des Denkens, in welcher der Jurist und der Arzt, der Mathematiker und der Astronom, der Sprachforscher und der Geschichtschreiber ebensosehr seine geistigen Fähigkeiten übte, als der speculative Theologe und der Mystiker. Ein Widerspruch zwischen Vernunft und Offenbarung galt von vornherein für ausgeschlossen, da beide von Gott, der absoluten Wahrheit, herkommen. Der wissenschaftliche, speculative Zweifel galt nur als Mittel, das schon Erkannte tiefer zu ergründen, oder durch Forschung neue, sichere Folgerungen daraus zu ziehen. In den großen Grundfragen alles Erkennens herrschte dieselbe Sprache, dieselbe wissenschaftliche Terminologie, dieselbe Methode und in Bezug auf die meisten Grundfragen auch dieselbe Ansicht, dieselbe Einheit, Klarheit und Sicherheit. Bei Geistlichen und Weltlichen stand deßhalb die Philosophie hoch in Ehren, und der Kampf der Humanisten wider Einseitigkeiten und Ausartungen der Scholastik vermochte die Stellung der Philosophie selbst im altkirchlichen Geistesleben nicht zu erschüttern [2]. Sie stand nie höher, als da sie sich dienend der Theologie unterordnete.

Anders geartet wurde ihr Loos unter der Herrschaft der neuen Lehre.

[1] ** Janssen beabsichtigte, das vorliegende Capitel noch umzuarbeiten und zu erweitern, namentlich die einzelnen protestantischen Theologen näher zu kennzeichnen. Die Ausführung dieses Planes durch mich hätte zu einer durchgreifenden Veränderung des Textes geführt und der im Vorwort betonten Rücksicht der Pietät widersprochen. Ich zweifle jedoch nicht, daß auch in dieser Form eine der letzten Arbeiten Janssen's den Lesern willkommen sein wird.

[2] ‚Die philosophischen Fragen der Scholastik lassen sich nur dadurch lächerlich machen, daß man die unbedeutendsten und einfältigsten aushebt,' sagt Schlosser, Vincenz von Beauvais 2, 14; vergl. v. Raumer 1, 3.

Luther ging von dem Grundsatze aus, daß die Philosophie, als Wissenschaft des sinnlich und vernünftig Erkennbaren, gegen die Welt des Unsichtbaren und Göttlichen in einem unbedingten Gegensatze stehe, daß Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie mit einander in Widerspruch sich befänden. Er war deßhalb von innerstem Widerwillen erfüllt gegen jeden Gebrauch der Philosophie in religiösen Dingen und bezeichnete es als einen Teufelsfrevel der hohen Schulen, daß sie ,das natürliche Licht' aufgerichtet, demselben eine Fähigkeit, göttlichen Dingen und geoffenbarter Lehre nachzudenken, zugeschrieben, die Vernunft als ein zur Erforschung religiöser Wahrheit geeignetes Werkzeug gerühmt, eine Vermittlung zwischen Glauben und Wissen gesucht hätten. Die Aufgabe eines gläubigen Christen sei es, der Vernunft den Hals umzudrehen, diese ,Bestie' zu erwürgen. Seinen vollen Grimm schüttete Luther namentlich über Aristoteles aus; er nannte denselben ,einen Comödianten, welcher die Kirche so lange mit der griechischen Larve geäfft' habe, einen ,großen Thoren, verdammten Heiden, unnützen Wortkünstler', einen so schlauen Betrüger des Geistes, ,daß man, wenn er nicht Fleisch gewesen wäre, sich nicht schämen dürfe, ihn für den Teufel zu halten' [1]. Der größte Philosoph des Mittelalters, Thomas von Aquin, war in Luther's Augen ,ein Wäscher und Schwätzer' [2].

Auch Melanchthon ließ im Geiste Luther's Anfangs von einem blinden Hasse gegen alle Philosophie sich hinreißen. In einer zu Wittenberg im Jahre 1520 gehaltenen Rede verwarf er dieselbe in Bausch und Bogen als ,heidnischen Greuel' [3]. Die Philosophie lehre, sagte er im Jahre 1521 in einer Schrift gegen Emser, in allen Stücken das Gegentheil der Wahrheit: ,Ein Christ ist nicht, wer den Namen eines Philosophen in Anspruch nimmt.' Die Metaphysik des Aristoteles schuldigte er des Atheismus an; dessen Ethik sei Christo diametral entgegen, dessen ganze Physik enthalte Nichts als Wortungeheuer, welche geschwätzigen Menschen Stoff zum Schwatzen darböten [4].

Melanchthon wurde jedoch bald von seinem blinden Hasse geheilt und gab sich später alle Mühe, ,das Studium' der Aristotelischen Philosophie wieder emporzubringen: ,Ohne diesen Schriftsteller', äußerte er sich, ,kann nicht nur keine reine Philosophie erlangt werden, sondern auch nicht einmal eine richtige Lehr- und Lernmethode.' Aus den Elementen der aristotelischen Philosophie, verbunden mit den Elementen anderer philosophischen Systeme, suchte er ein eigenes System zu bilden, welches den dogmatischen Voraussetzungen der neuen Lehre entsprach. Seine philosophischen Lehrbücher über Dialectik, Physik, Seelenlehre und Moral, von ihm selbst ,Compilationen' genannt, kamen in

[1] Näheres bei Döllinger 1, 475 fll. Stöckl 3, 482 fll. 512 fll.
[2] Luther's Sämmtl. Werke 62, 116. [3] Corp. Reform. 11, 34—41.
[4] Corp. Reform. 1. 286—358; vergl. Paulsen 135—136.

den protestantischen Schulen allerwärts in Gebrauch und gaben länger als ein Jahrhundert die Norm für den philosophischen Unterricht ab[1].

So wenig aber gelangte die Philosophie zu irgend einem Ansehen, daß der Melanchthonianer Heinrich Moller, Professor zu Wittenberg, im Jahre 1569 vielmehr ‚den allgemeinen Verfall der philosophischen Studien‘ beklagte. ‚Wie viele Vorsteher der Kirchen gibt es denn noch‘, schrieb er, ‚gegenwärtig in Deutschland, welche nicht völlig unwissend in jenen Wissenschaften sind und, was noch schlimmer, ihren Widerwillen gegen dieselben nicht offen zur Schau

[1] Ritter (Gesch. der Philosophie 9, 515) betont ‚die Unbeständigkeit der philosophischen Lehre Melanchthon's‘. ‚Keinen ihrer Sätze führt sie mit Entschiedenheit durch. Verschiedenartige Richtungen der Wissenschaft stellt sie neben einander, unbekümmert darum, wie sie mit einander sich vereinigen lassen.‘ Im Allgemeinen sagt Ritter 9, 36: ‚Die Protestanten waren der Scholastik in einem solchen Grade abgeneigt, daß sie mit ihr auch großentheils die Philosophie verwarfen. Auf eine gründliche Reformation derselben waren sie nicht bedacht.‘ ‚Wo die Philosophie noch in einem freien Triebe durchbrechen wollte, wurde sie zurückgehalten und sich zu verbergen genöthigt. Die Mystiker, die Theosophen unter den Protestanten finden wir nur in sectirischer Absonderung. Zwar konnte man die Philosophie nicht ganz aus den Schulen verdrängen; aber ihren Einfluß zu mäßigen, sie nach dem theologischen Systeme zu modeln und auf eine nüchterne Beurtheilung des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen, darauf nahm man allen Bedacht. Die Lehrbücher Melanchthon's, die in den protestantischen Schulen herrschend wurden, dienten diesem Zweck.‘ Was den Unterricht in der Dialectik anbelangt, so suchte man, sagt Löschke 118, ‚bei jeder Gelegenheit den festen Grund des evangelischen Glaubens nachzuweisen und wo möglich für Erläuterung der dialectischen Lehrsätze die Exempel aus dem Gebiete der Glaubenslehre zu wählen‘. So gab zum Beispiel Wolfgang Bütner in seiner ‚Dialectica d. i. Disputier-Kunst‘ (Leipzig 1596) eine Definition, an deren Form sämmtliche Eigenschaften einer vollkommenen Definition nachgewiesen werden sollten. Sie lautet: ‚Ein Ketzer (Species, Bildewort) ist eine stolze Person (Genus, Summarienwort), die da Gott nicht achtet (Differentia, Scheidewort), die heilige Schrift fälschet (Proprium, Werk- oder Amtwort), und lästert, und mit erschrecklichem Tumultiren die Gewissen verirret und einstricket (Accidens, das Ziere- oder Scheltwort), damit er sein groß Lästergeschrei weit und nahe ausbreite (Quantitas) und ihm einen besondern Ruf und Namen mache (Qualitas), daß er einreiße, zerstöre und verwüste, was Gott und seine Kirche gebauet (Actio), und in alle Kirchen und Schulen sein Gift und Geifer indesinenter, ohn Ablassen, ausspeie und aussprühe (Officium), vom Teufel und von seinem hochfahrenden Gemüthe erregt und angereizet, Unruhe und Jammer anzugeben und zu erdichten (Causae).‘ ‚Für das Herz‘, bemerkt hierzu Löschke 120, ‚war durch derartige Manipulationen, die mit dem religiösen Stoffe vorgenommen wurden, kaum einiger Gewinn zu erwarten, aber die Schüler mußten in dem zu einem Labyrinthe erweiterten dogmatischen Systeme fest werden, und muthvoll konnten sie dann, wenn die Umstände es erforderten, auf den Kampfplatz eilen, mit ihren Gegnern eine Lanze zu brechen.‘ — ** Ueber die älteste Fassung von Melanchthon's Ethik, welche vor Kurzem aus Privatbesitz in die Bibliothek des städtischen Museums zu Nordhausen übergegangen ist, vergl. Allgem. Zeitung 1893, Beil. 17, und Philosophische Monatshefte Bd. 29 No. 3/4.

tragen? Die bitteren und grausamen Schmähungen, von welchen jetzt fast alle Kirchen in Deutschland wiederhallen, und die ungehobelten, massenhaft unter das Volk geschleuderten Bücher, in welchen die Philosophie auf das schmählichste vor den ungebildeten Leuten durchgezogen wird, können nichts Anderes zu Wege bringen als den gänzlichen Untergang der Wissenschaften, eine unabsehbare Barbarei in der Kirche und schrankenlose Freiheit für die muthwilligen Köpfe, mit der christlichen Lehre nach Belieben umzugehen.'[1] Der Lutheraner Jacob Scheck in Tübingen ,beweinet nicht vergebens', schrieb Perellius im Jahre 1576, ,daß nach dem aufgegangenen Licht des neuen Evangelii so Wenige gefunden werden, die dem allernützlichsten Studio des Aristoteles obliegen'[2]. ,Nicht nur die Ausleger des Aristoteles, die griechischen wie die lateinischen, sondern auch Aristoteles und Plato selbst', klagte Samuel Geßner in der Vorrede zu einem von Versor verfaßten und von Zacharias Sommer im Jahre 1596 zu Wittenberg neu herausgegebenen Auszug aus der Metaphysik des Stagiriten, ,wandern aus den Auditorien (der Universitäten) in die Privatbibliotheken, oder vielmehr sie sind in's Exil verurtheilt, und statt der Quellen werden ich weiß nicht welche Handbücher und Auszüge eingeführt, welche in Trivialschulen gelehrt oder von Jedem privatim gelesen werden könnten. Daher jene Unwissenheit in der Physik, Ethik, Politik und Metaphysik.'[3]

Ein großes und nachhaltiges Aufsehen und viele Streitigkeiten auf den Universitäten erregte seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Calvinist Petrus Ramus[4], welcher in der Dialectik, Physik und Metaphysik die Aristotelischen Lehrsätze heftig bestritt und auf eine gänzliche Umgestaltung der wissenschaftlichen Erziehung ausging. Man könne, meinte er, ,durch besondere und fleißige Institution einen Knaben vom siebenten Jahre seines Alters an so führen und leiten, daß er im fünfzehnten Jahre die ganze Philosophie, die lateinische Sprache und alle Artes gelernt und absolvirt habe und für einen Philosophen bestehen könne'[5]. Als Friedrich III. von der Pfalz beschlossen hatte, ihn zum Lehrer der Ethik in Heidelberg zu ernennen, bat die Universität den Kurfürsten am 16. November 1569, er möge auf dieser Anstellung nicht bestehen, weil Ramus mit der Philosophie des Aristoteles, ,welche nun in die zweitausend Jahre bewährt und jeder Zeit für die beste gehalten worden und noch dafür gehalten' werde, nicht übereinstimme, sondern ,eine sondere Art und Weise zu lehren' habe: durch ihn würden an der Universität ,Factionen' sich herausbilden[6].

---

[1] Döllinger 2, 496. [2] Perellius Bl. J 2b.

[3] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 56.

[4] Pierre de la Ramée, im Jahre 1515 in dem Dorfe Cuthe in der Picardie geboren.

[5] Vergl. Vormbaum 1, 746. [6] Winkelmann 1, 311—312.

An lutherischen Universitäten wurde die Philosophie des Ramus, weil ihr Urheber ein Calvinist gewesen, des Calvinismus verdächtigt und mit dem Stempel der Verwerflichkeit bezeichnet. Für Wittenberg erließ Kurfürst Christian I. von Sachsen im Jahre 1588 den strengen Befehl, ‚die Ramisterei solle in öffentlichen Vorlesungen gänzlich vermieden und unterlassen werden': wer wider diese Verwarnung handle, werde gebührlicher Strafe verfallen [1]. Der lutherische Theologe David Chyträus in Rostock warnte im Jahre 1588 den Rector Heinrich Betulius in Lüneburg, er möge sich vor dem verhaßten Namen eines Ramisten hüten; bereits sei bei dem Magistrate eine Klageschrift seiner Ketzerei wegen eingereicht worden [2]. An der Universität zu Helmstädt waren die Professoren Caselius und Cornelius Martini die entschiedensten Gegner der Ramistischen Philosophie, aber nicht aus confessionellen Gründen, sondern in Folge ihrer Beobachtung, daß die Anhänger derselben sich ernster geistiger Arbeit entschlugen und alles Verdienst der alten strengen aristotelischen Schulbildung selbstgefällig herabsetzten. Sie sahen, wie überall mit der Ueppigkeit und dem Sittenverderben auch die Arbeitsscheu und das anmaßende Absprechen, die Roheit und Geschmacklosigkeit immer mehr einrissen, und gerade diesen Uebelständen schien ihnen die Lehre des Ramus eine bequeme Rechtfertigung darzubieten [3].

Auch unter den Calvinisten sprachen sich viele gegen Ramus aus. ‚Seine Philosophie', schrieb zum Beispiel Keckermann in den Jahren 1599 und 1618, ‚leidet an Verstümmelung in den einzelnen Disciplinen (fällt doch die Metaphysik gänzlich aus) und an Verwirrung. Die Ramisten ermuntern von vornherein nur zum Kritisiren, daher die allgemeine Neuerungssucht derselben. Nicht seiner Güte verdankt Ramus seine ungeheuere Verbreitung, welche er in Deutschland und England gefunden, während Frankreich und Italien ihn zurückgewiesen haben, sondern weil er die strenge Dialectik vermeidet und Rhetorik an ihre Stelle gesetzt hat', andererseits aber auch, ‚weil das Studium der Peripatetiker so abschreckend betrieben wird, daß diese sich wohl selbst

[1] Grohmann 1, 172—173, und 2, 176. ‚Obwohl Luther selbst von Aristoteles mit ungerechter Verachtung gesprochen hatte, wurden doch zu eben der Zeit, wo anderweite Behauptungen Luther's in Sachsen mehr als das Evangelium galten, Professoren der Philosophie, welche als Anhänger des Petrus Ramus die Lehre des Aristoteles bestritten, als Feinde der lutherischen Rechtgläubigkeit behandelt und ihrer Stellen entsetzt.' ‚Dieses Schicksal traf unter Anderen im Jahre 1591 den Professor des Organons in Leipzig, Johann Cramer.' C. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen 3, 51. Ueber den Ramismus an der Universität Leipzig vergl. G. Voigt in den Berichten über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-hist. Cl., 1889.

[2] Döllinger 1, 459.

[3] Henke, Calixtus 1, 73—77.

auf den Ausspruch des Ammonius berufen: „Die peripatetischen Studien erfordern eine Eselsarbeit".'[1]

Mancherorts erklärten die Prädikanten allen philosophischen Studien den Krieg. So klagte zum Beispiel die Leipziger Universität nach ihrer im Jahre 1539 erfolgten Protestantisirung dem Herzog Heinrich: ‚Die Prädikanten geben sich alle Mühe, die Studirenden und die ganze Hochschule dem Volke von den Kanzeln herab verhaßt zu machen; sie verachten und schmähen die philosophischen und die humanistischen Studien als heidnisch und teuflisch, schmähen vor dem Volke die Magister und Doctoren als ungelehrte Esel, welche Nichts von der Heiligen Schrift verstünden, während sie doch selber nicht drei Worte Latein vorbringen können.'[2]

Mit der Philosophie war durch Luther's Vorgehen auch die speculative Theologie und, da eine tiefere Erfassung der Offenbarung ohne Speculation nicht denkbar ist, im Grunde jede ernstere wissenschaftliche Theologie sachlich, wenn auch nicht dem Namen nach, zeitweise beseitigt. Man solle, mahnte Luther, ‚die Philosophie und Theologie der Schulen meiden wie den Feind seiner Seele. Die Evangelien sind nicht so dunkel, daß sie ein Kind nicht verstehen möchte. Wie sind doch die Christen zur Zeit der Martyrer gelehrt worden, da weder solche Philosophie noch Schultheorie war? Wie hat Christus selber gelehrt? St. Agnes ist eine Gottesgelehrte (theologa) von dreizehn Jahren gewesen, ingleichen Lucia und Anastasia; woraus haben sie gelernt?'[3]

An die Stelle der scholastischen Theologie trat jedoch nicht, wie man etwa aus dieser Stelle folgern sollte, ein einfacher Catechismusglaube, eine friedlich-kindliche Auffassung des Christenthums, die von aller wissenschaftlichen Erörterung absah, sondern eine zerstörende, verneinende, lästernde Streittheologie, wie sie seit den Tagen des Arius nicht mehr dagewesen war. Luther's ganze Thätigkeit in der ersten Zeit seines Wirkens war eine fast ausschließlich aufreizende, verneinende, niederreißende[4]. Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit

---

[1] Tholuck, Academisches Leben 2, 4—5; vergl. 325, was Hospinian, Professor des Organon in Basel, über den ‚Aristotelesgeißler' Ramus sagt. — Die katholische Universität zu Freiburg im Breisgau, wo Ramus Eingang gefunden hatte, erließ im Jahre 1590 die strenge Verfügung, denselben gänzlich aus den Vorlesungen auszuschließen und nicht einmal mehr seinen Namen zu nennen, es sei denn, um seine Lehre zu bekämpfen; kein Student dürfe ein Buch von Ramus besitzen. Im Jahre 1605 rühmte sich der Universitätsrector, alle Ramisten aus Freiburg fortgeschafft zu haben. Schreiber, Universität Freiburg 2, 134. 135.

[2] Winer, De facult. evangel. in Universitate Lips. originibus (Lipsiae 1839) p. 23.

[3] Gegen Latomus in Löwen (Walch 18, 1475). **Vergl. Döllinger 1, 482 fll.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 75 fll. 94 fll. 109. 179 fll. 198 fll. 225 fll. 281 fll. 385 fll.

welcher er an den Lehren und an dem Bau der alten Kirche gerüttelt hatte, zog er wider alle Neugläubigen zu Felde, die sich nicht blind und unbedingt seiner Lehrautorität unterwarfen: gegen Carlstadt, Oecolampadius, Zwingli, die Wiedertäufer. Schon um das Jahr 1525 herrschte auf religiösem Gebiete eine vollständige Anarchie. Zwischen Lutheranern und Zwinglianern, welche sich bis auf Leben und Tod befehdeten, wurde ein Ausgleich um den andern versucht, scheiterte und hatte neue Händel zur Folge. Nachdem Jahre lang über das Abendmahl hin- und hergestritten worden, wußte Luther selbst nicht, was eigentlich Melanchthon darüber dachte: ‚Denn er (Philippus) nennete es nicht anders, hielt es auch nur für eine schlechte Ceremonie, hätte ihn auch lange Zeit nicht sehen das heilige Abendmahl empfangen.‘ [1]

Aus der immer höher anschwellenden Flut der Streittheologie ragen wie umbrandete Inseln die ersten Bekenntnißschriften des Protestantismus hervor: die Augsburger Confession (1530) mit ihren verschiedenen Abänderungen, die Wittenberger Concordie (1536), der Frankfurter Receß (1558), das Würtembergische Bekenntniß (1559), der Heidelberger Catechismus (1563), das Torgische Buch (1576), das Bergische Buch (1577), die Concordienformel (1580) [2].

So sehr Luther gegen alle Schultheologie geeifert hatte und so wenig es ihm selbst gelang, seine gesammte Lehre in einem umfassenden Werke darzustellen, so wenig konnte er es hindern, daß sich auf protestantischer Seite eine Schultheologie, einigermaßen nach Art der alten, entwickelte, und daß die verschiedenen neuen Lehren, theilweise in der Terminologie der altkirchlichen Wissenschaft, aber mit völlig verschobenem Sinne, zu einem mehr oder weniger systematischen Ausdruck gebracht wurden. Die ausgedehnte Literatur der aus der wirren Bewegung herausgestalteten Bekenntnißformulare zeugt vielfach von dialectischer Schärfe, von einer Geistesschulung, welche die Verfasser noch aus der frühern Zeit mit sich gebracht hatten, sowie von einer ausgedehnten, wenn auch mit willkürlicher Deutung verbundenen Kenntniß der Heiligen Schrift [3].

Der Meister im Zusammenfügen, Anpassen, Ausgleichen wie in der Handhabung der aus der alten Kirche herübergenommenen theologischen Sprache war Melanchthon, ‚der ordnende Geist der deutschen Reformation‘ [4]. Niemand

---

[1] Vergl. Bd. 3, 380.

[2] Vergl. Bd. 3, 176 fll. 377 fll., und 4, 31 fll. 47 fll. 195 fll. 495 fll.

[3] ** Vergl. dazu das Urtheil von Döllinger bei Hortig, Handb. der Kirchengesch. 2, 2, 920 fl., und Hefele in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 822 fl.

[4] So nennt ihn Dorner 272. ** Ueber Melanchthon's Theologie vergl. die Monographie von Herrlinger (Gotha 1879) und dazu Tollin in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1879 No. 11, und Schürer's Theol. Lit.-Zeitung 1879 S. 520 fl.

hatte indeß mehr Anfechtung zu erleiden, Niemand gerade um seiner ernsten, wissenschaftlichen Richtung willen einen schwerern Stand, Niemand hat sich am Ende seines Lebens trostloser über die neue Theologie wie über die ganze neue Lehre geäußert als gerade er. Amsdorf erklärte ihn für eine Schlange, die Luther an seinem Busen genährt; Agricola predigte in Berlin öffentlich gegen ihn als einen Ketzer; die schwäbischen Theologen klagten ihn an, daß er die christliche Grundlehre von der Menschwerdung angetastet und die Naturen in Christo auseinander gerissen habe; Nicolaus Gallus behauptete, daß er Luther's Lehre vom knechtischen Willen gefälscht; die meisten Lutheraner schuldigten ihn an, daß er die Sache des Lutherthums an die Papisten verrathen; Schnepf, der sich den Flacianern angeschlossen, wollte ihn zu öffentlichem Widerruf zwingen; Melanchthon seinerseits war mit Wenzel Link, Osiander, Didymus, Brenz auf's tiefste zerfallen und nannte seine lutherischen Gegner in einem Briefe an Philipp von Hessen geradezu ‚abgöttische und sophistische Bluthunde‘ [1]. Die neue Theologie gestaltete sich zu einem Krieg Aller gegen Alle.

Nachdem erst die Autorität des Papstes, dann diejenige Luther's über Bord geworfen worden, überboten sich dieselben Männer, welche die alte Scholastik als leeres Formelwesen verabscheuten, in den ungenießbarsten Spitzfindigkeiten über einzelne Lehrpunkte, welche sie aus dem noch etwa von den ersten Religionsneuerern belassenen Zusammenhang herausgerissen hatten und nun als Grundpfeiler der neuen Lehre einseitig hinstellten. So die Antinomisten Johann Agricola und Nicolaus von Amsdorf, die Vertheidiger der guten Werke Georg Major und Justus Menius, die milderen Antinomisten Andreas Musculus, Poach und Otto.

Andreas Osiander, Franz Stancarus, Brenz, Christoph Binder, Martin Chemnitz und zahlreiche andere Theologen erschöpften sich in subtilen und ebenso widersprechenden Untersuchungen über die Lehre von der Person und den beiden Naturen in Christo sowie über das Erlösungswerk und dessen Aneignung durch den Rechtfertigungsglauben. Durch speculativen Geist, Kenntniß der ältern katholischen Theologie und ihrer scholastischen Begriffe ragt bei weitem Chemnitz hervor [2], der deßhalb auch bei den Vertheidigern der katholischen Lehre häufig Berücksichtigung fand. Doch nehmen sich die Bücher dieser protestantischen Lehrer meist wie eine völlig aus den Fugen gerathene, ungebundene Scholastik aus, welche mit den ehrwürdigen Schulausdrücken wie mit Federbällen spielt. Die festgegliederte scholastische Methode fehlt dabei gänzlich.

Auf die osiandristischen und stancaristischen Streitigkeiten folgten die synergistischen und flacianischen. Als Häupter der Bewegung standen sich hier

[1] Döllinger 1, 416—417.

[2] ** Vergl. die Monographien von Pressel (Elberfeld 1862), Lentz (Gotha 1866), Hochfeld (Leipzig 1867) sowie Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 184 fll.

Strigel und Flacius Illyricus gegenüber. Jener hielt sich an die noch vorsichtigeren Aufstellungen Melanchthon's, welcher so wenig als möglich auf die Prädestinationslehre einging, in bürgerlichen Dingen die menschliche Freiheit (liberum arbitrium) anerkannte, in geistlichen Dingen allerdings ein absolutes Unvermögen des Menschen, aber auch zugleich die Allgemeinheit der Gnadenverheißung lehrte. Flacius dagegen verfocht die Unfreiheit bis zum Aeußersten und langte damit bei der Behauptung an: ‚Die Erbsünde sei eine Substanz, weil sonst auch die Heiligkeit keine Substanz wäre; die Seele sei von Natur ein Spiegel oder Ebenbild Satans, sie sei Erbsünde (peccatum originale), obwohl nicht ohne Gottes Schickung so geschändet.' Es war der vollständige Dämonismus, die Lehre von der substantiellen Verteufelung der menschlichen Natur, welche mit diesem System in die Gnadenlehre einzog. Ein Irrthum gebar den andern, je nachdem von Luther der eine oder andere Punkt schärfer betont oder mit zwinglianischen oder calvinistischen Anschauungen versetzt wurde. Die gesammte Geschichte der protestantischen Theologie von der Abfassung der Augsburger Confession (1530) bis zur Concordienformel (1580) bietet nur ein Bild unaufhörlicher Zwietracht und erbittertsten innern Kampfes dar.

In der Entwicklung dieses Wirrwarrs einen wissenschaftlichen Fortschritt, eine Läuterung der Begriffe, eine harmonische Ausgestaltung nachzuweisen, ist kaum möglich[1]. Es ist ein ewiges Hin- und Herzerren zwischen unhaltbaren Extremen, ein Kampf zwischen Irrthümern, deren Wurzeln sich vielfach auf Häresien älterer Zeit zurückführen lassen, eine Selbstzerfleischung unter Denjenigen, welche sämmtlich das wahre Wort Gottes zu besitzen vorgaben und meist in Nichts eins waren als im Haß gegen die alte Kirche.

In all ihren Entwicklungsstufen trägt diese Theologie das Gepräge eines Fanatismus, der den Gegner nicht bloß mit Disputationen und Schriften niederzukämpfen sucht, sondern ihn selbst von der Kanzel herab verfehmt, im Privatleben verleumdet, ja ihn mit Schwert und Büttel verfolgt, in den Kerker wirft, verbannt oder gelegentlich sogar auf's Schafott bringt[2], wie letzteres dem Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen geschah[3].

---

[1] Dorner versucht die folgende Gruppirung: ‚Von den hierher gehörigen sechs Hauptcontroversen bilden je zwei ein zusammengehöriges Paar, und die lutherische Kirche dieser Zeit ist durch sie auf's tiefste erregt worden. Diese drei Paare sind: der antinomistische und der majoristische, der osiandristische und stancaristische, der synergistische und flacianische. Sie gewähren auf den ersten Blick das Bild größter Verworrenheit, besonders weil die Parteien sich darin auf das mannigfaltigste kreuzen. . . In all diesen Fragen ist es zuletzt ein mittlerer, das Extreme ausschließender Tropus, der in der Formula Concordiae, wenn auch nicht überall gleich befriedigend, zu kirchlicher Geltung gelangt.' Dorner 334—336.

[2] Vergl. hierüber die frühere Darstellung Bd. 3, 745 fll; 4, 9—46. 91 fll. 169 fll. 338 fll.

[3] Bd. 4, 188.

Auch unter den Männern, welche behufs Friedensstiftung das Torgische Buch, das Bergische Buch und die Concordienformel verhandelten, herrschte vielfach gegenseitiges Mißtrauen, Abneigung und Haß. Sie redeten einander das Uebelste nach; Jacob Andreä, der Vater des ganzen Friedenswerkes, nannte seinen Mitbruder Selnekker einen ‚verzweifelten Schelm, nichtswürdigen Buben, Erzbösewicht, henkermäßigen Dieb‘ [1].

Eine günstige Vorstellung von dem wissenschaftlichen Werthe dieser theologischen Friedensarbeiten erhält man nicht, wenn man sieht, wie die dabei betheiligten kursächsischen Theologen, meist frühere Gönner und Vorkämpfer der Schule Melanchthon's, nunmehr dessen ganzes ‚Corpus‘ preisgaben und Martin Chemnitz sich rühmte, ‚das Andenken Melanchthon's völlig ausgelöscht zu haben‘ [3]. Wie die mühsame Kittarbeit Melanchthon's, so bestand auch diejenige der Theologen, welche jene hinwegräumten, wieder im Zusammenleimen, Ausgleichen, Abschwächen oder Umgehen der unterdessen neu entstandenen Lehrgegensätze, und wesentlich entscheidend war dabei nicht überall die innere Wahrheit, vielmehr die äußere Politik, die Noth, welche die Hadernden widerwillig zusammenführte [3].

Durch das Concordienwerk selbst wurden die Streitigkeiten unter den Protestanten nur noch erbitterter; ‚insonderheit wurde die Kluft zwischen den Lutherischen und Calvinianern dermaßen vertieft und erbreitert, daß man schier nicht mehr meinen konnte, es werde ohne öffentlichen Krieg und Blutvergießen noch lange abgehen‘ [4].

Ein nicht unbedeutendes Verdienst um diese protestantische Vermittlungstheologie hatten die katholischen Polemiker und Apologeten, vor Allem aber das Tridentinische Concil und der Römische Catechismus, indem sie dem

---

[1] Bd. 4, 501 Note 1. [2] Heppe, Gesch. des Protestantismus 3, 111. 116.

[3] Dorner 370—371 drückt dieses sehr zart aus mit den Worten: ‚So viele Unvollkommenheiten an der Form. Concordiae noch haften und so wenig löblich die Mittel zu ihrer Verfertigung und Ausführung zum Theil gewesen sind, so lag doch auch eine Art geschichtlicher Nothwendigkeit ihrer Bildung zu Grunde. Zwar hatte die lutherische Kirche bereits neben den öcumenischen ihre gemeinsamen Symbole, wenigstens die Augustana und deren Apologie, allein nach ihrer Kürze und ursprünglichen Bestimmung konnten die angesehensten unter ihnen für die später entstandenen Streitigkeiten eine Entscheidung nicht enthalten, und so suchte allmählich eine Provinz oder angesehene Stadt Deutschlands um die andere durch ein Sonderbekenntniß ihren Trieb nach Lehreinheit zu befriedigen. Die practische Veranlassung pflegte die Lehrverpflichtung der Geistlichen zu geben oder die Prüfung der Ordinanden‘ . . . ‚Aber dieses für sich hätte bei der Zersplitterung Deutschlands und der Stellung der kaiserlichen Autorität zur Reformation eine endlose, sectenähnliche Zersplitterung der lutherischen Kirche zur Folge haben müssen, wenn nicht gegen den einreißenden Particularismus ein Gegengewicht eingetreten wäre.‘

[4] Beiträge zur evangelischen Concordie 49—50; vergl. Bd. 4, 510—516.

wachsenden Wirrwarr der neuen Lehre das geschlossene, einheitliche System einer in allen Theilen sich entsprechenden Theologie gegenüberstellten und den hadernden Streittheologen dadurch die Lücken und die schreienden Dissonanzen vor Augen führten, welche der Protestantismus sowohl nach seinem Formalprincip wie nach seinem Materialprincip hervorgebracht hatte. Die scharf ausgebildete Terminologie und der reiche speculative Stoff, den sie boten, kam auch hier wieder zu vielfacher Verwendung. Eigentlich schöpferisch und erfinderisch originell waren die protestantischen Fusionstheologen aber nur in Bezug auf neue Irrthümer und deren Verkleisterung sowie in der gegenseitigen Verketzerung. Auf den Religionsgesprächen, in welchen sie wohlgeschulten Theologen der alten Kirche gegenüber standen, zogen sie, sobald eine streng wissenschaftliche Disputationsform innegehalten wurde, fast nothwendig immer den Kürzern und ergingen sich dann in unbewiesenen Aufstellungen und Betheuerungen, Anklagen und Schmähungen[1]. Bei den Verhandlungen, welche sie unter sich führten, ging es gemeiniglich noch tumultuarischer zu, wie bei der Heidelberger Disputation im April 1584, auf welcher dem Lutheraner Johann Marbach der Calvinist Jacob Grynäus gegenüber stand. Die anwesenden Studenten gaben in Anwesenheit des Pfalzgrafen ihre theologische Zustimmung durch Stampfen zu erkennen, und als Grynäus das Catheder verließ, um mit seinen Freunden Zanchius, Widebram und Tossanus nach Hause zu gehen, wurden sie von den Studenten ‚ausgerauschet, ausgepfiffen und verlacht‘[2].

Außer den erwähnten reformirten Theologen zu Heidelberg lehrten daselbst noch Franz Junius, Ursinus, David Pareus und Paul Tossanus, ein Sohn des Daniel Tossanus; in Marburg Georg Sohn, Eglin, Cruciger, Heine und Johann Crocius; in Frankfurt an der Oder Heidenreich, Pelargus, Johann Berg, Wolfgang Crell, Christoph Becmann, Gregor Franck; in Duisburg Johann Clauberg, Heinrich Hulsius und Peter von Mastricht[3].

Als Zierden der hohen Schule von Herborn galten Olevian und Piscator, Matthias Martinius, Johann Heinrich Alsted, Nethenius, Johann Melchioris. Bemerkenswerth ist, daß gerade die Calvinisten sich die meiste Mühe gaben, eine vollständige Art protestantischer Scholastik auszubilden. Ein Muster davon ist das Handbuch des Johann Heinrich Alsted, der später nach Siebenbürgen zog[4].

Andere Pflanzschulen reformirter Theologie waren in Bremen, Steinfurt, Basel, Bern, Zürich, Lausanne und Genf. Unter dem Einfluß nieder-

[1] Vergl. Bd. 3, 481 fll.; 4, 20 fll. [2] Siehe Bd. 5, 59—60.

[3] Eine gedrängte Statistik der reformirten Gelehrten bei Dorner 434—441 Note.

[4] *Theologia scholastica*, exhibens locos comm. theolog., methodo *scholastica*. Hanov. 1618.

ländischer, französischer und englischer Gelahrtheit fand auch hier die Philosophie des Ramus geringen Anklang; die größte Zahl der reformirten Theologen ging auf Aristoteles und die scholastische Methode zurück, und war weniger bemüht, weitere religiöse Neuerungen anzustreben, als die bereits gegebenen Anschauungen und Lehren zu einem methodischen Lehrsystem auszubauen[1]. Im Allgemeinen nahmen jedoch die Schweizer Universitäten weniger Antheil an dieser protestantischen Neuscholastik als diejenigen in Deutschland. Die Bekämpfung derselben durch Coccejus aus Bremen gehört erst dem folgenden Zeitraum an.

Wie die speculative Theologie der mittelalterlichen Scholastik, so verabscheute Luther theilweise auch die positiv-historische der Kirchenväter. Er erging sich über dieselben vielfach in den wegwerfendsten Aeußerungen. Wie den hl. Thomas von Aquin, so nannte er auch den hl. Chrysostomus einen ‚Wäscher', bezeichnete ihn auch als einen ‚ehrsüchtigen, stolzen Menschen', den goldenen Strom seiner Beredsamkeit als ‚einen Sack voller Worte, da Nichts dahinter' sei. Der hl. Cyprian, sagte er, sei ein schwacher Theologus; der hl. Basilius tauge ganz und gar nicht, derselbe sei ein Mönch, nicht ein Haar wolle er um ihn geben; den Origenes habe er ohnehin schon in den Bann gethan; Gregorius den Großen habe der Teufel mit einem kindischen Irrthum verführt. Auch dem hl. Augustinus wollte er nicht trauen, weil derselbe mit dem Narrenwerk der Möncherei umgegangen sei und auch oft geirrt habe. Den hl. Hieronymus wollte er bloß um der ‚Historie' willen gelesen wissen; vom Glauben und von der rechten wahren Kirche und Lehre sei nicht ein Wort in seinen Schriften[2]. In seinen Tischreden bezeichnete er die Kirchenväter insgemein als Pfützen, aus welchen die Christen vor ihm faules, stinkendes Wasser getrunken hätten, statt aus dem hellen Born der Schrift allein zu schöpfen.

Eine wissenschaftliche Patristik war auf solcher Grundlage unmöglich. Luther und seine Schüler mußten Alles aufbieten, das Ansehen der heiligen Väter im Gegensatz zu jenem der Heiligen Schrift herabzudrücken und ihr Studium nach Möglichkeit zu hintertreiben, um sich selbst an ihre Stelle zu

[1] ‚Das Interesse,' meint Dorner 443, ‚man darf sagen, die Nothwendigkeit, den gewonnenen Besitz sicher zu stellen, wirkte mit unwiderstehlicher Macht auf die Einbürgerung einer Methode hin, die wie keine andere geeignet war, den wissenschaftlichen Trieb, statt auf Erforschung des Inhalts, vielmehr auf die Bearbeitung von Gegebenem, auf Vertheidigung des bestehenden Dogmas als einer unveränderlichen Größe zu richten.' — Nach seiner Ansicht diente hauptsächlich die Oberflächlichkeit des Ramus dazu, dem Aristoteles auch in der evangelischen Wissenschaft, ohne Unterschied der Confession, zur Alleinherrschaft zu verhelfen und ein neuscholastisches Zeitalter herbeizuführen. S. 444.

[2] Döllinger 1, 485.

setzen. Nur die Polemik gegen die Katholiken war es vorzugsweise, welche sie dazu nöthigte, sich nach Väterstellen umzusehen und dieselben durch eigenartige Deutung als Vertheidigungs- oder Angriffswaffen zu gebrauchen.

Als sich später der Protestantismus von der ursprünglichen Lehre Luther's mehr und mehr entfernte, begannen sich die Theologen wieder mit den heiligen Vätern zu beschäftigen, doch noch in abgerissener, unhistorischer Weise, nur soweit sie ihnen gerade in ihre subjectiven Anschauungen paßten. Die Patristik lag ebenso darnieder wie das canonische Recht[1]. An die Stelle des letztern trat ein Gewirre von hundert verschiedenen, je nach Fürstenwillkür nur zu oft wechselnden Kirchenverordnungen, Statuten und Territorialverfassungen, von denen kaum zwei völlig zu einander stimmen, ein Chaos, aus dem sich keine Wissenschaft gestalten ließ. Unter den Vorlesungen der Universitäten finden sich, mit Ausnahme von Helmstädt, bis in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nirgends Kirchengeschichte und Moral[2]. Der Lectionscatalog von Wittenberg vom Jahre 1561 kennt weder Homiletik noch Hermeneutik, Pastoraltheologie, Moral, Kirchengeschichte und so weiter. An der theologischen Facultät wirkten im Ganzen 6 Professoren. Diese lasen zusammen wöchentlich 4 Stunden über Melanchthon's Loci und Examen, 6 Stunden Briefe Pauli, 4 Stunden kleine Propheten, 1 Stunde Elemente der hebräischen Sprache und Erklärung entweder der Psalmen oder der Sprüchwörter. Auf ein bescheideneres Maß ließ sich die theologische Wissenschaft kaum zurückführen. Von den Vorlesungen der 10 Lehrer, welche an der philosophischen Facultät wirkten, waren nur 3 Stunden wöchentlich der eigentlichen Philosophie zugetheilt, 2 den Regeln der Dialectik und 1 der Ethik. An der juristischen Facultät lehrten 6, an der medicinischen vom Jahre 1548—1566 nur 2 Professoren; erst im Jahre 1566 ward an letzterer ein dritter Lector verordnet[3]. Heidelberg zählte im Jahre 1605 im Ganzen 16 Professoren; 1 Theologe sorgte für das Alte wie für das Neue

[1] ** ,Von Seiten der (protestantischen) Theologen wurde' das Studium des Kirchenrechtes ,fast gänzlich vernachlässigt. Folge davon war die durchgehende Unfähigkeit der Theologen, welche mit absolut unbedeutenden Ausnahmen jeder juristischen Vorbildung entbehrten, die kirchenrechtlichen Dinge richtig zu erfassen, und naturgemäß die eigentliche Regierung der Kirche durch weltliche Juristen, die bis zum heutigen Tage überall die Mehrheit in den Consistorien und so weiter bilden, jedenfalls die Stellen der Präsidenten inne haben und den Ausschlag geben. Hieraus erklärt sich dann ferner, daß das Kirchenrecht seine ausschließliche Vertretung an den juristischen Facultäten fand, daß diese aber nur von Juristen geübt wurde, daß die Zahl der Theologen, welche kirchenrechtliche Stoffe schriftstellerisch behandelt haben, im Vergleich zu der der Juristen klein ist und sodann im Ganzen die Werke von Theologen auf die Rechtsentwicklung fast einflußlos gewesen sind.' Schulte, Quellen 3, 2, 289—290.

[2] Tholuck, Kirchliches Leben 72. [3] Strobel, Neue Beiträge 1, 123—136.

Testament und für die Loci communes zugleich[1]. Für eine Blüthe der wissenschaftlichen, besonders der theologischen Entwicklung sprechen solche Zahlen nicht, wenn dieselben auch gegen das Ende des Jahrhunderts etwas zunahmen, die Zahl der Studenten in Wittenberg im Jahre 1582 auf 1500, im Jahre 1613 sogar auf 3000 stieg und die theologische Facultät daselbst in den Streitigkeiten der Lutheraner meist den Ausschlag gab. Die meisten der dortigen Theologen waren Musterbilder für lutherische Scholastik und Rechthaberei; doch gab es auch einzelne Vertreter einer gemäßigten Richtung, wie Polycarp Leiser, Wolfgang Franz und Jacob Martini. Der Letztere wurde im Jahre 1602 als Logikprofessor mit einem Gehalt von nur 120 Gulden angestellt[2].

‚Wir haben', schrieb Cyriacus Spangenberg im Jahre 1570, ‚an den drei Schulen zu Eisleben bei tausend Knaben, hie im Thal Mansfeld und zu Heckstatt auch etliche Hundert. Meinst auch, daß ein halb Schock darüber sind, die Prediger werden? Ja, wenn ihrer gewiß zehn wären! Damit werden wahrlich alle Pfarren nicht bestellt werden.'[3]

Unter jenen, welche noch Theologie studirten, war der Studienfleiß gering. ‚Die Meisten (von euch)', redete Meisner in seiner Leichenrede auf Hutter die Theologen an, ‚wollen jetzt Autodidacten sein und halten es für eine Schmach, unter den Lernenden zu sitzen. Im Museum, heißt es, muß man bleiben, die öffentlichen Vorlesungen sind für die Novizen.'[4]

Daß die theologischen Studien allgemein so verhaßt geworden, davon liege, schrieb der Theologe Georg Major im Jahre 1564, der erste Grund in der armseligen und verachteten Stellung der Gottesgelehrten, der zweite in den religiösen Verwirrungen und Lehrstreitigkeiten, unter welchen man die Erlangung einer festen religiösen Ueberzeugung für unmöglich erachte. Man wisse nicht mehr, bei welcher der streitenden Parteien die rechte Lehre zu finden sei. Bei dieser Unsicherheit, aus welcher auch gute und lernbegierige Seelen sich nicht herauswinden könnten, entstehe erst Ueberdruß und Verachtung, dann Zorn und Entrüstung der Gemüther gegen die kirchlichen Glaubenssätze, zuletzt Religionsspott und epicurische Lästerung[5].

‚Was soll daraus werden,' fragte der Lutheraner Melchior von Ossa, ‚welchem Theil sollen die armen, einfältigen Laien glauben, oder wie soll sich der arme Laie verwahren, in welche Schulen sollen fromme, ehrliche, gottesfürchtige Leute ihre Kinder schicken? Denn ein jeglicher Prediger unter den Zwiespaltigen will seine Lehren in den ihm unterworfenen Schulen und

[1] Hautz 2, 138—139. [2] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 1—48.
[3] Ehespiegel 84b. [4] Tholuck, Academisches Leben 1, 130.
[5] Döllinger 2, 171.

Kirchen gepflanzt und erhalten wissen, nehmen die weltliche Obrigkeit zu Hülfe, daß die Leute dazu gezwungen werden. Was ist Krieg, Unruhe und äußere Noth gegen solchen Zwiespalt? Kein Widerwille ist heftiger und geschwinder, denn zwischen denen, so der Religion halber zwiespaltig sind, man berge und decke solches, wie man wolle: gehässiges Mißtrauen erfolgt.‘ [1]

‚Nicht das geringste öffentliche Uebel unseres mehr als eisernen Zeitalters‘, schrieb Andreas Hyperius, einer der hervorragendsten Theologen der Universität Marburg, im Jahre 1581, ‚besteht darin, daß nur die wenigsten Jünglinge mit Ernst das Studium der Theologie ergreifen, vielmehr die meisten, wenn sie darin einige Fortschritte gemacht und gute Hoffnung von sich erregt haben, dasselbe ganz verlassen und sich anderen Fächern zuwenden. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen in den unaufhörlichen Religionsstreitigkeiten, deren Urheber jetzt in solcher Menge gefunden werden wie niemals früher in irgend einem Jahrhundert, und in der äußersten Verachtung des geistlichen Standes. In manchen Gegenden haben viele Kirchen keine Prediger, und das Volk lebt ohne allen christlichen Unterricht wie das Vieh dahin. Noch vor zwei Menschenaltern haben die Vorsteher der Kirchen sich viel Mühe gegeben, junge Leute zum geistlichen Stand heranzuziehen; zur jetzigen Zeit aber ist dieser Eifer erkaltet, und man findet äußerst wenige, die sich darum bekümmern.‘ [2] Aehnlich schrieb um dieselbe Zeit der Superintendent Christoph Fischer: ‚Niemand hilft zur Erhaltung des Predigtamtes, ja man reißt davon, was vor Alters dazu gestiftet und gewidmet ist. Schulen gehen zu Boden, junge Leute werden nicht auferzogen als die Pflänzlein Gottes; Eltern ziehen ihre Kinder lieber zur Kaufmannschaft, Krämerei, Landbetrügerei oder dergleichen. Da gleich ihrer eines Theils die Kinder lassen studiren, so dürfen sie sich doch zur Theologie nicht begeben; sie wollen keine Pfaffen ziehen, die Jedermann in die Augen stechen, daß wir auf die Letzte selbst unsere Türken und Papisten werden müssen. Man erhält Prediger so nährlich, daß sie sich des Hungers kaum erwehren können. Sterben sie, so hinterlassen sie arme Weiber und Kinder, die werden bald nach ihrem Tod an den Bettelstab gewiesen. Dafür scheuet sich Jedermann, lernt lieber ein Handwerk, denn daß er Jedermanns Hohn und Spott sein und dazu Noth leiden solle.‘ [3]

Von ‚freier Forschung‘ war nirgends die Rede. In Helmstädt mußten alle Professoren die in das Corpus doctrinae aufgenommenen Bekenntnißschriften auf das bestimmteste beschwören. Die Professoren jeder Facultät

---

[1] v. Langenn, Melchior von Ossa 155—156. 195.

[2] Döllinger 2, 220—222. ** Vergl. 1, 469.

[3] Döllinger 2, 310. Vergl. die damit übereinstimmenden Aeußerungen anderer Theologen über die Verachtung des theologischen Studiums S. 325. 349. 411. 561. 563—564.

mußten ihre neu anzustellenden Specialcollegen, ehe sie dieselben in Vorschlag brachten, prüfen, ob sie mit der in den Statuten vorgeschriebenen Lehrart einverstanden seien. Selbst die Mediciner erhielten in den inspirirten Männern wie Hippocrates, Galenus und Avicenna unfehlbare Autoritäten angewiesen und wurden vor Neuerungen der Empiriker verwarnt[1]. Alles wissenschaftliche Leben mußte sich überhaupt der gerade vorherrschenden theologischen Richtung anbequemen, sonst blieben Mißtrauen, Zwang und Verfolgung nicht aus[2], und da die leitenden Theologen, besonders unter den Lutheranern, zusehends parteiischer und anmaßender wurden, so führte der Verfall des theologischen Studiums auch mehr oder weniger ein Sinken der übrigen Wissenszweige herbei[3]. Mit der Einheit des Glaubens spaltete sich auch die Einheit und der Zusammenhang der Wissenschaft; mit der internationalen Gemeinsamkeit kam der Theologie wie den übrigen Studien die bisherige freie Bewegung abhanden. Frei waren nur die Fürsten und ihre Hoftheologen innerhalb ihres Territoriums, alle übrigen Professoren wie Schüler wurden innerhalb desselben ihre Sclaven.

‚Wir unterdeß‘, klagt die ‚Treuherzige Vermahnung der pfälzischen Kirchen‘, ‚liegen einander selbst in den Haaren, und studiret bei den Evangelischen die Jugendt schier nichts Anderes, als wie die Lutheraner den Calvinisten, und wie die Calvinisten den Lutheranern begegnen mögen. Das ist, Gott erbarme es, schier die gantze Theologia der Evangelischen zu unseren Zeiten.‘[4]

---

[1] Henke, Universität Helmstädt 32—35. [2] Henke 57.

[3] Eichhorn, Gesch. der Literatur 2, 2, 593 fll.; 3, 1, 267 fl. 320 fl. Vergl. Lisch, 5, 160—161.

[4] Goldast, Politische Reichshändel 902.

VIII. Theologie und Philosophie bei den Katholiken.

1.

Die Geschichte der katholischen Theologie im Zeitalter der Kirchenspaltung zerfällt in zwei Epochen, deren Grenzscheide das Concil von Trient bildet.

Die Theologen der ersten Periode mußten der Natur der Sache entsprechend zunächst die überlieferten Glaubenswahrheiten durch stichhaltige Beweise zu sichern suchen. Die Aufstellungen der Neuerer von dem alleinseligmachenden Glauben und dem allgemeinen Priesterthume und ihre Angriffe auf die kirchlichen Lehren von der Rechtfertigung und Gnade, der Transsubstantiation, dem Ablaß, dem Primat, dem Fegfeuer, der Heiligenverehrung und so weiter machten ein tieferes Eingehen auf diese Fragen nothwendig und forderten eine positive theologische Begründung der bestrittenen Punkte unmittelbar aus den Quellen der Offenbarung. Den früheren Scholastikern entlehnte man vielfach die Speculation, selbstverständlich mit den Beschränkungen, welche durch die Zeitlage geboten waren, und dieß zum Heile der in Deutschland theilweise zur reinsten Dialectik entarteten Scholastik[1]. Jene Zeitlage aber brachte es mit sich, daß man, im Gegensatze zu der ehemaligen Arbeitsweise, von dem Commentiren bereits überlieferter Werke abging und selbständige theologische Arbeiten schuf[2]. Kann in diesem Sinne der damaligen

---

[1] Neben den merkwürdigen Aussprüchen von Usingen bei Paulus (Usingen 20) vergl. die ähnlichen Aeußerungen von Eck, der in seinem Entwicklungsgang klar sowohl den Stand der Theologie beim Beginn des Jahrhunderts als deren Umschwung nach der Kirchenspaltung widerspiegelt. ‚Gott‘, sagt Eck, ‚hat die Häresien zugelassen, um die Theologen aus ihrer Trägheit aufzuwecken, damit sie sich nicht so viel in leeren und unfruchtbaren Streitfragen herumtreiben und in den theologischen Büchern von Nichts reden als von Relationen, Formalitäten, Universalien, Unterscheidung verschiedener Phasen in demselben Augenblick und anderer theologischer Spreu. — So viel Wasser der Philosophie, um nicht zu sagen Sophistik, haben sie (die Theologen) in den Wein der Theologie gegossen, daß dieser seinen ächten und ursprünglichen Geschmack fast verloren hat durch Verwässerung mit thörichten, dornigen Fragen.‘ De primatu 1, 1; vergl. auch Omnia opera Schatzgeri (Ingolst. 1543) fol. 7[b].

[2] Vergl. Heinrich, Dogmatik 1, 111, und Linsenmann in der Tübinger Theol. Quartalschrift 1866 S. 572.

Theologie ein positiver Character nicht abgesprochen werden, so trug dieselbe doch vorwiegend ein polemisch-apologetisches Gepräge: die Controversschriften haben das volle Uebergewicht, die übrigen Zweige der theologischen Wissenschaft treten ebenso zurück wie die Philosophie. Schon Erasmus klagte, daß man Nichts mehr lese oder kaufe als Schriften für oder gegen Luther. Der große geistige Kampf nahm Alles in Anspruch.

Es ist ein noch immer weit verbreitetes Vorurtheil, als sei damals den unerhörten Angriffen der Religionsneuerer von katholischer Seite nur ein geringer oder halber Widerstand entgegengesetzt worden. Gerade das Gegentheil ist wahr. Die Zahl der verdienstvollen Gelehrten, welche in jener schweren Zeit die katholische Fahne hoch gehalten, ist stattlich genug. Selbst wenn man von den Niederländern [1], die doch in gewisser Hinsicht zu Deutschland gehören, absieht, lassen sich sowohl aus der Welt- wie Ordensgeistlichkeit, ja selbst aus dem Laienstande [2], allein für die Zeit bis zum Abschlusse des Trienter Concils über 200 Schriftsteller namhaft machen, welche in Gegenden deutscher Zunge unter den denkbar ungünstigsten Umständen muthig und unerschrocken die Vertheidigung des alten Glaubens und der bestehenden Einrichtungen in Gesellschaft und Kirche übernahmen [3]. Das Leben wie das Wirken der meisten dieser Männer ist noch wenig bekannt, ihre Verdienste um Kirche, Wissenschaft und Sprache sind nur sehr mangelhaft gewürdigt; vielfach haben sogar ihre Namen und ihr Andenken gänzlich unbegründet unter dem Haß und Unglimpf

[1] Vergl. über dieselben Holzwarth, Abfall der Niederlande 1, 115 fll., und Werner 4, 270 fll.

[2] Es seien hier nur folgende Namen genannt: der Jurist Joh. Bossinger (Verfasser der beißenden Schrift: Ist denn keine Salbe mehr in Gilead, und will S. Sebald nicht mehr helfen? Mainz 1549; siehe Wetzer und Welte's Kirchenlexikon [2. Aufl.] 2, 1130); der Elsässer Schulmann Hieronymus Gebweiler (Paulus, Kathol. Schriftsteller 551); Nicolaus Mameranus (siehe Rübsam im Hist. Jahrbuch 10, 525 fl.); der Haller Rathsmeister Caspar Querhamer († 1557; vergl. Hist.-pol. Bl. 112, 22—37); der Staatsmann Christoph v. Schwarzenberg († 1538; siehe Hist.-pol. Bl. 111, 10—33; 112, 130 fll.); der Humanist und Schulmann Matthias Bredenbach (vergl. die interessante Abhandlung von R. Heinrichs. Frankfurt 1890, und Katholik 1893, 2, 345 fll. Siehe auch oben S. 90); Johann Albert von Wimpfen; Wolfgang Hermann; Johannes Atrocianus; Roth von Schreckenstein (vergl. Paulus, Kathol. Schriftsteller s. v.); sowie die Schweizer Compar Valentin und Joachim Grüdt (Paulus, Kathol. Schriftsteller, Nachtrag 214. 215—216). Merkwürdig ist, daß ein Leipziger Schuster Namens Conrad Bockshirn eine antilutherische Schrift verfaßte: Eyne krefftige erweysung des freyen willens und annemung bey Gott der christlichen guthen werck. Leipzig 1534. Ein Exemplar der seltenen Abhandlung in der kgl. Bibliothek zu Berlin.

[3] Vergl. Falk, Corp. Catholic. 450 sqq., und Paulus, Kathol. Schriftsteller 544 fll. Außer diesen beiden werthvollen Zusammenstellungen benutzte ich noch *Meuser, Die antireformatorischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. Ms. Germ. fol. 977 und 978 der kgl. Bibliothek zu Berlin.

zu leiden, womit sie von ihren Gegnern verfolgt wurden [1]. Erst die neueste Forschung hat hier einigermaßen Aufklärung geboten.

Im Allgemeinen zeigt sich, ‚daß die alte theologische Bildung die Kämpfer gegen Luther nicht rathlos und ohne Waffen ließ gegenüber dessen neuen und dem theologischen Bewußtsein so sehr widersprechenden Behauptungen, und daß eben jene Sätze, durch welche das Concil von Trient die Häresie abgewiesen hat, bereits im Anfang der Reformation zum großen Theile mit Klarheit und Schärfe von den Theologen ausgesprochen wurden' [2].

Es ist schwer zu sagen, wem in dem großen geistigen Kampfe die Palme gebührt, der Welt- oder der Ordensgeistlichkeit; so viel ist sicher, daß die Orden mehr literarische Vorkämpfer stellten, als man gewöhnlich annimmt. Selbst die Augustiner-Eremiten, denen Luther angehörte und aus deren Mitte zahlreiche ‚zuchtlose' Mönche die Reihe der Neuerer füllten, haben Gelehrte aufzuweisen, welche mit Eifer für den alten Glauben eintraten. Neben dem früh verstorbenen Münchener Prior Wolfgang Cäppelmair († 1531), dem Provincial der rheinisch-schwäbischen Provinz Conrad Treger († 1542), dem Würzburger Prior Andreas Siegfried († 1562) [3] sind hier vor Allem Bartholomäus Usingen und Johannes Hoffmeister zu nennen.

Bartholomäus Arnoldi von Usingen, Luther's Lehrer und viele Jahre hindurch Philosophieprofessor an der Universität Erfurt, entschloß sich noch in vorgerückterem Alter, in den Augustinerorden einzutreten, ‚um ruhiger Gott dienen zu können'. Luther's Versuche, den greisen Lehrer auf seine Seite zu bringen, scheiterten: vielmehr blieb Usingen unentwegt und unter den schwierigsten Verhältnissen der alten Kirche treu. Dafür trafen ihn die härtesten Verunglimpfungen. Nachdem er im Jahre 1522 das Amt eines Dompredigers in Erfurt übernommen, vertheidigte er mit unermüdlichem Eifer die von den Neuerern angegriffenen Lehren. Die Verfolgungen des mannhaften Vertheidigers des alten Glaubens mehrten sich in der nächsten Zeit; oft wurde Usingen bei der Heimkehr von der Predigt mit Koth und Steinen beworfen; eine Zeitlang schwebte er inmitten des aufgehetzten Pöbels in Lebensgefahr. Aber er wankte nicht: vielmehr trat er auch noch schriftstellerisch für die alte Kirche in die Schranken. Mit einer Rührigkeit, die bei dem sechzigjährigen Greise in Erstaunen setzt, veröffentlichte er in kurzer Zeit eine ganze Reihe von polemischen Schriften; keinem der Angreifer blieb er die Antwort schuldig.

Bereits in diesen Streitschriften der Erfurter Zeit hatte Usingen die Lehre von der Rechtfertigung mit großer Schärfe und Klarheit entwickelt;

---

[1] Vergl. Wedewer, Dietenberger 2.

[2] Otto, Cochläus 132; vergl. Paulus, Hoffmeister 261.

[3] Vergl. über die Genannten Paulus a. a. O. 136 fl. 145 fl., und Kathol. Schriftsteller 549. 559. 561.

bald nach seiner Vertreibung aus der genannten Stadt trat er mit einer besondern Abhandlung über den wichtigen Gegenstand hervor. In theologischer Hinsicht sind seine Ausführungen von hohem Interesse: wurde doch von ihm die Lehre von der Rechtfertigung in derselben Fassung und mit denselben Worten vorgetragen, wie dieß später auf dem Concil von Trient geschah.

Für seine letzten Lebensjahre fand Usingen eine Zufluchtsstätte in Würzburg: er wirkte hier segensreich als Visitator der Klöster wie als Prediger. Obgleich hoch betagt, verfaßte er auch jetzt noch eine ganze Reihe von apologetischen Schriften, so über das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen und die Irrlehren der Wiedertäufer. Im Jahre 1530 nahm er an dem Augsburger Reichstage Theil und beleuchtete im folgenden Jahre Melanchthon's Apologie der Augsburger Confession. Am 9. September 1532 rief Gott den wackern Streiter zu sich [1].

Bedeutender noch war die Wirksamkeit von Johannes Hoffmeister.

Geboren zu Oberndorf am Neckar, drei Stunden von Rottweil, kam derselbe früh nach Colmar, legte hier bei den Augustinern Profeß ab und begab sich zu seiner weitern Ausbildung nach Mainz und Freiburg. Dann empfing er die Priesterweihe und ward im Jahre 1533 Prior des Augustinerklosters zu Colmar, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen wirkte. Neun Jahre später erfolgte die Berufung des ausgezeichneten Ordensmannes zum Provincial von Rheinland-Schwaben, im Jahre 1546 seine Ernennung zum Generalvicar des Ordensgenerals Seripando für ganz Deutschland. Als solcher suchte er die auf dem Generalcapitel zu Rom im Jahre 1539 beschlossene Reform des Ordens in seiner Provinz durchzuführen. Im Jahre 1545 glänzte Hoffmeister auf dem Reichstage zu Worms und im Jahre 1546 auf dem Religionsgespräche zu Regensburg als Collocutor wie als Kanzelredner. König Ferdinand I. war einer seiner eifrigsten Zuhörer. Um Pfingsten 1547 hielt Hoffmeister noch ein Provincialcapitel zu Hagenau; nach seiner Rückkehr von dort ward er von einem tückischen Fieber befallen, dem er zu Günzburg bei Ulm am 21. August 1547, kaum achtunddreißigjährig, erlag, schmerzlich beklagt von allen Freunden einer wahren Reform. In hohem Grade bewunderungswürdig ist es, daß Hoffmeister in seinem verhältnißmäßig so kurzen Leben neben seiner Thätigkeit als Ordensmann und Prediger noch Zeit fand, mehr als zwanzig theologische Schriften zu verfassen.

Seine Erstlingsarbeit sind die dem Jahre 1538 angehörenden Dialoge; in denselben werden fast alle damals bestrittenen Lehren besprochen, und hervorgehoben, wie in den meisten dieser Punkte die Neuerer nicht allein unter sich

[1] Vergl. Paulus, Der Augustiner Barthol. Arnoldi von Usingen 1 fll. 15 fll. 27 fll. 42 fll. 105 fll.

uneins seien, sondern auch mit sich selbst oft im Widerspruch ständen und nicht selten in ihren Schriften die katholische Lehre vertheidigten. Schon bald nach dem Erscheinen der lateinischen Dialoge verfaßte Hoffmeister in deutscher Sprache eine Schrift über das Concil und die Schmalkaldischen Artikel, welche sich an das gewöhnliche Volk richtete. Während der fleißige Augustinermönch in seinen übrigen Schriften im Allgemeinen sehr maßvoll auftritt, führt er hier eine heftigere Sprache. Er konnte jedoch mit einem andern katholischen Vorkämpfer, Dietenberger, sagen: ‚Da Luther so geschimpft, habe ich ihn mit seiner eigenen Münze bezahlen wollen.‘ In der Folgezeit veröffentlichte Hoffmeister eine Arbeit seines Freundes Anhauser über das heilige Meßopfer und behandelte den gleichen Gegenstand in einer Schrift, welche nicht nur aufrichtige Frömmigkeit, sondern auch gründliches theologisches Wissen zeigt. Die irenischen Bestrebungen Carl's V. veranlaßten ihn zur Abfassung einer Arbeit über die Augsburger Confession. Er wollte in derselben darlegen, auf welcher Grundlage eine Vereinigung der getrennten Religionsparteien würde stattfinden können. Die einzelnen Artikel der genannten Bekenntnißschrift werden geprüft und sorgfältig untersucht, inwieweit sie mit der altkirchlichen Lehre vereinbar oder abzuweisen seien. Hier wie in seinen übrigen Abhandlungen zeigt Hoffmeister große Belesenheit: nicht nur die Werke der Kirchenväter und der Scholastiker, auch die Hauptschriften der Religionsneuerer wie die katholischen Gegenschriften sind ihm bekannt. Wiederholt hebt er in dieser Arbeit die Widersprüche hervor, welche zwischen der Augsburger Confession und anderen neugläubigen Schriften bestehen. Wenngleich der gelehrte Augustiner sich damals der trügerischen Hoffnung auf eine Verständigung zwischen Protestanten und Katholiken hingab, so hielt er sich doch fern von aller Zweideutigkeit in seinen theologischen Erklärungen, wie sie die Männer der Mitte nur zu oft anwandten. ‚Sein dogmatischer Standpunkt ist streng katholisch: nur auf Grundlage der katholischen Dogmen, allerdings unter Beseitigung mancher Mißbräuche im kirchlichen Leben, konnte nach seiner Ansicht die zerstörte Einheit wieder hergestellt werden.‘ Am Schlusse der Arbeit sagte er: ‚Findet der Leser, daß ich die Sache richtig dargestellt habe, so danke er mit mir auf's innigste Gott dem Herrn, dem Ausspender alles Guten; wo nicht, so bitte er Gott für mich um Verzeihung, da ich bisher immer das Beste der Kirche gesucht, der ich auch dieß Buch will unterworfen haben. Irren ist menschlich; wenn man mir also einen Irrthum nachweist, werde ich für den geleisteten Dienst dankbar sein. Ich habe mein Mögliches gethan, und was ich von der Freigebigkeit des Herrn empfangen, das habe ich auch zum Wohle seiner Braut mit Freuden hingegeben. Ist gegen Jemand ein unschickliches Wort ausgesprochen worden, so möge man es uns verzeihen; nicht Jedem ist es gegeben, stets seine Gefühle zu beherrschen. Wir suchen die Eintracht der Kirche; die Kirche lieben wir, der Kirche haben

wir uns ganz und gar ergeben. Es möge sie uns stets in Blüthe und fruchtbar im Heiligen Geiste erhalten ihr beständiger Bräutigam Jesus Christus, dem sei Lob und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.'[1]

Gleich unermüdlich wie Hoffmeister in der Vertheidigung der katholischen Sache war Augustin Marius. Zuerst Mitglied des Stiftes der regulirten Chorherren zu Ulm, bezog derselbe im Jahre 1511 die Universität Wien, wo er 1520 das theologische Doctorat erwarb. Im folgenden Jahre ward er Domprediger zu Regensburg und bereits 1522 von dem Freisinger Bischofe Philipp zu seinem Weihbischofe ernannt. Marius verwaltete dieses Amt ,mit aller Sorgfalt und apostolischem Eifer, verkündete das Wort Gottes mit einer heiligen Begeisterung und trat den Neuerungen durch Wort und Schrift mit Ernst und Entschiedenheit entgegen, so daß durch seinen Eifer und seine Wachsamkeit die Diöcese Freising vor den Gefahren der Irrlehren und Ketzerei bewahrt blieb'. Mit gleicher Unermüdlichkeit, wenn auch nicht mit demselben Erfolg, vertheidigte Marius die Lehren der alten Kirche in Basel, wohin er im Jahre 1526 übersiedelte. Nachdem dort die katholische Religion mit Gewalt unterdrückt worden, nahm der tüchtige Mann die Stelle eines Dompredigers und Weihbischofs in Würzburg an, von wo aus er den Augsburger Reichstag besuchte und Antheil nahm an der Widerlegung der Augsburger Confession. Das beschwerdevolle Amt eines Weihbischofs versah Marius bis zu seinem Tode am 25. November 1543. Auch in der zweiten Periode seines Lebens fand er Zeit zur Herausgabe von Schriften, in welchen er die Lehre der Kirche vom heiligsten Altarssacrament und von der Vorherbestimmung des Menschen behandelte. In früheren Jahren hatte Marius eine Schutzschrift für das heilige Meßopfer und eine Widerlegung der Lehren der Wiedertäufer herausgegeben. Außerdem werden von ihm Arbeiten über die Anrufung der Heiligen und über den freien Willen erwähnt[2].

Zu den regulirten Chorherren des heiligen Augustinus gehörte auch Kilian Leib, Prior des Stiftes Rebdorf bei Eichstätt († 1553). Dieser auch als Geschichtschreiber[3] thätige Mann widersetzte sich nicht allein durch seine Predigten der lutherischen Neuerung, sondern verfaßte auch verschiedene

[1] Paulus, Hoffmeister 72 ff. 89 ff. 109 ff. 110 ff. Hier wird 280 ffl. überzeugend gegen A. v. Druffel dargethan, daß Hoffmeister kein Anhänger der vermittelnden, halblutherischen Rechtfertigungslehre gewesen ist. Die gänzlich unhistorische Art, mit der G. Bossert (Joh. Hoffmeister. Barmen 1892) Hoffmeister als einen sittenlosen Menschen zu brandmarken sucht und denselben in der Verzweiflung sterben läßt, wird von Paulus in den Hist.-pol. Bl. 111 (1893), 589 ff. siegreich zurückgewiesen.

[2] Näheres bei Renninger, Die Weihbischöfe von Würzburg, im Archiv für Unterfranken (Würzburg 1865) 18, 111—158; vergl. Wiedemann, Eck 412—417.

[3] Vergl. oben S. 287.

polemische Schriften, unter anderen ‚Ueber den Cölibat' und ‚Ueber die Ursachen der Ketzereien' [1].

Aus dem Orden der Carmeliter ist als polemischer Schriftsteller anzuführen neben Alexander Candidus (Blanckardt, † 1555 als Decan der Cölner theologischen Facultät) [2] der hochverdiente Eberhard Billick, geboren zu Bilk bei Düsseldorf, gestorben im Jahre 1557. Sein Familienname war Steinberger. Billick widmete sich frühzeitig den Studien, trat in den Carmeliterorden und wurde bald eine der Hauptstützen der katholischen Kirche am Niederrhein. Daß er bei seiner treu kirchlichen Gesinnung vor den herrschenden Mißständen sein Auge nicht verschloß, zeigt seine Synodalrede aus dem Jahre 1526. Als Prior des Cölner Convents und Professor an der dortigen Hochschule warf Billick während seines ganzen Lebens das volle Gewicht seines Ansehens und seiner Gelehrsamkeit in die Wagschale, sobald es galt, den Glauben seiner Väter zu vertheidigen. Auch an sonstigen wichtigen Verhandlungen nahm er persönlich Antheil. Im Jahre 1540 wohnte er dem Wormser Religionsgespräche bei; dort veranlaßte ihn der berühmte Nuntius Morone, eine Widerlegung der Augsburger Confession abzufassen. Zwei Jahre später wurde er in Aachen zum Provincial der niederdeutschen Carmeliterprovinz gewählt. Nachdem Kurfürst-Erzbischof Hermann von Cöln mit seinen Neigungen für die neue Lehre offen hervorgetreten, ward Billick einer der ersten und schlagfertigsten Gegner des Unternehmens, die Cölner Erzdiöcese zu protestantisiren. Seine Thätigkeit während dieser entscheidungsvollen Jahre war ganz außerordentlich groß. Im Namen der Verordneten des Säcularclerus und der Universität verfaßte er ein Gutachten gegen die Berufung Butzer's, in welchem er sich als gewandten und scharfen Polemiker bewährte. Selbst Melanchthon, so schief sein Urtheil über diese Arbeit ist, mußte wenigstens den classischen Ausdruck Billick's anerkennen. Die Schrift ist allerdings in dem heftigen Tone, der damals in Streitsachen üblich, abgefaßt; allein sie deckt die Schwächen des Butzer'schen Systems und seine Widersprüche mit den Evangelien und Kirchenvätern in vortrefflicher Weise auf. Ende März 1545 veröffentlichte Billick eine neue heftige Schrift gegen den in Cöln eindringenden Protestantismus. Allein nicht bloß literarisch war Billick für die Vertheidigung des alten Glaubens thätig, sondern er wirkte auch durch Predigten, durch Ermahnung und Berathung in diesem Sinne. Die Conversion Thamer's hat er hauptsächlich herbeigeführt. Daneben

[1] Suttner, Bibl. Eystett. (Eichstätt 1866) 10 fll. Werner 4, 49. 182 fl. Hefele-Hergenröther, Conciliengesch. 9, 844. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 7, 1643 fl. Ungedruckte Schriften von K. Leib erwähnt *Meuser (vergl. oben S. 466 Note 1) 2, 224 fl.

[2] Hartzheim 14.

war Billick auch auf diplomatischen Sendungen zum Kaiser und zu verschiedenen Reichstagen in derselben Richtung unablässig bemüht. Im Jahre 1546 betheiligte er sich an dem zweiten Regensburger Religionsgespräche. In Cöln, wo er die Einführung der Jesuiten begünstigte, nahm Billick bis zu seinem Tode eine bedeutende Stellung ein. Für sein Kloster war er daneben unablässig bemüht: trotz der Stürme der Zeit setzte er es durch, daß der Kreuzgang desselben mit köstlichen Gemälden geschmückt wurde. Sein Wirken fand auch Anerkennung bei den höchsten kirchlichen Autoritäten: der Cölner Erzbischof bestimmte ihn zu seinem Weihbischofe und Generalvicar in pontificalibus, und Papst Paul IV. verlieh ihm den Titel eines Bischofs von Cyrene. Vielleicht noch vor der Consecration, jedenfalls bald nachher starb der rastlose Mann (1557)[1].

Eifrig für die Vertheidigung der katholischen Sache bemüht waren auch mehrere Cistercienser, so die Aebte Paulus Amnicola (Bachmann, † 1535 zu Kloster Zell bei Meißen) und Wolfgang Mayer zu Alderspach in Bayern[2]. Ersterer gehört zu den frühesten Bekämpfern Luther's und bediente sich in seinen scharfen, oft unnöthig derben Schriften der deutschen Sprache; lateinisch schrieb dagegen Peter Blomevenna († 1536 zu Cöln), indessen wurden seine Arbeiten bald in's Deutsche übertragen. Wie Blomevenna, so gehörte auch Johann Justus Landsberger dem Orden der Carthäuser an. Dieser im Jahre 1539 zu Cöln im Rufe der Heiligkeit verstorbene Mann war hauptsächlich als ascetischer Schriftsteller thätig, indessen verfaßte er auch volksthümliche Arbeiten zur Vertheidigung der Kirche, so den ‚Dialog zwischen einem lutherischen Soldaten und einem Mönch über das Klosterleben‘[3].

Eine Reihe tüchtiger Vorkämpfer der katholischen Sache lieferte der Orden des hl. Benedict, so Heinrich von Schleinitz, Florian Trefler von Benedictbeuern, Wolfgang Sedel, Johannes Chrysostomus Hirschbeck zu Scheyern und Nicolaus Buchner, Abt von Zwiefalten[4]. Auch der gelehrte Nicolaus Ellenbog († 1543 zu Ottobeuren) gehört hierher; seine zum Theil sehr heftigen Streitschriften zur Vertheidigung des Ordenslebens wurden jedoch ebenso-

[1] Vergl. Meuser in Dieringer's Zeitschr. für kathol. Theol. (1844) 2, 62—67, und meinen Artikel in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 836 fll. Ueber den Cölner Carmeliter Burkhard Billick, dessen Werke nicht gedruckt wurden, siehe Hartzheim 40.

[2] Floß in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 1829 fl. Paulus, Kathol. Schriftsteller 555. Werner 4, 49. Steph. Wiest, De Wolfgango Mario . . . Programma historico-theologicum. Ingolst. 1788 sq.

[3] Kessel in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 921—923; 6, 1699—1701. Ueber Blomevenna vergl. auch von dem vorliegenden Werke 1, 99.

[4] Weitere Literatur über die Genannten bei Paulus, Kathol. Schriftsteller 555. Vergl. auch Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 212, und Kobolt 626 fl. 697 fl.

wenig gedruckt wie seine übrigen Arbeiten über Heiligenverehrung, das heiligste Altarssacrament und die Anrufung der Seelen im Fegfeuer. Ellenbog verfaßte auch eine sehr umfangreiche Erklärung der Passion Christi sowie Erläuterungen zu einigen Psalmen und zur Regel des hl. Benedict [1].

Die Thätigkeit der genannten Ordensmänner wird weit überflügelt durch das Wirken der Jünger des hl. Franciscus: sie waren neben den Dominicanern in der ersten Zeit der Kirchenspaltung die Hauptstreiter wider die religiösen Neuerungen. Schon im Jahre 1520 vertheidigte der Franciscaner Augustin von Alveldt in Leipzig in einer eigenen Schrift das göttliche Recht des Primates gegen die Angriffe Luther's. Letzterer hielt Anfangs den ‚Leipziger Ochsen' keiner Antwort werth, besann sich aber bald eines Andern und trat mit der Schrift hervor: ‚Von dem Bapstthum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig'. Alveldt antwortete in einer neuen Schrift, welche gleichfalls im Jahre 1520 erschien. Er beklagt hier den Ton Luther's, der ihn einen ‚Esel, Ochsen, Affen, Frosch, Ketzer, Lügner und Bock geheißen und alles Lästerliche und Schmähliche ihm angedichtet habe' [2]. Auch andere Franciscaner schrieben schon ziemlich früh gegen Luther, so Bernhard von Jüterbogk und später Caspar Meckenlör, Daniel Agricola, Caspar Sager, Jacob Schwederich und Johann Findeling. Letzterer, auch Apobolymäus genannt, ist der Verfasser der interessanten Schrift: ‚Anzaigung zwayer falschen Zungen des Luthers, wie er mit der ainen die pauren verfüret, mit der anderen sy verdammet hat' (1525) [3]. Ein Franciscaner, Nicolaus Ferber, nach seinem Geburtsort Herborn genannt, war es, welcher in Hessen muthig dem gewaltthätigen Landgrafen Philipp entgegentrat. Aus seiner Heimath vertrieben, wandte sich Herborn in die cölnische Erzdiöcese, ward Guardian in Brühl, Domprediger in Cöln und zuletzt Generalcommissar seines Ordens; als solcher starb er zu Toulouse im Jahre 1535. Literarisch war er sehr eifrig thätig. Seine Hauptschrift ist sein ‚Handbuch gegen die neuen Irrlehren' [4]. Als ein muthiger Vertheidiger der katholischen Sache glänzt

---

[1] Vergl. L. Geiger in der Oesterreich. Vierteljahrsschr. für kathol. Theol. 1870 S. 45—112. 161—208; 1871 S. 443—459, eine sehr gute, erschöpfende Arbeit. Siehe auch von dem vorliegenden Werke 1, 103.

[2] Floß in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 1682 fl.

[3] Paulus, Kathol. Schriftsteller 545. 550. 558—559 und Nachtrag 218. Falk, Corp. Cath. 461. Siehe auch Woker 37 fl. Ueber Apobolymäus vergl. ferner Floß in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 1014 fl.

[4] Neben Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 4, 1348 fl. siehe noch *Meuser 2, 36 fl. Nebe in der Denkschrift des Theol. Seminars zu Herborn 1868. Krafft, Aufzeichnungen Bullinger's (Elberfeld 1870) S. 81; Hist. Jahrb. 1892 S. 194 fl., und Sitzungsberichte der Wiener Academie 108, 826 fl. Siehe auch von dem vorliegenden Werke 3, 60 fll.

der Franciscaner Heinrich Helmesius von Halberstadt. Derselbe war in die cölnische Provinz eingetreten und wirkte längere Zeit als gefeierter Domprediger in der erzbischöflichen Metropole. Die große Bedrängniß der sächsischen Franciscaner trieb den von glühendem Eifer für die Kirche beseelten Mann nach der Heimath zurück. Hier war er unter den schwierigsten Verhältnissen thätig, wurde zweimal zum Provincial gewählt und trat auch schriftstellerisch gegen Luther auf. Seine scharf polemischen Arbeiten zeugen von großer Belesenheit in der Heiligen Schrift. Mit ergreifenden Worten beklagt Helmesius die Folgen der neuen Lehre. Luther habe die Kirche profanirt und beraubt, die Freiheit versprochen, aber das Joch der Armen erschwert und die Knechtschaft verdoppelt. Statt der Wahrheit sei der Irrthum, statt des Friedens Verwirrung, statt der Einigkeit Streit in's Land gegangen. Die lutherische Lehre vom Glauben habe die schlimmsten Folgen. ‚Die Herren sind nun ohne Tugend, ja voll Vergehen; die Reichen geben keine Almosen mehr, ja sie berauben die Armen. Die Priester sind ohne Heiligkeit, Liebhaber von Pferden und Frauen, die Männer ohne keusche Liebe, die Frauen ohne Scham, die Weiber ohne Frömmigkeit, die Jungfrauen ohne Züchtigkeit. Die Welt ist voll Verwirrung und Streit.‘ [1] Ein Zeit- und Ordensgenosse von Helmesius war der Erfurter Guardian Conrad Kling, der während des allgemeinen Abfalls allein in der genannten Stadt den katholischen Gottesdienst aufrecht erhielt. Die Schriften dieses muthigen Mannes erschienen erst nach seinem im Jahre 1556 erfolgten Tode. Hervorzuheben sind seine ‚Theologischen Abhandlungen‘ (Loci communes theologici), in welchen er mit Bezug auf Melanchthon's gleichnamige Schrift die Streitpunkte zwischen Katholiken und Protestanten erörtert [2].

Gegen die Wiedertäufer kämpfte der Minorit Johannes Heller († 1536 zu Brühl). Mit ihm in Verbindung standen der Provincial der Cölner Provinz Johann von Deventer und Christian von Honnef, beides tüchtige Controversisten [3]. Gleichfalls den rheinischen Landen gehören durch Geburt oder Wirksamkeit noch folgende Schriftsteller aus dem Orden des hl. Franciscus an: Hermann von Coblenz, Christian Honsius, Franciscus Polygranus und Antonius Königstein [4].

Eine umfassende Thätigkeit als exegetischer Schriftsteller, Controversist und Kanzelredner entfaltete der Franciscaner Johann Wild, ein Mann ebenso ausgezeichnet durch Eifer und Muth als durch Wissen und Tugend. Aus

---

[1] Woker 38; vergl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 5, 1752.

[2] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 3, 552. Vergl. Werner 4, 48. 57. 234. 251. Gaudentius 15 ff.

[3] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 5, 1751; 6, 1650. Hartzheim 56.

[4] Gaudentius 14—15. 63. 319.

Schwaben gebürtig, wie so manche anderen Vorkämpfer der Kirche gegen die lutherische Neuerung, war er im Jahre 1528 von seinen Oberen nach Mainz gesandt worden, um an der dortigen Franciscanerkirche das Predigtamt auszuüben. Er blieb in dieser Stellung bis im Jahre 1539, wo ihm die Domkanzel anvertraut wurde.

Dieser würdige Sohn des hl. Franciscus trug nicht umsonst den Namen des ernsten Bußpredigers Johannes des Täufers. Wie ein anderer Johannes ließ er beinahe dreißig Jahre lang in der Metropole des katholischen Rheinlandes seine Stimme erschallen, ‚ermahnte daselbst die Menschen ernstlich zur Buße und gab durch sein ehrbar Leben Andern ein gut Exempel‘ [1].

Bei aller Entschiedenheit seines kirchlichen Standpunktes war Wild von großer Milde und Friedensliebe beseelt. Die heftige Polemik, wie sie damals an der Tagesordnung war, konnte er nicht leiden. Obschon er sehr oft für die bestrittenen Lehrpunkte in die Schranken trat, so ließ er sich doch nie zu leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Gegner, noch weniger zum Schmähen und Lästern hinreißen [2]. ‚In meinen Predigten‘, konnte er im Jahre 1550 an den Mainzer Erzbischof schreiben, ‚hab' ich mich je beflissen, wie mir meine Zuhörer ohne Zweifel dessen Zeugniß geben werden, den gemeinen Christen in den streitigen Punkten unserer heiligen Religion einen gründlichen, christlichen und beständigen Bericht ohne Jemands Schmach und Verachtung fürzugeben und ihre Gemüther unter sich selbst und gegen Männiglich zu Frieden, Liebe und Einigkeit abzurichten.‘

Diese versöhnliche Gesinnung bekundete er besonders beim Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. Der Anblick des jämmerlich zerrissenen Vaterlandes erfüllte seine Seele mit Schmerz und Trauer. In Folge der religiösen Wirren, klagte er, sei Deutschland zum Spotte der Nachbarn geworden. ‚Ein Jeder will ein Stück von uns haben‘; den bittersten Hohn müssen die Deutschen über sich ergehen lassen. ‚Ha, das sind die stolzen Deutschen, die alle Länder helfen verderben, mischen sich in alle Kriege, jetzund aber verderben sie sich einander selbst. Ist es aber nicht ein kläglich Ding, daß Fremde und Ausländige Solches von uns sollen wissen und es uns spöttlich nachsagen? Gott sei es geklagt, Gott verzeihe es allen Denen, die bisher eine Ursache gewesen sind, daß man sich nicht hat vergleichen wollen und können. Ich habe mich dieses Endes je und je besorgt. Ich hätte allweg gern zu Frieden und Einigkeit geholfen und gerathen.‘ Auch jetzt noch ermahnt er die Zuhörer, eifrig zu beten um Frieden und Einigkeit. Zum Kriege könne und wolle er nicht auffordern. ‚Wenn wir wider den Türken sollten Macht erzeigen,

[1] H. Pantaleon, Deutscher Nation Heldenbuch, 3. Theil (Basel 1578), S. 358.

[2] Es ist bemerkenswerth, daß in den zahlreichen Schriften des katholischen Ordensmannes Luther niemals genannt wird.

wollte ich gern helfen, das Classicum singen und blasen und mit allem Fleiß dazu vermahnen. Nun aber will es mir nicht ein, daß ich Christen wider Christen soll hetzen, ob ich wohl sehe und lese, doch mit großer Verwunderung, wie etliche Prediger ihren Haufen so greulich und giftig hetzen und treiben zum Kriege, auch wider ihre eigene von Gott gegebene Obrigkeit.'

Das ‚greuliche und giftige Hetzen' der damaligen Prädikanten, ihr ‚Lästern und Schmähen', wird mehr als einmal von diesem ausgezeichneten katholischen Ordensmanne auf's Strengste verurtheilt. ‚Was ist jetzt gebräuchlicher', klagte er im Jahre 1548, ‚als das grausame und vormals bei allen Christen unerhört Schänden und Schmähen? Da schonet man Keinen, weder Geistlich noch Weltlich, weder Papst noch Kaiser. Man hat auch mit dem noch nicht genug, daß man solches Gift mit der Zunge ausrichtet. Nein! Schreiber, Maler, Drucker müssen alle darzu helfen. Und das soll christlich sein! Ja, das thut Niemand mehr als die, so die besten Christen sein wollen. Und an keinem Ort geschieht es mehr als auf den Kanzeln. Das ist dann evangelisch gepredigt, wenn wir unsere Haufen bei aller Leichtfertigkeit, bei Frevel, Muthwillen, Ungehorsam ungestraft hingehen lassen und allein rufen und schreien wider die Abwesenden. Sünden strafen gehört einem Prediger zu; Schänden und Schmähen ist eine Schmach, gehört einem Lügner und leichten Hüppenmann zu.'

Von welchen Grundsätzen Wild selbst bei seiner Thätigkeit sich leiten ließ, ersieht man am besten aus einer denkwürdigen Rede, die er im Jahre 1552 gehalten, zur Zeit als Mainz die Beute einer rohen Soldatesca geworden. Aus Furcht vor dem ‚fürstlichen Mordbrenner' Albrecht von Brandenburg-Culmbach hatte der gesammte Clerus die Flucht ergriffen. Der muthige Franciscaner hielt allein muthig auf seinem Posten aus, unablässig bemüht, die geängstigten Gemüther zu trösten und aufzurichten. Zwar mußte er für einige Wochen seinen geliebten Predigtstuhl lutherischen Prädikanten überlassen; doch gelang es ihm, durch sein männliches Auftreten selbst dem wilden Markgrafen von Brandenburg Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Nach dem Abzug des Feindes hielt Wild einen herrlichen Vortrag, der gleichsam das Programm seiner ganzen Predigerthätigkeit enthält. ‚Was die Zeit her', so sprach er zu den zahlreich versammelten Zuhörern, ‚von Mönchen und Pfaffen, Kutten und Platten ist geredet worden, hoff' ich, soll meinen vergangenen Predigten nicht schaden oder sie desto zweifelhaftiger machen, insonderheit bei euch. Ich laß mich bedünken, ich wolle Christum und die Wahrheit in der Kutte und unter der Platte so wohl predigen können als in einem andern Kleid. Darum weiß ich mich meiner gethanen Predigten weder zu schämen noch zu fürchten. Ob ich wohl Kutte und Platte trage, mein Gewissen gibt mir Zeugniß und ich weiß mich vor Gott sicher, daß ich mit Wissen und Willen Nichts gelehrt

habe, das bös oder wider die Schrift sei. Ich habe mich allzeit und gern bei der Schrift und ihrem rechten Verstand finden lassen, will es auch noch thun. Gottes Gnade und Barmherzigkeit, uns durch Christum erzeigt, habe ich gepredigt, will es noch thun. Das Wort Gottes und Evangelium Christi habe ich verkündigt, aber dermaßen, daß es Keiner seiner Bosheit zum Deckmantel machen kann; will es noch thun, denn also lehren mich die hll. Petrus und Paulus. Auf den Glauben in Christum habe ich allzeit vertröstet und gewiesen, aber nicht auf den müßigen, sondern auf den wahren, lebendigen, kräftigen und thätigen Glauben, der durch die Liebe wirkt; ja neben dem Glauben habe ich euch auch gelehrt die Furcht Gottes, die Liebe und was zu einem christlichen Wesen dienet; will es noch thun, denn also haben gethan Petrus, Paulus und Christus. Alle meine Predigten habe ich zur Besserung des Lebens gerichtet, will es noch thun. Des Holhippens habe ich mich nimmer vermöget, vermag mich dessen noch nicht, weiß auch nicht, worzu es nutz sei, dünkt mich auch keine große Kunst zu sein. Wo sich die Schrift mit unserm Predigen und Leben nicht zutrug, da habe ich gestraft, doch mit Bescheidenheit und auf beiden Seiten, denn ich auf beiden Seiten Mangel sehe und finde; will es noch thun. Das ist bisher meine Lehre gewesen; hoffe, es werde mir's Niemand umstoßen, weiß auch derhalben Nichts darin zu ändern. Solches habe ich nun so weitläufig zum neuen Anfang meiner Predigten sagen müssen, damit ihr sehet, daß doch nicht Alles so bös, verführerisch, teuflisch ist, was Mönche und Pfaffen predigen, wie Etliche meinen. Man findet noch ein arm Dorfpfäfflein, ein armes Mönchlein im Kloster verborgen, das soll es noch Etlichen, die sich Kunst und Schwätzens halber gleich groß dünken, zu rathen geben, wie das Evangelium mit Frucht zu predigen sei. Denn das heiße ich allein recht predigen, wenn man predigt zur Besserung.'

Leider sollte dem ausgezeichneten Theologen nur noch eine kurze Zeit der Wirksamkeit vergönnt sein. Der unermüdliche Ordensmann, der noch nicht sechzig Jahre zählte, war in Folge der allzugroßen Anstrengungen vor der Zeit ein Greis geworden. Er starb am 8. September 1554 [1].

Als der Protestantismus von Sachsen auch nach Schlesien vorzudringen begann, trat dort der Schweidnitzer Minorit Michael Hillebrant auf; seit

[1] Vergl. neben der von Falk (Corp. Cath. 454—455) zusammengestellten Literatur die demnächst als dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1893 erscheinende Arbeit von N. Paulus: Joh. Wild, ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts. Hier im Anhang 2 auch das Nähere über Wild's Schriften im Index der verbotenen Bücher. Der Verfasser, dem ich auch sonst durch Unterstützung meiner Arbeit zu lebhaftem Dank verpflichtet bin, hatte die große Güte, mir in seine Schrift noch vor dem Erscheinen derselben Einsicht zu gestatten. Von Wild's fast zahllosen Predigten gab Jocham einen Jahrgang heraus (2 Bde. Regensburg 1841).

Mitte der dreißiger Jahre vertheidigte derselbe in einer Reihe von Schriften die Kirche gegen die Prediger der Häresie mit ebenso viel Eifer wie Geschick[1]. Das Ordenscapitel der österreichischen Franciscanerprovinz bestellte schon im Jahre 1522 nicht weniger als 39 Controversprediger, um öffentlich die lutherischen Irrthümer zu widerlegen und die angegriffenen Glaubenslehren zu erklären und zu vertheidigen. Unter den Vielen, welche in der genannten Provinz durch Wort und Schrift den Neuerungen entgegenarbeiteten, ragen hervor: Pater Anselm von Wien, Pater Medardus von Kirchen, Pater Ambrosius von Rohrbach, Pater Thomas von Salzburg, Pater Franciscus von Schwaz, Pater Georg von Amberg, Pater Michael von Bruneck, Pater Christoph von Baden, Pater Dionysius von Rain, Pater Johann Camers und viele Andere[2]. Auch Bayern hat eine stattliche Reihe hierher gehöriger Schriftsteller aufzuweisen: so den Bamberger Franciscaner-Observanten Johann Link und Wolfgang Schmilkhofer, deren polemische Abhandlungen leider nicht gedruckt wurden, Johann Albrecht (Domprediger und Guardian in Regensburg), Johann Winzler († 1554 in München)[3] und besonders den hochbedeutenden Caspar Schatzgeyer (geboren 1463 zu Landshut, † 1527 in München).

Schatzgeyer begann seine höheren Studien in Ingolstadt, trat zu Landshut in den Franciscanerorden, wurde später Guardian in München, Ingolstadt und Nürnberg und wiederholt Provincial. Eine milde Natur, versuchte er zu Beginn der Kirchenspaltung in ausgleichendem Sinne zu wirken, erkannte jedoch bald die Aussichtslosigkeit solcher Bestrebungen. Mit einem ganz außerordentlichen Eifer trat er nun für den alten Glauben in die Schranken und entfaltete zu diesem Zwecke eine unermüdliche literarische Thätigkeit, welche bei der erdrückenden Last der Ordensgeschäfte um so höher anzuschlagen ist. Mehr als zwanzig Schriften wurden von ihm im Verlaufe von wenigen Jahren veröffentlicht; er wandte sich in denselben namentlich gegen Luther, Osiander und Johann von Schwarzenberg. Gegen letztern ist gerichtet die ‚Fürhaltung 30 Artikel, so in gegenwärtiger Verwirrung auf die Bahn gebracht und durch einen neuen Beschwörer der alten Schlange gerechtfertigt werden‘, eine durch volksthümlichen Ton ausgezeichnete Arbeit.

---

[1] Es ist das Verdienst Soffner's, das Andenken dieses fast gänzlich vergessenen Streiters wieder aufgefrischt zu haben: Der Minorit Fr. M. Hillebrant. Breslau 1885. Soffner hat auch noch einen andern ausgezeichneten Vorkämpfer der alten Kirche in Schlesien behandelt: Seb. Schleupner, Domherr und Domprediger in Breslau. Breslau 1888.

[2] Gaudentius 19 fll. Aschbach, Universität Wien 2, 175 fll.; 3, 11.

[3] Paulus, Kathol. Schriftsteller 545. 555. 561—562. Die polemischen Tractate Link's sind erhalten im Cod. germ. 4264 der Hofbibliothek zu München.

Vor den vielfachen Mißständen im kirchlichen Leben jener Zeit verschloß Schatzgeyer seine Augen nicht, aber er wußte wohl zu unterscheiden zwischen Reformation und Revolution[1].

Bekannter als alle Genannten ist Thomas Murner, einer der entschiedensten Bekämpfer sowohl Luther's wie Zwingli's. Von der Thätigkeit dieses ebenso fruchtbaren wie geistvollen Schriftstellers, welcher die deutsche Sprache mit großer Gewandtheit handhabte, ist indessen schon so oft die Rede gewesen[2], daß hier eine einfache Erwähnung des bedeutenden Mannes genügt.

Vielleicht noch zahlreichere, jedenfalls gleich treffliche Vorkämpfer des alten Glaubens zählte in seinen Reihen der Orden des hl. Dominicus. Das Auftreten Tetzel's gegen Luther ist hier gleichsam vorbildlich. Auch hier zeichneten sich vor allen die rheinischen Ordensmitglieder aus. Allein in Cöln entfalteten sechs Dominicaner als wackere Vertheidiger des alten Glaubens eine segensreiche literarische Thätigkeit: Jacob von Hochstraten († 1527), Conrad Collin, Bernhard von Luxemburg († 1535), Johann Pessel, Tilmann Smeling und Johann Slotanus. Hochstraten verfaßte nicht weniger als fünf gegen die Religionsneuerer gerichtete Arbeiten: eine Vergleichung der Lehre Luther's mit jener des hl. Augustinus, eine Vertheidigung des katholischen Heiligencultus, eine Abhandlung über das Fegfeuer und zwei Schriften gegen die lutherische Rechtfertigungslehre. Slotanus schrieb speciell gegen die Lehren der Wiedertäufer[3]. Aus dem Herzogthum Berg stammte Johann Host, aus Aachen Matthias Zittardus[4], aus Neuß Wilhelm Hammer.

Ueber das Leben Hammer's ist wenig bekannt. Er studirte in Cöln, wirkte in Ulm, später in Colmar und starb hochbetagt im Kloster Gotteszell bei Schwäbisch-Gmünd. Hammer lebte noch im Jahre 1564, in welchem er seine ‚Commentare zur Genesis' herausgab. Es ist dieß ein durchaus eigen-

[1] Vergl. *Meuser 2, 421 fl. v. Druffel in den Sitzungsberichten der Münchener Academie (1892) 2, 397 fll., und dagegen Passauer Monatsschrift 1893, S. 681 fll. Werner 4, 48. 133. 142. 168, und Hist.-pol. Bl. 79, S. 201 fl. Herr N. Paulus ist mit einer Monographie über Schatzgeyer beschäftigt.

[2] Siehe vorliegendes Werk Bd. 2, 128 fll. 424 fll.; 3, 91; 6, 218—228. 301 fll.; vergl. auch Eubel 68 fll.

[3] Neben Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 433; 6, 1158 siehe namentlich Quetif 2, 71. 130. 135 sq. 175 sq. Werner 4, 46. 129 fl. 212. Lämmer, Vortrid. Theologie 17 fl., und Weiß in den Hist.-pol. Bl. 79, 196. Ueber Collin siehe Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 47—48; über Hochstraten ebenda 2, 47 fll. 51 fll.; vergl. auch Cremens, De J. Hochstrati vita et scriptis (Bonnae 1869), und *Meuser 2, 55 fll.

[4] Quetif 2, 88. 215, und Lammertz in Dieringer's Zeitschr. für kathol. Theol., Jahrg. 2 (1845), Bd. 2, 306—321. Vier noch ungedruckte Predigten von Zittardus, gehalten in Innsbruck 1563, im Münchener Cod. germ. 943.

thümliches Werk. Der Text ist fast ausschließlich durch Belege aus den alten classischen Schriftstellern erläutert; hie und da bei gelegentlicher Erwähnung einzelner Glaubenslehren tritt der Verfasser mit größter Entschiedenheit gegen die Neuerer auf[1].

Süddeutschland gehört Johann Fabri an. Im Jahre 1504 zu Heilbronn in Württemberg geboren, trat er um das Jahr 1520 in den Predigerorden. Welchen Verfolgungen in jener Zeit ein katholischer Priester ausgesetzt war, sollte er bald erfahren. In Augsburg verbot ihm der neugläubige Magistrat das Predigen, in Wimpfen gerieth er sogar in Lebensgefahr. Im Jahre 1540 war Fabri als Prediger in Colmar, später in Freiburg, Schlettstadt und Augsburg mit großem Erfolge thätig. Fast alle Schriften des Unermüdlichen sind in deutscher Sprache abgefaßt, so sein Catechismus, sein Beichtbüchlein und ein Gebetbuch. Aus seinen Predigten entstand die Abhandlung: ‚Ob die Heilige Schrift zum Schaden der Menschen gebraucht werden könne‘. Die Wiedereröffnung des Trienter Concils im Jahre 1551 gab Veranlassung zu einer kleinen Gelegenheitsschrift. Andere Arbeiten richteten sich gegen die Wiedertäufer; den Primat erörterte Fabri in einer kleinen volksthümlichen Abhandlung, in welcher er die Reihenfolge der Päpste und Kaiser angibt. In lateinischen Schriften trat er für die Anwesenheit Petri in Rom und die katholische Lehre vom Glauben ein. Durch eine in deutscher Sprache veröffentlichte Arbeit: ‚Der rechte Weg, den der Gläubige wandeln soll, damit er selig werde‘, ward er in einen Streit mit Flacius Illyricus verwickelt, aus welchem er als Sieger hervorging. Sehr große Verbreitung fand das König Ferdinand gewidmete umfangreiche Werk über das heilige Meßopfer. Daran reihte sich eine Auslegung des Propheten Joel, eine Ermahnung ‚An das edle Bayernland wider das Lästerbuch eines Sectenmeisters‘ und eine gegen Flacius Illyricus gerichtete Vertheidigung des Werkes über die heilige Messe. Einem weitern Wirken setzte der Tod ein Ziel. In der Blüthe des Mannesalters ward der wackere Kämpfer am 27. Februar 1557 dahingerafft[2].

Von sonstigen in Süddeutschland wirkenden Dominicanern sind noch hervorzuheben der Prior von Rottweil, Georg Neudorfer, der gegen Ambrosius Blarer auftrat, und Balthasar Werlin zu Colmar, der wahrscheinliche Verfasser der interessanten Schrift ‚Wider die Verderblichkeit der Colloquia‘[3].

Mit den Genannten ist die Reihe katholischer Vorkämpfer aus dem Dominicanerorden noch nicht erschöpft. Ehrende Erwähnung verdient vor

---

[1] Paulus in den Hist.-pol. Bl. 108, 428 fll.

[2] Paulus, Joh. Fabri, im ‚Katholik‘ (1892) 1, 17 fll. 108 fll. Vergl. 1893, 2, 221 fll.

[3] Falk, Corp. Cath. 460. Paulus, Kathol. Schriftsteller 561.

allen Michael Vehe, der Herausgeber eines der ersten deutschen katholischen Gesangbücher († 1539). Er gehörte zu jenen katholischen Theologen, welche von Kaiser Carl V. den Auftrag erhielten, die Augsburger Confession zu widerlegen, und nahm im Jahre 1534 Theil an dem Leipziger Religionsgespräche. Schon vorher war Vehe mit verschiedenen Schriften gegen die Religionsneuerer hervorgetreten, so mit einer kleinen Abhandlung über die heilige Communion unter Einer Gestalt und mit einer Widerlegung von Bugenhagen's Schrift ‚Wider die Kelchdiebe'. Letztere Arbeit zeichnet sich durch ihren volksthümlichen Ton, feine Ironie und sprachliche Gewandtheit aus. Wenn Derbheiten nicht fehlen, so muß man erwägen, daß es sich um eine Antwort auf eine heftige Schmähschrift handelt. Im Allgemeinen war Vehe durchaus gegen eine leidenschaftliche Polemik, und in seinen anderen Schriften legte er denn auch die größte Mäßigung an den Tag; so in der trefflichen, im Jahre 1532 erschienenen Abhandlung: ‚Wie unterschiedlicher Weise Gott und seine auserwählten Heiligen von uns Christen sollten verehrt werden.' Von hervorragender Bedeutung sind auch seine lateinischen Tractate über die wichtigsten religiösen Streitpunkte, welche drei Jahre später erschienen. Mit besonderer Sorgfalt wird hier die Lehre von der Kirche und den allgemeinen Concilien sowie diejenige von der Rechtfertigung, vom Glauben und den guten Werken erörtert. Obgleich diese Arbeiten zu den besten apologetischen Schriften gehören, welche damals in Deutschland zum Schutze des alten Glaubens erschienen, waren sie doch bis auf die neueste Zeit fast gänzlich unbeachtet [1]. Ebenso unbekannt war bis vor Kurzem Bartholomäus Kleindienst, welcher Anfangs der fünfziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zu Augsburg in den Predigerorden trat, aber bereits im Jahre 1560 starb. Kurz nachher erschien seine ‚Rechtcatholisch und evangelisch Ermahnung an seine lieben Deutschen'; sie ist hauptsächlich an jene Christen gerichtet, ‚die im Glauben schwach, oder auch irrig und zweifelhaftig und doch sonst gutherzig sind' [2].

Ein Schüler von Vehe war Johann Dietenberger, einer der besten katholischen Vorkämpfer, deren Deutschland in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich zu rühmen hat [3]. Um das Jahr 1475 zu Frankfurt am

[1] Erst Paulus in den Hist.-pol. Bl. (1892) 110, 469 fll. hat Vehe die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt. Siehe auch *Meuser 2, 535.

[2] Siehe Paulus in den Hist.-pol. Bl. 109, 485 fll. Paulus entgangen ist die Triplex ratio qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam superioris Germaniae facile et optime reformare valeant, rev. patribus eiusdem ordinis Gamundiae ad celebrandum provinciale capitulum congregatis proposita per Frid. Barth. Klaindinst. 1558. (A. Dressel,) Vier Documente aus römischen Archiven (Leipzig 1843) S. 69—90.

[3] Für das Folgende vergl. die vortreffliche Monographie von H. Wedewer und deren Besprechung durch Janssen in den Hist.-pol. Bl. 103, 54 fll.

Main geboren, trat er frühzeitig in das dortige Dominicanerkloster ein und erwarb sich im Jahre 1515 in Mainz den Doctorgrad der Theologie. Das Vertrauen seiner Mitbrüder verschaffte ihm wiederholt das Ordenspriorat in Frankfurt und Coblenz; theologische Vorlesungen hielt er zu Coblenz und Mainz; im Jahre 1530 gehörte er auf dem Augsburger Reichstage zu den zwanzig Confutatoren der Augsburger Confession. Seit dem Jahre 1532 wirkte er als Professor der Exegese an der Hochschule zu Mainz, wo er am 4. September 1537 starb. Nicht weniger als zweiundzwanzig gedruckte und zwei ungedruckte Schriften sind von Dietenberger erhalten. In allen zeigt er sich als ein ebenso gelehrter wie schlagfertiger Polemiker, welcher die von den Neuerern angegriffenen Glaubenssätze mit denselben Waffen vertheidigte, womit sie angegriffen wurden: mit zahlreichen Belegen aus der Heiligen Schrift. Auch in anderer Weise bekämpfte Dietenberger seine Gegner mit den Mitteln, die jene selbst mit so viel Erfolg angewandt, indem er kleine Tractate verfaßte, die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden. Hierher gehören die Abhandlungen: ‚Obe die Christen mügen durch iere guten Werck das Hymelreich verdienen'; ‚Daß Jungfrauen die Klöster nümer götlich verlassen mögen'; ‚Von Menschenlehr'; ‚Obe der Gelaub allein selig mache'; ‚Wie man Gotes Heiligen in dem Hymmel anruffen soll'; ‚Ob S. Peter zu Rom gewesen' und so weiter.

Es gibt wenige Schriften aus der damaligen Zeit, in welchen die einzelnen kirchlichen Lehren so trefflich und faßlich für das Volk auseinandergesetzt werden wie hier. Zuweilen bedient er sich auch des Verses, so zum Beispiel in seiner im Jahre 1524 veröffentlichten Schrift über die Heiligenverehrung. Es heißt hier:

Anbeten soll man Gott allein,
Die Heiligen bitten in gemein
Als Mithelfer vor Gott zu ston,
Erwerben Gnad, die wir nicht hon,
Welche gibt Gott und niemandes mer.
Fürbitt der Heiligen hilft doch sehr. . .
Wer die Heil'gen anruft und Gott,
Oder sie eert in ein'ger Not,
Zuvor ruft an und eert er Gott,
Zu welchem er sein Hoffnung hot
Als der allein ihm helfen kann. . .

Ueberaus erbaulich spricht er über das Ordensleben und die verschiedenen Stufen der Ordensleute, zum Beispiel: ‚Wir sehen bei Christi Leiden drei Arten von Kreuzen: das eine des Erlösers, das zweite des Erlösten und das dritte des Verdammten. Das erste tragen die Vollkommenen, sie freuen sich über Kreuz und Leid, sie sehnen sich nach mehr, sie erachten alles Leid für

Gewinn. Das zweite tragen Andere, welche nicht in eben derselben Weise wie die Ersten darüber jubeln; aber sie tragen es geduldig in der Hoffnung auf ewigen Lohn, sie überwinden sich, sie thun sich Gewalt an, um das Himmelreich an sich zu reißen. Welches Glück war es doch für den bekehrten Räuber, daß er an's Kreuz geheftet war, daß er nicht von demselben heruntersteigen konnte, da er sonst gar leicht der Versuchung nachgegeben hätte! Ebenso wirkt auch bei den Ordensleuten das Gelübde, die Einsamkeit, der Gehorsam, das Fasten, die Abtödtung und Anderes, wozu der Stand sie zwingt, daß sie die Versuchung überwinden, und zwingt sie so, standhaft zu bleiben. Das dritte Kreuz endlich tragen Manche ohne Lohn, obgleich sie sein Leid doch dulden; das liegt nicht am Stand und am Gelübde, sondern daran, daß sie Gutes schlecht gebrauchen, daß sie das, was ihnen Heilmittel sein sollte, durch eigene Schuld in Gift verwandeln.'

‚Es ist daher unwahr,' fährt Dietenberger in einer Apostrophe an Luther fort, ‚wenn du behauptest, der Ordensstand sei gefährlich: nicht der Ordensstand, sondern der Mißbrauch der Gnaden, der Mißbrauch des Guten ist gefährlich. Dasselbe gilt vom Evangelium und von allem Guten: es kann mißbraucht werden. Das sehen wir an allen Ständen: wie oft ist da ein großer Widerspruch zwischen dem Leben des Inhabers und der Vollkommenheit und Erhabenheit des Standes! Warum wirfst du dem Ordensstand etwas vor, was er mit allen Ständen gemein hat? Warum schließest du nicht lieber auf die Vortrefflichkeit des Ordensstandes aus dem frommen Leben und musterhaften Wandel der guten Ordensleute, wie du aus dem schlechten Wandel Weniger auf die Gefährlichkeit des ganzen Standes schließest? War denn der Kelch des Herrn deßhalb gefährlich, weil ein Judas daraus trank? Die Schlechtigkeit einzelner Mönche kommt nicht aus dem Ordensstand, sondern aus ihrem eigenen Herzen, welches das Gute mißbraucht. So wenig die Versammlung der Apostel wegen der Schlechtigkeit des Judas geschmäht werden darf, ebensowenig wird der Ordensstand durch die Laster jener Wenigen befleckt, welche von demselben abgefallen sind.' [1]

Eine ganz vortreffliche Schrift ist Dietenberger's Widerlegung der Augsburger Confession. An die Spitze dieser im Jahre 1532 erschienenen Arbeit stellte er eine ausführliche Erörterung über die Kirche und ihre Gewalt. Damit traf er den Kern der Sache und vermied den Fehler vieler anderer katholischen Theologen, welche sich vor Erledigung dieses Hauptpunktes ausschließlich in verhältnißmäßig belanglose Einzelheiten der Glaubenslehre verloren [2].

Die zahlreichen gründlichen polemischen Schriften Dietenberger's krönten als Hauptwerke seines Lebens seine Verdolmetschung des Alten und Neuen Testa-

[1] Wedewer, Dietenberger 304 fll. [2] Wedewer, Dietenberger 141—142.

mentes und sein nach Inhalt, Sprache und Form vortrefflicher Catechismus. Er wollte durch letzteres Werk dafür sorgen, daß Jeder seinen Glauben vertreten könne; aber seine Arbeit ‚hat keine Spur von Gehässigkeit gegen Andersgläubige; es ist die ruhigste und edelste Sprache, die liebevollste Unterweisung über die Pflichten des frommen Christen, frei von Bitterkeit und Polemik, die sich in diesem Buche ausspricht. Dasselbe ist ein schönes Zeugniß dafür, daß Dietenberger, wenn er zuweilen scharf und heftig gegen die neue Lehre schrieb, dieses nicht aus Gehässigkeit und bösem Willen that, sondern weil er der Meinung war, daß die Zeitumstände „wider unsere und der christlichen Kirche Gewohnheit" dieses erforderten. Hier aber, wo er nicht zur Bekämpfung der Feinde, sondern zur Belehrung der treuen Kinder der Kirche schrieb, herrscht überall die Sprache eines liebevollen Herzens vor.‘ [1] Ein besonderer Vorzug des Catechismus besteht darin, daß bei den Geboten zugleich auch die Uebertretungen angegeben sind, wodurch eine größere Vollständigkeit erzielt wird.

Die Eintheilung des Catechismus: Glaube, Gottes Gebote, Gebet und Sacramente, entspricht den uralten catechetischen Hauptstücken der Kirche: sie kehren entweder alle oder doch größtentheils auch in den übrigen Catechismen des sechzehnten Jahrhunderts wieder, so in den Arbeiten von Wizel, Johann Fabri, Gropper, Michael Helding und Johann von Maltitz (Bischof von Meißen 1538—1549). Der Catechismus des Letztern, eine culturgeschichtlich sehr wichtige Arbeit, ist besonders für das christliche Haus berechnet; die hier gegebenen Erörterungen über die Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen, passiven Widerstand, das Verhältniß von natürlichem, geistlichem und kaiserlichem Recht, Vertrag, Wucher, Erziehung der Schüler und so weiter müssen als vortrefflich bezeichnet werden [2].

Mit Dietenberger innig befreundet war Ambrosius Pelargus. Um 1493 zu Nidda in Hessen geboren, trat derselbe zu Frankfurt in den Dominicanerorden und bezog im Jahre 1519 die Heidelberger Universität. Schon wenige Jahre später vertheidigte der junge Ordensmann zu Basel ebenso lichtvoll wie gründlich das heilige Meßopfer gegen die Angriffe der Neuerer und ward dadurch in einen Streit mit Oecolampadius verwickelt. Von 1529—1533 wirkte Pelargus in Freiburg. Hier verfaßte er mehrere kleine Schriften, welche namentlich die Ansichten der Wiedertäufer und Bilderstürmer widerlegen. Gegen Brenz richtete sich eine Arbeit über die Ketzerstrafen. Im Jahre 1537 siedelte Pelargus nach Trier über, wo er bis zu seinem Tode an der

---

[1] Wedewer, Dietenberger 207—208.

[2] Näheres bei Moufang, Kathol. Katechismen des 16. Jahrhunderts 1 fll. 107 fll. 135 fll. 243 fl. 365 fl. 415 fl. 467 fl.

Universität wie als Domprediger eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Im Jahre 1540 nahm er an dem Wormser Religionsgespräche, 1546 und 1551 am Concil zu Trient Theil[1].

Die bisher erwähnten Dominicaner gehörten der sogenannten deutschen Provinz an. Auch in der sächsischen Provinz wirkten eine Anzahl von Jüngern des hl. Dominicus schriftstellerisch gegen die Religionsneuerer: so Hermann Rab, Petrus Rauh von Ansbach, Cornelius de Snekis, Augustin von Getelen[2] und namentlich Johann Mensing, Provincial der sächsischen Provinz, später Suffragan von Halberstadt († um 1541). Bereits im Jahre 1523 trat dieser gelehrte Ordensmann mit einer apologetischen Schrift hervor; drei Jahre später veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über den Opfercharacter der heiligen Messe. Eine vortreffliche, ächt volksthümliche Arbeit ist die im Jahre 1528 von Mensing herausgegebene Schrift über die Autorität der Kirche. Demselben Jahre entstammt eine Widerlegung der ,unsinnigen' Lehre Amsdorf's, der Glaube allein ohne alle guten Werke genüge dem Menschen zur Seligkeit. Auch diese Abhandlung zeichnet sich, wie durch Klarheit, so durch eine volksthümliche Sprache aus. Durch den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg kam Mensing im Jahre 1529 nach Frankfurt an der Oder, wo er als Prediger und Universitätsprofessor segensreich wirkte. In der Begleitung des genannten Fürsten besuchte Mensing im Jahre 1530 den Augsburger Reichstag; gegen die Apologie Melanchthon's trat er mit zwei Schriften hervor; in der einen behandelt er die Lehre von der Erbsünde, in der zweiten die Rechtfertigung durch den Glauben. ,Gern wollt ich,' heißt es in der Vorrede der ersten Schrift, ,wenn es nicht gemeiner Christenheit nachtheilig, höflicher und gelinder reden; dieweil aber die Widersacher mit ihren Lügen fast alle frommen Lehrer sammt der ganzen Christenheit wollen zu Pelagianern und also zu Ketzern machen, wie ihre Apologie ausweiset, kann ich sie nicht verschonen. Ich muß ein Ding nennen, wie es heißt, und mehr die vielen heiligen Männer verschonen, als die Lutheraner, die sich keiner Lüge schämen.'[3]

Die genannten Namen, die sich noch leicht vermehren ließen, zeigen deutlich, welch große Bedeutung den Orden für die Kirche in wissenschaftlicher Hinsicht zukommt. Sie sind auch eine Widerlegung der Fabel von der all-

[1] Siehe Paulus in den Hist.-pol. Bl. (1892) 110, 1—14. 81—97. Vergl. vom vorliegenden Werke 5, 211.

[2] Quetif 2, 82 sq. Paulus, Kathol. Schriftsteller 557. 560 und Nachtrag 215. Siehe auch Wrede, Einführung der Reformation im Lüneburgischen (Göttingen 1887) S. 112. 121. 142 fl.

[3] Vergl. * Meuser 2, 267 fl., und Paulus im ,Katholik' (1893) 2, 21 fll. 120 fll.

gemeinen Versunkenheit der Klöster zur Zeit der Kirchenspaltung. Aber auch aus dem deutschen Weltclerus haben zahlreiche Gelehrte damals in den großen theologischen Streit eingegriffen. In Erfurt, wo Luther selbst studirt, schied sich die Universität sofort in zwei Parteien. Auf der antilutherischen Seite stand Jodocus Truttvetter, einer der angesehensten deutschen Theologen. Nur der Tod im Jahre 1519 hinderte den gelehrten Forscher, sich an dem literarischen Streit zu betheiligen, der bald in Erfurt hohe Wogen schlug. Welchen Antheil an demselben der Augustiner Usingen nahm, wurde bereits erwähnt. Neben ihm trat besonders der Humanist Johann Femelius hervor; er versuchte sich mit richtigem Verständniß der Zeit in der Form populärer Polemik. In seiner Schrift über die Heiligenverehrung wollte er den einfältigen Laien, ‚nicht so fast lange Zeit in der Schrift geübt‘, in den Stand setzen, sich bei diesen Wirren ein ruhiges und richtiges Urtheil zu bilden. Er ermahnt ihn, ‚nicht so muthwillig und freventlich in dieser hohen, großen Sache zu urtheilen‘, wie bisher, und vor Allem sich nicht durch den Lärm der Prädikanten irre machen zu lassen. Alle Argumente, welche sie bis auf diesen Tag in Erfurt vorgebracht hätten, seien unzulänglich und nur scheinbar, bestünden nur in ‚Pochen, Pultern und Stormen‘. Durch einige gelungene Nachbildungen ihrer beliebtesten Argumente sucht er dieß anschaulich zu machen. Mit St. Paulus, auf den sie sich so häufig und gern beriefen, stimmten sie wie ‚ein großer Brommochse mit einer jungen Nachtigall‘. Grobe, finstere Köpfe seien es, ‚welche auch das da ganz wahrhaft ist, in ärgsten Verstand wenden, und ein närrisches Urtheil fällen in den Sachen, die sie gar nicht verstehen‘ [1].

Während in Erfurt der Kampf zwischen Katholiken und Protestanten an der Universität noch längere Zeit fortdauerte, wurde zunächst die Hochschule von Basel, im Jahre 1535 die von Tübingen mit Gewalt den Katholiken entrissen. Um so wichtiger war es, daß Herzog Georg von Sachsen den katholischen Character der Universität Leipzig wahrte und dadurch ein Bollwerk der Kirche im nördlichen Deutschland erhielt. Ebenso wichtig aber war es, daß der genannte Fürst, durchdrungen von der Bedeutung des literarischen Kampfes gegen die Wittenberger, sich mit höchstem Eifer der Vorkämpfer der Kirche annahm. Bis zu seinem Lebensende hatte Georg stets eine Anzahl von katholischen Gelehrten um sich, welche gegen Luther und sein Werk literarisch thätig waren [2].

In Georg's Diensten stand schon seit 1504 der einer angesehenen schwäbischen Adelsfamilie entstammende Humanist Hieronymus Emser, geboren

[1] Kampschulte, Erfurt 2, 162—163; vergl. Döllinger 1, 611, und Paulus, Usingen 38 ff.

[2] Siehe Hist.-pol. Bl. 46, 463.

1478, Priester seit 1518[1]. Anfangs mit Luther befreundet, gerieth er schon im Jahre 1519 mit demselben in heftigen Streit. Die Veranlassung dazu war, daß Emser in einem offenen Briefe an den Leitmeritzer Propst Johann Zack Luther's wundesten Punkt, sein Verhältniß zu den husitischen Böhmen, berührt hatte. Der Wittenberger Doctor trat nun in seiner heftigen Art in einer eigenen Schrift gegen den ‚Bock' Emser auf. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig. Schon im November 1519 war seine Vertheidigungsschrift vollendet. ‚So kann denn', heißt es hier, ‚keine Schrift von dir in die Welt ausgehen, sie sei denn voll cynischer Wuth und wie mit den Zähnen eines Hundes gewaffnet? Dein Vater ist Belial, der Vater aller frechen Mönche. Dieses Aufreizende und Höhnende in deinen Schriften ist nicht der Geist Christi; es muß noch neue Spaltung und großes Aergerniß in der Kirche verursachen.' Die Anhänger Luther's fühlten sich durch Emser's Schrift derart getroffen, daß sie dieselbe öffentlich verbrannten. Daß Emser damit nicht vernichtet sei, sollten sie bald genug erfahren. Schon Anfangs 1521 erschien derselbe wieder auf dem Kampfplatz mit der scharfen Schrift: ‚Wider das unchristliche Buch Martini Luthers Augustiners an den teutschen Adel.'[2] Luther hatte ‚durch Verrath' den ersten Bogen dieser Arbeit erhalten; dieß genügte ihm zur Abfassung einer Gegenschrift ‚An den Bock zu Leipzig'. Dieser antwortete mit der Flugschrift ‚An den Stier zu Wittenberg' und rief dadurch Luther's Abhandlung ‚Auf des Bocks zu Leipzig Antwort' hervor. Emser erwiederte ‚Auf des Stieres zu Wittenberg wüthende Replica'. Als Luther seinem ‚Esel' Emser noch eine eigene Vertheidigungsschrift gegen dessen Angriffe auf das Buch an den deutschen Adel entgegensetzte, trat Emser im Jahre 1521 mit einer ‚Quadruplica' hervor. Luther wollte jetzt dem Amsdorf seine Vertheidigung übertragen; er änderte jedoch sein Vorhaben und wandte sich nochmals selbst gegen den gefährlichen Gegner[3], der aber wieder sofort antwortete. Im Jahre 1522 trat Emser mit einer Schrift gegen Carlstadt auf und übersetzte mehrere antilutherische Abhandlungen in's Deutsche. Im Jahre 1523 erschien seine dem Kaiser gewidmete ‚Verwarnung wider

[1] Vergl. J. J. Müller in den Unschuld. Nachrichten 1720. 1721 und 1726. Waldau, Emser's Leben und Schriften. Ansbach 1783. Erhard in Ersch-Gruber (1. Section) 34, 161—167. Aschbach, Kirchenlexikon 2, 576 fl. Allgemeine deutsche Biographie 6, 98 fll. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 4, 479 fll. Enders, Luther und Emser, ihre Streitschriften aus dem Jahre 1521, Bd. 1—2. Halle 1889—1891. P. Mosen, H. Emser, der Vorkämpfer Roms gegen die Reformation. Leipziger Diss. Halle 1890.

[2] Die in dieser Schrift enthaltene ergreifende Mahnung an die deutsche Nation siehe Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 110 fl.

[3] Der Protestant Maurenbrecher (Kathol. Reformation 1, 175) bemerkt: Emser's ‚Angriffe nahm Luther wohl die Miene an zu verachten, aber sie verwundeten ihn doch mehr, als er eingestand'.

den falsch genannten Ecclesiasten und wahrhaften Erzketzer Martin Luther'; hier werden besonders die Rechtfertigungslehre seines Gegners und dessen seltsame Theorien über das Sacrament der Ehe beleuchtet[1]. Im folgenden Jahre vertheidigte Emser gegen Zwingli das Alter des Meßcanons und den Inhalt der Gebete desselben. Der Bauernkrieg gab Veranlassung zu neuen Abhandlungen, in welchen Luther in gebundener und ungebundener Rede auf das schärfste angegriffen wurde[2]. Wahrscheinlich stammt auch das satirische ‚Bockspiel Martin Luther's' aus der Feder Emser's[3], der bis zu seinem Tode, welcher im November des Jahres 1527 erfolgte, unermüdlich gegen die Religionsneuerer literarisch thätig war.

Das Gewicht, welches Emser mit seinen Schriften gegen Luther in die Wagschale warf, ist nicht zu unterschätzen. Seine Formgewandtheit erkennen auch die heftigsten Gegner an. In der deutschen Prosa ist er von wenigen seiner Zeitgenossen übertroffen worden[4]. Zur Aufklärung des Volkes haben die zahlreichen Flugschriften des unermüdlichen Streiters außerordentlich viel beigetragen. So scharf und schonungslos auch Emser gegen Luther und dessen Anhänger vorging, so läugnete er doch nicht die Nothwendigkeit einer Abstellung der kirchlichen Mißbräuche; aber er wollte dieselbe auf dem rechtmäßigen Wege durch die dazu ordnungsmäßig bestellten Organe durchgeführt wissen. Mit aller Kraft wandte er sich deßhalb gegen die Neuerer, welche mit dem Mißbrauch auch die Sache selbst zu zerstören suchten. ‚Reformiren soll man, nicht zerstören,' sagt er in seinem ‚Apologeticon' gegen Zwingli; ‚verehren die Heiligen, nicht sie verachten; besser soll der Priesterstand werden, aber fortbestehen. Weg mit unnöthiger Kleiderpracht! Den Armen soll man Almosen geben. Möchten die Prälaten ihre Schäflein weiden, nicht verzehren, die geistlichen Stellen der Tugend und der Wissenschaft zufallen, nicht dem Ehrgeiz und dem Adelsdiplom! Die Prediger mögen auffordern zu beten, nicht zu verfolgen, zu verzeihen, nicht zu verfluchen!'[5]

Eine noch weit größere literarische Thätigkeit als Emser entfaltete sein Freund Johann Cochläus[6]. Seitdem derselbe im Jahre 1522 in seiner Ab-

---

[1] Vergl. Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 220. 291. 296.

[2] Vergl. Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 584 fl.

[3] Vergl. Janssen im ‚Katholik' (1889) 1, 184; siehe auch Bd. 6 des vorliegenden Werkes S. 302—310.

[4] Sagt Mosen 21, der sonst fast überall seinen Helden herunterzusetzen sucht.

[5] Vergl. Mosen 55 fl. 58. Siehe auch Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 289.

[6] Da leider eine Fortsetzung der Arbeit über Cochläus von Dr. Otto in Folge des leidenden Zustandes dieses Forschers nicht zu erwarten ist, bleibt eine Monographie über die polemische Thätigkeit dieses nach Eck wohl bedeutendsten katholischen Vorkämpfers dringend zu wünschen. Die Dissertation von U. de Weldige-Cremer (Monasterii 1865) ist nicht genügend. Geß (Joh. Cochläus. Berlin 1886) wollte nur

handlung über die heiligen Sacramente offen gegen Luther aufgetreten[1], verging fast kein Jahr, in welchem er nicht gegen die falschen Lehren der Religionsneuerer seine Stimme erhoben hätte. Die Form der polemischen Schriften des Cochläus ist durchaus rhetorisch. ‚Es ist, als ob seinem lebhaften, stürmischen Geiste die ruhige wissenschaftliche Untersuchung der Streitpunkte, welche sich streng innerhalb der Grenzen ihres Gegenstandes hält und nur Schritt vor Schritt in der Entwicklung desselben vorangeht, zu enge, zu lästig und langweilig würde; zu wiederholten Malen, so oft sich nur Gelegenheit dazu bietet, macht er seinem von Schmerz und Unmuth bewegten Herzen Luft in kürzeren und längeren Schilderungen der damaligen Zustände, in Anreden an Luther und dessen Anhänger, in Ermahnungen, Warnungen und heftigen Invectiven. Auch kleine Witze verschmäht er nicht.‘ ‚Vermöge seiner theologischen Bildung schwankt Cochläus niemals in der Beurtheilung der oft so neuen und paradoxen Lehren Luther's; sein Scharfsinn und die philosophische Durchbildung seines Verstandes lassen ihn sogleich den Punkt erkennen, auf den es vor Allem ankommt; seine große Belesenheit in der Heiligen Schrift gibt ihm jederzeit Stellen in Menge an die Hand, welche den Gegner wuchtig treffen, und die vielseitige Bildung, welche er sich erworben hatte, befähigte ihn, seine Sätze aus mannigfachen Wissensgebieten zu erläutern und seine Darstellung mit einem gewissen Schmuck zu umkleiden.‘

Diesen Lichtseiten stehen freilich auch Schattenseiten gegenüber: häufige Wiederholungen, Herbeiziehen von Dingen, die nicht zu der Sache gehören, Heftigkeit und Härte der Ausdrücke, zuweilen auch Flüchtigkeit und Mangel an Feile. ‚Cochläus arbeitete sehr rasch und, wie es scheint, mit fieberhafter Erregtheit.‘[2] Als Christ, als Theologe, als Deutscher empfand er die Verheerungen der politisch-kirchlichen Revolution auf das tiefste und setzte deßhalb seine ganze Kraft ein, um die Sturmflut des Lutherthums einzudämmen. ‚Den in stürmischer Hast sich mehrenden Flugschriften Luther's und seiner Partei, welche das Volk vergifteten, mußte rasch das Gegengift folgen, wenn nicht Alles verloren gehen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die meisten Schriften des Cochläus zu beurtheilen. Sie sind ebensowenig wie die

---

Beiträge liefern; auf 62 Seiten kann allerdings ein Schriftsteller wie Cochläus nicht genügend behandelt werden.

[1] Bekannt ist, daß Cochläus wie so viele Andere Anfangs das Auftreten Luther's freudig begrüßte, weil er die Anbahnung einer wirklichen Reform erwartete. Wie sich allmählich bei ihm eine Sinnesänderung vollzog, zeigt, mit Berücksichtigung einer Abhandlung von Kolde, Dittrich im Hist. Jahrb. 10, 110 fl.

[2] Otto, Cochläus 126. 130; vgl. Aschbach, Kirchenlexikon 2, 123. ‚Eine verhältnißmäßig bedeutende formale Gewandtheit in fast allen seinen Schriften‘ erkennt auch Geß 58 an.

lutherischen Bücher gelehrte Untersuchungen für die Theologen von Fach, sondern lediglich Flugschriften zur Aufklärung und Orientirung für die Gebildeten, sowohl Geistliche als Laien, von denen sich damals sehr viele für theologische Dinge auf das lebhafteste interessirten.' [1]

Cochläus' Eifer war so groß, daß er selbst eine günstige Stellung in Rom ausschlug, um in der Heimath seine ganze Kraft zur Vertheidigung der alten Kirche einzusetzen. In Frankfurt, wo er Decan des Liebfrauenstiftes war, hatten seine Schriften ihn bei der neugläubigen Bürgerschaft so verhaßt gemacht, daß er sich gezwungen sah, im Jahre 1525 die Stadt zu verlassen. Er wandte sich nach Mainz, und da er sich auch dort nicht sicher fühlte, nach Cöln. Im folgenden Jahre erhielt er von Papst Clemens VII. ein Canonicat zu St. Victor bei Mainz, ward aber schon im Jahre 1527 durch Herzog Georg von Sachsen als Nachfolger Emser's nach Dresden berufen. Hier trat er zu dem Landesherrn in ein höchst vertrautes Verhältniß, das erst der Tod des edlen Herzogs im Jahre 1539 löste [2]. Cochläus' literarische Thätigkeit an seinem neuen Wohnsitze war eine sehr weit verzweigte. Nicht nur verfaßte er Vertheidigungsschriften für Herzog Georg gegen Luther und gab seinen Namen zu Abhandlungen her, die von jenem stammten: er trat auch mit einer Reihe selbständiger Arbeiten hervor. Schon im Jahre 1529 erschien die heftige Streitschrift gegen den ‚Siebenköpfigen' Luther. Die unzähligen Widersprüche, in welche dieser sich verwickelt, werden hier zusammengestellt; allein in der Lehre vom Abendmahl wies Cochläus in einer besondern Schrift seinem Gegner 64 Widersprüche offenbaren Meinungswechsels nach. Der Ton ist ein überaus heftiger, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Cochläus von den Wittenbergern durch Schimpfwörter wie ‚Kochlöffel', ‚Rotzlöffel', ‚Ginlöffel' und so weiter gereizt worden war [3]. Ueber den Zweck der Schrift sagt er selbst, er habe dieselbe aus den lateinischen und deutschen Schriften Luther's zusammengestellt einmal ‚wegen der katholischen Prediger, damit sie die Lutherischen auf ein jeglich movirten Question durch Luther's eigne Schrift ohne langes Nachsuchen und Bemühung abfertigen und zu Schanden machen. Dann von wegen der ausländischen Nationen, damit die Gelehrten, so der teutschen Sprache unerfahren, in einem künftigen Concilio gleich ein kurtzen Weg hätten, daraus sie abnehmen möchten, wie und was Luther teutsch geschrieben, und ihn also daher als ein Schalcksknecht von seinem eignen Mund urtheilen könnten' [4].

In dasselbe Jahr 1529 fällt die kleine Schrift ‚25 Ursachen, unter Einer Gestalt das Sacrament den Laien zu reichen'. Im Jahre 1530 nahm

[1] Otto, Cochläus 131. [2] Geß 27. 34. 36.

[3] Werner 4, 54. Geß 38. Die Widersprüche Luther's hob Cochläus auch in anderen Schriften hervor. Siehe Werner 4, 173 ff. Weldige-Cremer 60.

[4] Cochläus, Historia M. Luther's, deutsch durch J. Ch. Hüber 421.

Cochläus in Augsburg an der Confutation der Confession Theil [1] und widmete sich dann wieder der Abfassung kleinerer und größerer Schriften gegen die Religionsneuerer. Von den streitigen Lehren werden in denselben namentlich Transsubstantiation, Messe und Erbsünde behandelt. Neben Luther ist es jetzt hauptsächlich der literarische Stimmführer der Neugläubigen, Philipp Melanchthon, gegen welchen Cochläus seine Angriffe richtet. Wie in dem ‚Siebenköpfigen Luther‘, so deckt er in seinen ‚Philippiken‘ die Widersprüche seines Gegners schonungslos auf. Er verleiht hier der Ansicht Ausdruck, daß die offenen Angriffe und Schmähungen Luther's nicht so schlimm seien wie die ‚schlangenartige List und Heuchelei‘ Melanchthon's. Die drei ersten ‚Philippiken‘ waren bereits im Jahre 1531 vollendet; 1532 entstand die vierte. Das Werk konnte jedoch erst 1534 erscheinen, da es Cochläus an Geld zur Bestreitung des Druckes fehlte. In demselben Jahre 1534 veröffentlichte der Unermüdliche unter Anderm auch eine Rechtfertigung der Heiligenverehrung. In den nächsten Jahren behandelte er in verschiedenen Schriften besonders die Concilsfrage [2].

Der Tod seines Gönners Herzog Georg und die Unterdrückung der katholischen Kirche in Sachsen zwangen Cochläus im Jahre 1539, auf's Neue den Wanderstab zu ergreifen. Zuerst begab er sich nach Breslau, wo er ein Canonicat erhielt. Dann nahm er an den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg Theil, ohne jedoch eine bedeutendere Rolle zu spielen. Er hielt von Ausgleichsverhandlungen dieser Art nicht viel. ‚Mit den Lutheranern concordiren heißt ein größeres Schisma hervorrufen‘, schrieb er. Im Jahre 1543 folgte er einer Einladung des Bischofs Moritz von Hutten nach Eichstätt und begleitete denselben 1546 zu dem Regensburger Religionsgespräche. Auch während dieser Zeit war er unermüdlich literarisch thätig. Im Jahre 1543 erschien seine gegen Bullinger gerichtete Schrift ‚Ueber die Autorität der canonischen Bücher und der Kirche‘, welche zu dem Besten und Besonnensten gerechnet wird, was seiner Feder entfloß. Als Bullinger antwortete, ließ auch Cochläus 1544 eine Erwiederung erscheinen, in welcher er vornehmlich die Fragen von den Erkenntnißquellen des kirchlichen Lehrbegriffes durchsprach. Zwei Jahre später trat er mit einer Abhandlung gegen Melanchthon und die protestantischen Collocutoren des Regensburger Religionsgespräches hervor; in den Jahren 1548 und 1549 weilte er in Mainz. Im Sommer des letztgenannten Jahres zog er sich, ruhebedürftig und körperlich gebrochen, nach Breslau zurück. Hier starb er am 10. Januar 1552 [3].

[1] Vergl. Ficker XXII fl. XXIX. XXX. XLV. XLVIII. LVI fl. XCII fl.

[2] Vergl. Lämmer, Vortrid. Theologie 56 fll. Werner 4, 101. 154. 229 fll. Weldige-Cremer 58 sq.

[3] Vergl. Geß 47—57. Werner 4, 231. 234.

Bei einem solch unruhigen und unsteten Leben verdient die unermüdliche literarische Thätigkeit des Cochläus hohe Anerkennung [1]. Nicht bloß sein Eifer und seine Arbeitskraft, sondern auch seine Opferwilligkeit sind geeignet, Bewunderung zu erregen. Wie so viele andere katholische Vorkämpfer, mußte auch er die Herstellungskosten für seine Werke meist selbst tragen. Wiederholt klagt er über diese Zustände [2]. So schreibt er am 20. November 1540 von Worms aus an einen in Rom weilenden Freund: ‚Seit 20 Jahren war uns katholischen Schriftstellern gegenüber den Häretikern Nichts verhängnißvoller als die große Unzuverlässigkeit und Nachlässigkeit der Buchdrucker sowie der Mangel an Geld: die Unzuverlässigkeit, weil sie mit den gröbsten Fehlern drucken; die Nachlässigkeit, weil sie Nichts absetzen und verbreiten wollten; der Geldmangel, weil die fast sämmtlich dem Lutherthum ergebenen Verleger nur um unser schweres Geld zu Diensten waren. Wenn Ew. Gnaden mir nicht glauben wollen, so mögen sie die übrigen hier Anwesenden fragen, besonders Eck, Nausea und Mensing, die selbst ziemlich viele Schriften veröffentlicht haben. Bei dieser Sachlage, da ich weder zu Cöln noch zu Mainz, Straßburg, Leipzig, Augsburg Drucker bequem haben konnte, sah ich mich genöthigt, für den Vertrieb einen Verwandten anzustellen, welcher später eine Druckerei gründete. Ueber 1000 Gulden habe ich 4—5 Jahre hindurch darauf verwendet. Solange der fromme Herzog Georg lebte, reute mich diese Ausgabe nicht. Nach seinem Tode indessen wurde jener Drucker Namens Nicolaus Wolrab von dem lutherischen Herzog Heinrich zu Leipzig in einen scheußlichen Kerker gelegt, Wizel's und Nausea's Bücher aber, die er damals unter der Presse hatte, sämmtlich in das Wasser geworfen. Wenn nicht die erzlutherische Herzogin in der Hoffnung, den Wolrab für die neue Lehre zu gewinnen, dem Gefangenen zu Hülfe gekommen wäre, so wäre derselbe entweder mit dem Tode oder lebenslänglichem Gefängniß bestraft worden. In dieser Nothlage trat der Unglückliche zum Lutherthum über, dem er nun widerwillig dient. Ich war also gezwungen, einen andern Verwandten anzugehen, der in Dresden wohnte, Buchbinder und Buchhändler unter Herzog Georg war; dieser siedelte auf meinen Rath mit seiner Familie nach Mainz über und kaufte von Wolrab die Typen, um mir und anderen katholischen Schriftstellern zu Diensten zu sein.‘ Cochläus bittet nun um Unterstützung dieses Verlegers — es ist der bekannte Franz Beham —, um so mehr, als die geistlichen Würdenträger sich um derartige Angelegenheiten nicht im mindesten kümmern! [3]

[1] Ziemlich vollständige Verzeichnisse seiner Schriften, von welchen manche, wie zum Beispiel diejenige über den Bauernkrieg (vergl. Falk im ‚Katholik‘ [1889] 1, 315 Note), höchst selten sind, geben Weldige-Cremer 51—65 und *Meuser 289—308. Ueber seine Thätigkeit als Geschichtschreiber siehe oben S. 296 fll.

[2] Vergl. Geß 41, und Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 93.

[3] Bellesheim, Gesch. der kathol. Kirche in Irland 2, 692 fl.; vergl. Widmann, Mainzer Presse 3. Siehe auch unten S. 477.

Zu Denjenigen, welche die Verdienste des Cochläus warm anerkannten, gehörte vor Allen der edle Cardinal Reginald Pole. ‚Ich war immer der Ansicht,‘ schrieb ihm derselbe, ‚daß deine Schriften nicht bloß das Wohlwollen, sondern auch kräftige Unterstützung seitens derer verdient haben, deren Pflicht es ist, Religion und Wissenschaft zu schützen; denn du bist es vor Allen gewesen, der den Ansturm der Widersacher in jenen Gegenden, wo die größte Gefahr drohte, nun schon viele Jahre ausgehalten hat.‘ [1]

Wie dem Cochläus, so gewährte Herzog Georg auch einem andern von den Stürmen der Zeit vielfach umhergeworfenen Manne gastliche Zuflucht: dem Georg Wizel [2].

Aus der Erfurter Humanistenschule hervorgegangen, hatte derselbe in Wittenberg zu den Füßen Luther's und Melanchthon's gesessen. Obgleich er von dem Bischof Adolf von Merseburg die Priesterweihe empfangen, schloß er sich bald an das neue Kirchenthum an, stark beeinflußt von den Schriften des Erasmus. Er verheirathete sich und wurde lutherischer Prediger in Thüringen. Hier lernte er die tiefe sittliche Verkommenheit der Neugläubigen kennen. Eifriges Studium der Kirchenväter brachte ihn der katholischen Kirche wieder näher; dazu kamen äußere Unglücksfälle, Anfeindungen und Verdächtigungen der schlimmsten Art. Immer klarer wurde es ihm, daß Luther nicht Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche, sondern ein Schisma bezweckt habe. Daran wollte er nicht Theil haben. Im Jahre 1531 legte er sein Pfarramt in Niemegk nieder und kehrte mit Frau und Kindern in seine Heimath Vacha zurück, wo er mit drückender Armuth zu kämpfen hatte. Seine Bemühungen, in Erfurt eine Professur zu erhalten, scheiterten in letzter Stunde an der Gegnerschaft Luther's. Offen trat Wizel gegen dessen Lehren auf mit einer Vertheidigung der guten Werke, die im Jahre 1532 erschien. Daran reihten sich im folgenden Jahre: ‚Ein unüberwindlicher, gründlicher Bericht, was die Rechtfertigung in Paulo sei‘, ‚Verklerung des neunden Artikels unseres heiligen Glaubens die Kirche Gottes betreffend‘, ‚Evangelion M. Luthers‘ sowie eine Vertheidigung seiner Abwendung von der neuen Lehre.

---

[1] Reg. Poli Epist. ed. Quirini 3, 1; vergl. auch das Schreiben des Campeggio an Sadolet bei Balan, Mon. ref. Luth. 520—521.

[2] Vergl. Kampschulte, De G. Wicelio. Bonnae 1856. Döllinger 1, 21 fll. Pastor, Reunionsbestrebungen 140 fll. G. Schmidt, G. Witzel. Wien 1876. Reusch's Theol. Literaturblatt 1877 S. 179 fll. Falk im ‚Katholik‘ (1891) 1, 129 fll. Brieger's Zeitschr. 2, 386 fll. Kawerau in Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 17, 241 fll. Die catechetischen Werke Wizel's behandelt Moufang im ‚Katholik‘ (1877) 57, 159 fll.; (1880) 2, 646 fl., und Katechismen Vorrede 1 fl. 107 fll. 467 fll. Daß das von Räß 1, 146 fll. gegebene Verzeichniß der Schriften Wizel's unvollständig ist, hat bereits Kampschulte in Reusch's Literaturblatt 2, 274 bemerkt.

Im Jahre 1533 erhielt Wizel einen Ruf als Pfarrer der sehr kleinen katholischen Gemeinde zu Eisleben. Er hatte in dieser fast ganz lutherischen Stadt die ärgsten Verfolgungen zu erdulden. ‚In Vacha bellten ihn die Hunde an, hier fielen ihn die Wölfe an.‘ Trotz aller Schwierigkeiten war er auch jetzt auf theologischem Gebiete unermüdlich literarisch thätig und sagte den Religionsneuerern scharfe Wahrheiten. Mit den übrigen Vertheidigern der Kirche wollte er auch jetzt nicht gemeinschaftliche Sache machen, sondern in der Mitte zwischen den Streitenden oder über denselben seine Stellung einnehmen. Als im Jahre 1538 der katholische Graf von Mansfeld starb, mußte Wizel auf's Neue den Wanderstab ergreifen. Er wandte sich nach Dresden und trat in die Dienste Herzog Georg's. Schon ein Jahr vorher hatte Wizel in Leipzig eine theologische Schrift ‚Weg zur Eintracht der Kirche‘ veröffentlicht, welche bei all ihren Mängeln ehrendes Zeugniß ablegt für sein edles Gemüth und seine Liebe zur Kirche und zum Vaterlande. Er wendet sich in derselben an den Papst, den Kaiser, alle Bischöfe und Fürsten und beschwört sie, auf Grundlage der Lehre der Apostel, der Heiligen Schrift und der Kirchenväter die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Ein Concil müsse berufen und auf demselben beide Parteien gehört werden. Lutheraner wie Katholiken müssen seine Vorwürfe vernehmen. Die Katholiken, meint er, fehlen darin, daß sie nicht nur den Gebrauch, sondern auch den Mißbrauch vertheidigen; die Lutheraner darin, daß sie mit dem Mißbrauch auch den Gebrauch beseitigen und im Schisma verharren. Beide Theile müssen nachgeben, wenn die Eintracht zu Stande kommen soll. Wizel macht nun seine Vorschläge, indem er in 28 Capiteln die hauptsächlichsten Streitpunkte behandelt. Von den Katholiken verlangt er das Verlassen der scholastischen Ausdrücke und der aristotelischen Lehrweise sowie die Abstellung der zahlreichen Mißbräuche im kirchlichen Leben. Priesterehe und Communion unter beiden Gestalten sollen erlaubt, auf die eingezogenen Kirchengüter verzichtet werden. Die Lutheraner werden ermahnt, die Dogmen der alten Kirche zuzulassen, vom Schisma abzustehen und nach Beseitigung der Mißbräuche das Recht der Excommunication, die Beicht, Priesterweihe und Firmung wieder anzunehmen. Auch die Duldung der Klöster verlangt er von den Neugläubigen, jedoch sollen dieselben vermindert und reformirt werden [1].

Der Eintritt in den Dienst Herzog Georg's gab Wizel alsbald Gelegenheit, die practische Bedeutung seiner friedlichen Vergleichspläne zu erproben. Um den Verhandlungen des von dem genannten Fürsten veranstalteten Leipziger Religionsgespräches eine feste Grundlage zu geben, verfaßte er eine neue irenische Schrift, in welcher er die Form der apostolischen Kirche als Norm

[1] Pastor, Reunionsbestrebungen 145 ff. 162 ff.

aufstellte. Es ist dieß der in den Jahren 1540 und 1541 in Mainz erschienene ‚Typus ecclesiae prioris: Anzeigung, wie die heilige Kyrche Gottes inwendig siben und mehr hundert Jaren nach unseres Herrn Auffart gestelt gewesen sey‘.

In dieser Schrift suchte Wizel zu zeigen, daß ‚unserer lieben Mutter, der heiligen gemeinen und Christlichen Kirchen Stand am besten sei, wenn er dem Stande der ersten und eltisten Kyrchen am ehnlichsten und gleichförmigsten sei‘. Er untersuchte daher von den einzelnen Lehren und Gebräuchen ‚erstlich die Antiquität, darnach Reformation und zuletzt Einigkeit‘. Die sieben Sacramente will er festhalten, ebenso die heilige Messe unter Entfernung der neuen Zusätze. Auch das Mönchthum lobt er als von den Vätern empfohlen: aber er tadelt die Mönche seiner Zeit, welche ‚die fruchtbarsten und lüstigsten Oerte eingenommen‘ und mehr dem Aristoteles als dem Augustinus anhangen. Gegen die Räuber der Klostergüter spricht er sehr scharf: ‚Ein Feind Gottes und der Kyrchen ists, der die monastica auszurotten gedenkt; Christi und des Römischen Reichs Feind ists, der die Klostergüter an sich zeucht und eigen macht.‘ Ebenso empfiehlt er die kirchlichen Feste und beklagt deren Abschaffung durch die Lutheraner. Bezüglich der Festtage meint er, die Katholiken hätten die Zahl derselben übermäßig vermehrt, die Lutheraner allzusehr vermindert. Von den Concilien will er nur die vier ersten öcumenischen gelten lassen. Diejenigen Ceremonien und Gebräuche, die schon in der apostolischen Kirche galten, sollen keineswegs, wie dieß Luther gethan, abgeschafft werden. Er vertheidigt daher die Vigilien, die canonischen Tageszeiten, den Gebrauch des Kreuzeszeichens, die Wallfahrten. Er ist jedoch weit entfernt davon, den Werth dieser Ceremonien übermäßig zu betonen; vielmehr sagt er ausdrücklich, daß an dem christlichen Leben ‚gar vil mehr denn an allen Ceremonien und Observationen ligt‘. Der Kern der ganzen Schrift läßt sich dahin zusammenfassen, daß Wizel vorschlug, den disciplinären und dogmatischen Bestand der Kirche, wie er im achten Jahrhundert war, zum Ausgangspunkt für die Reunionsverhandlungen zu nehmen. Den streitenden Theologen beider Theile empfiehlt er die Rückkehr zu dieser apostolischen Kirche.

Das Leipziger Religionsgespräch endete, wie alle Versuche dieser Art, ohne Resultat. Trotzdem gab Wizel seine irenischen Bestrebungen nicht auf. In volksthümlichen wie in gelehrten Werken suchte er für seine Ideen Propaganda zu machen[1]. Als Herzog Georg starb, gab er sich der Hoffnung hin, in

---

[1] Vergl. Pastor, Reunionsbestrebungen 150 fll., woselbst eine Inhaltsangabe der von Kampschulte nicht hinreichend gewürdigten ‚Drei Gesprächbüchlein‘ (1539), welche den Standpunkt des Irenikers Wizel trefflich kennzeichnen.

Joachim II. von Brandenburg einen Förderer seiner Pläne zu finden. In der That ward Wizel von diesem Fürsten bei der Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung zugezogen; bald aber mußte er sehen, wie seine gut gemeinten Vermittlungsvorschläge in der Praxis nur der Partei des neuen Kirchenthums zu Gute kamen. Er verließ daher Berlin, wo der Protestantismus zur Herrschaft gelangt, und begab sich nach Fulda zu dem Abte Johann, welcher ebenfalls irenischen Bestrebungen oblag. Hier verweilte er bis zum Jahre 1554, rastlos thätig und sich in fast allen Zweigen der theologischen Literatur versuchend. In dem genannten Jahre siedelte er nach Mainz über, um den Verfolgungen der Fuldaer Lutheraner zu entgehen. Schmerzlich klagte er ein Jahr später: ‚Von meinen Feinden, die zugleich die der Kirche sind, habe ich statt einer vernünftigen Antwort auf meine Schriften überall nur die heftigsten Schmähungen, und statt einer erträglichen Widerlegung nur feindliche Verfolgungen erduldet. Persönlichen Nutzen und Gewinn haben meine Schriften mir nicht gebracht, wohl aber die bitterste Feindschaft der ganzen lutherischen Welt, so zwar, daß ich fast nirgends sicher bin, selbst in meinem eigenen Hause nicht, und daß ich keine Reise irgend wohin machen kann, ohne mich der größten Gefahr auszusetzen.‘[1] Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er dann die irenischen Bestrebungen Kaiser Carl's V. Als Letzterer im Jahre 1548 mit seinem Interim den Spalt zu schließen suchte, glaubte Wizel der Erfüllung seiner Hoffnungen nahe zu sein. Die heftige Opposition der Lutheraner gegen das Interim erbitterte ihn und veranlaßte ihn zu einer Vertheidigung des kaiserlichen Planes. Trotz der Ereignisse der nächsten Jahre hielt Wizel bis zu seinem im Jahre 1573 in Mainz erfolgten Tode an der trügerischen Hoffnung von der Möglichkeit einer Verständigung mit den Protestanten hartnäckig fest. Noch in seinem letzten Lebensjahre vertheidigte er den ‚königlichen Weg‘ der Mitte, befürwortete die außerordentlichsten Zugeständnisse an die Neugläubigen und sprach sich erbittert gegen die katholischen Theologen des Concils von Trient aus[2]. In die neue Zeit, welche mit der genannten Kirchenversammlung und der Wirksamkeit der Jesuiten begann, konnte ein Vermittlungstheologe seiner Art sich nicht finden.

Neben Emser, Cochläus und Wizel waren im Lande des Herzogs Georg und durch ihn ermuntert gegen die Religionsneuerer literarisch thätig die schon erwähnten Ordensleute Alveldt und Amnicola; ferner: Franz Arnoldi, Pfarrer zu Cöln bei Meißen; der Leipziger Theologieprofessor Hieronymus Dungersheim; der Leipziger Licentiat Johann Koß; Wolfgang Wulffer,

[1] Döllinger 1, 29.

[2] Vergl. Kampschulte, De G. Wicelio 29. 31 sq. Hier das Nähere über Wizel's ‚Via regia‘; siehe auch Kawerau a. a. O. 249 fl.

Caplan zu Brießnitz bei Dresden; der Meißener Bischof Johann von Schleinitz und sein Nachfolger Johann von Maltitz[1]; endlich Petrus Sylvius. Letzterer gehört zu den frühesten und eifrigsten Bekämpfern Luther's. Auch Sylvius hatte mit der Ungunst der Zeit vielfach und schwer zu kämpfen. Seine erste polemische Schrift mußte er im Jahre 1525 zu Dresden auf eigene Kosten drucken lassen. Da er nicht darauf zählte, das Buch verkaufen zu können, so wollte er dasselbe ‚um Gottes willen' vergeben und seine anderen Schriften ungedruckt lassen. Gegen alle Erwartung geschah es jedoch, ‚daß man's gern gekauft hat'. Ueberdieß erhielt er von ‚etlichen gottesfürchtigen Menschen und Prälaten, Geistlichen und auch Weltlichen', Unterstützungen, um seine ‚Büchlein in Druck zu bringen'. Heftig und zuweilen maßlos tritt Sylvius hier den neuen Irrlehrern entgegen. Nachdem er im Jahre 1528 von Herzog Georg eine Caplanei in Rochlitz erhalten, fuhr er mit demselben Eifer fort, Tractate gegen die Religionsneuerer erscheinen zu lassen. Auch jetzt noch waren große Schwierigkeiten zu überwinden, um die Arbeiten zu veröffentlichen. In einer seiner letzten polemischen Schriften berichtet Sylvius selbst: ‚Ich habe die achtundzwanzig Büchlein auf meine Unkosten, doch mit Hülfe und Förderung christlicher Herren, in Druck gebracht und dieselbigen Heller, so ich meinem Leib abgezogen, mit der armen Wittwe in den Schatzkasten zum Tempel und Gotteshaus der gemeinen christlichen Kirche wollen einlegen und nie keinen zeitlichen Nutzen noch Ruhm, sondern mehr die unmenschliche, grimmige lutherische Lästerung, doch unerschrocken, hierin täglich gewartet. Und wiewohl ich vor fünf Jahren bis anher der gewaltigen Krankheit halber, die mir — Gott weiß es — ganz unverschuldet wie einem unredsamen Kinde in meiner Einfältigkeit durch beigebrachtes Gift zu dreimal kürzlich nach einander ist zugeschanzt, nicht habe wandern können, noch mit den Büchern handeln, sondern sind eingeschlossen gelegen, so habe ich doch nichtsdestoweniger ein Büchlein nach dem andern, dieweil ich irgend einen Pfennig von meinem priesterlichen Amt überkommen habe, in Druck gefördert, wiewohl ich mich alle Tage des Todes mehr als des Lebens versehen habe. Darf auch kein lutherischer Mensch — wie sie pflegen zu reden — sagen, daß ich von wegen der reichen Beneficien, die mir von der Geistlichkeit wären verliehen worden, wider den Luther bewegt worden zu schreiben; denn bis auf den heutigen Tag habe ich keine eigene Wohnung eines geistlichen Lehens überkommen, wo ich möchte in meinen alten schwachen Tagen mein Haupt tröstlich niederlegen, oder die Bücher, so durch viel Orte zerstreut und in den Fässern verschlossen

---

[1] Vergl. über die oben Genannten die Literaturangaben bei Falk, Corp. Cath. 450. 453. 457, und Paulus, Kathol. Schriftsteller 562. Ueber H. Dungersheim siehe die Literaturangaben bei Falk l. c. 453, und Brieger, Theol. Promotionen 54—55.

liegen, möchte sicher zu mir fordern, allein daß mich ein weltlicher recht christlicher Fürst, Gott sei sein Lohn! mit einem geistlichen Lehen, doch ohne eigene Behausung, auf einem Dorfe begnadet hat.'[1]

Die genannten Schriftsteller bildeten die herzoglich ,Georgische Canzley und Schmiden', welche den lutherisch Gesinnten vielen Aerger und Verdruß bereitete[2]. Ueberaus groß war daher in diesen Kreisen der Jubel, als Herzog Georg am 17. April 1539 starb und sein lutherisch gesinnter Bruder Heinrich die Regierung antrat. Das ganze Land, auch die Universität Leipzig, wurde mit Gewalt protestantisirt; wer sich nicht fügen wollte, dem blieb die Freiheit auszuwandern, ,in's Elend zu ziehen', wie der Bischof Johann von Meißen dem Kaiser klagte. In demselben Jahre fiel auch Joachim II. von Brandenburg zum Protestantismus ab, und damit war Norddeutschland für die Kirche so gut wie verloren. Sein Vater, Joachim I., fest von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt, hatte die Unterthanen vor der Irrlehre bewahrt und auch verschiedene katholische Schriftsteller in seinen Schutz genommen: so den Wolfgang Redorfer († 1559)[3], Peter Rauh, Johann Mensing und besonders Conrad Wimpina. Letzterer, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder († 1531), nahm Antheil an der Widerlegung der Augsburger Confession und veröffentlichte ein größeres Werk unter dem Titel ,Kurzgefaßte Sectengeschichte' (,Anacephalaeosis sectarum'). Im Eingange desselben beklagt er, daß die neuen Irrlehrer zwar stets Beweise und Widerlegung fordern, aber alle gegen sie geschriebenen Bücher ungelesen bei Seite legen unter dem Vorwande, es sei ,nur scholastisches Zeug und eine durch den Harn der Logiker befleckte und durch die Hefe der Philosophie geschändete Theologie'. Das Werk des Wimpina zerfällt in drei Theile. In dem ersten gibt er einen guten Ueberblick über alle früheren Secten von der Zeit der Apostel bis auf die Gegenwart, um zu zeigen, daß die neuen Häretiker nur bereits längst von der Kirche verworfene Irrthümer wieder auffrischen; daran reiht sich eine Zurückweisung einer Anzahl von Aufstellungen Luther's, von welchen jener behauptete, die Pariser theologische Facultät habe dieselben nicht zu widerlegen vermocht. Eine große Anzahl streitiger Lehren, besonders die Rechtfertigung, werden mit Gewandtheit behandelt. Auch für eine billige Beurtheilung der aristotelischen Philosophie tritt Wimpina gegen Luther ein. Der zweite Theil beginnt mit einer Bekämpfung der lutherischen Lehren über die klösterlichen Gelübde und den Cölibat; dann werden Priester-

[1] Vergl. Paulus im ,Katholik' (1893) 1, 49 fll., und J. K. Seidemann im Archiv für Literaturgesch. 4, 177 fl.; 5, 6 flll. 287 fll.

[2] Haußmann, Lebensbeschreibung Laz. Spengler's (Nürnberg 1741) S. 367—368. Vergl. Hist.-pol. Bl. 46, 464—465.

[3] Vergl. Lämmer, Vortrid. Theologie 32. 35, und Ficker XLVII.

thum, Meßopfer, Eucharistie, Beicht, Heiligen- und Reliquienverehrung erörtert mit steter, oft sehr heftiger Polemik gegen die neuen Irrlehrer. Auch der dritte Theil, der vom Fatum, der Vorsehung, der Vorherbestimmung und dem glücklichen Zufall handelt, ist polemischer Natur. Der Abschnitt über die Vorherbestimmung ist größtentheils gegen Melanchthon gerichtet[1].

Noch vor Wimpina war der Frauenburger Domherr Tiedemann Giese (später Bischof von Culm, dann von Ermeland; † 1550)[2] mit einer Schrift an die Oeffentlichkeit getreten, in welcher die lutherische Rechtfertigungslehre mit classischer Ruhe, Klarheit und Sicherheit einer formell milden, aber sachlich vernichtenden Kritik unterzogen wurde. Giese's Freund Coppernicus war es, welcher den Zögernden zur Herausgabe der geistvollen Abhandlung bestimmte. Dieselbe ‚darf jedenfalls das Verdienst beanspruchen, unter allen gleichzeitigen Apologien des katholischen Dogmas, wenn nicht zuerst, so doch am entschiedensten und gründlichsten den Kernpunkt der lutherischen Rechtfertigungslehre erkannt und hervorgehoben zu haben. In einer musterhaft ruhigen und würdigen, durchweg edel und irenisch gehaltenen Form und Diction, mit ausschließlicher Benutzung der Heiligen Schrift', scheidet Giese Wahrheit und Irrthum[3].

Auch sonst darf sich Norddeutschland noch manchen mannhaften Vertheidigers der alten Lehre rühmen. In Magdeburg zeichnete sich in dieser Hinsicht aus Wolfgang Schindler, in Rostock der Rector der Universität Johann Kruse und der Theologieprofessor Bartoldus Moller; Letzterer fand nach seiner Vertreibung aus der genannten Stadt eine Zuflucht in Hamburg, wo er den Kampf gegen die Neuerer fortsetzte. In Warburg und Münster vertheidigte Otto Beckmann die alte Kirche gegen protestantische Angriffe, in Dortmund Jacob Schopper[4].

Auch die rheinischen Lande hatten sich einer stattlichen Zahl katholischer Schriftsteller zu erfreuen. Daß viele Ordensleute hier für die Vertheidigung der Kirche wirkten, ist bereits dargelegt worden[5]. Es fehlte aber auch nicht an solchen, welche nicht dem Ordensstande angehörten, wie der berühmte

---

[1] Siehe Mittermüller im ‚Katholik' (1869) 1, 641—682; 2, 1—21. 129—166. 257—286. 385—403. Vergl. Lämmer, Vortrid. Theologie 30 fl. Kawerau in Herzog's Real-Encyklopädie 17, 195—199. Dazu Brieger, Theol. Promotionen IX. 46. 51, und N. Müller in den Theol. Studien und Kritiken (1893) 66, 83—125.

[2] Siehe Hipler, Ermländische Literaturgesch. 100 fll. Allgemeine deutsche Biographie 9, 151 fll., und Prowe 1, 2, 26. 176 fl. Hier wird als Todesjahr irrig 1549 angegeben.

[3] Giese's Schrift, welche zu einer Seltenheit ersten Ranges geworden war, verdiente es, durch Hipler in Spicileg. Cop. 5 sqq. wieder allgemein zugänglich gemacht zu werden.

[4] Vergl. Falk, Corp. Cath. 461. Paulus, Kathol. Schriftsteller 546. 554. 556. 559.

[5] Siehe oben S. 451—452. 459.

Rechtsgelehrte Conrad Braun, Assessor und zwei Jahre hindurch Präsident des Kammergerichtes zu Speyer, später Domherr zu Freising und Kanzler des Cardinals Otto von Augsburg († 1563). Auch die schwersten Verfolgungen und Anfeindungen von Seiten der Sectirer waren nicht im Stande, diesen muthigen Mann einzuschüchtern. Beim Kammergericht sowohl wie in verschiedenen Schriften trat er mit größtem Eifer den Neuerungen entgegen [1].

In Mainz, das manchen vertriebenen Kirchenfürsten und Klosterleuten in jener sturmvollen Zeit als Zufluchtsort diente [2], wirkten außer Nausea vorübergehend Cochläus, Dietenberger und Wizel. Von hoher Bedeutung ward die alte Bischofsstadt seit den vierziger Jahren als Mittelpunkt des katholischen Verlages. Bis zum Jahre 1539 war Leipzig der Ausgangspunkt der polemisch-theologischen Literatur der Anhänger der alten Kirche gewesen; nach der gewaltsamen Unterdrückung jeder katholischen Lebensäußerung durch Herzog Heinrich trat Mainz an seine Stelle. Dort, an der Wiege der Druckkunst, stellte Franz Beham seine Presse ausschließlich in den Dienst der katholischen Literatur. Dank dem Fleiße seines Inhabers und den Bemühungen des Cochläus gelangte der neue Verlag bald zu hoher Blüthe. Bis zum Jahre 1553 erschienen dort über 90 Werke. Die Autorenliste weist Namen vom besten Klange auf: Cochläus, Nausea, Michael Helding, Johann Wild, Wizel, Johann Hoffmeister, Conrad Thamer, Cornelius Loos, Bischof Cromer, Cardinal Hosius und Andere [3].

Im Trierischen lebte der Controversist Bartholomäus Latomus († 1570), in Aachen der Propst Wilhelm Insulanus († 1547), Verfasser von Schriften über die heilige Eucharistie und die Gnade [4].

Eine stattliche Anzahl katholischer Theologen lieferte die Weltgeistlichkeit des heiligen Cöln. Nur die hervorragendsten seien hier genannt: Ortwin Gratius und Arnold von Tungern, Professoren der Universität und bekannt aus dem Reuchlin'schen Streit [5], sodann die Controversisten Arnold Haldrein, Jacob Horst und Matthias Kramer [6]. Alle Genannten überstrahlt indessen Johannes

[1] Vergl. den sorgfältigen Aufsatz von Paulus im Hist. Jahrb. 14, 517—548.

[2] Siehe Falk im ‚Katholik' (1888) 1, 81 fll.

[3] Widmann, Mainzer Presse 6, 72 fll. Ueber M. Helding siehe Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (1. Aufl.) 10, 121 fl. Moufang, Katechismen 365 fll. Aschbach, Kirchenlexikon 3, 211 fll.

[4] Vergl. Marx, Erzstift Trier 2, 499; v. Bianco 747 fl., und *Meuser 2, 193 fl. (über Insulanus).

[5] Siehe Bd. 1 des vorliegenden Werkes S. 97. 102; Bd. 2 S. 46 fll. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 5, 1036 fl. Widmann, Mainzer Presse 16 fl. Reichling, O. Gratius. Heiligenstadt 1884.

[6] Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 3, 1173—1174; 5, 1460. Paulus, Kathol. Schriftsteller 552 und Nachtrag 216.

Gropper[1]. Die Zeitgenossen rühmen ohne Ausnahme die herrlichen Tugenden und das tiefe Wissen dieses Mannes, der seine ganze Kraft daran setzte, die Sturmfluth der neuen Lehren einzudämmen, der wesentlichen Antheil daran hatte, daß Cöln seinen Ehrentitel ‚getreue Tochter der römischen Kirche' bewahrte. Geboren zu Soest in Westfalen am 24. Februar 1503, hatte Johann Gropper im Jahre 1525 zu Cöln das juristische Doctorat erworben und war bereits im folgenden Jahre Siegelbewahrer des Erzstiftes geworden. Als solcher begleitete er im Jahre 1530 den Erzbischof Hermann auf den Augsburger Reichstag und wirkte dort mild und schonend im Geiste der Versöhnung und Vermittlung. Die erasmisch gesinnte Partei am Hofe des Kurfürsten gewann den fein gebildeten Mann bald lieb, und suchte ihn auf alle Weise zu befördern. Gropper trat in den speciellen Hofdienst des Erzbischofes und ward bald dessen einflußreichster Rathgeber. Als im Jahre 1536 ein großes Provincialconcil in der rheinischen Metropole zusammentrat, wurde ihm die Formulirung der Beschlüsse anvertraut. Außerdem erhielt er den Auftrag, ein Handbüchlein der christlichen Lehre abzufassen. Letztere Schrift, welche zu einer vollständigen Dogmatik von mehr als 500 Folioseiten anwuchs, erschien im Jahre 1538 zugleich mit den Canones des Provincialconcils im Drucke. Durch die Canones sollten die schlimmsten kirchlichen Mißbräuche beseitigt, durch das dogmatische Handbuch ein Gegengift gegen die immer weiter um sich greifenden Irrlehren gegeben werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Dogmatik Gropper's, im Allgemeinen katholisch gehalten, doch nicht frei von theologischen Irrthümern ist. Was sie besonders bedeutsam macht, ist die eigenthümlich vermittelnde, der protestantischen Auffassung in mehreren Punkten sehr nahe kommende Rechtfertigungslehre, welche hier vorgetragen wird. Gropper trat durch die Aufstellung dieser Lehre in die Reihe jener Männer der Mitte, welche durch theilweises Nachgeben eine Wiedervereinigung der Protestirenden mit der Kirche erhofften und erstrebten.

Vater dieser Mittelpartei ist Erasmus von Rotterdam. Nach langem Schwanken und Zögern hatte derselbe im Jahre 1524 Luther in dem Kerne seiner Irrthümer, in seiner die Menschenwürde vernichtenden Lehre von der Unfreiheit des Willens, angegriffen[2], war aber dann doch nicht offen in die

[1] Die Literatur über Gropper ist zusammengestellt bei Pastor, Reunionsbestrebungen 166 Note 1. Dazu kommen jetzt die wichtigen römischen Documente, welche Schwarz im Hist. Jahrb. 7, 392 fll. 594 fll. veröffentlicht hat. Jostes (Daniel von Soest. Paderborn 1888) vermuthet, Gropper sei identisch mit Daniel von Soest, dem Verfasser der satirischen Schriften: Gemeine Beicht, Dialogon und Apologeticon, welche eine polemische Apologetik des katholischen Glaubens lieferten. Janssen (Bd. 6 des vorliegenden Werkes S. 312 Note) ist geneigt, dieser Annahme zuzustimmen.

[2] Ueber den Streit zwischen Erasmus und Luther vergl. C. A. Menzel 1, 143 fl.;

Reihe der Vertheidiger der alten Kirche eingetreten; nach wie vor suchte er eine mittlere Stellung einzunehmen. Da beide Parteien seine unklaren Vergleichsvorschläge verwarfen, zog er sich tief verstimmt zurück und beschäftigte sich mit der Herausgabe von Kirchenvätern. Auch auf dem Augsburger Reichstag erschien der jedem öffentlichen Auftreten abgeneigte Gelehrte nicht, obgleich viele und sehr angesehene Männer seine Anwesenheit daselbst wünschten. Erst in seinen letzten Lebensjahren trat Erasmus wieder mit irenischen Plänen an die Oeffentlichkeit. Der berühmte Humanist begab sich damit auf ein Gebiet, auf welchem er vermöge seines theologischen Standpunktes Erfolge nicht erringen konnte. Das Ideal seiner Theologie war möglichste Dehnbarkeit, Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Nichts war ihm so verhaßt wie die speculative Begründung theologischer Lehren, die scharfe und distincte Begriffsbestimmung, das Systematisiren und Deduciren in Dogmatik und Moral. Daher seine principielle Feindschaft gegen die Scholastik. Zu einer Zeit, in der viele Grundlehren des Glaubens in Frage gestellt waren, machte er im Ernste den Vorschlag, die Entscheidung der streitigen Punkte nicht auf ein Concil, sondern ‚auf jene Zeit zu verweisen, wo wir ohne Spiegel Gott schauen werden von Angesicht zu Angesicht'! Einem Manne, der solche Ansichten vertrat, dem der Begriff der Kirche gänzlich abhanden gekommen war, fehlte zu einer Vermittlung und Vergleichung der großen Gegensätze der Zeit jeder Boden [1]. Eine Annahme seiner Vorschläge würde sicherlich die Verwirrung nur noch größer gemacht haben; denn die Einigkeit, welche er wollte, war nur um den Preis der Unentschiedenheit zu erkaufen [2]. Tüchtig theologisch durchgebildete Männer wie Albertus Pius von Carpi erklärten sich deßhalb mit Recht offen gegen die neue ‚wahre' Theologie des Erasmus [3]. Wenn seine irenischen Bestrebungen dennoch nicht wenige Anhänger fanden, so erklärt sich dieß zunächst aus den Zeitverhältnissen, welche einen Ausgleich um jeden Preis wünschenswerth erscheinen ließen; dann aber auch aus dem Umstande, daß mangelhaft theologisch geschulte Männer und Autodidacten wie Julius Pflug, der spätere Bischof von Naumburg, sich an der Lösung der großen Zeitfragen betheiligten.

Der Einfluß, welchen Erasmus auf die den irenischen Bestrebungen zugewandten Gelehrten wie Pflug und Wizel ausübte, ist keineswegs gering anzu-

Köstlin, Luther (2. Aufl.) 1, 688 ff. Drummond 2. 200 sq. Döllinger 3, 25 ff., und am ausführlichsten Riffel 2, 250—298.

[1] Vergl. Kerker, Erasmus und sein theologischer Standpunkt, in der Tübinger Quartalschrift 1859 S. 531—566. Siehe auch A. Richter, Erasmus-Studien. Dresden 1891.

[2] Vergl. Pastor, Reunionsbestrebungen 133—134.

[3] Siehe Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 14 ff.

schlagen: die Genannten sind in wesentlichen Punkten von ihm abhängig [1]. Ein Gleiches gilt von Gropper. Die halblutherische Rechtfertigungslehre, welche derselbe vortrug, findet sich in ähnlicher Gestalt schon bei Erasmus. Bald sollte dieser Versuch, das Dogma von der Rechtfertigung theilweise im Sinne der Religionsneuerer umzugestalten, die größte Bedeutung erlangen. Während des Wormser Religionsgespräches verhandelten Gropper und der kaiserliche Secretär Veltwyck mit Butzer und Capito. Das Ergebniß dieser streng vertraulichen Besprechungen war das berühmte sogenannte Regensburger Buch. Diese Schrift ward den Verhandlungen des Regensburger Religionsgespräches zu Grunde gelegt. Während derselben ging Gropper bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit, ja über dieselbe hinaus. Einen Moment schien es, als sollte das Werk der Einigung gelingen. Am 2. Mai 1541 ward eine Formel über die Rechtfertigungslehre von den Vertretern beider Religionsparteien angenommen. Dieselbe war jedoch so zwitterhaft, daß eigentlich kein Theil zufrieden sein konnte. Es wurde hier die halblutherische Rechtfertigungslehre vorgetragen, protestantische Elemente waren mit katholischen in seltsamster Weise vermengt. Dieß ‚merkwürdige Gemisch gegentheiliger Ansichten‘ [2] mißfiel bald den eigenen Urhebern. Melanchthon war damit gar nicht zufrieden. Gropper und Pflug stellten dem Kaiser vor, die Formel bedürfe weiterer Auslegung, um der Lehre der katholischen Kirche zu entsprechen. Dieses Verhalten der Mittelpartei zeigte, daß dieselbe zur Herbeiführung einer wirklichen Reunion der Getrennten nicht fähig war. Kein Wunder, daß sich jetzt an den ersten scheinbaren Erfolg sofort der jähe Sturz der ganzen Partei schloß.

Trotzdem muß man sich hüten, jene Männer, welche gleich Gropper in Regensburg die halblutherische Rechtfertigungslehre annahmen, allzu hart zu beurtheilen. Das Concil hatte über diese von den alten Theologen wenig behandelte Frage noch nicht gesprochen. Man befand sich in einer Periode des Uebergangs, der Unsicherheit und Unklarheit. In solchen Zeiten hielt man Vieles für möglich. Gropper und seine Gesinnungsgenossen irrten allerdings, aber sie irrten in der besten Absicht [3]. Zur Entschuldigung Gropper's ist im Besondern noch anzuführen, daß derselbe kein schulmäßig gebildeter Theologe war. ‚In meiner Jugend‘, schreibt er, ‚habe ich Jurisprudenz studirt. Die Bibel und die heiligen Väter fing ich erst seit dem Jahre 1530, als auf dem Reichs-

[1] Ueber Pflug vergl. Pastor, Reunionsbestrebungen 136 fl.; Aschbach, Kirchenlexikon 4, 530, und Beutel, Ueber den Ursprung des Augsburger Interims. Dresden 1888.

[2] Vetter, Die Religionsverhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg (Jena 1889) S. 15.

[3] Pastor, Reunionsbestrebungen 250. 269 fl. Ueber Gropper's Thätigkeit in Regensburg siehe auch Dittrich im Hist. Jahrb. 13, 196 fl.

tage zu Augsburg über religiöse Fragen gestritten wurde, zu studiren an, aber privatim, ohne Lehrer.' [1]

Wenn nicht geläugnet werden kann, daß Gropper zu Regensburg mit seinen Zugeständnissen an die Neuerer die Grenzen des Erlaubten überschritt, so ist seine Anhänglichkeit an die alte Kirche trotzdem über allen Zweifel erhaben. Als das Concil von Trient eine einzige formale Ursache der Rechtfertigung als katholische Lehre definirte, unterwarf er sich mit vollster Bereitwilligkeit [2]. In Cöln aber ward er geradezu der Retter des alten Glaubens. Kaum hatte der unselige Erzbischof Hermann Ende 1542 Butzer an seinen Hof berufen und den Versuch eingeleitet, sein Erzstift zu protestantisiren, so trat ihm Gropper ‚mit vollster Entschiedenheit' entgegen. Im Jahre 1544 veröffentlichte er zuerst deutsch, dann auch lateinisch eine Widerlegung des von Butzer und Melanchthon verfaßten erzbischöflichen Reformationsbuches, in welcher er Abschnitt für Abschnitt der neuen Lehre die alte katholische entgegenstellte. Auch von protestantischer Seite wird zugegeben: ‚Die ganze Streitliteratur der Jahre 1543—1547 hat auf Seiten der Gegner des Erzbischofs keine Schrift von gleicher Gediegenheit aufzuweisen.' [3] In den nächsten Jahren trat Gropper auf alle Weise den Neuerern unablässig entgegen. An eine Streitschrift gegen Butzer reihte sich sein großes Werk: ‚Von wahrer, wesentlicher und bleibender Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im hochwürdigsten heiligsten Sacrament des Altars und von der Communion unter einer Gestalt' (1548). Daneben gab der rührige Gelehrte catechetische Arbeiten heraus. Auch hierbei leitete ihn die Absicht, den Neuerungen entgegenzuwirken: da die Protestanten durch populäre Schriften, Catechismen, Postillen und Agenden allenthalben ihre Lehre zu verbreiten suchten, sei es Pflicht der Katholiken, ein Gleiches zu thun, um den gemeinen Mann und die Jugend nicht zu verlieren; bei diesen Arbeiten empfehle es sich, möglichst die eigenen Worte der Schrift und Ueberlieferung beizubehalten, weil dieselben auf das Volk stets einen stärkern Eindruck machten als die Worte der Verfasser.

In Cöln, wo Gropper durch die Excommunication des Erzbischofs Hermann die größte Gefahr abgewendet sah, beförderte er eifrig die Wirksamkeit der Jesuiten; in seiner Vaterstadt Soest setzte er im Jahre 1548 die Wiederherstellung des katholischen Kirchenthums durch. Drei Jahre später begleitete er den neuen Erzbischof Adolf von Schauenburg auf das Concil zu Trient und hielt dort eine Rede gegen den Mißbrauch der Appellationen. Auf Veran=

---

[1] Hist. Jahrbuch 7, 412; 10, 404.
[2] Müller, Epist. ad Pflugium (Lipsiae 1802) p. 114 sq. Vergl. Döllinger 3, 311.
[3] Brieger in Ersch und Gruber's Encyklopädie 92, 235.

lassung Adolf's verfaßte Gropper, der inzwischen Propst zu Bonn und Archidiaconus des Erzstifts geworden, ein Gutachten, in welchem er den Nachweis führte, daß nur ein allgemeines Concil den religiösen Zwiespalt beizulegen vermöge: Religionsgespräche machten die Gegner nur noch hartnäckiger, außerdem fehle der gemeinschaftliche Boden für die Disputation sowie der competente Richter.

Eine hohe Auszeichnung sollte dem verdienten Theologen noch am Abende seines Lebens zu Theil werden. Am 18. December 1555 ernannte ihn Papst Paul IV. zum Cardinal. Allein der bescheidene Gelehrte lehnte den Purpur ab. Als er vier Jahre später, wahrscheinlich zur Hintertreibung der Consecration des unwürdigen Erzbischofs Johann Gebhard von Mansfeld, in Rom erschien, fand er die ehrenvollste Aufnahme beim Papste. Bereits auf der Reise leidend, erkrankte er in Rom von Neuem und verschied am 14. März 1559. Seine letzten Tage waren getrübt durch Anfeindungen von persönlichen Gegnern. Er vertheidigte sich gegen die von dieser Seite ausgesprochene Anklage wegen irrgläubiger Ansichten so durchschlagend, daß Paul IV. im Consistorium in einer langen Rede seinen Tod beklagte und über seine Verleumder scharfen Tadel aussprach [1].

Im Elsaß wirkte namentlich als Prediger Michael Buchinger. Von den Schriften dieses trefflichen Mannes ist besonders hervorzuheben seine Vertheidigung der Verehrung der Bilder, des Fastengebotes und des allerheiligsten Altarssacramentes [2].

Gleichfalls Süddeutschland gehört an die Wirksamkeit des berühmten Johann Heigerlin, genannt Faber [3]. Als Sohn eines Schmiedes (daher lateinisch Faber) im Jahre 1478 zu Leutkirch im Allgäu geboren, studirte er in Tübingen und Freiburg Theologie und Jurisprudenz, wurde Pfarrer in Lindau und im Jahre 1518 Generalvicar des Bischofs von Constanz. Mit Erasmus und zahlreichen anderen Humanisten, auch mit Oecolampadius und Zwingli stand Faber in regstem Verkehr. Der unwürdigen Ablaßkrämerei des Fran-

---

[1] Schwarz im Hist. Jahrb. 7, 596 fl.

[2] Paulus im ‚Katholik' (1892) 2, 203 fll.

[3] Vergl. Kettner, De J. Fabri vita scriptisque. Lipsiae 1737. R. Roth, Gesch. der Reichsstadt Leutkirch (1870) 1, 200; 2, 90 fll. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 4, 1172 fll. Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 4, 475 fll. Horawitz beabsichtigte, eine Monographie über Faber zu liefern; es erschien davon jedoch nur das erste Heft (Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der Wiener Academie. Wien 1884), zu dessen Kritik vergl. man Wahl in der Tübinger theol. Quartalschr. 68, 337 fll. Siehe ferner noch Kink 1, 243 fll.; Wiedemann 2, 1 fll., und Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins (1893) 8, 17 fll. Die noch von Horawitz wiederholte Angabe, Faber sei in den Dominicanerorden getreten, ist sicher unrichtig; siehe Denis 266 fl., und Wiedemann, Reformation 2, 25 Note 2.

ciscaners Samson widersetzte sich der durch ‚Talent, Kenntnisse und Frömmigkeit‘ ausgezeichnete Mann mit allem Eifer und machte auch freimüthig auf die Mißbräuche am römischen Hofe aufmerksam. So kann es nicht überraschen, daß er Anfangs das Auftreten Luther's mit günstigen Augen ansah; als dieser sich jedoch offen von der Kirche lossagte, nahm Faber entschieden Stellung gegen ihn.

Im Herbste 1521 machte er eine Reise nach Rom, wo er unter Beihülfe des Cardinals Schinner ein Werk gegen Luther's neue Dogmen vollendete. Dasselbe ist Papst Hadrian VI. gewidmet und erschien im Jahre 1522 in der Ewigen Stadt. Mit großer Belesenheit wendet sich Faber hier gegen Luther's Schrift ‚Von dem Papstthum in Rom‘. ‚Der Zorn Hutten's und die wiederholten Auflagen bewiesen, daß Faber mehr als einen wunden Fleck getroffen.‘ Sein Werk, in welchem der Primat und die weltliche Herrschaft des Papstes vertheidigt, die Abstellung der Mißbräuche auf rechtmäßigem Wege gefordert wurde, ‚trug wesentlich dazu bei, die Reformpartei in Deutschland von der Umsturzpartei zu scheiden‘ [1]. Luther war sehr erregt: er nannte Faber einen ‚Erznarren, Eselskopf, Hurentreiber‘ und beauftragte Justus Jonas mit seiner Widerlegung. Schon im Jahre 1523 war Letzterer mit dieser Arbeit fertig: ganz im Stile Luther's wird Faber auf dem Titel dieser Gegenschrift ‚Patron der Huren‘ genannt. Jonas versuchte sich übrigens nur in einer Vertheidigung der Priesterehe: Keuschheit sei unmöglich, weil wider die Natur. Die Schimpfreden des Jonas hinderten die Verbreitung von Faber's Schrift nicht: die neuen Auflagen derselben fanden einen reißenden Absatz. Faber wurde nun auch von Zwingli angegriffen; im Jahre 1523 trat er demselben bei der Züricher Disputation entgegen. In demselben Jahre ernannte ihn König Ferdinand I. zu seinem Rath. Fortan war die Thätigkeit des hoch begabten Mannes eine überaus weit verzweigte. ‚Unermüdlich, mit Wort und Schrift, in Colloquien, Predigten und öffentlichen Verhandlungen wie durch persönliche Einwirkung auf Fürsten und Städte in Deutschland und der Schweiz‘ trat er den Neugläubigen entgegen. Im Jahre 1526 nahm er an dem Badener Religionsgespräche Theil und besuchte den Speyerer Reichstag. 1527 wirkte er im Auftrage König Ferdinand's in England. 1529 erschien er auf dem Reichstage zu Speyer, 1530 auf demjenigen zu Augsburg, wo er hervorragenden Antheil an der Widerlegung der Confession nahm; er war damals derart mit Arbeit überbürdet, daß er keine Zeit zur Nachtruhe fand [2]. In demselben Jahre ward er Bischof von Wien, wo er nach einer dornenvollen, aber überaus segensreichen Wirksamkeit am 21. Mai 1541 starb.

---

[1] Höfler, Adrian VI. S. 363.

[2] Siehe Ficker XXIV ff. XXVIII—XXIX. XL. XLII ff. XLV. XLVIII. LXXII ff. LXXXII ff. XCIII.

Neben seinen vielfachen Amtsgeschäften und Reisen fand Faber auch in der spätern Zeit seines Lebens noch immer Muße, Schriften gegen die Religionsneuerer abzufassen. Wie sorgfältig und eingehend er die Arbeiten der Gegner, vor allen Luther's, studirte, zeigt die Fülle von Auszügen in seinem in der Wiener Hofbibliothek bewahrten Nachlasse[1]. Im Jahre 1528 unterzog er Luther's Instruction an die sächsischen Visitatoren einer scharfen Kritik. In demselben Jahre veröffentlichte er eine Schrift gegen die mährischen Wiedertäufer, vertheidigte gegen Oecolampadius die Anrufung der Heiligen und stellte einen Vergleich an zwischen den Lehren des Hus und denjenigen Luther's[2]. 1530 gab er eine Zusammenstellung der unzähligen Widersprüche Luther's heraus und vertheidigte im Jahre 1535 gegen denselben Messe und Priesterthum, während 1536 eine eigene, Ferdinand I. gewidmete Abhandlung über den Glauben und die guten Werke erschien. Zur selben Zeit entstand eine für Papst Paul III. bestimmte Denkschrift über die Concilsfrage; er betonte hier vor Allem die Nothwendigkeit, sich auf katholischer Seite in den Stand zu setzen, um die Lehren der Abgewichenen auf Grund ihrer eigenen Schriften zu widerlegen, und drang darauf, daß die durchweg unbemittelten Vorkämpfer der Kirche in Deutschland von der Curie unterstützt und mit den nöthigen Mitteln zum Besuch des Concils versehen würden. Vier Jahre später, anläßlich des Wormser Religionsgespräches, verfaßte Faber ein Memorandum, um durch dasselbe den von den Katholiken bei den früheren Verhandlungen gemachten Fehlern vorzubeugen[3]. Wie viel der rastlose Wiener Bischof in den Stürmen jener Revolutionszeit für die Kirche geleistet, wird man vollständig erst erkennen, wenn einmal eine quellenmäßige Lebensbeschreibung desselben vorliegen wird. Sehr mit Grund sahen die Freunde der Neuerung in ihm ‚einen ihrer rührigsten und bei seiner einflußreichen Stellung gefährlichsten Gegner. Seine Zeit- und Glaubensgenossen preisen ihn als Muster eines katholischen Bischofs, als Zierde seiner Kirche, als einen Mann, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Weisheit und Sittenreinheit'[4]. ‚Was Cochläus für Sachsen,' schrieb Aleander schon im Jahre 1532, ‚Eck für das Donauland, Nausea für die Rheinlande, Ber[5] für die Schweiz: das ist für die Lande des römischen Königs Johann Faber.'[6]

[1] Vergl. Ficker XXIV.

[2] Vergl. Werner 4, 170 ff. 204. 222. Kettner l. c. 31.

[3] Vergl. Nuntiaturberichte 2, 13 ff., und Pastor, Reunionsbestrebungen 103. 199.

[4] Siehe Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 4, 475.

[5] Ueber Ludwig Ber vergl. Sitzungsberichte der Wiener Academie 108, 811 ff. Vischer, Gesch. der Universität Basel. Basel 1860. Fiala in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 492 ff., und Nuntiaturberichte 1, 2, 63.

[6] Laemmer, Mon. Vat. 119. Siehe auch den Bericht des Vergerio vom 13. Juni 1533 in den Nuntiaturberichten 1, 95.

In engstem Freundschaftsverhältniß zu Faber stand Friedrich Nausea, sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu Wien[1]. Geboren im Jahre 1480 zu Waischenfeld im Bambergischen als Sohn des Wagners Grau (daher der latinisirte Familienname Nausea), widmete er sich in Leipzig den höheren Studien und zog dann nach Pavia und Padua, wo Philologie, Theologie und Jurisprudenz betrieben wurden. Im Jahre 1524 bereiste er als Secretär des Legaten Lorenz Campeggio Deutschland, Ungarn und Italien; zwei Jahre später sollte er die Stelle eines Pfarrers am Bartholomäusstift in Frankfurt am Main antreten, sah sich aber bald zur Flucht aus der protestantischen Stadt genöthigt. Er wandte sich nun nach Mainz, wo er eine rastlose Thätigkeit im Interesse der katholischen Sache entfaltete. Durch seinen Freund Faber kam er in nähere Beziehung zu König Ferdinand, welcher ihn als königlichen Prediger und Hofrath nach Wien berief. Hier entwickelte er bald eine noch größere Wirksamkeit als in Mainz. Neben schriftstellerischen Arbeiten war es die Ausübung des Predigtamtes, welche ihn am meisten in Anspruch nahm. Im Jahre 1538 wurde er Coadjutor und 1541 Nachfolger seines Freundes Faber. Als Bischof von Wien verfaßte er für Ferdinand I. eine Denkschrift über die Frage der kirchlichen Reunion und betheiligte sich auch an den Verhandlungen des Concils von Trient. Dort verschied er am 6. Februar des Jahres 1552.

Die Anzahl der Schriften Nausea's ist überaus groß. Sie gehören zum Theil der Philologie und Rechtswissenschaft an, zum Theil der Theologie. Die meisten derselben wurden bei Quentel in Cöln gedruckt. Von seinen theologischen Arbeiten kommen vor Allem in Betracht die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Predigtwerke, in welchen er fast alle Glaubenslehren behandelte. Tausende hat er durch dieselben der alten Kirche erhalten, Tausende zu derselben zurückgeführt[2]. ‚Meister in der Exegese, handhabt er die Heilige Schrift mit bewunderungswürdiger Bravour; klar und präcis stellt er die katholische Glaubens- und Pflichtenlehre vor Augen und weiß mit dialectischer Gewandtheit allen Einwürfen siegreich zu begegnen. Dabei verräth er eine ascetische Durchbildung, welche mit Ehrfurcht erfüllt. Zur Veranschaulichung stehen ihm Beispiele aus der Profan-, Kirchen- und Heiligengeschichte in Fülle zu Gebote. Auf sonstigen rhetorischen Schmuck verzichtet er in der Regel.‘[3]

Eine bedeutende Leistung Nausea's ist auch sein katholischer Catechismus. Er hatte denselben bereits in Mainz abgefaßt, konnte ihn aber erst im Jahre

[1] Neben der Monographie von Metzner vergl. noch die ergänzenden Mittheilungen von Falk in den Geschichtsblättern der mittelrheinischen Bisthümer 1, 190 fll., und ‚Katholik‘ (1889) 1, 314, sowie Döllinger, Beiträge 3, 152 fll., und Hist. Jahrbuch 8, 1 fll.

[2] Vergl. Laemmer, Mon. Vat. 96. 99. Auf seinem Grabsteine ist Nausea predigend abgebildet, siehe Denis 392.

[3] Metzner 103.

1543 veröffentlichen. Ueberbürdung mit Geschäften und Arbeiten, angegriffene Gesundheit und Mangel an den zur Herausgabe erforderlichen Geldmitteln waren die Ursachen dieser langen Verzögerung. Außerdem hatte er, um seinem Buche die möglichste Vollendung und vollkommenste Zuverläßigkeit zu geben, dasselbe einer Anzahl von Cardinälen zur Prüfung vorgelegt; denn er wollte ein Werk liefern, das möglicherweise von der nach Trient ausgeschriebenen Kirchenversammlung als ein allgemeines Lehrbuch, wie ein solches vielseitig gewünscht wurde, angenommen und empfohlen werden könnte. Wenn auch Letzteres nicht geschah, so fand doch der Catechismus Nausea's, ein Folioband von 654 Seiten, in kirchlichen Kreisen so großen Beifall, daß er noch bei Lebzeiten des Verfassers sowohl in als außer Deutschland mehrere Male aufgelegt wurde [1].

Während Nausea sich in seinem Catechismus gegen die Communion unter beiden Gestalten ausspricht, befürwortete er später in seinem Werke über das Concil die Gewährung derselben, in der Hoffnung, auf diese Weise die Getrennten leichter für die Kirche zu gewinnen. Auch die Aufhebung des obligatorischen Characters des Cölibates glaubte er im Hinblick auf die vielen und großen Aergernisse, welche den geistlichen Stand verächtlich machten und den schreienden Priestermangel mitbedingten, dem Papste nahelegen zu sollen.

Segensreicher als solche Vorschläge war seine Anregung zur Reform des Clerus. Eine Ursache des Sittenverfalles desselben fand er unter Anderm in der Vernachläßigung des Studiums der Kirchenväter. Er empfahl deßhalb wiederholt die Werke der heiligen Väter wie der großen Gottesgelehrten des Mittelalters seinen Zeitgenossen auf das angelegentlichste [2].

Mehr noch als die rheinischen Theologen zeichneten sich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die bayerischen aus. Auch hier darf sich die Weltgeistlichkeit tüchtiger Vertreter der alten Lehre rühmen: einzelne Leistungen derselben sind sogar von ganz hervorragender Bedeutung. Dieß gilt vor Allem von der ‚Deutschen Theologie' des Berthold Pirstinger (1508 bis 1525 Bischof von Chiemsee), welche im Jahre 1528 zu München im Druck erschien. ‚Gott zu Lob,' sagt der Verfasser, ‚christlicher Kirch zu Dienst, deutscher Nation zu Behelf und uns Elenden zu heilsamer Unterweisung unterstehe ich mich, aus Schriften und Lehrern, sonderlich aus St. Augustin's Büchern zu suchen und zusammen zu klauben, auch in diesen Tractat zu bringen, was der Wahrheit gleich und zum Grund christlichen Glaubens dienstlich ist, in Hoffnung, ihr möget daraus guten Bescheid und Bericht nehmen,

[1] Moufang, Die Mainzer Katechismen, im ‚Katholik' Jahrg. 57 (1877), 627—633.
[2] Metzner 80. 102.

wie und was ihr endlich für gewisse Wahrheit glauben sollet.' Zwar wolle er nicht mit Jenen disputiren, die Neid wider die Priesterschaft oder Verdruß an guten Werken oder Unlust zum Gottesdienst hätten. Diese lasse der Teufel nimmer aus seinen ‚Krämpeln'. Diejenigen jedoch, die nicht aus Bosheit, sondern aus Unverstand vom Wege der Wahrheit abgewichen, diesen frommen Leuten schicke Gott in der Zeit der Versuchung Hülfe. Eine solche, hofft Berthold, werde den durch die lutherische Irrlehre verführten Deutschen sein Buch sein. Freilich werde es von den Gegnern geschändet, gelästert, verspottet, verworfen und verdammt werden. Nichtsdestoweniger habe er ‚als ein Knecht, der Gott seinem Herrn hundert Metzen Weizen oder hundert Krüge Oeles schuldig sei, sich im Namen Gottes unterstanden, die hernachfolgende Meinung in hundert Capitel zu bringen'. In denselben werden nicht nur die Streitpunkte über Glauben und Werke, Schrift und kirchliche Autorität, Natur und Gnade, Sacramente, Fegfeuer, Ablaß, Hierarchie, Gelübde behandelt, sondern auch die Lehren von der heiligsten Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes sowie cosmologische und kirchenrechtliche Fragen allgemeiner Art berücksichtigt. Das durch ächt religiöse Wärme und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Werk Berthold's, das man als eine vollständige Dogmatik bezeichnen kann, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der katholischen Literatur im damaligen Deutschland[1].

An Berthold von Chiemsee schließen sich an: Johann Altensteig, Pfarrer zu Mindelheim; Johann Haner, Domprediger zu Bamberg; Lorenz Hochwart und Paul Hirschbeck, beide Prediger zu Regensburg; Johann Freyberger, Domherr zu Freising; Leonhard Haller, Weihbischof zu Eichstätt; Matthias Kretz, Prediger zu Augsburg und München[2]; endlich die Ingolstädter Professoren Georg Hauer († 1536), Nicolaus Apel († 1545), Leonhard Marstaller († 1546), Georg Theander[3], an ihrer Spitze Johann Eck.

Dieser berühmte Vorkämpfer der katholischen Sache war ein Mann von hervorragender und durchaus seltener Begabung. In ziemlich dürftigen Verhältnissen wurde er am 13. November 1486 in dem schwäbischen Dorfe Eck geboren. Michael Maier, ‚ein redlicher Bauer', war sein Vater; doch nannte er sich später nach seinem Heimathsorte meist nur Johannes von Eck oder einfach Johann Eck, lateinisch Johannes Eckius (Eccius). Nachdem ein Oheim, Martin Maier, Pfarrer in Rottenburg, den achtjährigen Knaben ‚von der

---

[1] Vergl. Maurenbrecher, Kathol. Reformation 1, 248. Lämmer, Vortrid. Theologie 29—30. Hist.-pol. Bl. 7, 113 fll. Scheeben 1, 444. Heinrich, Dogmatik 1, 103 Note 2.

[2] Vergl. über die Genannten Kobolt 232. 330 fl. 382 fll. Paulus, Kathol. Schriftsteller 546. 550—554. Hist.-pol. Bl. 111, 30.

[3] Vergl. Paulus, Kathol. Schriftsteller 546. 552. 555. 560.

Heerde weggenommen' und den Studien zugeführt hatte, entwickelte sich sein Talent erstaunlich rasch. In drei Jahren hatte er die humanistischen, in weiteren drei Jahren die philosophischen Studien vollendet. Mit 14 Jahren (Januar 1501) erhielt er zu Tübingen die philosophische, mit nicht ganz 24 Jahren (22. October 1510) zu Freiburg die theologische Doctorwürde und stand um die Zeit seiner Priesterweihe (13. December 1508) ‚trotz seiner Jugend und Mittellosigkeit' schon mit den bedeutendsten Gelehrten der Zeit in freundschaftlichem Verkehr [1].

Eck war außerordentlich vielseitig veranlagt. Er interessirte sich für Alles, für die schwierigsten Fragen der Scholastik wie für die mystische Theologie, für speculative Probleme wie für das positive Wissen der Zeit. Den neu erwachten humanistischen Studien brachte er lebhafte Begeisterung entgegen [2]. Die Reden und Predigten seiner ersten Priesterjahre sind überladen mit Citaten aus den Classikern [3]. Im Hebräischen, dessen Studium er in Freiburg begonnen, suchte er noch in seinen späteren Jahren sich zu vervollkommnen. In Bologna copirte er alte Inschriften, in Wien und Melk sah er Manuscripte älterer Scholastiker ein. Für seine Ausgabe des Dionysius Areopagita hat er sich aus Regensburg eine alte Handschrift schicken lassen; gegen Luther verwerthete er zum Beweise des Primates eine ungedruckte vorgratianische Canonensammlung. In der Frage der Kalenderverbesserung wußte er im Namen der Universität Ingolstadt seine Ansicht ebenso geltend zu machen wie auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Sogar die Sitten und Geschichte der Tataren erregten seine Aufmerksamkeit: er übersetzte einen ‚Tractat von baiden Sarmatien und andern anstoßenden Landen in Asia und Europa wunderparlich zu hören' [4].

Eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete Eck besonders, seit er zu Ingolstadt Ende 1510 eine feste Anstellung als Professor der Theologie und Prokanzler der Universität gefunden hatte. In Freiburg, wo er doctorirt hatte, war es ihm trotz seiner Befähigung nicht gelungen, ein ihm entsprechendes Amt zu erhalten.

Als junger Professor zu Ingolstadt huldigte Eck zunächst ganz der spätscholastischen Richtung. Den subtilsten der großen Scholastiker, Duns Scotus, legte er seinen Vorlesungen zu Grunde, obschon er auch von Gerson sich beeinflußt zeigt. Sein erstes größeres theologisches Werk handelte über die schwierige Frage der Prädestination. Er gefiel sich damals im Aufstellen

---

[1] Wiedemann, Dr. Joh. Eck 8. 27. 29.

[2] Bd. 1 des vorliegenden Werkes S. 75. Vergl. Wiedemann 3 ff. 36. 43. 495.

[3] Selbst in theologischen Schriften weiß er Zeugnisse der Dichter zu verwerthen. De poenitentia 1, 7.

[4] Näheres bei Wiedemann 23. 60. 71. 74. 457. 488. 500.

gewagter Thesen[1], bei deren Vertheidigung es mehr auf eine Gymnastik des Geistes, Bethätigung von Schlagfertigkeit, als auf die Wahrheit der Sache ankam. Auf den Disputationen, namentlich auf jener von Bologna im Jahre 1515 und zu Wien 1516, gelang es ihm denn auch, den Ruhm eines gewandten Disputators und bedeutenden Theologen sich zu erkämpfen. Doch fühlte Eck bereits damals die Mängel der niedergehenden Scholastik. Schon sein erstes Werk[2] kehrte sich gegen eine ältere Richtung an der Universität Freiburg. Die Commentare zu Petrus Hispanus (Papst Johann XXI.) sowie zu den logischen, psychologischen und naturphilosophischen Schriften des Aristoteles, welche er in den Jahren 1517—1520 in rascher Folge erscheinen ließ, sollten nach Absicht der herzoglichen Regierung ebenfalls dem Zweck einer Reform der philosophischen Studien zu Ingolstadt dienen[3].

Ein völliger Umschwung trat in Eck's wissenschaftlicher Thätigkeit ein, nachdem er fast durch Zufall in den Streit mit Luther verwickelt worden. Verfolgte er bisher nur theoretisch-wissenschaftliche Zwecke, so entschloß er sich jetzt, sein Wissen zu verwerthen, um in die brennenden Fragen der Zeit einzugreifen. Seine Reisen hatten jetzt nicht mehr ein rein wissenschaftliches Ziel. Dreimal erschien er in Rom: zweimal in Sachen der Bulle gegen Luther, ein drittes Mal als Gesandter seiner Fürsten. Ein Besuch bei König Heinrich VIII. von England und seinen Theologen hing wohl ebenfalls mit apologetischen Bestrebungen zusammen[4]. Wie Eck in Leipzig der Vorkämpfer gegen Luther und Carlstadt war, so erschien er im Jahre 1526 als Gegner von Zwingli's Anhängern zu Baden. Ungerufen mischte er sich in die religiösen Streitigkeiten in Ulm. ‚Dieweil ich leb,' schrieb er, ‚will ich allen Ketzern, Abtrünnigen, Zwiespaltigen in unserm heiligen Glauben wider sein, und wider sie streben nach meinem höchsten Vermögen.' Das Ansehen des unermüdlichen Kämpfers war schon um diese Zeit ein sehr großes. Auf seiner Durchreise nach Baden begehrte der Constanzer Rath seine Hülfe in den religiösen Wirren der Stadt; in Memmingen nahm der bedrängte katholische Clerus Zuflucht zu seinem Wissen. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 entwickelte er eine solche Thätigkeit, daß Cardinal Campeggio sich veranlaßt fand, nach Rom zu berichten: ‚Ich achte ihn für die fortwährenden Arbeiten, die er gethan hat und noch thut, werth des Bischofsstuhles.' Auf den Colloquien zu Worms im Jahre 1540 und zu Regensburg im Jahre 1541 war er Hauptsprecher der Katholiken. Während des letztern Tages brach sich an seiner Principienklarheit und Festigkeit die Halbheit der Interims-

[1] Beispiele bei Wiedemann 65. Vergl. die Thesenzettel in der Disputatio Viennae habita.

[2] Bursa pavonis. Logices exercitamenta.

[3] Wiedemann 33. [4] Wiedemann 30. 139. 184. 185.

freunde. Selbst in seiner letzten Krankheit war er noch schriftstellerisch thätig, bis endlich am 10. Februar 1543 der Tod dem Unermüdlichen die Feder entwand [1].

Eck's polemische Werke geben schon durch ihre Zahl Zeugniß von dem Eifer und der Arbeitskraft ihres Verfassers. In der Zeit seiner ersten Kämpfe mit Luther, vom August 1518 bis Ende 1519, ließ er nicht weniger als dreizehn kleinere Schriften erscheinen, von denen sich zehn auf die Leipziger Disputation beziehen. In ähnlicher Weise sind auch viele seiner späteren Arbeiten Gelegenheitsschriften. In manchen derselben wird ein gegnerisches Werk durchgenommen und zurückgewiesen, wie zum Beispiel in der ‚Verlegung der Disputation zu Bern‘ im Jahre 1528, der ‚Ableinung der Verantwurtung Burgermeisters vnd Rats der Stat Costentz‘ im Jahre 1527. Andere bezweckten, in die religiösen Verhältnisse zu Gunsten der Katholiken einzugreifen, wie ‚Ein Sendbrief an eine fromme Eidgnossenschaft‘. Wieder andere [2] sollten Angriffe auf seine Person abwehren.

Wichtiger sind jene Arbeiten, in denen einzelne Controverspunkte besprochen und die katholischen Lehren systematisch begründet werden. Das erste und umfangreichste derartige Werk behandelt die Lehre vom Primat. Die Wahl des Stoffes war durch Luther's Schrift ‚Von der Gewalt des Papstes‘ und die Wichtigkeit des Gegenstandes gegeben. ‚Wie tüchtige Meister in den bildenden Künsten vor Allem der Gestaltung des Hauptes ihre Sorgfalt zuwenden, so habe ich, da ich gegen die Häresie Luther's zur Feder griff, den Anfang mit dem Haupte gemacht, das heißt mit dem Ansehen der Kirche und des Papstes. Denn war diese Wahrheit einmal siegreich erwiesen, so mußten alle Angriffe des Nichtswürdigen in sich zusammenfallen.‘ [3] Wie der Gegenstand, so war auch die Methode der Behandlung durch die Rücksicht auf die Gegner vorgeschrieben. Besondere Berücksichtigung finden die Humanisten, ‚die da meinen, aus der Schule des Diomedes und Priscian in die Schule Christi aufsteigen zu können‘ [4]. Mit den speculativen Erörterungen der Scholastik war gegen diese ‚grammatischen Theologen‘ Nichts auszurichten.

---

[1] Wiedemann 206. 258. 260. 262. 266. 352. Ueber Eck's Auftreten in Regensburg siehe Bd. 3 des vorliegenden Werkes S. 482; über seine Thätigkeit auf dem Augsburger Reichstag von 1530 und seinen Antheil an der Confutation der Augsburger Confession vergl. Ficker XXVII. XXXII fl. XXXV fl. XCVIII.

[2] Schutzred Kindlicher Unschuld wider den Catechisten Andre Hosander und sein Schmachbüchlein (1540). In Replica Jo. Eckii adversus scripta secunda Buceri apostatae (1543) findet sich eine Expurgatio Eckii a mendaci infamatione, quia adhuc vivit Eckius. Aus diesen beiden Schriften sind wir genau über den Lebensgang des Verfassers unterrichtet.

[3] De poenitentia (Ingolstadii 1522), dedicatio.

[4] De primatu l. 1, c. 1.

‚Wenn diese sehen, wie Luther nur die Heilige Schrift und die Väter citirt, so sind sie sofort gefangen. Ich will daher Luther's Schrift mit ganz klaren Zeugnissen aus dem christlichen Glauben widerlegen und unsere Lehren aus der Heiligen Schrift, den Aussprüchen der heiligen Väter und den Decreten der hochheiligen Concilien beweisen, neuere Autoren, welchen Jener in seiner Anmaßung kein Gewicht beilegt, bei Seite lassen.‘ So werden denn im ersten Buche des Werkes die Stellen der Heiligen Schrift über den Vorrang des hl. Petrus eingehend besprochen, die Erklärungen der Väter vorgelegt, die Auslegungen Luther's zurückgewiesen. Das zweite Buch gibt die Lehre der Väter und Concilien über den gleichen Gegenstand und fügt am Schlusse einige Gründe für eine monarchische Verfassung der Kirche bei. Das dritte widerlegt Luther's Theorie, nach welcher der Primat rein menschlichen Ursprunges ist. Das Werk gibt Zeugniß für Eck's gewaltige Belesenheit und widerlegt Luther's Aufstellungen. Unvermeidlich war bei dem damaligen Stand der Kritik, daß Eck noch manche unächte Texte, namentlich aus Gratian, entlehnte [1]. Manchmal indeß, wo die damalige Forschung schon Zweifel erhoben hatte, wie gegen die Constantinische Schenkung, erwähnt Eck dergleichen kritische Bedenken [2]. Von geschichtlichem Interesse sind des Verfassers Urtheil über die Constanzer Synode, seine Bemerkungen über Mißbräuche an der römischen Curie, seine Klage über die Verweltlichung der Bischöfe [3].

In ganz ähnlicher Weise vertheidigte Eck die katholische Lehre vom Fegfeuer (1523 und 1530), von der Buße (1522 und 1523), von der Bilderverehrung (1522), von der heiligen Messe (1526). Speculative Erörterungen sind soviel als möglich umgangen und das Hauptgewicht auf den positiven Nachweis der katholischen Lehren aus Schrift und Tradition gelegt.

Eine ungleich größere Verbreitung als diese hauptsächlich für Gelehrte bestimmten Einzeluntersuchungen gewann ein mehr populär gehaltenes Werkchen, das Eck Melanchthon's ‚Loci communes‘ gegenüberstellte: sein sogenanntes ‚Handbüchlein‘ [4]. Diese auf Wunsch des Cardinals Campeggio herausgegebene

[1] Vergl. Hergenröther in der Fortsetzung von Hefele's Conc.-Gesch. 9, 104 fll. 130.

[2] ‚Instabit diversarius, hanc (donationem) esse inanem paleam sine grano, quam Dantes Florentinus et Laurentius Valla diu triturarunt, multi praeterea ex iureconsultis dubitant an sit facta, ut Leopoldus Bebenburgius . . . explicat; et qui credunt eam esse factam, adhuc dubitant an valuerit. . . At utcunque sit, tantae dubietatis pelagum hic non expiscabimur. Quia ut Card. Cusanus inquit, ista quaestio non est soluta hactenus, nec solvetur verisimiliter unquam.‘ De primatu l. 2, c. 16.

[3] De primatu l. 1, c. 43; l. 3, c. 6. 49. 50. Ueber Reformvorschläge, welche Eck im Jahre 1523 in Rom vorlegte, siehe Hist. Jahrbuch 1884 S. 371 fl.

[4] Enchiridion locorum communium adversus Lutheranos (Landshut 1525 deutsche Uebersetzung, s. l. 1530. Wir benutzten die von 1565). Das Büchlein, sagt

Schrift befaßt sich mit sämmtlichen Controverspunkten zwischen Katholiken und Neugläubigen, mit den brennenden Fragen über die Gewalt der Concilien und Päpste, über Sacramente und Rechtfertigung ebensowohl als mit den Einwürfen der Protestanten gegen Annaten und Erlaubtheit des Türkenkrieges. Die Behandlung schreitet in der Weise voran, daß an der Spitze jedes Capitels zunächst die katholische Lehre in Thesenform zusammengefaßt wird. Dann folgt die Begründung durch Zusammenstellung von Schrift- und Väterstellen und die Widerlegung der gegnerischen Einwürfe; zum Schluß wird das Ergebniß und der positive Inhalt des Ganzen noch einmal übersichtlich zusammengefaßt. Welchen Beifall das Büchlein fand, sieht man aus den häufigen Auflagen, die es erlebte. Noch 1525 erschienen vier Ausgaben, darunter je eine in London und Krakau. Im folgenden Jahre ward es in Cöln und Rostock je einmal, außerdem noch dreimal aufgelegt; im ganzen zählt man bis zum Jahre 1600 nahe an 50 Ausgaben, darunter 8 in Cöln, 9 in Ingolstadt, 5 in Paris, 4 in Lyon, 3 in Antwerpen. Gewidmet war es dem König Heinrich VIII. von England, dessen Buch gegen Luther Eck 1523 in einer eigenen Schrift vertheidigt hatte. Im Jahre 1530 begann Eck seine Werke gegen Luther in einer Gesammtausgabe von Neuem drucken zu lassen [1].

Eine nicht zu unterschätzende Thätigkeit gegen die Neugläubigen übte Eck auch durch sein Predigtwerk aus. Da bei dem Mangel derartiger katholischer Werke die protestantischen Homilien auch unter Katholiken Leser fanden, ja selbst ungelehrte Priester ihnen den Stoff für ihre Vorträge entnahmen [2], so hatten die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern den berühmten Apologeten zur Abhülfe dieses Uebelstandes aufgerufen. Eck's Erklärung der sonn- und festtäglichen Evangelien und seine Predigten über die Sacramente fanden solchen Beifall, daß von der deutschen Ausgabe in den Jahren 1530 bis 1583 vier Auflagen, von der lateinischen Uebersetzung bis zum Jahre 1579 17 Ausgaben nöthig wurden [3], abgesehen von dem Druck in Eck's gesammelten Werken. Da diese Homilien nicht unmittelbar an das Volk

---

Eck in der Vorrede zur Ausgabe vom Jahre 1529, habe er auf den Rath des Cardinals Campeggio herausgegeben, ‚quo occupatiores, quibus non vacat grandia heroum volumina revolvere, in promptu et brevi (ut aiunt) manu haberent, quo haereticis occurrerent'. Zugleich sollte es ein ‚summarium credendorum' für die ‚simpliciores' sein, ‚ne a pseudoapostolis subverterentur'. Wiedemann 536.

[1] Wiedemann 528 fll. 586 fl.

[2] ‚Nam dum schismatici acervos, imo montes homiliarum emiserint, contra catholici rarenter sermones ad plebem ediderunt, adeo ut inquisiti tam ex clero quam laicis hunc fucum praetexerint: emisse quidem se et legisse Lutheri et aliorum homilias, quia catholicorum non extarent venales.' Homiliarius, dedicatio.

[3] Wiedemann 573—580. 597—611. 613.

gerichtet sind, sondern an ungelehrte Priester, ‚die ohne Kork nicht schwimmen können‘ [1], so ist auf rhetorischen Schwung weniger Sorgfalt verwandt. Dagegen zeichnen sie durch klare und gehaltvolle Erörterung sich aus. Ein fünfter Theil seiner Predigten [2] gibt eine Erklärung der zehn Gebote und ist interessant, weil Eck in der Erklärung des Sittengesetzes mitunter sehr in's Einzelne geht, so daß ein Einblick in die Casuistik der damaligen Zeit möglich wird [3].

Daß Eck in seinen polemischen Schriften die richtige Methode getroffen hatte, zeigte ihr Erfolg. ‚Höre, Abtrünniger,‘ redet er Butzer an, ‚bedient sich Eck etwa nicht der Worte der Schrift und der Väter? Warum antwortet ihr ihm nicht auf seine Schriften über den Primat Petri, über die Buße, die Messe, das Fegfeuer, auf so viele Homilien, auf so viel Anderes? In Wittenberg rühmten sie sich vor der Leipziger Disputation: Eck wird dem Carlstadt und Luther nicht gewachsen sein, denn er wird seinen Scotus, Occam, Thomas und so weiter citiren, während Jene auf Augustin, Cyprian sich stützen. Aber was sagte mir der katholische Herzog Georg von Sachsen? „Ich sehe, daß auch Ihr die Kirchenväter und die Heilige Schrift vorbringt, und glücklicher als Eure Gegner.“‘ [4]

---

[1] Diese Bestimmung erklärt es, warum mitunter im Text auf andere Werke verwiesen wird, wo weitere Belehrung zu finden ist. In der Trauerrede beim Begräbniß des Kaisers Maximilian (von Wiedemann übersehen. Sie steht Homiliarius, Ingolstadii 1536, tom. 4, fol. 272 sq.) wird so auch einmal auf Thomas von Kempis verwiesen, und zwar wahrscheinlich auf die ‚Imitatio‘ (fol. 273[a]), so daß also Eck diesen für den Verfasser angesehen hätte.

[2] Von Wiedemann und Schneid übersehen. Der Titel lautet: ‚Der Fünft vnd letst | Tail Christenlicher Predig von den | Zehen Gebotten, wie die zu halten, vnd | wie die übertretten werden, Zu | wolfart den frumen Chri= | sten des alten glau= | bens. Durch doctor Johan Eck | Vicecancellier zu In= | goldstat. Getruckt zu Ingoldstadt, durch | Georgen Krapffen. MDXXXIX.‘

[3] Unter Anderm behandelt Eck die Lehre vom Wucher und Zinsnehmen in vier vollen Predigten (26—29, fol. L[b]—LIX[c]). — Bei Entscheidung streitiger Fälle sucht Eck sich in der Mitte zu halten; weder will er ‚die Gewissen zu weit machen und den Sündern Völsterlein oder Pfulben under die Ellenbogen geben‘, noch auch ‚frevendlich verdammen ein ganze Meng‘ (fol. XXVI[c]). Denn wenn etwas ‚gemein ist in dem Land und gebraucht von Leuten, die für ehrbar geacht werden und frumm, für gottsfürchtig und guter Gewissen, und in langem Herkommen und Brauch: so soll das nit für Sünd geacht werden noch Unrecht‘. ‚Es ist nit allweg von Nöthen, daß einer gang den sichern Weg; es ist wohl rathsam. Ich will sagen: wann widerwärtige Meinung seind der Lehrer, ob etwas Sünd sei, ist nit von Nöthen, daß er allweg dem sichern Weg nachfolge; dann er sündet nit darumb, wann schon er den andern Weg fürnimmt‘ (fol. XXVIII[a]). Ueber Eck und das kirchliche Zinsverbot vergl. auch Schneid in den Hist.-pol. Bl. 108, 321 fll. 473 fl. 570 fll. 659 fll. 789 fl.

[4] Bei Wiedemann 275 (aus Eck's Apologia).

Doch bei seinen Gegnern war das Todtschweigen[1] seiner Gründe der einzige Erfolg. Seine Person wurde dabei nicht todtgeschwiegen. Man sagte ihm nach, nur aus eigensüchtigen Beweggründen verharre er bei den Katholiken; eine ironische Aeußerung des gefürchteten Gegners auf dem Religionsgespräch zu Regensburg wurde dahin ausgelegt, daß er sich den Protestanten förmlich angetragen habe. Dazu beschuldigte man ihn der Habsucht, des Ehrgeizes, der Trunksucht, der Unzucht. ,Die Neuchristen', klagt er selbst, ,sind eifrig darauf aus, alle Vertreter der guten Sache zu verspotten, zu verleumden, in Schrift und Bild zu verhöhnen. Bei solch bitteren Kränkungen müssen die Katholiken mit Christus sagen: Laßt sie, sie sind blind und Führer von Blinden.'[2] Meist schwieg Eck auch auf solche Angriffe. Einige Male aber fand er es geboten, sich zu vertheidigen. Gegen die Anklage der Ehrsucht macht er geltend, er habe mehr als Ein Canonicat ausgeschlagen. ,Dein (des Osiander) nachredig Zung schuldigt mich der Ehrgeytigkait. Thust mir Unrecht. Ich will mein Lebtag ain Schulmayster bleiben. Sunst seynd mir wohl zugestanden Thumherren-Canonicat zu Cöln, Augspurg, Trient, Lütich und Regenspurch; ich bin aber willkürlich in studio bliben.'[3]

Der Anklage auf Unsittlichkeit gegenüber fragt er mit großer Ruhe, ob es denn denkbar sei, daß ein unbemittelter Mensch, der schon im 14. Jahre den Doctorgrad der Philosophie erhalten habe, dem man im Alter von 18 Jahren die wissenschaftliche und sittliche Ueberwachung von zahlreichen Jünglingen anvertraute, den so viele ausgezeichnete Männer ihrer Freundschaft würdigten, bei all dem ein Sündenleben habe führen können, wie die Gegner es ihm vorwarfen. ,Waren denn die Prälaten, Adelichen und Bürger, die meiner Sorge ihre Neffen und Söhne anvertrauten, blind vor Liebe zu mir?'[4]

---

[1] Ganz ohne Antwort blieb Eck übrigens nicht. ,Wie der Dialog [Eckius dedolatus, eine unwürdige Posse] für Eck's erstes großes Auftreten auf der Leipziger Disputation von 1519, so bildet die Oratio [ein ähnliches Product] für sein letztes [?] auf dem Augsburger Reichstag von 1530 das satirische Denkmal, sie ist eine Antwort auf Eck's 404 Artikel.' Eckius dedolatus, herausgegeben von S. Szamatólski in Latein. Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts 2 S. xi.

[2] ,Neochristiani nihil prius habent, quam omnes bonos cuiuscunque ordinis eludere, calumniari, scriptis et imaginibus subsannare. In huiusmodi pessimis contumeliis dicere debent catholici cum Christo: Sinite illos, caeci enim sunt et duces caecorum. Alias tamen in universum curae et cordi esse cuique debet, ut nomen bonum habeat.' Hom. 1 de S. Petr. et Paul. Homiliarius de sanctis fol. 135[d].

[3] Bei Wiedemann 376.

[4] Wiedemann 379. Was die von Kawerau (Briefwechsel des Jonas 1, 297) zusammengestellten Citate betrifft, so hat bereits Paulus (Hist.-pol. Bl. 111, 593) bemerkt, daß ,die betreffenden Aeußerungen alle von Eck's heftigsten Gegnern herrühren',

‚Wer hat mich je zutrinken sehen, auch wenn ich etwas heiter bin im Kreis meiner Freunde und Gäste? Die mühevolle Arbeit so vieler Vorlesungen vor meinen Schülern, so vieler Predigten vor dem Volke, so vieler Bücher, die von mir und mit meiner Hand herausgegeben wurden, legt Zeugniß ab von meiner Nüchternheit.‘ [1]

Eck war nach Ausweis seiner Schriften ein lebhafter Geist und jovialer, mitunter derber Character, von unverwüstlicher Arbeitskraft und Arbeitslust. Auch Katholiken, wie zum Beispiel Pallavicini, haben an ihm den herben Ton seiner Schriften beklagt, durch welchen er Luther nur noch mehr in seinen Irrthum hineingetrieben habe. Doch muß jedenfalls zugegeben werden, daß nicht er es war, der zuerst den herben Ton anschlug [2]. Aber auch diese Tadler lassen Eck's Gelehrsamkeit alle Gerechtigkeit widerfahren [3]. Für Cochläus war Eck der ‚hochgelehrt und tiefgegründt Theologus‘. Cardinal Pole ehrte ihn mit dem Titel ‚Achilles der Katholiken‘ [4].

2.

Als Johann Eck zur ewigen Ruhe einging, weilten auf deutschem Boden bereits Mitglieder des Ordens, von welchem der wirksamste Widerstand gegen den Protestantismus wie eine nachhaltige Wiederbelebung der theologischen Studien ausgehen sollte. Mit dem Auftreten der Jesuiten und der gründlichen Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffes durch das Concil von Trient beginnt eine neue Epoche für die katholische Theologie: ein frischer,

---

mithin nicht ‚als unumstößliche Beweismittel gelten‘ können. Der Versuch Kawerau's, aus der Selbstanklage Eck's dessen Unsittlichkeit zu beweisen, erscheint durchaus hinfällig, denn die betreffenden Worte sind viel zu allgemein, um ein so schweres Laster wie das Concubinat zu beweisen.

[1] Wiedemann 377.

[2] ‚Malui tamen modestiam servare theologicam,‘ sagt er in seiner Defensio contra amarulentas Andr. Bodenstein invectiones, ‚quam muliercularum more rixari, scommatibusque aculeatis et iniuriis maledicum referire, quod non existimem viri boni esse, vel inferre vel referre iniuriam. . . Id tamen inprimis curandum, cum de mysteriis sacratissimae fidei nostrae agitur.‘ Vergl. Wiedemann 93.

[3] Pallavicini, Istoria del Conc. di Trento l. 1, c. 6 (Milano 1745), 1, 64: ‚Echio . . . uomo eccellente per dottrina et per eloquenza, come rendono palese le sue opere date alla stampa. . . E questa [la contraddizione] dal Echio sarebbesi potuta far meno acerba. . . Forse i contraddittori, col dichiararlo Eretico primo del tempo, il fecero diventare.‘

[4] Wiedemann 424. Daß Eck der gefährlichste und schlagfertigste Gegner Luther's war, wird von neueren protestantischen Historikern allgemein zugestanden; siehe Maurenbrecher, Kathol. Reformation 1, 175. Günther, P. Apian 88. Ficker XXXII. Vergl. auch den Ausspruch Menzel's in den Hist.-pol. Bl. 69, 813, und Geß, Cochläus 28.

ächt katholischer Geist drang in alle Länder, auch in das arg verwüstete Deutschland.

Die Bedeutung des Concils in theologischer Hinsicht kann kaum hoch genug angeschlagen werden; seine Glaubensentscheidungen sind mit bewunderungswürdiger Klarheit, Präcision und Weisheit abgefaßt, viele seiner Decrete wahre Muster kirchlicher Lehrentwicklung. Aus dem Nebelmeer menschlicher Meinungen trat der Gottesbau der katholischen Glaubenslehre in neuer Reinheit und Schönheit hervor, stark und einheitlich, angestaunt selbst von den Feinden der Kirche[1]. Der dogmatische Zusammenhang mit der apostolischen Vergangenheit war in allen angegriffenen Punkten wieder hergestellt, Irrthum und Wahrheit haarscharf geschieden; jeglicher unklaren Vermittlungstheologie[2] war der Boden entzogen. Alle Katholiken fühlten sich wieder geeinigt; neues Leben durchströmte die alte Kirche.

Alsbald nach dem Abschluß des Concils beginnt für die katholische Theologie eine Zeit der Blüthe, ‚welche an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Leistungen in der Kirchengeschichte nicht ihres Gleichen hat'. Die eigentliche Größe dieser Zeit besteht darin, ‚daß alle Seiten der Theologie in innigster Gemeinschaft und Wechselwirkung gepflegt werden. Die Exegese ist keine bloß philologisch-kritische, sondern verwerthet zugleich die Errungenschaften der Scholastik und Patristik zum tiefern Verständniß und zur vollern Begründung der katholischen Lehre; die großen Controversisten besaßen eben in der Verbindung scholastischer Durchbildung und gründlicher exegetisch-historischer Kenntnisse ihre Stärke. Die besseren scholastischen Theologen pflegten nicht einseitig die Speculation, sondern knüpften, wie an die speculativen Traditionen des Mittelalters, so auch an die Grundlage der Heiligen Schrift und der Väter an; und die hervorragenden patristischen Theologen benutzten ihrerseits wieder die Scholastik als Leitfaden zum Verständniß der heiligen Väter, wie denn auch manche Theologen auf allen oder mehreren dieser Gebiete zugleich thätig waren.'[3]

An dieser allgemeinen Blüthe hatte auch Deutschland seinen Antheil. Ueberblickt man die dort entstandene theologische Literatur, so ist kein Zweifel, daß auch jetzt Polemik und Controverse das Uebergewicht haben. Allein ein Unterschied ist auf diesem Gebiete gegenüber der vorhergehenden Periode deutlich erkennbar: Polemik und Controverse werden mehr systematisch und

---

[1] Vergl. Bd. 4 des vorliegenden Werkes S. 411 fll.

[2] Hierher gehören die Bestrebungen G. Cassander's, über welche man vergl. Fritzen, De Cassandri ejusque sociorum studiis irenicis (Monast. 1865), und Deschrevel, Hist. du Séminaire de Bruges (Bruges 1891) p. 385 ss. Weitere Literatur in meinem Artikel über Cassander in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 2020.

[3] Scheeben, Dogmatik 1, 446.

im großen Stil betrieben und erlangen dadurch eine hohe Vollendung. Das Hauptverdienst gebührt hier dem Orden der Gesellschaft Jesu. Die zahlreichen Polemiker und Controversisten der vortridentinischen Zeit haben Tüchtiges geleistet; allein es fehlte ihnen der Mittelpunkt, sie kämpften vereinzelt und erzielten deßhalb keine durchschlagenden Erfolge. Die Jesuiten waren es, welche zuerst einen geregelten Widerstand gegen den Protestantismus in's Leben riefen, welche methodisch, einheitlich, geschlossen auftraten zum Schutze des alten Glaubens. Ihre Collegien und Lehranstalten erwiesen sich bald in allen Gauen des katholischen Deutschland nicht bloß als Brennpunkte des kirchlichen Lebens, sondern auch als Hochburgen der heiligen Wissenschaft. Da die Fluth der polemischen Literatur auf Seiten der Protestanten noch immer im Steigen war, ergab es sich, daß auch die Jesuiten sich vornehmlich der Controverse und Polemik zuwandten. Sie stellten auf diesem Gebiete eine größere Anzahl von Vertheidigern als sämmtliche übrigen Orden zusammen [1].

Der erste Hauptvertreter jesuitischer Polemik in Deutschland, Gregor von Valentia, stammte aus Spanien, allein fast dreiundzwanzig Jahre seines besten Wirkens gehören Deutschland an, und auch fast alle seine Schriften sind in Deutschland erschienen. Geboren 1551 zu Medina del Campo, wirkte dieser geistvolle Mann seit dem Jahre 1575 als Lehrer der scholastischen Theologie zu Dillingen und Ingolstadt. Er galt mit Recht als einer der ersten Theologen seiner Zeit, gleich groß auf dem Gebiet der scholastischen und positiven wie auf demjenigen der polemischen Theologie [2]. Die bedeutendste seiner Streitschriften ist die im Jahre 1585 zu Ingolstadt erschienene ‚Analyse des katholischen Glaubens'. Zweck dieses Werkes war, zu zeigen, daß einzig das katholische Bekenntniß vermögend sei, sich als das wahre zu erweisen, und daß das im Papste verkörperte unfehlbare Lehramt der Kirche der absolut geforderte Hort und Wächter des wahren Christenglaubens sei. ‚Die christliche Lehre', äußert sich Valentia, ‚enthält größtentheils solche Sätze und Wahrheiten, welche über das Fassungsvermögen der menschlichen Vernunft hinaus liegen; also muß die Glaublichkeit derselben auf eine Art verbürgt und gestützt sein, durch welche der Mangel an vernünftiger Evidenz vollkommen ersetzt wird: der gläubige Christ muß wissen, warum er das glaubt, was er gläubig annimmt. Ein solcher absolut zureichender Grund seines gläubigen Dafürhaltens ist nur dann vorhanden,

---

[1] Hurter, Nomenclator lit. 163. Vollständigkeit in der Aufzählung der katholischen Polemiker ist hier ebensowenig beabsichtigt wie für die erste Periode. Eine derartige Arbeit würde ein eigenes Werk erfordern.

[2] Vergl. Scheeben 1, 451. Hurter, Nomenclator 151 sq. De Backer 3, 1264 sqq. Verdière 2, 166 s. 519 s.

wenn eine Autorität da ist, auf deren Ansehen hin das zu Glaubende mit unbedingter Beruhigung angenommen werden kann. Diese infallible Lehrautorität in Glaubenssachen kann keine rein menschliche sein, obschon ihre Träger nach göttlicher Anordnung Menschen sind, die jedoch, um in Glaubenssachen untrüglich zu reden und zu entscheiden, von Gott inspirirt sein müssen. Diese von Gott inspirirte Autorität muß in der Kirche immerfort vorhanden sein und zu jeder Zeit befragt werden können; also muß sie sich in der Kirche auch durch alle Zeit fortsetzen, und jene Kirche wird die wahre sein, welche die lebendige Präsenz einer von Gott eingesetzten und geleiteten Lehrautorität vorzuweisen hat. Dieß vermag einzig die katholische Kirche, welche den römischen Papst zum Haupte hat und in ihm den lebendigen Träger jener infalliblen Lehrautorität besitzt. So oft also der Papst in Glaubenssachen ex cathedra spricht, ist sein Ausspruch als infallible Lehrentscheidung anzuerkennen, und alle Gläubigen haben sich demselben zu unterwerfen.‘ [1] Der hier entwickelte streng theologische Gedankengang ist wesentlich derselbe, der mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit und Schärfe bei sämmtlichen Polemikern des Jesuitenordens wiederkehrt.

Im Ganzen sind von Gregor von Valentia nicht weniger als sechsundzwanzig Controversschriften erhalten, welche im Jahre 1591 gesammelt erschienen. Sobald derselbe Kunde erhielt, daß ein polemisches Werk eines protestantischen Theologen unter der Presse war, bemühte er sich, die Druckbogen zu erhalten, um gleichzeitig mit dem Angriff Antwort und Vertheidigung als Gegengift erscheinen lassen zu können. Wegen seiner Schlagfertigkeit war Gregor bei den Protestanten ungemein verhaßt; seine Kritik der calvinischen Abendmahlslehre rief eine ganze Fluth von heftigen Gegenschriften hervor [2]. Zuweilen, wie zum Beispiel in seiner Polemik gegen den württembergischen Theologen Heerbrand, ging übrigens auch der feurige Spanier in seiner Ausdrucksweise zu weit, was ihm den Tadel von Canisius zuzog [3]. Letzterer, eine überaus milde Natur und das auffallendste Gegenbild zu Luther, war nicht nur ein Feind aller harten und bittern Polemik, sondern in den ersten Jahren seines Wirkens überhaupt kein Freund der directen Bekämpfung der Neuerer. ‚Nicht disputiren, sondern ertragen, mehr durch Thaten zu erbauen als durch Worte‘: das war sein Grundsatz. Später freilich, nach genauerer Kenntnißnahme der deutschen Verhältnisse, sah auch der milde Canisius die Nothwendigkeit einer directen Vertheidigung ein und machte sogar den Vorschlag, eine Art von Schriftstellercolleg der deutschen Jesuiten

[1] Werner, Gesch. der kathol. Theologie 6.
[2] Vergl. Werner, Suarez 1, 49 fl.
[3] Siehe Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 427—428.

zu gründen [1]. In einem auf Befehl des Papstes begonnenen, umfangreichen Werke ‚Von den Entstellungen des Wortes Gottes' wandte er sich direct gegen die Magdeburger Centuriatoren. Er beabsichtigte, durch diese Arbeit eine Widerlegung aller Hauptlehren der Protestanten zu liefern, brachte jedoch von dem groß angelegten Werke nur zwei Foliobände zum Abschluß. Dieselben bekunden eine ebenso eingehende Kenntniß der scholastischen und positiven Theologie, als umfassende Bekanntschaft mit den verschiedenen Richtungen des Protestantismus [2].

Die meisten Polemiker aus der Gesellschaft Jesu lebten in Bayern, wo der Orden an den Herzogen Wilhelm V. und Maximilian I. mächtige Schützer besaß. Zu Ingolstadt, dann zu Dillingen und Cöln sind die meisten Werke dieser Controversisten entstanden und gedruckt worden. Das ausführlichste Werk zur Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Angriffe der Protestanten, die durch große Gelehrsamkeit wie einen würdigen, von aller Schmähung der Gegner freien Ton ausgezeichneten ‚Disputationen' Bellarmin's, erschien zuerst in den Jahren 1581—1592 in drei Foliobänden zu Ingolstadt.

Aus der großen Zahl der in Deutschland thätigen Polemiker des Jesuitenordens seien hervorgehoben: Hermann Thyräus aus Neuß († 1591), die Spanier Alphonsus Pisanus († 1598) und Hieronymus Torres († 1611), Theodor Anton Peltanus aus Lüttich († 1584), der Lothringer Johann Moquet († 1642), der Landshuter Matthias Mayrhofer († 1641), Jacob Keller († 1631) und der Augsburger Sebastian Heiß († 1614). Letzterer, von 1599—1613 Professor zu Ingolstadt, zeichnete sich durch seltene Begabung, vielseitige Bildung und außerordentliche Belesenheit aus. In seinen Streitschriften behandelte er die Lehre von der Kirche, Eucharistie und vom Meßopfer [3].

Als tüchtige Controversisten erwiesen sich ferner die Jesuiten Johann Spitznaes († 1609), Jacob Crusius aus Bamberg († 1617), Emmeran Welser († 1618), Conrad Dosch und Johann Hammer aus Goslar († 1606), Verfasser der von vielen Protestanten bekämpften Schrift: ‚Prädikanten-Latein, das ist drei Fragen, allen genannten evangelischen Prädikanten von vielen Katholischen oftermals aufgegeben, aber nie bishero gründlich beantwortet, jetzo auf's Neue in Reimen verfasset: 1. Ob es wahr sei, daß der Papst von Gotteswort abgefallen und dasselbe unterdrückt habe? 2. Ob die genannten

---

[1] Siehe Bd. 4 des vorliegenden Werkes S. 393—394. 396 fl.

[2] Vergl. Rieß, Canisius 429 fll.

[3] Vergl. über die Genannten Hurter, Nomenclator, und De Backer unter den betreffenden Namen. Ueber Mayrhofer und Keller siehe auch Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 461. 574. 575—578.

Evangelischen katholisch seien? 3. Ob jemals Einer durch's neue Evangelium selig geworden?'[1]

Die bisher Genannten werden weit übertroffen durch Georg Scherer, Jacob Gretser und Adam Tanner.

Georg Scherer, auf das schlimmste von den Protestanten verleumdet[2], stammte aus Schwaz in Tirol. Im Jahre 1559 in den Jesuitenorden getreten, bethätigte er 40 Jahre lang eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit, welche namentlich den österreichischen Landen zu Gute kam († 1605)[3]. Seine sehr zahlreichen Controversschriften erschienen 1599 gesammelt in zwei Bänden in dem mährischen Prämonstratenserkloster Bruck. Der Verfasser zeigt in denselben eine für jene Zeit nicht unbedeutende Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache: seine Schriften sind wahrhaft volksthümlich abgefaßt. Dieß gilt namentlich von der Abhandlung ‚Merk- und Kenn-Zeichen der wahren und falschen Kirchen' und nicht minder von einer Abhandlung, in welcher ‚zwölf Ursachen der Bekehrung vom Lutherthum zum Christenthum' erörtert werden. ‚Es ist kein anderer Glaube,' heißt es hier am Schluß, ‚keine andere Kirche bishero fester und beständiger unter so mancherlei Verfolgungen geblieben. Da findet man Gottes Wort ungestümmelt, rein und lauter, ohne Verfälschung, mit sammt der heiligen Väter und Lehrer wohlgegründeter Erklärung und Auslegung. Durch diesen Glauben sind unsere Vorfahren fromm, gottesfürchtig und gewissenhaft geworden, sind auch darüber von Gott dem Allmächtigen im Geistlichen und Zeitlichen gesegnet worden. Da ist die rechte Eintracht und Einigkeit, ein Herz und eine Seele in allen Gläubigen; da sind die zu den Schafen und Lämmlein Christi rechtmäßig berufenen Hirten; da ist die recht ordinirte Priesterschaft, das wahre Sacrament des Altars, die rechte Absolution und Vergebung der Sünden. Da ist der ganz unzertrennte, ungenähte Rock der christlichen Religion. Da ist der Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit; da ist die Schule des Heiligen Geistes, darin alle Wahrheit gelehrt wird.'

Scherer versteht es vortrefflich, sich der Auffassungsweise des Volkes anzubequemen; hie und da entspricht allerdings seine Ausdrucksweise allzusehr dem Geiste der damaligen bittern Polemik. Dieß gilt unter Anderm von seinen Streitschriften gegen die Württemberger Theologen Osiander, Otzinder und Heerbrand.

Wie andere Polemiker seiner Zeit, so bemühte sich auch Scherer, im Einzelnen darzuthun, daß die Lehren der Neugläubigen Nichts weiter seien als

---

[1] Hurter, Nomenclator 166.

[2] Vergl. Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 538.

[3] Vergl. ‚Katholik' (1864) 2, 35 ff. Hurter 164 sq. De Backer 2, 606 sq.

Wiederholungen längst überwundener Irrthümer. Diesen Zweck verfolgte die im Jahre 1588 zu Wien erschienene Abhandlung ‚Der lutherische Bettlermantel‘. ‚Die Einreden der Protestanten gegen die von ihnen verworfenen Lehren, Bräuche und Einrichtungen der Kirche‘ — wird hier ausgeführt — ‚sind lediglich eine Wiederholung jener alten häretischen Lehrmeinungen, welche die Kirche im patristischen Zeitalter verdammt hat. Sie sagen mit Aërius, daß Gebete, Vigilien, Opfer für die Verstorbenen unnütz seien und das Fasten zu Nichts tauge; sie sagen mit Simon Magus und Eunomius, daß der Glaube allein selig mache und die Werke gleichgültig seien; in der Verwerfung des Chrisams bei der Taufe und Firmung sind ihnen die Novatianer und Donatisten, in der Verwerfung des Heiligencultus Vigilantius vorausgegangen; den Vorrang der Jungfräulichkeit vor der Ehe hat seiner Zeit Jovinian geläugnet; daß die Schrift keinen Unterschied zwischen Bischof und Presbyter kenne, ist eine Häresie des schon genannten alten Aërius; in ihrem Hasse gegen den Papst und den Römischen Stuhl wiederholen die Protestanten nur die von den Petilianern und Novatianern ausgestoßenen Schmähungen. Die lutherische Lehre von der Erbsünde ist manichäisch; die Lehre von der Ubiquität des himmlischen Leibes Christi ist eutychianisch; die Behauptung, daß Christus nur im Augenblick der Nießung im Sacramente gegenwärtig sei, eine alte Ketzerei, gegen welche seiner Zeit Gregor von Nyssa und Cyrill von Alexandrien geschrieben.‘ [1]

Ein Sohn des Landes Tirol war auch Adam Tanner, Schüler des Gregor von Valentia. Neben seiner langjährigen Lehrthätigkeit fand dieser hochbedeutende Theologe [2] noch Zeit zu einem reichen schriftstellerischen Wirken. Von seinen Controversschriften ist neben dem Bericht über das Regensburger Religionsgespräch vom Jahre 1601 und einer Arbeit über das Glaubensprincip vor Allem seiner ‚Anatomie der Augsburger Confession‘ zu gedenken. Dieselbe zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird unter Anführung von zehn Gründen dargethan, daß die Confession zu verwerfen sei. Im zweiten Theile werden ebenfalls zehn Gründe aufgestellt zum Nachweise dafür, daß die Kirche der genannten Bekenntnißschrift nicht die wahre sei. Die Gründe der Gegner werden sehr eingehend widerlegt. Besondere Rücksicht nimmt Tanner dabei auf eine Arbeit des protestantischen Theologen Jacob Heilbrunner.

Tanner's Bedeutung als Controversist ist sehr hoch angeschlagen worden: Manchen gilt er sogar als der erste katholische Polemiker, den Deutschland damals hervorbrachte [3].

---

[1] Werner, Gesch. der kathol. Theologie 15—16.
[2] Vergl. das Urtheil von Scheeben im ‚Katholik‘ (1867) 1, 162.
[3] Siehe Hurter 254 sq. Vergl. Verdière 2, 250. De Backer 2, 1050 sqq.

Gleichfalls ein Schüler des Gregor von Valentia war Jacob Gretser, ‚vielleicht der gelehrteste unter den Jesuiten seiner Zeit' [1]. Geboren im Jahre 1562 zu Markdorf in der Diöcese Constanz, trat er früh in die Gesellschaft Jesu, studirte in Ingolstadt und wurde dort schon im Jahre 1588 Professor der Philosophie und im Jahre 1592 Professor der Theologie. Abgesehen von einigen Unterbrechungen, zu welchen ihn seine schriftstellerische Thätigkeit nöthigte, lehrte er, bis im Jahre 1616 seine geschwächte Gesundheit ihn zwang, sich zurückzuziehen († 1625). Obgleich seine vieljährige Lehrthätigkeit zum größern Theile der scholastischen Philosophie und Theologie gewidmet war, so sind doch seine ungemein zahlreichen Schriften (17 Foliobände) [2] vorzugsweise positiven Wissenszweigen zugewendet: archäologischen und historischen Untersuchungen, der Herausgabe historisch wichtiger Documente, vor Allen aber polemischen Erörterungen. Schon die Aufzählung der Namen seiner protestantischen Gegner zeigt, wie unermüdlich Gretser thätig war. Es sind Streitschriften von ihm vorhanden gegen Junius, Danäus, Hospinianus, Dresser, Marbach, Melchior Volk, Jacob Heilbrunner, Zäemann, Molineus, Daniel Cramer, Samuel Huber, Goldast, Leonhard Hutter, Mornay, Aegidius Hunnius, Andreas Libavius, Simon Stein, Gabriel Lermäus, Cambilhon, Andreas Lonner, Johann Forster, Johann Jacob Huldreich, Ernst Zephyrius, Thomas Wegelin, Marcus Beumler, Hasenmüller und Leiser. In allen diesen Schriften legt Gretser eine Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn an den Tag: mit einer Unermüdlichkeit ohne Gleichen ist das Material von den verschiedensten Orten herbeigetragen. Die literarische Fruchtbarkeit und Arbeitskraft des Verfassers flößen Staunen und Bewunderung ein. Leider kann der polemischen Thätigkeit Gretser's kein unbedingtes Lob ertheilt werden. In leicht begreiflicher Erregung beantwortete er — von Haus aus ein derber und urwüchsiger Character — nur zu oft die Schmähreden seiner Gegner in gleichem Tone. Noch weiter ging in dieser Hinsicht sein Ordensgenosse Conrad Vetter [3]. Glücklicher Weise ist diese geharnischte, in die Niederungen des derben Volkstones herabsteigende Polemik keineswegs allgemein herrschend unter den Jesuiten geworden: es war das vor Allem die Wirkung der eindringlichen Ermahnung des seligen Canisius und anderer Mitglieder der Gesellschaft [4].

---

[1] Werner, Suarez 1, 50. Vergl. über Gretser Hurter 297 sq. Verdière 2. 230 s. 527. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 5, 1199—1200. Siehe auch Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 546 fl. und oben S. 255 fll.

[2] Regensburg 1734—1741. Vergl. De Backer 1, 2254—2279, und Sommervogel 3, 1763 sqq., der 229 gedruckte und 39 handschriftliche Werke Gretser's aufzählt.

[3] Vergl. Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 421 fl.

[4] Vergl. oben S. 498 und Bd. 4 des vorliegenden Werkes S. 394 Note 4.

Wie schwer es den Jesuiten und anderen katholischen Polemikern fallen mußte, Mäßigung zu bewahren, zeigt ein Blick auf die gegnerische Literatur. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ein neuerer Historiker dieselbe als ‚ein Meer von bewußter Lüge, planmäßiger Verleumdung, Brutalität und Niedertracht‘ bezeichnet[1]. ‚Der Antichrist zu Rom‘ und die ‚viesauischen Jesuwiderwärtigen‘ waren die hauptsächlichste Zielscheibe der Angriffe.

Nicht minder heftige Angriffe hatte von protestantischer Seite eine Anzahl von Polemikern zu erdulden, welche Gottes Gnade wieder zur alten Kirche zurückgeführt. Diese Männer wurden laut des schmählichsten Verrathes beschuldigt, und ganz unerhörte Herausforderungen nöthigten sie zur Selbstvertheidigung. Lange hat ihr Andenken unter den Angriffen jener Zeit zu leiden gehabt, und erst die neueste Forschung ist ihnen gerecht geworden. Wenn man das Leben dieser Convertiten näher betrachtet, so kann man in der That an der Ehrlichkeit ihres Characters und der Reinheit ihrer Absichten nicht zweifeln. ‚Auf ihre Beweisführungen haben die Gegner nichts Triftiges einzuwenden gewußt. An religiöser und theologischer Bildung stehen sie hoch über diesen; an volksthümlicher Darstellung und Sprachgewandtheit erreichen sie dieselben vielfach. Ihre Schärfe und Derbheit geht nur so weit, wie diejenige ihrer Ankläger und Verfolger: sie ist nur der Widerhall von dem, was diese in den Wald gerufen. Die Anatomien des Lutherthums, wie sie diese Convertiten aus den eigenen Schriften Luther's vornahmen, waren einfache Nothwehr, und was sie Abstoßendes enthalten, ist eben aus den Schriften Luther's und der Seinigen geschöpft.‘[2] Damit soll übrigens nicht geläugnet werden, daß Einzelne einen Ton angeschlagen haben, der durchaus nicht gebilligt werden kann.

Zur Gruppe dieser Polemiker gehören Friedrich Staphylus, Jacob Rabe, Johannes Nas, Sebastian Flasch und Johann Pistorius. Bei allen diesen Schriftstellern zeigt sich deutlich der Einfluß der neuen Zeit, welche mit dem Concil von Trient und dem Auftreten der Jesuiten anhebt. Dasselbe ist der Fall bei den Polemikern Georg Eder, Jodocus Lorichius, Andreas Erstenberger, Johann Paul Windeck, Caspar Schoppe, Andreas Forner und Aegidius Albertinus[3]. Wie Albertinus, so stand auch Andreas Fabricius († 1581) eine Zeitlang in bayerischen Diensten. Er ist der Verfasser eines Werkes über die Augsburger Confession, das sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn auszeichnet; in demselben weist er die einzelnen von der Kirchenlehre abweichenden

---

[1] Dr. Cardauns in seiner Recension von Bd. 5 des vorliegenden Werkes in der Köln. Volkszeitung 1886, Nr. 287, drittes Blatt.

[2] A. Baumgartner in den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ 31, 553.

[3] Die wichtigsten polemischen Werke der oben Genannten sind bereits in Bd. 5 des vorliegenden Werkes besprochen. Ueber Eder siehe noch Wiedemann, Reformation 2, 143 fll., über Pistorius Hurter 167 sq.

Behauptungen dieser protestantischen Bekenntnißschrift' als längst verurtheilte Entlehnungen aus früheren Häretikern nach und deckt die Abweichungen der späteren, in Wittenberg gedruckten Ausgaben der Confession von dem officiellen, Kaiser Carl V. überreichten Exemplare auf. ‚Das Werk erhebt sich nach Umfang, Methode und Inhalt über den Kreis des Gewöhnlichen und trifft eine verwundbare Stelle, indem es neben der sachlichen Widerlegung darauf ausgeht, zu zeigen, wie die reformatorische Dogmatik bisher dem Fluß und Wechsel unterworfen gewesen sei.' [1] Gegen die Neuerer, deren Dogmatik so schwankend und wechselnd, fordert Fabricius die schärfsten Maßregeln, sogar die Anwendung von Waffengewalt [2]. Dieselbe Ansicht verfochten der Münchener Stiftsherr Dobereiner und Maximilian's Erzieher Johann Baptist Fickler, von welchem eine Anzahl von scharfen Streitschriften erhalten sind [3].

Gleichzeitig mit den Genannten entfaltete eine rege literarische Thätigkeit gegen die Religionsneuerer der bayerische Hofprediger Johann Zumweg, latinisirt a Via. Derselbe übersetzte die ‚Confessio' des Cardinals Hosius und die Heiligenleben des Surius und verfaßte im Auftrage Herzog Albrecht's V. zur Verbreitung unter dem Volke die ‚Christliche Lehr und Ermanung, wie man jetzschwebende Irrthumm durchs Wort Gottes erkennen und fliehen sol' (München 1569). Hieran reihte sich im folgenden Jahre eine Vertheidigung der katholischen Lehre von der heiligen Eucharistie, der Messe und der Verehrung der Heiligen [4].

Rudolf Clenck, der eine Zeitlang als weltgeistlicher Lehrer der Theologie in Ingolstadt wirkte, trat mit polemischen Schriften über Cölibat, Rechtfertigung, Beicht und Ehe an die Oeffentlichkeit. Eine lang dauernde und bedeutende Lehrthätigkeit an der genannten Hochschule entwickelte Peter Stevart, von welchem eine Vertheidigung des Jesuitenordens erhalten ist [5].

Ebenfalls Professor derselben Universität war der Controversist Oswald Fischer, genannt Arnsperger († 1568 als Suffragan von Freising). Gleichzeitig mit ihm wirkte der Convertit Martin Eisengrein († 1578); dieser Gelehrte verfaßte zahlreiche polemische Tractate, welche auf gründlichen Studien der Väter beruhen, und Controverspredigten, welche als Einzeldrucke eine weite Verbreitung fanden. Durch Eisengrein ward für die Kirche gewonnen der Sachse

---

[1] Kellner in der Allgem. deutschen Biographie 6, 503.

[2] Vergl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 4, 1191, und Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 463.

[3] Siehe Föringer in der Allgem. deutschen Biographie 6, 775 ff. Vergl. auch Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 462 und 463.

[4] Vergl. Streber in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 6, 1780 ff., wo indessen ein Hinweis auf die von Falk in der Zeitschr. für kathol. Theol. 2, 802 ff. über Zumweg zusammengestellten Notizen fehlt.

[5] Siehe Hurter 9 und 327, sowie Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 457—461.

Caspar Franck. Dieser bereits im 41. Jahre seines Lebens (1584) allzu früh der Wissenschaft entrissene Mann ‚gehört zu den bedeutenderen Gelehrten, welche die Universität Ingolstadt im sechzehnten Jahrhundert zierten, und seine zahlreichen polemischen Schriften zeigen ernste Studien, insbesondere im Gebiete der Patristik'. Besondere Hervorhebung verdient auch die einfache und gründliche Schrift über die Ursachen seiner Conversion[1].

Nur kurze Zeit war thätig zu Ingolstadt der ebenso gelehrte wie beredte Jacob Feucht, seit 1572 Weihbischof von Bamberg. Durch eine in dem genannten Jahre veröffentlichte Controversschrift: ‚Christlicher Bericht, wie ein Christ auf die 37 Hauptartikel des wahren christlichen Glaubens antworten soll', gerieth derselbe in einen langen Streit mit Osiander. Von den ausgezeichneten Predigten Feucht's, welche vielfach einen polemischen Character haben, wird noch die Rede sein[2].

Die bisher aufgeführten Männer, deren Zahl sich noch leicht vermehren ließe, legen Zeugniß dafür ab, was Bayern[3] und insbesondere Ingolstadt in jenen schweren Zeiten für die katholische Sache geleistet hat. Die Universität Ingolstadt erscheint in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als der eigentliche Mittelpunkt der katholischen Bestrebungen in Deutschland[4]. Nirgends wurde die heilige Wissenschaft so eifrig gepflegt wie dort. Eine Reihe von angesehenen protestantischen Laien und Geistlichen empfing eben hier den ersten Anstoß zu ihrer Rückkehr in den Schooß der Kirche; die meisten katholischen Vertheidigungsschriften sind in Ingolstadt entstanden oder im Druck erschienen. Mit der genannten Hochschule wetteiferte Dillingen, wo der Controversist Alphonsus Pisanus und eine Zeitlang auch der Niederländer Wilhelm Lindanus lehrten. Unter den zahlreichen polemischen Schriften des zuletzt Genannten ragen seine Vertheidigung des Cölibates gegen Chemnitz sowie seine ‚Evangelische Rüstkammer' hervor[5].

Eine ähnliche Bedeutung, wie Ingolstadt für den Süden, gewannen für die Rhein- und Maingegenden Cöln und Würzburg.

---

[1] Siehe Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 4, 341 fl. (hier auch über Johann Eisengrein, Verfasser mehrerer geschätzter ascetischer Werke) und 1683 fl., sowie Räß 2, 20 fl., und Allgem. deutsche Biographie 7, 272 fl. Ueber Fischer siehe Prantl 2, 491, und Kobolt 225.

[2] Unten im Capitel über die Predigt.

[3] Von sonstigen bayerischen Vertheidigern der katholischen Kirche seien noch hervorgehoben: Georg Lauter und Albert Hunger (Hurter 170), sowie der Bamberger Weihbischof Friedrich Forner, dessen Wirken Wittmann in den Hist.-pol. Bl. 86, 565 fll. 656 fll. eingehend schildert. Siehe auch Berichte des Histor. Vereins für Oberfranken 34, 147 fll.

[4] Kampschulte in Reusch's Literaturbl. 2, 912; vergl. Ranke, Päpste (6. Aufl.) 2, 22.

[5] Ueber Lindanus siehe Hurter 62 sq.

An den Hochschulen beider Städte wirkte Franz Coster, der volle 67 Jahre der Gesellschaft Jesu angehörte (1552—1619). Wie durch seine ascetischen Schriften, so erwarb sich dieser heiligmäßige Mann auch durch polemische Arbeiten bleibende Verdienste. Sein berühmtes ‚Handbuch der Controversen' erschien zuerst im Jahre 1585 zu Cöln, erlebte bereits in den nächsten Jahren mehrere Auflagen, ward in verschiedene Sprachen übersetzt und rief nicht wenige protestantische Gegenschriften hervor. Im Jahre 1591 trat der berühmte Jesuit Nicolaus Serarius in die Würzburger theologische Facultät ein; er wurde jedoch schon gegen das Jahr 1597 nach Mainz versetzt. Hier entstanden sowohl die noch zu erwähnenden exegetischen wie die polemischen Schriften dieses bedeutenden Gelehrten. Von letzteren ist die heftige Streitschrift ‚Luther's Nachtlicht' hervorzuheben; der Verfasser will mit derselben die Frage beantworten, ‚ob D. Martin Luther der Mann gewest, durch welchen der Teufel diß seltsame Spiel angefangen'. ‚Und darauf', schreibt Serarius, ‚sag ich rund und kurtz: Ja, dem ist in der Wahrheit also und nit anderst. Und das steht mir im Namen Gottes darzuthun mit diesen nachfolgenden dreißig Argumenten, Beweisungen und Schlußreden.'

Als Serarius nach Mainz ging, kam der Niederländer Martin Becanus nach Würzburg, wo er mit großem Erfolge die dogmatisch-polemische Theologie vortrug. Auch er ward (im Jahre 1601) nach Mainz berufen († 1624 zu Wien als Beichtvater Kaiser Ferdinand's II.). In zahlreichen, durch Kürze und Klarheit hervorragenden Controversschriften vertheidigte er die alte Kirche gegen calvinistische, anglicanische und lutherische Theologen. Durch Uebersichtlichkeit ausgezeichnet ist sein ‚Handbuch der Controversen', von welchem er auch einen Auszug veröffentlichte [1]. Zwei sehr tüchtige Arbeiten lieferte Balthasar Hager. Die erste derselben ist in deutscher Sprache abgefaßt: ‚Kleiner Wegweiser zum wahren Glauben'; die andere, lateinisch, vergleicht die Augsburger Confession und das Concil von Trient mit dem Worte Gottes [2].

Als Controversisten thaten sich ferner hervor die Würzburger Professoren Petrus Röstius, Christoph Marianus, Maximilian Sandäus [3] und Adam Contzen.

Letzterer, geboren im Jahre 1573 zu Montjoie bei Aachen, Professor der Theologie zu Würzburg und Mainz, zeichnete sich nicht bloß als Lehrer aus,

---

[1] Siehe über die Genannten die sorgfältigen Angaben von Ruland 6 sqq.; vergl. auch v. Wegele 1, 275 fl., und über Becanus noch Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 285. 456 fll.

[2] ‚In quo opusculo', sagt Ruland 58, ‚prima — ut ita dicam — inveni lineamenta Theologiae Symbolicae, quam nostris diebus miratur orbis in Opere Symbolico Moehleri.'

[3] Mit Ausnahme von Marianus sämmtlich Mitglieder der Gesellschaft Jesu; vergl. Ruland 34 sq. Ueber P. Röst siehe auch Werner, Suarez 1, 63.

sondern auch als Schriftsteller, fürstlicher Gewissensrath, christlicher Politiker und Nationalöconom († 1635). Er unternahm es, in zwei gelehrten Schriften den ersten Controversisten jener Zeit gegen die Angriffe des Heidelberger Professors David Pareus zu vertheidigen: in seinem Dankschreiben hob Bellarmin rühmend hervor ‚die Fülle von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, den glücklichen Stil, die Durchsichtigkeit der Darstellung, die Reife des Urtheils, die nervige Kraft', welche sein Vertheidiger an den Tag gelegt.

Contzen hatte den Grundsatz seines Lehrers Serarius angenommen, daß man für die Andersgläubigen nicht bloß beten, sondern auch zu deren Besten studiren müsse. Er machte deßhalb die Entwicklung des neuen Glaubens zum Gegenstande seines eifrigsten Studiums. Dieß kam ihm zu statten, als im Jahre 1617 das sogenannte Reformationsjubiläum mit unerhörten Angriffen gegen die Katholiken gefeiert wurde. Er veröffentlichte damals eine Schrift unter dem etwas seltsamen Titel: ‚Frohlocken über Frohlocken, evangelisches Jubiläum, fromme Thränen aller Römisch-Katholischen'; dieselbe trägt das Motto: ‚Am Himmel ist eine Sonne, auf Erden eine Kirche; in dieser lebt ein Christus und ein Glaube.' Wenige Arbeiten jener Zeit zeigen eine solch gründliche Kenntniß der Entwicklung des gesammten Protestantismus, einen solchen Schwung der Darstellung, wie er hier dem Leser entgegentritt. Contzen war aber nicht bloß Polemiker, sondern auch Ireniker. Mit größter Klarheit vertheidigte er die Grundsätze, nach welchen allein eine Einigung der getrennten Confessionen zu erreichen sei. Da die Wahrheit nur eine ist und absolute Berechtigung besitzt, stellt er die Forderung: Annahme der Beschlüsse des Concils von Trient. Gegen die im Jahre 1612 erschienenen ‚Monita secreta' vertheidigte der allzeit schlagfertige Mann seinen Orden in ebenso gründlicher wie witziger Weise durch eine in Form eines Dialoges abgefaßte Schrift[1].

Außer Contzen können sich die rheinischen Lande rühmen, noch eine stattliche Reihe anderer Vertheidiger des katholischen Glaubens in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gestellt zu haben. Nur die wichtigsten seien hier genannt, so die Jesuiten Peter Michael Brillmacher († 1595), Heinrich Blissemius († 1586); Jodocus Coccius, Canonicus in Jülich († 1618); Franz Agricola, Pfarrer zu Rödingen bei Cöln; Cornelius Loos († 1595); Theodor Graminäus; Johann Nopel, Weihbischof zu Cöln († 1605); Justus Calvinus Baronius aus Xanten; Johannes Magirus aus Coblenz († 1609); Tilmann Bredenbach († 1587)[2] und Caspar

[1] Brischar, A. Contzen 18. 22 fll. 29 fll. 57 fl. 61.

[2] Neben Hurter, Nomenclator lit., vergl. noch über F. Agricola den sorgfältigen Artikel von Floß in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 353 fl., und über Coccius Räß 8, 500.

Ulenberg († 1617)[1]. Dieser vortreffliche Mann, geboren im Jahre 1549 zu Lippstadt, ward im Jahre 1572 in Cöln durch Johann Nopel und Gerwin Calenius für die katholische Kirche gewonnen. Drei Jahre später trat er in den Priesterstand, ward Pfarrer zu Kaiserswerth, dann von St. Cunibert zu Cöln. Hier vollendete er sein Hauptwerk: ‚Erhebliche und wichtige Ursachen, warumb die altgleubige Catholische Christen bei dem alten waren Christenthumb bis in ihren Tod bestendiglich verharren; warumb auch alle die, so sich bey diesen Zeiten unterm Namen des Evangelii haben verfüren lassen, von der Newerung abstehen und sich widerumb zum selbigen alten Christenthumb wenden sollen.‘ Als Beweggrund zur Abfassung seiner Schrift, welche im Jahre 1589 in einer deutschen und einer lateinischen Ausgabe erschien, bezeichnet Ulenberg in der Vorrede: er fühle sich für die große Gnade der Bekehrung, die ihm das ewige Erbarmen erwiesen, lebhaft gedrungen, aus allen Kräften an der Bekehrung seiner irrenden Brüder zu arbeiten. Diesen Zweck hat der Verfasser vorzüglich erreicht. Die Ruhe, Gelehrsamkeit und zielbewußte Verarbeitung eines reichhaltigen Stoffes, sowie die bündige, faßliche und eindringliche Darstellung entsprachen in hohem Grade den Forderungen der Zeit.

Wie in den Rheinlanden, Franken und Bayern, so bot auch in Oesterreich der Jesuitenorden die meisten und hervorragendsten polemischen Schriftsteller. Am wichtigsten erwies sich in dieser Hinsicht die Grazer Niederlassung und Universität. Zunächst ist hier nochmals Heinrich Blissemius zu nennen, welcher im Jahre 1586 in der steierischen Hauptstadt starb. An ihn reihen sich: der Spanier Peter Ximenez, dessen Tractate und Reden in den Jahren 1589 bis 1594 in Graz erschienen, der Engländer Wilhelm Wright und der Augsburger Convertit Christoph Mayer[2]. Die beiden Letztgenannten wurden in ihren späteren Lebensjahren nach Wien versetzt. Dem Christoph Mayer († 1626) rühmen auch Gegner des Ordens große Gelehrsamkeit und Mäßigung gegen Andersgläubige nach[3]. Seine ‚Acht Glaubenscontroversen‘ erschienen zuerst im Jahre 1622 zu Cöln und erlebten dann zahlreiche Auflagen. Es wird berichtet, daß Johann Hoffer, vom Kurfürsten von Sachsen und der Leipziger

[1] Siehe Räß 2, 550 fll.; Panzer, Gesch. der kathol. Bibelübersetzungen 140 fll., und die Biographie von Meshovius (Cöln 1638), welche der 1833 in Mainz erschienenen neuen Ausgabe der ‚22 Beweggründe‘ Ulenberg's im Auszuge vorgedruckt ist. Hier (S. XXVIII sq.) sind die übrigen Schriften des trefflichen Mannes aufgezählt. — Cöln hatte auch große Bedeutung als Verlagsort katholischer Schriften. Von auswärtigen Theologen, welche durch ihre dort gedruckten Schriften großen Einfluß auf die geistige Richtung der Cölner wissenschaftlich gebildeten Welt gewannen, nennt Ennen 4, 726: Jacob Pamelius, Stephan Lindius, Melchior Canus, Johann Hessels und Johann Lindanus. [2] Krones, Universität Graz 379.

[3] Mayer, Cultur in Niederösterreich 189 Note 64.

Universität mit einer Widerlegung von Mayer's Schrift beauftragt, durch dieselbe für die katholische Wahrheit gewonnen wurde; Hoffer trat später in die Gesellschaft Jesu und erwies sich als einen der rührigsten Vertheidiger der Kirche[1].

Eine Zeitlang wirkte in den österreichischen Landen der Convertit Johannes Zehender, welcher die Gründe seines Rücktrittes im Jahre 1601 in der Form eines Dialoges veröffentlichte. Diese Arbeit ist ‚ein wahres Meisterstück in logischer, theologischer und sprachlicher Hinsicht und hat im höchsten Grade alle Eigenschaften eines Dialoges'[2].

Neben der polemischen Thätigkeit der Jesuiten und Convertiten in der Zeit nach dem Concil von Trient darf die literarische Wirksamkeit der Mitglieder der alten Orden nicht übersehen werden; wenn dieselben auch gegenüber der in vollster Jugendkraft glänzenden Gesellschaft Jesu merklich zurücktraten, so fehlte es doch auch hier nicht an tüchtigen Vertheidigern des alten Glaubens. Der Leistungen eines Johannes Nas hätte auch der Jesuitenorden sich rühmen dürfen. An ihn reihen sich aus dem Franciscanerorden Michael Anisius, Georg Eckhart, Johann Franz Kemminger, Marquard Leo und Andere[3]. Von den Dominicanern seien genannt: Johannes Andreas Coppenstein und Antonius Rescius, von den Benedictinern Bernardus Rubenus[4].

Die Ueberschau über die Polemiker der nachtridentinischen Zeit würde unvollständig sein, wenn nicht noch besonders gedacht würde zweier Männer von außerordentlicher Geisteskraft, welche in einem von dem großen Weltmarkte mehr abgelegenen geistlichen Fürstenthum eine hochbedeutende Wirksamkeit entfaltet haben: Stanislaus Hosius und Martin Cromer. Diesen beiden Bischöfen verdankt Ermeland seine kirchliche und wissenschaftliche Erneuerung, Braunsberg den Ruhm, für die katholische Kirche im Nordosten eine ähnliche Bedeutung gewonnen zu haben, wie Ingolstadt für den Süden.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er als Bischof den Feinden der Kirche auf jede Weise entgegentreten müsse, war Hosius trotz seiner vielen Amtsgeschäfte auch literarisch unablässig thätig. Die meisten seiner polemischen Schriften sind in Deutschland, in Cöln und Dillingen, erschienen und haben hier einen großen Einfluß ausgeübt. So der ‚Dialog über den Laienkelch, die

---

[1] Stoeger, Script. prov. Austr. Soc. Jesu (Viennae 1853) p. 222. Wurzbach, Biogr. Lexikon 18, 96 ff.

[2] Räß 3, 5 ff. Hier auch über einen andern, etwas derber gehaltenen Dialog Zehender's.

[3] Ueber die zuletzt Genannten siehe Gaudentius 305; über die Uebrigen Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 383 fll. 387 fll. 412 fll.

[4] Vergl. Echard 2, 350. 449 sq. Hurter 166. Ueber Rescius siehe Renninger, Weihbischöfe 171 fll.

Priesterehe und die Liturgie in der Landessprache', die Abhandlung ,Von dem ausdrücklichen Worte Gottes' und die treffliche Widerlegung des schwäbischen Religionsneuerers Johann Brenz, zu welcher Canisius eine schöne Vorrede schrieb.

Alle diese Arbeiten werden überstrahlt durch ein vollständig im Jahre 1557 in Mainz erschienenes Werk, in welchem Hosius im Gegensatz zur Augsburger Confession eine formell und inhaltlich ,so vollendete Darstellung des gesammten katholischen Lehrbegriffes' gibt, ,daß ihre Bedeutsamkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das Gefühl, daß in diesem auf dem Grunde der Schrift erbauten, mit den auserlesensten Stellen der Väter durchwobenen, durch reine Latinität, Gründlichkeit des Inhaltes, Würde und Wärme der Darstellung ausgezeichneten Werke eine die gegnerischen Schriften überbietende Leistung vorliege, brach sich auch bald in katholischen wie protestantischen Kreisen Bahn, und die Beinamen: Säule der Kirche, zweiter Augustinus, Tod Luther's, Hammer der Ketzer, Abgott der Papisten, mit welchen man beiderseits den Bischof von Ermland auszeichnete, haben vorzüglich in der einschneidenden Wirkung seiner Confessio ihren Grund. Auch literarisch hatte das Buch einen bei katholischen Schriften damals fast unerhörten Erfolg, indem noch bei Lebzeiten des Verfassers das Original in circa 30 Auflagen bei den berühmtesten Buchdruckern fast aller europäischen Länder erschien, während außerdem noch zahlreiche Uebersetzungen davon in's Deutsche, Polnische, Französische, Italienische, Englische, Schottische, Flandrische, Mährische und sogar in's Arabische und Armenische veranstaltet wurden.' [1]

Neben Hosius war es sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Ermeland, Martin Cromer (1579—1589), welcher in schwerer Zeit sich als eine Stütze des alten Glaubens im Nordosten erwies. Seine ,Vier Gespräche über die wahre und falsche Religion', im Jahre 1560 in deutscher Uebertragung zu Dillingen erschienen, sind eine ebenso volksthümliche und leicht verständliche wie gründliche und schlagende Widerlegung der Einwürfe der Religionsneuerer. Am Schlusse der Gespräche äußert sich der Verfasser in sehr bemerkenswerther Weise über die Lehrautorität des Heiligen Stuhles. ,Bei ausbrechenden Lehrstreitigkeiten', sagt er, ,gibt es ein Mittel, diese zu beseitigen, das noch älter und einfacher ist als das der Concilien. Das ist der Weg durch die Satzungen und Lehrbestimmungen des Stuhles Petri, dem Christus in besonderer Weise und vor den übrigen Aposteln seine Schafe zur Weide und Leitung anvertraut, den er zum Fundamente und sichtbaren Haupte seiner Kirche eingesetzt hat.

[1] Hipler, Predigten von Hosius und Cromer 8, und Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 6, 297. Vergl. auch Eichhorn, Hosius 1, 219 fll. 285 fll.; 2, 257 fll. 460 fl. 556 fl. Ueber die Controverspredigten des Hosius siehe unten das Capitel über die Predigt.

Die Päpste, seine Nachfolger, haben zwar in einzelnen Fällen, wie Petrus bei der Verläugnung des Herrn, in der Liebe, niemals aber im Glauben gewankt. Da allgemeine Concilien nicht immer möglich sind, so soll man beim Stuhle Petri, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, die heilbringende Lehre suchen.'

Im Jahre 1560 trat Cromer mit einer Abhandlung über den Cölibat hervor, welche in Cöln gedruckt wurde; zehn Jahre später erschienen seine berühmten Catechesen gleichzeitig in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache. Weil der Römische Catechismus ,etwas groß und nicht eines jeglichen Kauffs oder in disen Oerthern ubel zu bekommen', heißt es in der Vorrede, seien ,so wol den Priestern als sonst gemeinen Christen dises Bischthums zu Gut und Nutze ettliche kurze, doch sehr krafftreiche und wolgegründte Underrichtungen und schone Ermanungen, genant Catecheses, ans Liecht' gegeben worden, ,sonderlich von denen Stucken und Puncten, die bey den Christgleubigen der catholischen Kirchen von Alters her stets in Gebrauch sein, jetzt aber von den Widersächern und Kirchenfeinden schier allermeist angefochten werden, als von den heiligen Sacramenten, von dem heiligen Opfer der Messe und von dem Gebet, so für die abgestorbenen christgläubigen Seelen geschicht.'[1] Aecht volksthümlich gehalten, ist diese Controversschrift aus der Zeit der schwersten Bedrängniß der deutschen Kirche ein schöner Beweis für die Thatsache, wie sehr die besten und einflußreichsten Vertheidiger des alten Glaubens sich durch Würde und Milde gegenüber der Polemik ihrer Gegner auszeichneten.

Wie in der Polemik und Controverse, so zeichneten sich seit dem Abschluß des Trienter Concils auch in allen übrigen Zweigen der Theologie und auf dem Gebiete des theologischen Unterrichts die Jesuiten in erster Linie aus. Ihr Orden stellte eine fast unerschöpfliche Menge von Arbeitern; vermöge seiner überraschend schnellen und allgemeinen Verbreitung war er keineswegs auf ein einzelnes Land angewiesen, sondern konnte je nach Bedürfniß die geistigen Kräfte anderer Länder zu Hülfe ziehen. Und ebenso kamen ihm alle wissenschaftlichen Erscheinungen des Auslandes sofort zu Gute. Von welcher Bedeutung dieß war, zeigte sich vornehmlich auf dem Felde des theologischen Unterrichts. Hier richteten die Jesuiten vor Allem ihr Augenmerk auf die Wiederbelebung der Scholastik. Hülfe that in dieser Hinsicht in Deutschland äußerst Noth, denn das alte theologische Studium war in den Stürmen der letzten Jahrzehnte fast völlig zerfallen. Selbst in Cöln, wo man an der alten Lehrweise wenigstens grundsätzlich festgehalten, war die

[1] Hipler, Predigten und Katechesen von Hosius und Cromer 87 fll. 96—97; vergl. Eichhorn, M. Cromer (Braunsberg 1868), und Hipler in der Zeitschr. für Gesch. Ermlands (Jahrg. 1891) S. 145—290.

theologische Facultät tief gesunken; zeitweise wurden die Vorlesungen ganz eingestellt. Nicht besser sah es anderwärts aus. Zu Ingolstadt war nach Eck's Tode Marstaller der einzige Professor der Theologie. Nach dessen Hinscheiden war die Facultät von 1546—1548 vollständig verwaist. Aehnliche Zustände herrschten in Wien und Freiburg [1]. Es bedurfte der einheitlichen, kräftigen Organisation des Jesuitenordens und des unermüdlichen Eifers seiner Mitglieder, um in diesen Verhältnissen Wandel zu schaffen. Zu Ingolstadt faßten sie zuerst festen Fuß als Lehrer der Theologie; dort hatte schon im Jahre 1544 Claudius Jajus mit theologischen Vorlesungen vorübergehend Aushülfe geleistet. Im November 1549 erschien an der genannten Hochschule einer der tüchtigsten Männer, welche der junge Orden aufzuweisen hatte: der Niederländer Petrus Canisius. Der Annalist der Universität nennt ihn mit Recht ein Genie, einen unvergleichlichen Gelehrten, ausgezeichneten Philosophen, tiefen Theologen, fleißigen Lehrer, großen Redner und Prediger [2]. Zugleich mit Canisius begannen in Ingolstadt, freilich nur für kürzere Zeit, die Jesuiten Jajus und Salmeron theologische Vorlesungen zu halten. Von dem Jahre 1556 an waren in ununterbrochener Folge Mitglieder der Gesellschaft als Professoren der theologischen Facultät thätig, in welcher der Orden bald die Hälfte, bald die Mehrzahl der ordentlichen Professoren stellte [3]. In der Folgezeit sah man Jesuiten auf den theologischen Lehrkanzeln zu Prag, Cöln, Wien und Trier. Ein Gleiches war der Fall an den neu gestifteten Hochschulen zu Dillingen, Graz und Würzburg. Allenthalben kam jetzt neues Leben in die theologischen Facultäten. Von hoher Bedeutung war es, daß die Jesuiten an allen theologischen Lehranstalten, an welchen sie wirkten, die alte scholastische Lehrmethode wieder in Aufnahme brachten. Deutschland bot freilich für das Gedeihen dieser Art von Wissenschaft keinen sehr günstigen Boden. Die confessionellen Streitigkeiten standen im Vordergrunde und nahmen die besten Kräfte in Anspruch [4]. Die Ueberlieferung war durchbrochen, und die Scholastik mußte vom Auslande her neu eingeführt werden. Es waren daher vorwiegend Ausländer, welchen für die nächste Zeit von den Oberen die scholastischen Lehrkanzeln anvertraut wurden. Unter ihnen fanden sich Männer von hervorragender Bedeutung. Wie einige Jahrzehnte später der gelehrte Spanier Roderich de Arriaga in Prag, der Italiener Francesco Amici in Graz und Wien, so glänzte seit dem Jahre 1575 Gregor von Valentia als Lehrer der

---

[1] Vergl. oben S. 152. 165. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 7, 910. Prantl 1, 187. Aschbach, Wiener Universität 3, 88.

[2] Mederer 1, 227; vergl. 2, 150. [3] Prantl 1, 306.

[4] Vergl. oben S. 446 und Werner, Gesch. der kathol. Theologie 44 ff. Zu Ingolstadt und seit dem Jahre 1594 auch zu Wien bestanden drei Lehrstühle für scholastische Theologie, zu Dillingen und wohl an den meisten Jesuiten-Universitäten wenigstens zwei.

scholastischen Theologie zu Dillingen und Ingolstadt. Neben ihm erwarb sich der bereits unter den Polemikern genannte Belgier Becanus auch als theologischer Lehrer großen Ruhm. Man lobte an ihm die Klarheit, Schärfe und Bündigkeit seiner theologischen Darlegungen. Nachdem Becanus vier Jahre in Würzburg die Philosophie gelehrt, trug er 22 Jahre lang zu Würzburg, Mainz und Wien die scholastische Theologie vor. Wie er, erwarben sich auch die Controversisten Max Sandäus, seit dem Jahre 1605 Professor in Würzburg, dann in Wien, und Franz Coster durch ihre Lehrthätigkeit bleibendes Verdienst um Deutschland. Als Theologe übertraf beide noch an Bedeutung der Spanier Alphonsus Pisanus, der lange Jahre zu Dillingen und Ingolstadt die Theologie lehrte und mehrere seiner Werke in Deutschland veröffentlichte. Der Belgier Johann Couvillon wurde nach sechsjähriger Lehrthätigkeit an der Universität Ingolstadt im Jahre 1562 zum Trienter Concil berufen und nahm später die scholastischen Vorlesungen in Dillingen wieder auf [1].

Mit der Zeit konnten auch schon geborene Deutsche, Schüler des Deutschen Collegs in Rom oder der aufblühenden Ingolstädter Universität, in die Reihe der Lehrer nachrücken. Heinrich Blissemius aus Cöln, der im Germanicum studirt, wirkte seit dem Jahre 1556 als Lehrer der scholastischen Theologie in Prag und Graz. Michael Eisele aus Gmünd in Schwaben, gleichfalls Schüler des Deutschen Collegs, kam 1585 als Lehrer der Philosophie nach Ingolstadt und war dann von 1590 bis zu seinem Tode im Jahre 1613 unausgesetzt Professor der scholastischen Theologie zu Ingolstadt, Dillingen, München und Constanz. Er hinterließ einen theologischen Tractat über die Gnadenlehre.

Zu den bedeutendsten Theologen, welche damals aus Ingolstadt hervorgingen, gehören die berühmten Polemiker Nas, Gretser und Tanner [2].

Letzterer lehrte der Reihe nach die verschiedenen theologischen Fächer zu Ingolstadt und München, zuletzt 15 Jahre lang scholastische Theologie in Ingolstadt, bis er als Nachfolger Becan's an die Universität Wien berufen wurde. Außer seinen zahlreichen Controversschriften hat er zwei dogmatische Werke, darunter ein Lehrbuch über die scholastische Theologie, hinterlassen, welche ihn den angesehensten Theologen des Auslandes aus dieser Zeit an die Seite stellen und ihm für alle Zukunft einen ehrenvollen Namen sichern [3]. Auch die jesuitischen Controversisten Brillmacher und Keller wirkten als Lehrer der Theologie an verschiedenen deutschen Hochschulen.

Erhob sich durch diese Männer die Scholastik in Deutschland zu frischer Blüthe, so geschah dieß in einer Weise, welche den Unterschied der neuern im

---

[1] Mederer 1, 273. 304. Ueber die im Text genannten Theologen vergl. oben S. 506 fl.; über Amici: Krones, Universität Graz 378.

[2] Vergl. oben S. 500 fll. [3] Vergl. Scheeben 1, 452.

Vergleich zu der ältern Scholastik von Anfang an klar hervortreten ließ. Diese ältere Scholastik war nichts Anderes als die schulgerechte Erörterung und Begründung des kirchlichen Lehrsystems. Sie ging aus von den geoffenbarten Wahrheiten, die sie als unumstößlich sicher voraussetzte, suchte durch Vernunftschlüsse zu entwickeln, was in denselben enthalten ist, die Dogmen wie die entgegengesetzten Irrthümer genauer zu bestimmen, das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Glaubenswahrheiten wie die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen darzulegen, vermittelst der natürlichen Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit zu beleuchten und die Richtigkeit häretischer Einwendungen darzuthun. Dagegen fiel es nicht in ihren Bereich, die Wahrheiten, welche die katholische Kirche als geoffenbarte anerkennt, in den Quellen der Offenbarung, der Schrift und den Werken der Väter, erst nachzuweisen [1]. Es gab jederzeit auch kirchliche Gelehrte, welche mit Vorliebe der Durchforschung dieser Offenbarungsquellen sich hingaben, die doctores biblici, wie man sie im Gegensatz zu den Scholastikern, den doctores sententiarii, oft genannt hat. Auch thaten sich gerade die größten unter den Scholastikern, wie Thomas von Aquin, durch tiefes Eindringen in die Schrift wie durch Vertrautheit mit den Vätern hervor. Allein in den scholastischen Vorlesungen und Schriftwerken war Alles beherrscht durch die theologische Speculation. Als nun im sechzehnten Jahrhundert die Religionsneuerer sich vorzüglich auf die Ausbeutung der Offenbarungsquellen verlegten, um diese in ihrem Sinne zu verwerthen, war die natürliche Folge, daß auch auf katholischer Seite das Gebiet der positiven Theologie mit größerem Eifer bearbeitet wurde.

Diese Richtung war bereits durch die Polemiker der vortridentinischen Zeit angebahnt worden: sie wurde jetzt eifrig gefördert. Nicht nur, daß Männer von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung wie Gretser oder Serarius als Schriftsteller sich fast ausschließlich der Pflege der positiven Theologie widmeten: auch die eigentlichen Vertreter der Scholastik, Valentia, Tanner, Becan und so weiter, schickten jetzt den speculativen Erörterungen der einzelnen Dogmen eine eingehende und gründliche Beweisführung aus der Heiligen Schrift, der Väterlehre und den Concilien voraus und kamen auf dieselbe in ihren Ausführungen immer wieder zurück. Noch ein anderer Unterschied von der ältern Scholastik machte sich geltend. So viele und mannigfaltige Irrthümer waren jetzt für den Theologen klarzulegen und zu bekämpfen, daß für die Erörterung unnützer und nebensächlicher Fragen, die man jener oft zum Vorwurf gemacht hat, im großen Ganzen kaum mehr Zeit und Kraft übrig blieb.

Die bedeutendste Veränderung vollzog sich aber dadurch, daß eben während des Wiederauflebens der Scholastik in Deutschland das alte Lehrbuch des

[1] Kleutgen, Theologie der Vorzeit 3, 24 fll. 95 fll.

Petrus Lombardus aus den Schulen verdrängt wurde. Trotz der hohen Ehre, in welcher bis dahin die Werke des hl. Thomas in der ganzen Kirche gehalten worden, scheint man bis zum sechzehnten Jahrhundert kaum daran gedacht zu haben, sie an Stelle des Sentenzenmeisters dem theologischen Schulunterrichte zu Grunde zu legen. Cajetan war der Erste, welcher in den Jahren 1507 bis 1522 einen vollständigen Commentar zu der theologischen Summe des Aquinaten ausarbeitete; andere gefeierte Scholastiker des Auslandes folgten seinem Beispiele. Als der Dominicaner Conrad Collin aus Ulm im Jahre 1507 als Professor der scholastischen Theologie in das Kloster seines Ordens nach Heidelberg geschickt wurde, begann er neben seinen Vorträgen über den Sentenzenmeister auch eine Erklärung der Summe des hl. Thomas. Er fand damit so viel Anklang, daß er bei seiner Versetzung nach Cöln sowohl von dem Heidelberger Convente als von seinem damaligen Ordensgeneral Cajetan zur Herausgabe gedrängt wurde. Sein Commentar zu einem Theile der Summe erschien zu Cöln im Jahre 1512. Auch zu den übrigen Abschnitten der Summe soll er Commentare, wenigstens handschriftlich, hinterlassen haben [1]. Diese Bestrebungen drangen jedoch nicht durch.

An allen deutschen Hochschulen behauptete sich noch der Lombarde. Selbst Peter Soto las in Dillingen in den Jahren 1550—1555 über die Sentenzen; im neuen Seminar in Eichstätt wurde 1565 die Erklärung des Lombarden vorgeschrieben; die gleiche Vorschrift fand sich in den Statuten für die Universität Würzburg vom Jahre 1587. Wie im Auslande selbst von berühmten Dominicanertheologen, so erschienen auch in Deutschland noch fortwährend neue Commentare zu den vier Büchern der Sentenzen [2]. Den Jesuiten war es jedoch von ihrem Stifter vorgeschrieben, sich an den hl. Thomas zu halten; am Römischen Colleg hatte bereits seit dem Jahre 1556 der Spanier Jacob Ledesma die Summe des hl. Thomas eingeführt, und nach ihm fuhr Franz Tolet fort, sie zu commentiren [3]. Wo immer daher die Jesuiten an den Hochschulen festen Fuß gefaßt hatten, waren sie darauf bedacht, den hl. Thomas an die Stelle des Lombarden zu setzen. ‚Den Jesuiten gebührt das Verdienst, die nachtridentinische Theologie des katholischen Deutschland zuerst wieder auf Thomas von Aquin zurückverwiesen und überhaupt an die

---

[1] Hartzheim 63; vergl. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 7, 821.

[2] Der Cölner Carmelit Albert Clumparts († 1585) gab ein weitschichtiges Werk über den Lombarden heraus; sein Landsmann und Ordensgenosse Johann Billick († 1563), der Carmelit Caspar v. Barenstein († 1576) und Andere hinterließen gleichfalls Commentare zu den Sentenzen.

[3] In der ältesten Studienordnung dieses Collegs, welches für alle anderen Jesuitenanstalten als Vorbild galt, ist die Summe des hl. Thomas bereits vorgeschrieben im Jahre 1566. Pachtler, Ratio stud. 1, 197.

alten Traditionen der großen mittelalterlichen Schulen wieder angeknüpft zu haben.'[1]

Durch diesen engen Anschluß an den großen Aquinaten mußte das Studium der Theologie in jeder Hinsicht gewinnen. Die Summe des hl. Thomas hatte vor Allem größere Ordnung und Vollständigkeit voraus und umfaßte in systematischem Gang die ganze geoffenbarte Lehre, die speculative wie die practische. Mit der Tiefe des Gedankens verband sich Kürze und Einfachheit der Darstellung und eine vorzügliche Reinheit der Lehre. In allen diesen Punkten stand der Lombarde nach[2].

Schon in dem Gutachten über die Reform der theologischen Facultät von Cöln[3], welches der Regens des dortigen Jesuitencollegiums im Jahre 1570 im Auftrag des Magistrates verfaßte, macht er den Vorschlag, daß, abgesehen von der herkömmlichen Erklärung des Sentenzenmeisters, der Dominicanerprior Dietrich Busch täglich eine Stunde über die Summe des hl. Thomas lesen solle. ‚Es läßt sich kaum aussprechen,' fügt er hinzu, ‚wie nützlich dieß für die Candidaten der Theologie sein würde. Auch dem Papste wäre es außerordentlich angenehm, da er den hl. Thomas sehr hochschätzt.' In Ingolstadt wurde schon vor der Ankunft Gregor's von Valentia die Summe zur Einführung gebracht. Mit einer gewissen Feierlichkeit melden die Annalen[4] zum Jahre 1575: ‚Die Professoren der Theologie begannen dieses Jahr den theologischen Curs nach der Summe des hl. Thomas zu lehren.' Bald wurde auch in Würzburg und Mainz und noch vor dem Ende des Jahrhunderts an allen deutschen Jesuiten-Universitäten die Theologie nach dem hl. Thomas vorgetragen.

Drei hervorragende Gelehrte waren es hauptsächlich, welche diese Veränderung herbeiführten: Gregor von Valentia, Arriaga und Becanus. Der zuerst Genannte verfaßte einen Commentar zur Summe des hl. Thomas, der nicht weniger als vier Foliobände zählt und große Verbreitung fand. In diesem im Jahre 1611 zu Ingolstadt erschienenen Werke schließt sich Gregor auf das engste an den großen Aquinaten an, von dem er sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er, den Zeitverhältnissen entsprechend, die streng patristischen Beweise mit größerer Ausführlichkeit behandelt. Noch eingehender ist die Arbeit des Arriaga, welche acht Foliobände füllt; dieselbe ist in positiv scholastischer Weise angelegt und rückt die Erörterung der Controversen gänzlich in den Hintergrund. Weit bündiger ist die ‚Scholastische Theologie' des

---

1 Werner, Gesch. der kathol. Theologie 45.

2 Kleutgen, Theologie der Vorzeit 3, 90 fll.

3 v. Bianco, Die alte Universität Cöln 1, 335.

4 Mederer 2, 26; vergl. den Studienplan vom März 1575 bei Prantl, Gesch. der Universität Ingolstadt 2, 295.

Becanus, welche im Uebrigen den gleichen Character trägt wie die Werke der beiden genannten Theologen.

Die Umwandlung, welche die Scholastik bei ihrem Wiederaufleben in Deutschland erfuhr, kam zwei theologischen Wissenszweigen ganz besonders zu Statten. Vor Allem traten die biblischen Studien stark in den Vordergrund. Daß der Sinn für Schriftforschung auch zur Zeit der ärgsten Stürme in Deutschland nicht geschwunden war, beweist die im Jahre 1530 in Cöln gedruckte sogenannte Hittorp'sche Vulgata-Ausgabe, eine für jene Zeit ganz außerordentliche Erscheinung, die ‚in hohem Maße den Anforderungen entspricht, welche an eine wissenschaftliche, kritische Ausgabe des herkömmlichen Textes gestellt werden müssen'[1]. Der Bearbeiter, Gobelinus Laridius, hatte unter sprachkundiger Beachtung der hebräischen und griechischen Originaltexte nicht weniger als fünfzehn der ältesten ihm erreichbaren Handschriften mit den früheren Bibelausgaben verglichen.

In der Folgezeit waren dann von hoher Bedeutung die tief einschneidenden Vorschriften des Concils von Trient für die Exegeten, und die Verordnung dieser Kirchenversammlung, daß an allen höheren Schulen, auch jene der Klöster nicht ausgenommen, erklärende Vorlesungen über die Heilige Schrift gehalten werden sollten. Allenthalben traten jetzt bedeutende Bibelerklärer auf, wie sich auch ein großer Eifer für die Erlernung der biblischen Sprachen zeigte. Eine auch für die Dogmatik wichtige Arbeit verfaßte der Jesuit Peltanus, welcher die von dem Concil erlassenen Bestimmungen über die Heilige Schrift und ihre Erklärung eingehend erörterte und vertheidigte.

Um den Urtext wie um das Verständniß der Heiligen Schrift machte der deutsche Carthäuser Petrus Carbo († 1590) in seinen zu Prag erschienenen gelehrten Schriften sich verdient. Petrus Stevart[2] aus Lüttich, der zu Ingolstadt seine theologische Ausbildung vollendet hatte, seit 1575 als Professor der Exegese, seit 1581 als Regens im neuen Seminar zu Eichstätt, dann 1584—1619 als academischer Lehrer und viele Jahre als Rector Magnificus zu Ingolstadt thätig war, hinterließ eine stattliche Reihe von Commentaren zu den Briefen der hll. Paulus und Jacobus.

Großen Ruf als Exeget selbst bei den Protestanten erwarb sich Andreas Masius, Secretär bei dem Erzbischof von Lund und Bischof von Constanz Johann von Weeze, seit 1558 Rath im Dienste des Herzogs Wilhelm von Cleve († 1573). Außer seiner Betheiligung an der bei Plantin gedruckten großen Polyglottenbibel ist vor Allem zu erwähnen seine im Jahre 1574

---

[1] Kaulen, Gesch. der Vulgata (Mainz 1868) S. 361. Eine andere Ausgabe von 1539 vergl. Hartzheim 37.

[2] Er war auch an der Apostelkirche zu Cöln bepfründet, † 1626 als Propst und Generalvicar zu Lüttich. Hartzheim 283. Mederer 2. 240.

erschienene Ausgabe des Buches Josua. Die Exegese des Masius kennzeichnet sich durch das Bestreben, den Wortsinn des heiligen Textes genau wiederzugeben und zu erklären, sowie durch scharfe Kritik gegen die alt- und neujüdischen Bibelerklärer[1].

Noch bedeutender sind die exegetischen Werke des Jesuiten Nicolaus Serarius, eines Lothringers, der von Kindheit an in Deutschland erzogen wurde und ausschließlich an deutschen Hochschulen wirkte († 1609). Baronius nennt diesen erstaunlich fleißigen Gelehrten (seine sämmtlichen Werke füllen sechzehn Folianten) ‚das Licht der Kirche von Deutschland‘. Nachdem Serarius in Würzburg Philosophie und scholastische Theologie vorgetragen, bekleidete er zwanzig Jahre lang, theils dort, theils in Mainz, die Stelle eines Professors der Exegese. Neben seinen werthvollen Arbeiten auf dem Gebiete der Localgeschichte und zahlreichen anderen Schriften verfaßte er Commentare zu sämmtlichen historischen Büchern des Alten wie zu den katholischen Briefen des Neuen Testamentes. Er zeigt sich darin als ebenso tüchtigen Philologen wie Theologen, nur wird bei der Erklärung der historischen Bücher eine gewisse Weitschweifigkeit ausgestellt. Am meisten geschätzt sind die Vorworte (Prolegomena), die er den einzelnen Commentaren vorausschickte und im Jahre 1602 zu Cöln in einem besondern Bande erscheinen ließ; in denselben werden fast sämmtliche die Einleitung in die Heilige Schrift betreffenden Fragen in ausgezeichneter Weise behandelt[2].

Zeit- und Ordensgenosse von Serarius war Martin Anton Delrio, aus einer spanischen Familie stammend, die nach Antwerpen übergesiedelt. Derselbe widmete sich zunächst der juristischen Laufbahn, in welcher er es bis zum Generalprocurator brachte. Erst im Jahre 1580 trat er in den Jesuitenorden, lehrte Theologie zu Douay, Lüttich und Graz und starb im Jahre 1608. Justus Lipsius nennt ihn ‚das Wunder seiner Zeit‘. In der letzten Periode seines Lebens beschäftigte sich Delrio viel mit exegetischen Arbeiten, als deren Frucht Erklärungen der Genesis, des Hohen Liedes und der Klagelieder erschienen[3].

Auch die Moraltheologie ward jetzt wiederum in besonderen Werken und bald auch in eigenen Lehrvorträgen gepflegt.

In der drangsalvollen Zeit vor dem Concil von Trient hatte die Vertheidigung alle Kräfte auf katholischer Seite derart in Anspruch genommen, daß dieser für die practische Seelsorge so wichtige Zweig der theologischen

---

[1] Vergl. Hurter 22 sq. Lossen, Briefe von A. Masius (Leipzig 1886) S. xix—xx. Reusch, Index 1, 571; 2, 1273.

[2] Vergl. De Backer 3, 761—766. Ruland 13—21. ‚Katholik‘ (1864) 2, 162 ff. Hurter 196—198. Siehe auch oben S. 300.

[3] Hurter 191 sq. Krones 377.

Literatur nur wenig bearbeitet wurde. Aus der geringen Zahl der Gelehrten, welche damals derartige Arbeiten unternahmen, ist wiederum der Dominicaner Conrad Collin hervorzuheben, der im Jahre 1523 mit einem eigenen moraltheologischen Werke hervortrat. Schon mehr vervollkommnet erscheint dieser Versuch in dem Handbuch der Pastoraltheologie des gelehrten Trierer Weihbischofs Peter Binsfeld († 1598), eines Schülers des Deutschen Collegs zu Rom.

Hochgefeiert als Lehrer der Moraltheologie waren um diese Zeit die Jesuiten Balthasar Hagel[1] und Paul Laymann. ‚In der Beurtheilung der Gewissensfälle war Hagel so hervorragend tüchtig, daß Abschriften seiner Schuldictate eifrig gesucht waren und von Auswärts die schwierigsten Fragen an ihn gebracht wurden.'[2] Noch höheres Ansehen genoß Laymann, der in den Jahren 1609—1625 zu München die Moraltheologie und dann zu Dillingen das canonische Recht vortrug[3]. Seine ‚Moraltheologie' erschien zuerst im Jahre 1625 in vier Bänden zu München. Er trat durch diese Leistung an die Spitze der deutschen Moralisten: was Tanner unter den deutschen Jesuiten für die Dogmatik, das leistete Laymann für die Moral. Bezeichnend für sein Werk ist, daß er die Grundlage für die Anordnung des casuistischen Stoffes dem hl. Thomas entlehnte; durch Rücksichtnahme auf das kirchliche und bürgerliche Gesetz hat die Arbeit einen vorwiegend juristischen Character erhalten. Besondere Vorzüge Laymann's sind seine Nüchternheit im Urtheil sowie das Streben nach allseitiger Begründung seiner Sätze.

Laymann zeichnete sich auch als Canonist aus: seine Commentare zu den Decretalen werden noch jetzt geschätzt. Auch sonst thaten sich eine Anzahl Jesuiten durch canonistische Arbeiten hervor: so Peter Thyräus, Serarius, Gretser und Moquet. Neben ihnen sind Rudolf Clenck, Johann Richard Ossanäus, Peter Binsfeld, Cornelius Schulting, Friedrich Martini und namentlich Heinrich Canisius namhaft zu machen. Letzterer, ein gelehrter Laie und Verwandter des berühmten Petrus Canisius, hatte vom Jahre 1590 bis zu seinem Tode im Jahre 1610 den Lehrstuhl des Kirchenrechtes zu Ingolstadt inne und hinterließ viele canonistische Schriften[4]. Noch größern Ruhm erwarb

---

[1] Geboren in Murnau (Bayern), seit 1572 Jesuit, durch viele Jahre Lehrer der Dogmatik zu Ingolstadt. Er starb 1616. Lange vor Laymann verfaßte er ein practisches Handbuch der Moral: Scholae theologiae, in quibus casuum conscientiae cognoscendorum brevis ac certa methodus traditur. Libri tres. Ingolstadii traditi anno 1606. Vergl. De Backer 2, 6. Sommervogel 4, 18—19.

[2] Mederer 2, 216.

[3] Ueber Laymann, Binsfeld und Delrio wird noch später in dem Abschnitt über die Hexen gehandelt werden.

[4] Vergl. Schulte, Quellen 3, 1, 127—131. 134—135. Hier sind auch (S. 124 fl.) die wenigen canonistischen Arbeiten der vortridentinischen Zeit aufgezählt.

er sich durch Herausgabe zahlreicher ungedruckter Werke aus der patristischen wie mittelalterlichen Zeit.

Ueberhaupt zeigte sich der wieder erwachte theologische Eifer in Deutschland durch fleißige Editionen patristischer und anderer kirchlich denkwürdiger Werke. Schon 1538 erschien in Cöln in zwei Folianten eine von dem Franciscaner Peter Crabbe veranstaltete Conciliensammlung. Später, im Jahre 1567, gab der als Geschichtschreiber bekannte Carthäuser Laurentius Surius ebenfalls zu Cöln eine neue, vollständigere Sammlung in vier Foliobänden heraus. Alle seine Vorgänger übertraf der Cölner Domherr und Professor Severin Binius, dessen Conciliensammlung im Jahre 1606 in Cöln an's Licht trat [1]. Surius besorgte ferner eine Ausgabe der Werke Papst Leo's des Großen, während Binius einen revidirten Text der kirchengeschichtlichen Werke des Eusebius, Socrates, Theodoret, Sozomenus und Evagrius drucken ließ [2]. Surius übersetzte außerdem viele Schriften von Faber, Gropper und Staphylus und lieferte eine große Sammlung von Heiligenleben; diesem Werke fehlt es allerdings an Kritik, allein es brachte doch zuerst viel brauchbaren Stoff an's Licht [3].

Bald übernahmen auch auf diesem Gebiete die Jesuiten die Führung. Voran ging der erste Provincial des Ordens für Oberdeutschland und Oesterreich: Petrus Canisius. Die schriftstellerische Thätigkeit dieses außergewöhnlichen Mannes umfaßt volle fünfzig Jahre: 1546—1596 [4]. Er eröffnete sie im Jahre 1546 zu Cöln als Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, indem er die Werke des Cyrill von Alexandrien lateinisch in zwei Foliobänden herausgab. Wie die Widmung des ersten Bandes andeutet, sollte in Cyrill den deutschen Bischöfen ein Vorbild geboten werden. Dann veröffentlichte Canisius die Predigten und Homilien Leo's des Großen als eines Zeugen des christlichen Alterthums gegen die Neuerer; verwandt hiermit ist seine Ausgabe der Briefe des hl. Hieronymus, welche seit dem Jahre 1565 mehr als zwanzigmal gedruckt wurde.

Canisius' Hauptwerk ist der über die ganze katholische Welt hin verbreitete Catechismus, den er selbst in vier verschiedenen Fassungen, zwei

---

[1] Hefele, Conciliengesch. (2. Aufl.) 1, 75.

[2] Siehe Werner, Gesch. der kath. Theologie 39—40. Zur Berichtigung von Werner ist zu bemerken, daß die erste gedruckte Sammlung von Concilienacten durch den Pariser Canonicus Jacob Merlin im Jahre 1523 veranstaltet wurde. Hefele (2. Aufl.) 1, 74.

[3] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (5. Aufl.) 1, 9.

[4] Ueber die zahlreichen Schriften des sel. Canisius siehe Alegambe, Bibl. Script. Soc. Jesu (Antwerpiae 1643) p. 374—377. De Backer 1, 1046—1067; 3, 2054—2055. Sommervogel 4, 617—688. Braunsberger in der Zeitschr. für kathol. Theol. 1890, S. 720 fll. Vergl. auch oben S. 299.

deutschen und zwei lateinischen, ausarbeitete [1]. Daran reihen sich seine bereits erwähnte Gegenschrift wider die Magdeburger Centuriatoren sowie seine zahlreichen lateinischen und deutschen Andachtsbücher [2].

Mit Rath und That betheiligte sich Canisius auch an den wissenschaftlichen Bestrebungen Anderer, so 1561 an einer neuen Ausgabe des hl. Cyprian, 1578 an einer solchen des hl. Epiphanius, 1563 an einer solchen des hl. Clemens von Rom, 1580 an der Drucklegung einer Schrift des Patriarchen Gennadius. Regen Antheil nahm er auch an einer vollständigen Ausgabe der Concilien, welche die Jesuiten zu Cöln vorbereiteten. Am 8. November 1561 dankte er dem Pater Salmeron für die Rathschläge, welche derselbe von Rom aus gegeben, und versprach ihm, nach Cöln zu schreiben, man solle die Kosten, welche für die Schriftsteller nöthig seien, durchaus nicht scheuen [3].

Neben Canisius thaten sich hervor durch Herausgabe patristischer Schriftwerke seine Ordensgenossen Theodor Peltanus und Gretser sowie der bereits als Exeget erwähnte Peter Stevart. Peltanus war zwar in der Nähe von Lüttich geboren, galt aber so gut wie Canisius als Deutscher. Von 1556 bis zu seinem Tode 1584 war er theils zu Ingolstadt, wo er zehn Jahre Professor war, theils zu Augsburg mit gelehrten Arbeiten beschäftigt. Gretser lieferte das Material für das Hauptwerk des Heinrich Canisius: die berühmten ‚Antiquae Lectiones', welche sechs Quartbände füllen [4].

3.

Die Philosophie bewegte sich in Deutschland zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch fast ganz in den Geleisen des ausgehenden Mittelalters. In den großen Grundfragen einig [5], in den Einzelheiten sich heftig befehdend, standen die Richtungen der Thomisten, Scotisten, Occamisten einander gegen-

---

[1] Neben Bd. 4 des vorliegenden Werkes S. 419—428 vergl. jetzt noch Braunsberger, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius. Freiburg 1893.

[2] In seinem Greisenalter verfaßte Canisius Bemerkungen zu den Sonn- und Festtagsevangelien, eine reiche Fundgrube für Catecheten und Prediger. Rieß 485—486.

[3] Notizen aus theilweise ungedruckten Briefen von Canisius, gütigst mitgetheilt von P. Braunsberger S. J., der eine neue Ausgabe des reichen Briefwechsels vorbereitet. Canisius an Lainez: Augsburg, 3. Mai 1561; an Mercurian: Augsburg, 24. Januar 1578; an Hosius: Augsburg, 29. October 1563 (Cyprian, Tabular. 332); an Oliv. Manareus: Dillingen, 20. November 1580; an Salmeron: 8. November 1561.

[4] Vergl. Werner, Gesch. 40—42. Mederer 2, 6. Sommervogel 3, 1744 sqq., und oben S. 300—301.

[5] Vergl. oben S. 429.

über. Mit größtem Interesse vertiefte man sich in die Detailfragen der Metaphysik und Logik und verwandte auf Probleme, deren Beantwortung nur das Interesse eines gelösten Räthsels haben konnte, erstaunlichen Scharfsinn und Fleiß. Nach annähernder Schätzung, ‚welche sicher nicht zu weit gegriffen ist‘, erschienen allein auf dem Gebiete der Logik in der Zeit von 1480 bis 1520 jedes Jahr durchschnittlich 15—18 Drucke älterer und neuerer Werke [1]. Freilich bezieht sich diese Angabe auf das ganze gebildete Europa. Aber Deutschland stand hinter anderen Nationen an Eifer nicht zurück. Ein philosophisches Compendium von Usingen erlebte nach mehreren Ausgaben noch eine Auflage von 2000 Exemplaren und mußte trotzdem elf Jahre nach dem Tode des Verfassers von Neuem gedruckt werden, da im Buchhandel kein Exemplar mehr zu haben war [2].

Selbst in der Theologie wurde rein philosophischen Erörterungen ein ungebührlicher Raum zugestanden. Abgewandt von den Bedürfnissen des practischen Lebens, ‚gleich als schliefen sie den Schlaf des Endymion‘ [3], beschäftigten auch die Gottesgelehrten, wenigstens in den Disputationen, sich mehr mit philosophischen Speculationen als mit den eigentlich theologischen Argumenten. Allgemein wurde nach Ausbruch der Kirchenspaltung von einsichtigen Theologen dieser Fehler anerkannt, und wie berechtigt die Klage darüber war, zeigt ein Blick etwa auf den Thesenzettel für Eck's Wiener Disputation von 1516 [4].

Von Aristoteles war man freilich nicht in dem Grade abhängig, wie Luther es seinen scholastischen Gegnern zum Vorwurf machte. Man wußte sehr wohl, daß auch ‚der Philosoph‘ öfter geirrt habe, und sprach es offen aus [5]. Indeß hielt man im Großen und Ganzen an Aristoteles als der Grundlage einer vernünftigen Philosophie fest.

---

[1] Prantl, Gesch. der Logik im Abendlande 4, 173.

[2] Paulus, Der Augustiner Barth. Arnoldi von Usingen 2.

[3] Eck, De primatu 1, 1.

[4] Ueber die Menschwerdung zum Beispiel läßt Eck sich dort in die Fragen ein: ob auch die Personen des Vaters und des Heiligen Geistes hätten Mensch werden können, — ob dieselbe menschliche Natur zugleich von zwei göttlichen Personen primo angenommen werden könnte, — ob wenigstens von mehreren göttlichen Personen non primo unionem terminantibus, — ob das ewige Wort auch eine unvernünftige Natur annehmen könnte, — ob eine geschaffene Person eine geschaffene Natur annehmen kann. Alles Fragen, die nicht sowohl aus theologischen Beweisquellen als aus reinen Vernunftgründen irgendwie beantwortet werden müßten und insofern philosophische Fragen genannt werden.

[5] ‚Quamvis Aristoteles habitus sit inter philosophos tanquam princeps, non tamen sua scripta undecunque quadrant veritati, nec philosophia infudit se uni homini tota et nihil reliquit aliis. . . Sicut ergo ipse ingressus est labores suorum magistrorum, et invenit eos quandoque errasse, sic alii ingressi sunt suos labores et invenerunt, eum non solum errasse, verum etiam sibi ipsi clarissime contra-

Die Angriffe gegen ihn, welche in Italien von den Humanisten ausgegangen waren, fanden in Deutschland lange Zeit keinen Anklang. Rudolf Agricola hatte freilich in einer seiner Schriften [1] einigermaßen ähnliche Tendenzen verfolgt und gleich Laurentius Valla an die Stelle der strengen Logik eine Art von Rhetorik zu setzen versucht [2]. Im Uebrigen aber würdigte man die seichten Angriffe der Italiener nicht einmal einer Widerlegung [3]. Erst als die jüngere Schule der deutschen Humanisten an den Universitäten ihren Einfluß zu üben begann, wurde die altscholastische Methode zurückgedrängt [4].

So entschieden man indeß die Reformvorschläge der Humanisten zurückwies, so war man doch nicht blind gegen die Gebrechen der damaligen Philosophie. An einer Reform der Studien wurde schon gearbeitet, bevor noch der ausbrechende Kampf mit den kirchlichen Neuerern die Theologen ‚aus ihrem Schlafe aufweckte' und realeren Aufgaben sich zuzuwenden zwang. Eine hervorragende Bedeutung als Erneuerer der philosophischen Studien kommt dem bekannten Gegner Luther's Johann Eck zu [5]. Als die bayerische Regierung an der Universität Ingolstadt eine neue Organisation der Studien durchführen wollte, betrauten die herzoglichen Commissäre gerade ihn mit der Ausarbeitung neuer philosophischer Lehrbücher. In erstaunlich kurzer Zeit hatte Eck seine Commentare zu den logischen und physicalischen Schriften des Aristoteles und zu Petrus Hispanus vollendet. ‚Die unnütze Spreu der Sophismen und endlose logische Auseinandersetzungen' wollte er darin bei Seite lassen und ‚zur reinen, unverfälschten Philosophie des Aristoteles zurückkehren' [6]. Eine neue Uebersetzung des Stagiriten durch Argyropulus wurde dem Commentar zu Grunde gelegt, zur Erklärung öfter auch der griechische Originaltext herangezogen. Ueber ein halbes Jahrhundert blieb in Ingolstadt der Cursus Eccianus das Textbuch für die philosophischen Vorlesungen.

Außer Eck hatten noch manche andere literarische Gegner der Religionsneuerer als Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie sich ausgezeichnet, so zum Beispiel Usingen, Cochläus und Wimpina. Auch der phantasievolle Murner hat ein Compendium der Logik verfaßt, in welchem er zur Stütze des Gedächtnisses die gesammten logischen Lehren an die Embleme von 51 Spielkarten anknüpft [7].

---

dixisse.' Usingen bei Paulus 6. Citate aus älteren Scholastikern bei Schneid, Aristoteles in der Scholastik (Eichstätt 1875) 81 fll.

[1] De inventione dialectica. [2] Prantl, Gesch. der Logik 4, 167 fl.

[3] ‚Putrescat ille quidem (Valla) inscitia sua, cum doctis omnibus ludibrio habeatur.' Eck bei Prantl, Gesch. der Logik 4, 288.

[4] Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 23.

[5] Prantl, Gesch. der Logik 4, 284 fl. [6] In summulas Petri Hisp., dedicatio.

[7] Auf dem Titelblatt dieser Logica memorativa ist der Logiker als Jäger dargestellt, dessen Ausrüstung auf die einzelnen Theile der Logik bezogen wird. So ist

Nach dem Concil von Trient folgte der Reform der scholastischen Theologie bald eine entsprechende Erneuerung der Philosophie. An Aristoteles hielt man auch jetzt noch, trotz der Angriffe eines Patrizzi, Ramus und so weiter, fest, nur suchte man sich in der Erklärung des ‚Philosophen‘ frei zu halten von den Fehlern, welche an den jüngsten Commentatoren Niemand schärfer tadelte als gerade die Begründer der Neuscholastik, namentlich von dem Hang zu unnützen Subtilitäten und von der Geschmacklosigkeit der Darstellung. Die bedeutendsten Arbeiten der neuen Richtung verdankt man Spanien und Italien. Doch hatte auch in Deutschland confessionelle Polemik und Apologetik nicht in dem Maße alles Interesse an sich gezogen, daß man für die rein wissenschaftlichen Fragen der Philosophie gleichgültig gewesen wäre. Werke von bedeutendem wissenschaftlichen Werth erschienen freilich nicht. Einige Commentare zu Aristoteles, welche deutsche Jesuiten ausgearbeitet, mußten wegen Ungunst der Zeit oder aus anderen Gründen ungedruckt bleiben [1]. Aber nach wie vor blieb eine gründliche philosophische Ausbildung Erforderniß für diejenigen, welche den höheren Studien sich widmeten [2]. Namentlich die Jesuiten, denen an der Erneuerung der kirchlichen Wissenschaft in Deutschland ein großer Antheil zufiel, drangen auch auf Reform der Philosophie. So wünschte schon Canisius im Jahre 1555 in seinen Reformvorschlägen für die Universität Ingolstadt, man möchte die aristotelische Dialectik, die man unrühmlich so lange Jahre habe ruhen lassen, wieder einführen und die Vorlesungen vollzählig wieder herstellen, deren Besuch zur Bewerbung um den Magistergrad erforderlich sei [3]. ‚Zu den Vorlesungen über Aristoteles‘, hatte er ein andermal geschrieben, ‚sollt ihr auch die Widerwilligen ermuntern und den Eifer für Disputationen in ihnen nähren.‘ [4] Des Seligen Ordensgenossen theilten seinen Eifer. Wie sehr man bestrebt war, die Errungenschaften der südländischen Reformatoren der kirchlichen Wissenschaft sich anzueignen, zeigt am besten die überraschend große Anzahl von Nachdrucken der vorzüglichsten philosophischen Werke des Auslandes. Von den 34 Ausgaben der Logik des

---

sein Waidmesser der syllogismus, die Beine des Jägers sind praedicabilia und praedicamenta, seine Jagdhunde veritas und falsitas. Gegenstand der Jagd ein Hase problema und so weiter. Prantl, Gesch. der Logik 4, 294.

[1] De Backer, s. v. Baumann, Coscan.

[2] ‚Cursum [philosophicum] vero audient integrum omnes, qui gradum aliquem in philosophia suscepturi sunt, quive theologiae ac medicinae studiis operam dabunt.‘ Herzogliche Verordnung für Ingolstadt 1572. Mederer 4, 336.

[3] ‚Redeat in scholam dialectica Aristotelis, tot annis turpiter intermissa, et lectiones magistrandis necessariae compleantur.‘ Bei Pachtler 2, 355.

[4] ‚Ad Aristotelis lectiones etiam repugnantes provocabitis, in disputandi fervore confirmabitis.‘ Canisius, Brief an die Scholastiker S. J. in Cöln, 25. Febr. 1548. Pachtler 2, 135.

Fonseca, des ‚portugiesischen Aristoteles', ist die Hälfte in deutschen Städten gedruckt. Ein ähnliches Werk des Cardinals Toledo wurde 9mal allein in Cöln, 13mal in ausländischen Städten herausgegeben. Aehnlich stellt sich das Verhältniß für die Aristoteles-Commentare der Jesuiten von Coimbra, die Werke des Pereyra, Lorinus und Anderer[1]. Allerdings trat das Studium der Philosophie hinter anderen, damals wichtigeren Bestrebungen zurück. Die bedeutenderen Männer zum Beispiel aus dem Jesuitenorden, Laymann, Gretser, Serarius, Forer, waren sämmtlich eine Zeitlang als Professoren der Logik oder Metaphysik verwendet worden, aber selten blieb ein talentvoller Mann sein ganzes Leben bei diesen Fächern und widmete ihnen seine ganze Kraft. Die Meisten wandten sich nach einigen Jahren der Theologie, besonders der Apologetik, oder dem practischen Leben zu. Die philosophischen Studien galten als Vorbereitung für höhere Fächer und sollten anleiten, eine wissenschaftliche Frage scharf und klar aufzufassen, und daran gewöhnen, das Für und Gegen genau abzuwägen[2]. Besondern Werth legte man deßhalb auf die Disputationen, jene Uebungen, ‚welche das beste Mittel zur Weckung der Geistesschärfe sind'[3]. Mit welchem Eifer Schüler und Professoren sich derselben annahmen, zeigt die große Zahl gedruckter sogenannter Thesen und Disputationen. Für die feierlicheren derartigen Uebungen, in welchen die Schüler im Beisein Auswärtiger ihre Gewandtheit im geistigen Kampf beweisen mußten, pflegte der Professor die zu vertheidigenden Sätze in kürzeren oder längeren Abhandlungen zusammenzustellen und zu entwickeln. Gewöhnlich waren diese Thesen, deren jedes Jahr in Dillingen und Ingolstadt eine ganze Anzahl erschien, aus Aristoteles genommen, und umfaßten entweder den Hauptinhalt einer der logischen oder physicalischen Schriften des Stagiriten, oder stellten dessen Ansichten über irgend einen streitigen Punkt zusammen, oder behandelten einzelne schwierige Fragen der Philosophie[4]. Bedeutenden Werth für Förderung der Wissenschaft haben dergleichen Gelegenheitsschriften natürlich nicht.

---

[1] Sommervogel, s. v. Fonseca, Toledo etc.

[2] Noch Leibniz sprach sich in diesem Sinne günstig über die Logik des Aristoteles aus: ‚Ich stehe in dem Gedanken, daß ein schlechter Kopf mit den Hilfsvortheilen und deren Uebung es dem Besten bevorthun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal bessere Linien ziehen kann, als der größte Meister aus freier Hand.' Brief an G. Wagner. Pesch, Institut. logic. 1, 72.

[3] ‚Scholastica exercitia, quibus ad excitanda ingenia nihil est aptius.' Edict des Herzogs von Bayern von 1572. Mederer 4, 337.

[4] Eine große Menge solcher disputationes sind zusammengestellt bei Rixner, Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbayern, bayerisch Schwaben und bayerisch Franken (München 1835) S. 18 fll. Eine Vorstellung von dieser Literatur gewinnt man aus den fünf disputationes in den Werken Gretser's (tom. 16, p. 549 sq.).

Wie die Gesellschaft Jesu, so hielten auch die übrigen Orden der alten Kirche an der aristotelischen Philosophie fest[1]. Mit Vorliebe wählte man zu Disputationen auch Stoffe, die dem practischen Leben näher standen. Dem Gebiete der practischen Philosophie gehört auch das einzige größere philosophische Werk des damaligen katholischen Deutschland an, nämlich Adam Contzen's ‚Zehn Bücher Politik'.

Machiavelli's Lehren vom Staat mit ihrer Herabsetzung des Christenthums und der Religion und ihrer practischen Gottlosigkeit hatten nicht nur in Italien Anklang gefunden. In Frankreich, klagt eine Schrift aus den Kreisen der französischen Reformirten, seien viele Staatsmänner, welche den Machiavelli eifriger läsen als die Priester ihr Brevier und die Türken den Alkoran[2]. Der vielgereiste Jesuit Ribadeneira[3] meinte, so viele Schüler habe überall dieser Lehrer des Verderbens, so viele sogenannte ‚Politiker' gebe es, welche, den Namen Christi vorschützend, Christus verfolgten, daß ihre Zahl unglaublich, und unabsehbar der Schaden sei, den sie den Staaten zufügten. ‚Zu heutiger Zeit', sagt auch Contzen, ‚ist mächtig und an vielen Orten übermächtig geworden das verabscheuenswerthe Geschlecht der Pseudopolitiker, denen die Fackel, welche so viele Reiche in Flammen setzte, Nicolaus Machiavelli vorantrug. Ihm ist die Religion Mittel zu Staatszwecken; Laster und Irrthum lobt er, wo sie zur Herrschaft dienlich sind; die Gerechtigkeit muß nach ihm dem Nutzen weichen. Was also macht er aus dem Fürsten Anderes als einen ruchlosen Verbrecher, einen schlauen Heuchler?'[4]

Einen Grund der weiten Verbreitung des Machiavellismus fanden katholische Schriftsteller in den Häresien des sechzehnten Jahrhunderts, in der Verwirrung in religiöser Beziehung, in der unbefriedigenden Inconsequenz des Protestantismus. ‚Weil einige' (von den ‚Atheisten' oder Pseudopolitikern), sagt Contzen, ‚bei so großer Mannigfaltigkeit der Religionsbekenntnisse sich für keines entscheiden können, so verwerfen sie alle Religion.'[5] ‚Atheisten' wurde ein gewöhnlicher Name, mit dem man die ‚Politiker' bezeichnete[6].

---

[1] Ziegelbauer 2, 280; 4, 290. 301.

[2] Commentariorum de regno aut quovis principatu recte et tranquille administrando libri 3 (Argentorati 1611) p. 6. 15.

[3] Princeps christianus adv. N. Machiavellum ceterosque huius temporis politicos. Moguntiae 1603. Praefatio.

[4] Politicor. 1, 1.

[5] Politicor. 2, 14: ‚Atheorum tamen seu pseudopoliticorum duplex est sententia de republica gubernanda. Quidam enim palam omnem non modo religionem, verum etiam superstitionem de medio tollunt . . . dum enim in tam magna religionum varietate nullam eligere possunt, omni carent.'

[6] ‚(Athei) dicuntur etiam synecdochica denominatione Politici . . . et signate Machiavellistae.' G. Voetius, Sel. disp. theol. (Ultrajecti 1648) 1, 117.

‚Obschon es heute', sagt Lessius[1], ‚gar Manche gibt, welche die Gottheit ganz läugnen, so sind sie doch nicht überall als Gottesläugner bekannt. Denn sie hüllen dieß ihr Geheimniß in Schweigen aus Furcht vor den Gesetzen und äußern sich darüber nur in vertrautem Kreise. Anlaß boten zu diesem Uebel vor Allem die Häresien unseres Jahrhunderts, welche fast alle zum Atheismus führen. Denn ist man von der katholischen Religion einmal abgefallen, so hat man nichts Festes mehr, in dem der Geist Ruhe finden könnte. So kommt es, daß gerade vielfach die Talentvolleren unter den Häretikern über die wichtigsten Punkte der Religion in Zweifel gerathen, und entweder an gar keinen Gott mehr glauben oder in ein Schwanken verfallen, in dem sie bereit sind für jede Religion, wie es für ihren Vortheil zuträglicher ist. Diese nennen wir Politiker, weil der Zweck aller Religion ihnen im Staate liegt.'[2]

Nachdem in Deutschland schon mehrere Werke des Auslandes gegen die ‚Politiker' nachgedruckt worden, unternahm es Contzen, unter beständiger Rücksicht auf Machiavelli in einem selbständigen Werke die ‚wahre, ächte Staatsweisheit zu zeichnen, die zum Fundament hat die Gesetze Gottes, zum Baumeister die gesunde Vernunft, als Ausrüstung wahre Klugheit, Religiosität, Tugend'. Er will nachweisen, wie das System des Florentiners nicht nur mit den Gesetzen Gottes, sondern selbst mit der natürlichen Klugheit im Widerspruch stehe und niemals etwas Dauerndes schaffen könne. Als Grundlage seiner Anschauung vom Staate zeigt er zunächst, daß der Staat nicht das Werk des Zufalles und eines blinden Geschickes, sondern eine Schöpfung Gottes sei, dessen Vorsehung immerfort über den Völkern waltet und deren Schicksale entscheidet. Der Zweck aller Staatenbildung liegt in der Wohlfahrt der Gesammtheit und der Einzelnen durch Uebung der Tugend und Religion. Unter den Mitteln zu solchem Zwecke, zu deren Erörterung Contzen dann übergeht, verweilt er mit besonderer Vorliebe bei der Jugenderziehung. Die Bedingungen, welche ein Volk zu Größe und Macht, die Fehler, welche zu innerer Auflösung des Staates führen, werden in den folgenden Büchern besprochen. Eine Abhandlung über den Krieg beschließt das Werk, welches trotz einzelner Mängel immerhin eine würdige Darstellung der großartigen christlichen Staatsidee bietet.

---

[1] De numine eiusque providentia. Opuscula (Lugduni 1651) p. 215ᵇ. Vergl. G. Voetius, De atheismo, in dessen Opera 1, 115—226.

[2] ‚Gleich beim Auftreten des Evangeliums' in Frankreich, sagt auch die oben (S. 526 Note 2) angeführte calvinische Schrift (Widmung an Fr. v. Hastings und Eduard Bacon), habe der Satan Spötter und Witzbolde erweckt, welche unter anmuthigem Scherz über alle Grundsätze der Religion und Politik hergefallen seien. Allmählich habe dann der Scherz sich in Ernst verkehrt, und aus den Worten seien Thaten geworden.

IX. Uebertragungen der Heiligen Schrift in die deutsche Sprache bei Katholiken und Protestanten.

1.

‚Was die Sonne am Firmament,' lehrte zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der deutsche Theologe Caspar Schatzgeyer, ‚das ist die Heilige Schrift am Himmel der Kirche; die kirchlichen Schriftsteller dagegen, Väter und Theologen, sind den Sternen zu vergleichen. Man muß daher mehr als alle anderen Schriften die Bibel studiren.'[1] In Uebereinstimmung damit heißt es am Schlusse der Koberger'schen Vulgata vom Jahre 1477: ‚Die Heilige Schrift übertrifft alle Wissenschaft der Welt. Denn alle anderen Wissenschaften handeln von den Geschöpfen. Jene aber lehrt den Schöpfer erkennen. Alle Gläubigen sollen eifrig wachen und sich unablässig bemühen, den Inhalt dieser so nützlichen und erhabenen Schrift zu verstehen und im Gedächtniß aufzubewahren. Denn thöricht sind alle Menschen, denen die Wissenschaft gebricht. Die Heilige Schrift ist jener herrliche Paradiesgarten, in welchem die Beete der Gebote grünen, aufsprossen die Reiser der evangelischen Räthe, erfreuen die Blüthen guter Beispiele; wo die Bächlein der Vergleiche sprudeln, sich bergen die Nestlein der Verheißungen, uns erfreuen die süßen Sangesweisen der Psalmen.'

Diese Worte bezeichnen trefflich die Stellung, welche die Kirche während des Mittelalters gegenüber der Heiligen Schrift einnahm. Vor Allem ward damals das Studium der Bibel den Priestern dringend empfohlen. Ein Seelsorgehandbuch vom Jahre 1514 bezeichnet sie als ‚Hauptquelle für den Prediger'[2]; die Beschäftigung mit ihr empfahl Trithemius als sicherstes Mittel, den priesterlichen Geist zu bewahren[3]. Das kirchliche Rechtsbuch zählt Väter und Concilien auf, welche zu ihrem Studium ermuntern[4]. Brevier und Meßbuch, welche

[1] ‚Sacra scriptura principali et praecipuo studio est amplectenda. et in ea animus excolendus. In fonte enim potius quam in rivulis potandum est.' Schatzger. Opera 325ᵃ. [2] ‚Katholik' (1889) 2, 176.

[3] Trithemius, De sacerdotum vita instituenda cap. 4.

[4] Dist. 36. 38. ‚Ignorantia mater cunctorum errorum maxime in sacerdotibus vitanda est, qui docendi officium in populis susceperunt. Sacerdotes enim legere sanctas scripturas admonet Paulus apostolus.' C. 1, Dist. 38.

zum größten Theil aus Worten der Heiligen Schrift zusammengesetzt sind, hielten den Priester ohnehin beständig in pflichtmäßiger Berührung mit dem Buch der Bücher. Wie sehr auch für Ordensleute und für Alle, welche dem Gebetsleben sich widmeten, namentlich die Evangelien als die eigentliche Quelle der frommen Betrachtung galten, zeigt zur Genüge Thomas von Kempen, wenn er im Anschluß an die Väter das Wort Christi an Werth mit der Eucharistie, dem Leib Christi, vergleicht und erklärt: ohne Eucharistie und Heilige Schrift, seine Speise und seine Leuchte, sei ihm das Leben unerträglich[1]. Wolle der Mönch zur Vollkommenheit gelangen, sagte Trithemius, so möge er lernen, ‚den Text der Leidensgeschichte in häufigen Betrachtungen durchzugehen'. Er möge die einzelnen Scenen des Leidens Christi sich vor Augen führen, als ob er dabei gegenwärtig wäre; er solle sich vorstellen, als begleite er Christus auf seinem Leidenswege, schaue ihn und höre ihn sprechen, um so sich zur Liebe des Erlösers zu entflammen[2]. Wie sehr die Ermahnungen zum Studium der Schrift auch in der damaligen Zeit ihre Frucht trugen, zeigt die Thatsache, daß bis zum Jahre 1501 nicht weniger als 124, im folgenden Jahrhundert über 400 gedruckte Ausgaben der lateinischen Vulgata aufgezählt werden[3], abgesehen von den 186 Ausgaben des Meßbuches, den 173 des Breviers und den zahlreichen anderen Drucken, welche auf die Heilige Schrift sich bezogen oder zu ihrer Erklärung dienten.

Die Laien wurden in der Kenntniß der Heiligen Schrift erhalten durch die Predigt, auf deren Besuch man strengstens hielt[4]. Der ganze Schmuck der Kirchen, die Bildwerke an den Wänden, die priesterlichen Gewänder und die gottesdienstlichen Gegenstände sollten sie, wie Geiler von Kaisersberg[5]

---

[1] Imitatio Christi 4, 11. Der Vergleich zwischen corpus Christi und verbum Christi geht auf den hl. Hilarius (in ps. 127 n. 10 und Ps.-Augustin., serm. 300; Migne, P. L. 39, 2319) zurück. Unter den Zeitgenossen bespricht ihn zum Beispiel Silv. Prierias. ‚Katholik' (1889) 2, 176.

[2] Trithemius, De triplici regione claustralium, regio 2, art. 8.

[3] W. A. Copinger, The first half century of the Latin Bible (Hist.-pol. Bl. 110 [1892], 849). Copinger bezeichnet 13, L. Delisle weitere 12 von diesen 124 Ausgaben als zweifelhaft; die übrigen 99 gehören sicher in's 15. Jahrhundert.

[4] Vergl. vom vorliegenden Werke 1, 35 fl.

[5] Christenlich bilger (Straßburg 1512) Fol. CXXVII. Joh. Müller (Quellenschriften und Gesch. des deutsch-sprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Gotha 1882) bemerkt (S. 339): Nach Gregor's des Großen Wort, daß die Bilder die Bücher der Ungelehrten seien, ‚verfuhr man im Mittelalter: der gesammte Kirchenraum wurde, wo die Mittel und Künstler zu beschaffen waren, namentlich durch malerische Ausschmückung zu einem aufgeschlagenen Buch der heiligen Geschichte und Legende. Die weit verbreitete Biblia pauperum, eine Art Malerbuch, in dem die Typen und Symbole des Alten Bundes neben die entsprechenden Thatsachen oder Personen des Neuen Testamentes gemalt und durch Bibelsprüche oder Reime erläutert waren, gab viel

ausführte, an das Gesetz Gottes, an das Leben des Erlösers und seine Vorbilder im Alten Testament erinnern.

Dem Wunsche, die Heilige Schrift in der Muttersprache zu besitzen, begegnet man auf deutschem Boden schon um die Zeit Carl's des Großen, und auffallender Weise sind gerade die ältesten Uebersetzer des Mittelalters der Lösung ihrer Aufgabe am nächsten gekommen. Die Fragmente des Matthäus-Evangeliums, welche dem Kloster Monsee entstammen, sind eine vorzügliche Leistung des achten Jahrhunderts. Die Verdeutschung von Tatian's Evangelienharmonie aus dem neunten Jahrhundert schmiegt sich dem lateinischen Texte so eng an, daß man den Verlust der altdeutschen Sprachformen bedauern muß, welche eine solch treue Nachbildung ermöglichten. Die poetischen Umschreibungen der Evangelien, der ‚Heliand' mit seiner innigen Verschmelzung des christlichen und germanischen Geistes, Otfried's Evangelienharmonie mit ihrer sinnigen Frömmigkeit stellen dem neunten Jahrhundert ein ebenso ehrenvolles Zeugniß aus als des St. Galler Mönches Notker († 1022) Psalmenübersetzung, des Abtes Williram Bearbeitung des Hohen Liedes dem elften; und wenn die Bruchstücke einer Evangelienübersetzung aus dem zuletzt genannten Jahrhundert weniger die Bewunderung der Forscher erregt haben, so hinderte ihren Verfasser nur seine mangelhafte Kenntniß des Lateins, eine musterhafte Arbeit zu liefern.

Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Literatur in die Hände der Laien überging, versiegte, nach der Zahl der erhaltenen Handschriften zu urtheilen, das Interesse an Bibelübersetzungen. Nur wenige Psalterien und ein deutsches Evangeliar sind aus der Blüthezeit der deutschen Literatur erhalten.

Im vierzehnten Jahrhundert aber, als die weltliche Poesie immer mehr ausartete und verflachte, wandte sich wie mit einem Male die literarische Thätigkeit von Neuem wieder zu

Der besten Abenteuer Hort,
Die mein Ohren je gehort [1].

Aus der Zeit von 1300—1500 sind bis jetzt 203 biblische Handschriften bekannt, von denen freilich viele nur das eine oder andere biblische Buch enthalten; 16 aber umfassen oder umfaßten wenigstens früher die ganze Heilige Schrift, 10 das ganze Alte Testament, 8 die Evangelien, eben-

verwerthete Motive und Vorbilder. Die große Zahl von Bilder- und Historienbibeln in Poesie und Prosa und von anderen illustrirten handschriftlichen oder im 15. Jahrhundert gedruckten und mit Holzschnitten ausgestatteten religiösen Werken hatten für den häuslichen oder unterrichtlichen Gebrauch eine gleiche Bestimmung, wie jene künstlerischen Bilder an den Wänden der Kirchen.'

[1] Prolog der Wenzelbibel. Walther 295.

soviele das ganze Neue Testament, eine die vier Evangelien und die Apostelgeschichte [1]. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts scheint das Interesse für deutsche Uebersetzungen der Heiligen Schrift noch immer zugenommen zu haben; denn von den Handschriften fallen 75 auf das vierzehnte, 128 auf das fünfzehnte Jahrhundert.

Die Texte der Uebersetzungen weichen namentlich im Anfang des erneuten Interesses an solchen Verdeutschungen sehr von einander ab. Es wurden eben Versuche in solcher Richtung an vielen Orten zugleich unternommen, ohne daß der eine Uebersetzer vom andern wußte. Im fünfzehnten Jahrhundert erlahmte der Trieb zu Neuschöpfungen; man begnügte sich, das schon Geschaffene zu copiren.

Was den Werth der Leistungen betrifft, so steht die zweite Uebersetzungsperiode der ersten, altdeutschen gewaltig nach. Männer von der Bildung eines Notker oder Williram haben ihre Kraft in der spätern Zeit anderen Aufgaben zugewandt; die schwierige Arbeit der Verdeutschung bleibt im Allgemeinen ziemlich ungeschickten Händen überlassen. Zwar verfügten auch von den Uebersetzern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts manche über große Sprachgewandtheit. Aber nur selten findet sich mit der Beherrschung der Muttersprache eine genügende Kenntniß des Lateins verbunden, oder gesellt sich zu genügendem, ja selbst ausgezeichnetem Verständniß der fremden Sprache die Herrschaft über die eigene. Nur zu oft verrathen die Leistungen die Hand des Schülers. Wenn die Vorlage undeutlich geschrieben war, vermochte der Uebersetzer oft den Text nicht richtig zu entziffern [2]. Aehnlich klingende lateinische Worte und Wortbedeutungen werden mitunter in der seltsamsten Weise verwechselt [3]. Ein andermal verführt der Mangel an archäologischen Kenntnissen zu den seltsamsten Irrthümern [4]. Einige Uebersetzer waren gewissenhaft genug,

---

[1] Walther 709 ff.

[2] So liest ein Uebersetzer aus dem 14. Jahrhundert Ps. 67, 22 ‚in deliciis suis' statt ‚in delictis' und übersetzt: ‚in iren wollusten'; Sprüchw. 25, 24 liest er ‚in angulo dogmatis' statt ‚domatis' (‚in dem Winkel des Lehrers'). Walther 63. Ein Jahrhundert später liest ein anderer Job 15, 2 ‚iumentum' statt ‚in ventum', ‚in somno' statt ‚insomnem' (Esther 6, 1). Walther 341 ff.

[3] ‚Instruxerunt *aciem* contra Israel' (1 Kön. 4, 2) = ‚sy richten die s p i tz gegen israhel'. Is. 21, 8: ‚super *speculam* Domini ego sum' = ‚ich bin vber den s p i g e l des Herren.' ‚Praepositus' heißt im mittelalterlichen Latein ‚Propst'. Also wird 2 Macc. 4, 27 ‚Sostratus, qui arci erat praepositus' übersetzt: ‚der do was ein Probst in der Höhe'. Walther 45.

[4] Ps. 77, 12: ‚In campo Taneos' (auf dem Felde Tanis in Aegypten) wird gelesen: ‚in capotaneos' und übersetzt: ‚vnder den haubtleuten'. ‚Decapoli' (von den Zehnstädten) wird verstanden als: ‚de Capoli' und wiedergegeben: ‚von Capoli' (Matth. 4, 25). Statt ‚insigne Castorum' liest der Verdeutscher: ‚in signis castrorum': ‚der do was in den zeichen der Herbergen'. Walther 63. Die in dieser und der vorhergehenden Note ge-

mitten im deutſchen Text die lateiniſchen Worte einfach ſtehen zu laſſen, welche ſie nicht zu enträthſeln vermochten [1]; andere ſetzten neben den deutſchen Ausdruck den lateiniſchen, wenn ſie über die Bedeutung nicht klar waren, oder ließen eine Lücke in der Handſchrift, um ſpäter die Ueberſetzung unbekannter Worte nachzutragen. Andere waren weniger vorſichtig und vergriffen ſich gröblich in der Ueberſetzung [2].

Auch die Schwierigkeit, lateiniſche Conſtructionen mit ächt deutſchen Wendungen wiederzugeben, iſt namentlich in den älteren Ueberſetzungen noch nicht völlig überwunden. Selbſt ein ſonſt recht gewandter Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts behält noch an manchen Stellen Wendungen bei, die wohl nur als wörtliche Nachbildungen der altclaſſiſchen Sprache zu verſtehen ſind [3]. Daneben finden ſich andere Uebertragungen, deren Verfaſſer mit vollſter Herrſchaft über die Mutterſprache verfügen. Sein Ziel, ‚eine ächt deutſche Bibel zu ſchaffen', hat der Ueberſetzer mitunter ‚in relativ ſtaunenswerther Vollkommenheit erreicht'; ‚bewundernswerth' iſt ‚die Geſchicklichkeit, mit der er ſo oft die beſte oder doch eine gute deutſche Wendung trifft' [4].

Die mittelalterlichen Ueberſetzungen ſind nach der lateiniſchen Vulgata angefertigt. Nur ein Pſalterium, deſſen älteſte Handſchrift die Jahreszahl 1386 trägt, iſt nach des hl. Hieronymus hebräiſchem Pſalter wiedergegeben. Allein ſo wenig es im chriſtlichen Alterthume dem hl. Hieronymus gelang, die ältere, längſt eingebürgerte Pſalmenüberſetzung zu verdrängen, ſo wenig konnte ein ähnlicher Verſuch im Mittelalter von Erfolg begleitet ſein. Der urſprüngliche Text wurde immer mehr nach den bekannten Lauten der Vulgata umgeformt, bis die ehemalige Geſtalt nicht mehr zu erkennen war [5].

Die ſtarke Verbreitung der deutſchen Bibel mußte ſich noch ſteigern, als in der Druckkunſt ein ſo leichtes Mittel der Vervielfältigung erfunden war [6]. Freilich

---

nannten Verſehen finden ſich mit vielen anderen in der Ueberſetzung, welche der erſten gedruckten deutſchen Bibel zu Grunde liegt.

[1] ‚habent vinger senos' (1 Par. 20, 6). Walther 341.

[2] ‚Irreprehensibilis' wird überſetzt mit ‚unergreiflich', ‚solium' mit ‚Sohle', ‚nulla ratione' mit ‚durch keine Vernunft'. Walther 342.

[3] ‚Sic ergo orante Esdra, implorante eo et flente' gibt der ſogenannte zweite Ueberſetzungszweig wieder: ‚alſo darumbe petende Esdra, vnd flehende got, vnd weynende'. Sogar wo der lateiniſche Text die abſolute Participialconſtruction nicht bietet, wählt ſie der Ueberſetzer: ‚cum haec omnia habeam, nihil me habere puto': ‚das alles habende, nichcz wene ich mich zu haben' (Eſth. 5, 13). — Ebenſo wendet er den accusativus c. infinitivo noch mitunter an: ‚worumb leideſt du nit, mich zu ſein von meinen ſünden reine?' (Job 10, 14.) Walther 332. 333.

[4] Walther 353—355. 497. 512. [5] Walther 600 ff.

[6] Die verſchiedenen Drucke nach der von Walther feſtgeſtellten Reihenfolge ſind: 1. Hochdeutſche Bibeln in der Ausgabe von: 1. Mentel (Straßburg) 1466; 2. Eggeſtein

haben sich nur wenige Städte an der Veröffentlichung betheiligt: in Süddeutschland Straßburg mit drei, Nürnberg und eine schweizerische mit einer, Augsburg mit acht Ausgaben. Doch folgten sich die Neudrucke ziemlich rasch. Zweimal bringt sogar das gleiche oder nahezu das gleiche Jahr zwei Ausgaben; die Drucke von Zainer, Sorg, Schönsperger mußten zum zweiten Male aufgelegt werden. Weniger Eifer für eine deutsche Heilige Schrift zeigte Norddeutschland, wo nur vier Ausgaben in längeren Zwischenräumen sich folgten. Die starke Verbreitung der Uebersetzung ist durch Zeitgenossen bezeugt und wird bestätigt durch die verhältnißmäßig große Anzahl der noch erhaltenen derartigen Werke. So finden sich von Koberger's Ausgabe vom Jahre 1483 noch 58 Exemplare, von dem ersten Mentel'schen Druck noch 28, von der seltensten Ausgabe, der vom Jahre 1518, noch 10 Exemplare. Vergleicht man mit diesen Zahlen die zufällig erhaltene Angabe, daß von einer Uebersetzung des Breviers 4000 Exemplare gedruckt wurden und von diesen nur mehr 8 Drucke jetzt in den Bibliotheken sich finden [1], so können die starken Ausdrücke eines Sebastian Brant über die Verbreitung deutscher Bibeln [2] nicht mehr allzusehr überraschen.

Wie indeß seit dem vierzehnten Jahrhundert theologisch und sprachlich geschulte Gelehrte sich der deutschen Bibel wenig angenommen hatten, so blieb auch die Drucklegung zunächst nur Sache buchhändlerischer Speculation. Mentel hatte eine Uebersetzung aus dem vierzehnten Jahrhundert abgedruckt, deren Sprache zu seiner Zeit schon veraltet, deren Text nicht eben der vorzüglichste war. Eggestein nahm zu seiner Ausgabe einfach Mentel's Druck als Vorlage und copirte sie mit solcher Treue, daß bei ihm jedes Blatt mit demselben Worte beginnt und schließt, wie bei Mentel. Fand das letzte Wort eines Blattes in dem Neudruck keinen Platz mehr, so wurde es einfach ausgelassen. Die Sinnlosigkeiten der Uebersetzung bei Mentel finden sich in der zweiten Bibel wieder, der Correcturen sind nur wenige. Wie Eggestein es mit Mentel gemacht hatte, so hielt es Pflanzmann in Augsburg mit Eggestein; einige Versehen verbesserte er, im Uebrigen vermehrte er die Fehler seiner Vorlage

(Straßburg) ca. 1470; 3. Pflanzmann (Augsburg) ca. 1473; 4. Zainer (Augsburg) ca. 1473; 5. die Schweizer Bibel (Basel?) 1474; 6. (vielleicht 7.) Zainer (Augsburg) 1477; 7. (vielleicht 6.) Sorg (Augsburg) 1477; 8. Sorg (Augsburg) 1480; 9. Koberger (Nürnberg) 1483; 10. Grüninger (Straßburg) 1485; 11. und 12. Schönsperger (Augsburg) 1487. 1490; 13. H. Otmar (Augsburg) 1507; 14. S. Otmar (Augsburg) 1518. II. Niederdeutsche: 1. und 2. Cölner Bibel bei Quentel ca. 1480; 3. Lübecker Bibel bei Arndes 1494; 4. Halberstädter Bibel bei Trutebul 1522. Daß die Ausgabe von Mentel die erste gedruckte deutsche Bibel ist, zeigt auch K. Biltz, Neue Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur (Berlin 1891) S. 97 ff.

[1] Walther 613. [2] Vergl. vom vorliegenden Werke 1, 644.

noch durch neue. In ähnlicher Weise verfuhren alle späteren Drucker[1]. Wie eng das Abhängigkeitsverhältniß ist, zeigt die Thatsache, daß eine ganze Reihe von auffallenden Textentstellungen sich durch alle Ausgaben durchzieht[2]. Eine bedeutendere Revision des Textes zeigen der vierte Druck von Zainer in Augsburg um das Jahr 1473 und der neunte von Koberger in Nürnberg vom Jahre 1483. Die Holzschnitte, mit welchen Letzterer seine Ausgabe schmückte, hatte er aus der Cölner Bibel entnommen. Zu bedauern bleibt, daß er nicht auch den Text dieser niederdeutschen Uebersetzung für seine deutsche Bibel besser ausnutzte.

In Niederdeutschland, wo die Brüder des gemeinsamen Lebens die Lesung frommer Bücher in der Landessprache beförderten, hatte schon die handschriftliche niederdeutsche Bibelübersetzung solche Verbreitung gefunden, daß noch heute wenigstens 25 Handschriften derselben sich nachweisen lassen. An Werth stand sie bedeutend höher als die hochdeutschen Uebertragungen[3]. Als Quentel in Cöln etwa um das Jahr 1480 an den Druck einer niederdeutschen Heiligen Schrift dachte, wurde endlich einmal auch ‚Hülfe und Rath vieler Hochgelehrter' in Anspruch genommen, und mit Benutzung der hochdeutschen und Delfter Bibel und einer recht guten niederdeutschen Handschrift kam ein verhältnißmäßig vorzügliches Werk zu Stande. Es gibt von dieser Uebersetzung zwei Ausgaben: eine, welche die Psalmen im cölnisch-niederdeutschen, das Uebrige im westniederdeutschen, holländischen Dialect liefert, und eine zweite, welche sich der niedersächsischen Sprachweise bedient. Wohl gerathen sind auch die beiden anderen niederdeutschen Arbeiten, die Lübecker Bibel von 1494 und die Halberstädter von 1522. Beide Ausgaben machen sich in den meisten Abschnitten die Leistungen ihrer Vorgänger zu Nutze. Die Cölner und Lübecker Ausgabe versehen ihren Text bei schwierigen Stellen mit Glossen, meist aus Nicolaus von Lyra.

Aus welchen Kreisen die Uebersetzungen des Mittelalters stammen, welchen Zwecken sie dienen wollten, findet sich nicht gerade häufig klar ausgesprochen. Daß auch häretische Parteien der deutschen Bibel sich bedienten, ist nicht zu

---

[1] Die 2. Bibel druckt von der 1. ab, die 4. von der 2., die 5. und 6. von der 4., die 7. und 8. von der 5. Auf der 9. beruhen die 11. und 12., auf der 13. die 14. Walther 14 ff. 35. 41. 98. 112.

[2] So zum Beispiel die S. 531 Note 2 aufgeführten Irrthümer. — Alle Ausgaben von der 4.—12. lassen Joh. 6, 64 das Wort ‚Fleisch' aus und drucken: ‚aber das ist nit nütz'. Dieselben Bibeln drucken Eph. 4, 13: ‚des altars Christi' statt ‚des alters Christi'. Erst die 13. Ausgabe verbessert beide Fehler (Walther 112). Von der 2. bis 8. Bibel war 1 Esdr. 8, 10 eine ganze Zeile ausgelassen worden. Erst der 9. Druck fügt sie wieder ein. Alle Ausgaben vor der 9. hatten Richter 19, 16 ‚gemini' statt des Eigennamens ‚Jemini' gelesen und ‚Zwillinge' übersetzt (Walther 107).

[3] Vergl. Walther 651.

bezweifeln; daß die Uebersetzung zuerst von Häretikern veranstaltet wurde, läßt sich nicht beweisen [1].

In Unterschriften und Vorbemerkungen der Handschriften und Drucke findet man über die Ziele der Uebersetzer gewöhnlich nur allgemein gehaltene Andeutungen. So berichtet eine deutsche Uebersetzung des Buches Job, dieß Buch habe schreiben lassen ‚der Ersam und wyse Hanns Sättelin‘: ‚Zu Lob vnd zu Ere der hohen, hailigen Dryuältikeit vnd ainigem Wesen, Got Vater, Sun, hailiger Gaist, vnd zu Glori vnd Fröd der hochgelopten Junckfrowen Marie vnd allen Hailigen.‘ [2] ‚Durch Eren der keuschen Mayd ist das Werck berait 1470 per manus Perchtoldi Furtmeyr Yluminyst.‘ [3] Nur eine einzige Handschrift gibt genauern Bericht, wie ‚der Maister diß Buchs‘ dazu kam, der Verdeutschung der Heiligen Schrift sich anzunehmen. In Rom, so wird berichtet, habe Leonhard Eutychius, Erzbischof von Mitylene — ‚da man zählt von Christi Geburt 1400 und fünfzig Jahr‘ (!) — die Trauerbotschaft verkündet, wie Constantinopel von den Türken genommen, die ‚Sophiakirch zu einem Vieh-Haus gemacht‘ und die kostbare Bibliothek, ‚in welcher Juden und Haiden, Datten (Tataren) und Türken und allerlei gelehrt Lüt der Bibel Bücher gelesen, zerstört und verderbt worden sei‘. Und als nach einer ergreifenden Predigt über den Untergang der Kaiserstadt ‚wir Brüder und Studenten zu Rom traurig waren, da fing an Bruder Johann Rellach: Wir wöllen mit der Hilf Gottes darumb nit verzagen, noch abtreten. Das Schiff St. Peters wird viel und viel Stöße haben, es wird darumb nit untergan. Sind die griechischen Bücher untergangen, so wöllen wir Christen die lateinischen Bücher zu Tütsch machen, daß die Laien dester baß im christenlichen Glauben gestärkt und gefestent werden. Also da mir Gott der Herr von Rom heim half zu teutschen Landen in das Bisthum Costentz, da nahm ich mir vor das siebend Buch der Bibel.‘ Doch weit scheint Rellach damals mit seiner Arbeit noch nicht gekommen zu sein. Vorerst begab er sich auf Reisen, ‚über den Haring-See‘ nach Trondheim, Upsala, Finnland, ob er die Christenheit nicht durch Schilderung des Jammers in der gefallenen Kaiserstadt rühren könne. ‚Und das wollt niemand zu Herzen gan, weder Geistlich

---

[1] Die von Keller und Haupt für waldensischen Ursprung beigebrachten Gründe haben durch Jostes (Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung. Münster 1885) und durch Walther's ebenso gründliche wie unparteiische Untersuchungen (S. 55 fl.) wohl ihre Erledigung gefunden. Wenn Walther in den Lesern und Uebersetzern der deutschen Bibel häufig etwas dem Geiste der ‚Reformation‘ Verwandtes finden will, so beruhen seine Gründe vielfach auf irrthümlicher Auffassung des katholischen Dogmas und katholischen Lebens (vergl. S. 649. 689 fl.). Ob einzelne Handschriften mit husitischen und waldensischen Bestrebungen zusammenhängen, wird erst weitere Forschung entscheiden können.

[2] Walther 130. [3] Walther 320.

noch Weltlich.' Der Meister ward sehr betrübt und sprach: ‚Herr Gott, komm mir zu Hülf, was soll ich jetzt beginnen? Und kam wieder in mein Heimath in das Bisthum von Costenz. Do hätten nun die Studenten angefangen zu Sträßburg und zu Basel, zu Speyer und Worms die Bibel zu verdeutschen', und fragten in Verlegenheiten, die richtige Uebersetzung zu finden, Rellach um Rath. Doch bloße Theilnahme durch Rathschläge war dem lebhaften Manne zu wenig. Er gab also eine schnelle Antwort: Ein ordentlicher Soldat zeige sich als Löwe nicht in Worten, sondern in der Schlacht, und machte sich selbst an die Arbeit, ‚daß doch ein jeder vernünftiger Lai, der lesen kann, desterbas kann antwurten den bösen Juden' [1].

Daß man den Laien und Ungelehrten dienen wollte durch die Uebersetzung, wird besonders betont im Prolog der Cölner Bibel. Dort ist auch gesagt, welche Laien man besonders im Auge habe, nämlich ‚besonders geistliche beschlossene Kinder', das heißt Klosterleute. Mit Ausnahme der Laienbrüder und -Schwestern waren alle, auch ungelehrte Ordensleute zum Chorgebet verpflichtet, und da dieses zum größten Theil aus Stellen der Heiligen Schrift zusammengestellt ist, so mußte vor Allen ihnen ein Hülfsmittel erwünscht sein, das sie dem Verständniß ihrer täglichen Gebete näher brachte. Ein großer Theil der erhaltenen Handschriften stammt denn auch aus Frauenklöstern [2]. Nach Vermerken in einigen Exemplaren scheint ein Psalter ein nicht seltenes Geschenk beim Eintritt in's Kloster gewesen zu sein [3].

Mitunter gab man auch Verdeutschungen der heiligen Bücher an Klöster oder Kirchen, weil sie dort am leichtesten allgemeiner Benutzung zugänglich waren. Ein Psalter ist laut Vermerk auf dem ersten Blatt deßhalb dem Altar der hl. Anna geschenkt worden, ‚daß ein jeglich gut Mensch seiner Seele Seligkeit hier inne suchen mag' [4].

Doch auch im Privatbesitz von Laien befanden sich Theile der Heiligen Schrift oder vollständige Handschriften. In prächtiger Ausstattung ließen fürstliche Personen und vornehme Herren eine Abschrift sich herstellen oder erhielten eine solche als Hochzeitsgeschenk [5]. In den Händen von Bürgersleuten fanden sich Psalterien schon vor der Erfindung der Druckkunst. ‚Duth Boeck horet Mester Caspers Frouwen vnde iren Kynderen', bezeugt eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; ‚daſ Buch ist meiner lieben Muter Vrſula vonn Freiberg', heißt es in einem im Jahre 1442 geendeten Psalmenbuch, und ähnliche Vermerke über den Eigenthümer liest man in vielen Exemplaren [6].

---

[1] Walther 149 ff. [2] Walther 137. 311. 315 und so weiter.
[3] Walther 594. 624. 698. 730. [4] Walther 683; vergl. 698.
[5] Walther 322; vergl. 413. [6] Walther 684. 593. 729 fll.

Außer solchen Angaben über Besitzer und Uebersetzer findet man in einigen Handschriften auch Notizen, welche zeigen, daß nicht Alle mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Landessprache einverstanden waren. So beklagt sich ein Schreiber aus nicht näher bekannter Zeit, Manche hätten ihn ‚angeritten und widerbollen in mancher Weise, darum, daß ich der heiligen Geschrift nach guter und wohlgelehrter Leut Weisung etliche Theil zu Deutsch bracht han‘, obwohl ‚das doch manchem seligen und weisen Manne, Pfaffen und Layen, von schulden wohl gefällt, ob die heilig Geschrift mit Wahrheit zu Deutsch wird gebracht‘ [1].

Die Stellung der kirchlichen Behörden zu den Uebersetzungen der Heiligen Schrift in die Volkssprachen war in ihrer dogmatischen Grundlage von Anfang an durchaus klar. Als Organ zur Verkündigung seiner Lehre hat Christus das Apostelcolleg eingesetzt, welches, durch rechtmäßige Nachfolger der Apostel immerfort ergänzt, bis zum Ende der Zeiten dauern wird und in seiner Gesammtheit durch göttlichen Beistand vor Irrthum im Glauben gesichert ist. Quelle des Glaubens ist nicht nur die Heilige Schrift, sondern Alles, was dieses Lehramt als Lehre Christi zu glauben vorstellt, die sogenannte Tradition, und ohne das Zeugniß der Tradition ist es unmöglich, zu erkennen, ob ein Buch zum Canon der Heiligen Schrift gehört und daß die Bücher des Canons wirklich Gottes Wort sind. Von einer Pflicht für Alle, die Heilige Schrift zu lesen, von einem Recht des Einzelnen, Alles für Lehre Christi zu halten, was er in den heiligen Büchern zu finden meinte, wußte man Nichts.

Außer dem Dogma bestimmten das Verhalten der kirchlichen Behörden auch gewisse Erfahrungen, die man rücksichtlich der Schriftforschung gemacht hatte. Es war im Laufe der Jahrhunderte zu Tage getreten, daß alle Häretiker sich auf die Heilige Schrift beriefen. Man wußte, daß ‚durch falsche Auslegung aus dem Evangelium Christi ein Evangelium menschlicher Laune‘ [2] werden könne, ein Führer in der Erklärung des schwierigsten aller Bücher unerläßlich sei. Man sah also keinen Widerspruch darin, die Heilige Schrift als ‚das heiligste aller nicht-sacramentalen Dinge‘ zu betrachten, und doch es für möglich zu halten, daß ihre Lesung auf Manche gefährlich und schädlich wirken könne [3].

---

[1] Walther 594. Vergl. 649.

[2] ‚Grande periculum est in Ecclesia loqui, ne forte interpretatione perversa de evangelio Christi hominis fiat evangelium aut, quod peius est, diaboli.‘ S. Hieronymus in ep. ad Gal., ed. Martianay 4, 231.

[3] Vergl. über die Stellung der katholischen Kirche zur Lesung der Bibel in der Volkssprache Bellarmin., De verbo Dei 2, 15. 16. Benedict. XIV., De syn. dioec. 6, 10. Fontana, Constitutio Unigenitus 3, 688 sq. Malou, Das Bibellesen in der Volks-

Aus solchen Anschauungen ergab sich für die practische Gesetzgebung der Grundsatz, das Bibellesen der Laien habe der Leitung der Kirche zu unterstehen. Empfehlen solle man es Denjenigen, welche Nutzen daraus schöpfen könnten. Zu verbieten oder zu beschränken sei es, wo Schaden zu fürchten.

In der allgemein verbindlichen Gesetzgebung der Kirche besteht eine Einschränkung des Bibellesens erst seit dem Trienter Concil, ein eigentliches Verbot hat nie bestanden. Wer so viel Bildung besaß, daß er wenigstens den lateinischen Text verstehen konnte, war durch das allgemeine Recht der Kirche von der Heiligen Schrift nicht fern gehalten.

Auch die Particulargesetzgebung befaßte sich mit den Uebersetzungen der Heiligen Schrift erst seit Schluß des zwölften Jahrhunderts, als Mißbräuche zum Einschreiten zwangen. In Metz hatten Männer und Frauen mit Verachtung der Priester sich zu Privatconventikeln zusammengethan, in welchen die Heilige Schrift gelesen wurde und selbst Frauen sich erlaubten, als Prediger aufzutreten. Der Bischof hielt die Sache für wichtig genug, um von Innocenz III. sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Mit äußerster Schonung antwortete der Papst. Das Verlangen, die Heilige Schrift kennen zu lernen, lobte er; dagegen fand die Anmaßung, mit der man von den übrigen Christen sich trenne und das Predigtamt ohne Sendung ausübe, seine Mißbilligung. Erst als die Bibelleser von Metz ausdrücklich ihren kirchlichen Obern den Gehorsam aufkündigten, wurde gegen sie eingeschritten[1]. Im folgenden Jahrhundert hatten die Umtriebe der Secten in Frankreich die scharfen Verbote einiger Concilien zur Folge, während in Spanien die weltliche Regierung mehrmals zu ähnlichen Schritten sich veranlaßt sah. Wiclef's vielfach gefälschte Bibelübersetzung veranlaßte auch in England zuerst die weltliche Obrigkeit zu Verboten derselben; ein Concil zu Oxford im Jahre 1408 verwehrte den Gebrauch aller englischen Bibeln, die nach Wiclef's Zeit ohne Approbation erscheinen würden[2]. Für Deutschland kommt bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts zunächst ein Erlaß des päpstlichen Legaten Guido von Palestrina vom Jahre 1202 in Betracht, welcher den Besitz deutscher und französischer Bücher ‚über die Heilige Schrift' von der Genehmigung des Bischofs abhängig macht[3]. Als im vierzehnten Jahrhundert die Verirrungen

sprache, deutsch von Stoeveken. Schaffhausen 1849. Wiseman, Vermischte Schriften Bd. 3, Abth. 2, S. 1 fll.

[1] Innocentii III. epistolae 2, 141. 142. 235.

[2] Vergl. Bender, Joh. Wicliff als Bibelübersetzer, im ‚Katholik' (1884) 65, 292 fll.

[3] Aub. Miraei opp. dipl. (Lovanii 1723) 1, 564. Libri de divinis scripturis sind wohl nicht in erster Linie Bibelübersetzungen, sondern theologische Bücher im Allgemeinen. Vergl. Nicol. de Lyra prologus primus in postillam bibliae: scriptura quae proprie theologia dicitur, cum ipsa sola sit textus huius scientiae. So ist öfter scriptura gleichbedeutend mit theologia.

der Begharden das Einschreiten der Inquisition zur Folge hatten, erließ Carl IV. am 17. Juni 1369 von Lucca aus ein Edict gegen ‚lasterhafte, irrige, mit dem Aussatz der Häresie angesteckte' deutsche Schriften, ‚in welchen der Name unseres Herrn Jesu Christi und der glorreichen Jungfrau seiner Mutter Maria gelästert, der allgemeine Glaube der Christen gering geschätzt, verflucht oder gelästert wird'. Beiläufig kommt in dem Edicte der Satz vor, Laien dürften ‚nach den canonischen Satzungen Bücher in der Landessprache über die Heilige Schrift nicht benutzen' [1].

All diese Verfügungen hatten indeß das Bestehen von Mißbräuchen zur Voraussetzung und konnten für Länder und für Verhältnisse, unter denen Mißbräuche nicht zu fürchten waren, nicht einmal als Vorbilder Geltung haben. Zu Wiclef's Zeit besaß Carl's IV. Tochter, die Königin Anna, das Evangelium in deutscher, böhmischer, englischer Sprache, und nach ihrem Tode wurde ihr Eifer für die Heilige Schrift von Erzbischof Arundel belobt [2]. In Deutschland empfahl im Jahre 1386 Otto von Passau, ‚die Geschrift der alten und der neuen Ehe dick und viel mit Andacht und mit Ernst' zu lesen, ‚es sei in Deutsch oder Latein, ob du Latein verstehst' [3]. Besonders die Brüder des gemeinsamen Lebens waren viel für Verbreitung religiöser Schriften in der Muttersprache thätig und suchten auch wenigstens die leichter verständlichen Theile der Heiligen Schrift unter den Laien bekannt zu machen.

Allerdings fanden sich Viele, welche deutsche Bücher und besonders die Heilige Schrift nicht gern in der Hand der Laien sahen. Die Brüder vom gemeinsamen Leben mußten ihren Standpunkt gegen manche Widersacher vertheidigen [4]. Aber überall sind es nur Einzelne aus dem Clerus, die als Gegner bezeichnet werden. Ausdrücklich wird beigefügt, andere Cleriker seien mit den Uebersetzungen in die Landessprache einverstanden gewesen. Beide Ansichten aber scheint man als bloße Privatmeinungen betrachtet zu haben, von denen an und für sich keine den Vorzug größerer Kirchlichkeit in Anspruch nehmen könne. Die geistlichen Oberen sprachen sich in dieser Frage nur insofern aus, als man den Brüdern vom gemeinsamen Leben kein Hinderniß in den Weg legte. Auch Erzbischof Berthold von Mainz wollte in seinen

---

[1] Mosheim, De Beghardis et beguinabus (Lipsiae 1790) p. 368—375. Ueber Libri de s. scriptura vergl. oben S. 541 Note 3. Die canonicae sanctiones sind wahrscheinlich die Verbote der älteren französischen Concilien. Namentlich das Concil von Toulouse 1229, welches das erste Bibelverbot enthält (c. 14), galt als Rechtsquelle für das Verfahren der Inquisition.

[2] ‚Katholik' (1884) 65, 293. Man wird also wohl nicht mit Walther (S. 616) an die Möglichkeit denken, daß Carl's IV. Edict ‚verhinderte, einem Gliede seiner Familie eine Uebersetzung in Landessprachen zukommen zu lassen'.

[3] Walther 737. [4] Jostes im Hist. Jahrbuch 1890, S. 1—22. 709—717.

Bücheredicten von 1485 und 1486[1] wieder nur dem Mißbrauch steuern. Unverständige, anmaßende, ungelehrte Leute, heißt es darin, hätten sich vermessen, theologische und juristische Werke in's Deutsche zu übertragen, und zwar in einer Weise, daß auch gelehrte Leute geständen, sie hätten solche Bücher kaum verstehen können. Da eine Verfälschung des Textes besonders bei der Heiligen Schrift große Gefahren nach sich ziehe, so erlasse er das jetzige Decret, welches trotz scharfer Ausdrücke gegen die schlechten Uebersetzungen deutsche Bibeln nicht verbietet, sondern die Approbation einer Censurbehörde fordert.

Gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts neigten sich einsichtige Männer mehr der Ansicht Derjenigen zu, welche die allgemeine Verbreitung der Schrift eher für schädlich als nützlich hielten. Geiler von Kaisersberg weiß von Solchen, welche ‚ungeziemend und scherzweise von der Heiligen Schrift reden, zum Beispiel sie sei wie eine wächserne Nase, die man drehen und wenden könne'[2]. Er tritt wider Solche auf, welche ‚die Schrift fälschen durch erzwungene Auslegungen gegen den Sinn der Schrift'. Durch solch willkürliche Auslegung ‚vertheidigen alle Schlechten ihren bösen Zustand, leichtfertige Mönche ihren Widerstand gegen Reform, Geistliche die Anhäufung der Beneficien, Laien ihre Meineide und die Verletzung der kirchlichen Immunität'[3].

2.

Der Ersatz, den Luther dem deutschen Volke für die zerstörte geistliche Ordnung, die abgeschaffte kirchliche Wissenschaft, die hinweggeräumten Sacramente, den verarmten Gottesdienst und die verwüstete christliche Kunst bieten wollte, bestand hauptsächlich in dem ‚unverfälschten Worte Gottes', das heißt in seiner deutschen Bibelübersetzung und in der sich anschließenden neuen ‚evangelischen' Predigt. Er wiederholte diese beiden Stücke so unaufhörlich und mit so aufreizender und hinreißender Beredtsamkeit, daß es ihm gelang, in einem großen Theile Deutschlands für Jahrhunderte die Ueberzeugung wachzurufen, er erst habe ‚die Bibel unter der Bank hervorgezogen' und dem nach religiösem Unterricht dürstenden Volke das Brod des Lebens gereicht[4].

Eine selbständige Forschung hat die völlige Unhaltbarkeit dieser Behauptungen festgestellt: weder vor noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst lag die Bibel unter der Bank, Luther ist keineswegs der erste Bibel=

---

[1] Gudenus, Cod. dipl. 4, 469 sq. Archiv für Gesch. des deutsch. Buchhandels 9, 238 fl. In dem Schreiben bei Gudenus 4, 474 wünscht der Erzbischof Ausdehnung des Decretes auf die Suffraganbisthümer. Ob dieselbe erfolgte, ist nicht zu entscheiden.

[2] Narrenschiff No. XI (Argent. 1511. V. B.). [3] A. a. O. No. CIII (XXXII. Z.).

[4] ‚Die Biblia war im Papstthum den Leuten unbekannt.' Luther's Tischreden, herausgeg. von Irmischer 1, 35. Vergl. Falk über die Kettenbücher (Bibel an der Kette) in den Hist.=pol. Bl. 112, 324 fll.

übersetzer der Deutschen, wenn auch zuzugeben ist, daß seine Uebertragung die früheren in sprachlicher Beziehung übertraf und eine ungleich größere Verbreitung fand.

Schon vor dem Jahre 1521 hatte sich Luther an der Uebertragung einzelner Theile der Bibel versucht. Die erste Schrift, welche er selbst dem Drucke übergab (1517), enthält eine Uebersetzung und Auslegung der Bußpsalmen. Daran reihten sich bis zu dem genannten Jahre das Vaterunser, das Gebet des Königs Manasse, die zehn Gebote, das Magnificat nebst dem Gebet des Königs Salomo, einige Psalmen und evangelische Pericopen. Eine vollständige Uebersetzung der ganzen Bibel aus dem Grundtexte nahm er erst in seinem Versteck auf der Wartburg in Angriff. Am 18. December 1521 meldet er seinem Freunde Johann Lang, der im Sommer eine Uebertragung des Matthäusevangeliums herausgegeben, er wolle das Neue Testament übersetzen; ‚dieß fordern die Unserigen (wohl die Wittenberger Freunde, besonders Melanchthon); setze auch du die begonnene Arbeit fort; möchte doch jede Stadt ihren Uebersetzer der Bibel haben, möchte dieß Buch die Zungen, Hände, Augen und Ohren Aller beschäftigen!‘ [1] Das Neue Testament wurde als die leichtere Arbeit vor dem Alten in Angriff genommen [2]. Bereits im Januar 1522 gesteht er seinem Freunde Amsdorf: ‚Ich werde die Bibel zu übersetzen versuchen, obwohl ich damit eine meine Kräfte übersteigende Arbeit übernommen habe. Jetzt erst sehe ich, was Uebersetzen heißt und warum es bisher von Keinem versucht worden ist, der seinen Namen bekannt hätte. Das Alte Testament aber werde ich nicht anrühren können, wenn ihr nicht dabei seid und helfet.‘ [3]

Trotz aller Schwierigkeiten und anderweitigen Beschäftigungen Luther's ging die Arbeit auf der Wartburg ‚mit erstaunlicher Schnelligkeit voran‘. Noch nicht drei Monate waren verflossen, und die erste Niederschrift der Uebersetzung des Neuen Testamentes lag vor. Als Grundlage hatten gedient die erasmische Ausgabe und die Vulgata [4]. Ob Luther sich auch noch als Hülfe einer ältern deutschen Uebersetzung bediente, ist streitig [5].

---

[1] De Wette 2, 115—116. Enders 3, 256.

[2] Vergl. über Luther's mangelhafte Sprachkenntnisse Köstlin (2. Aufl.) 1, 115, und Hopf, Bibelübersetzung 41. 45.

[3] De Wette 2, 123. Enders 3, 271.

[4] Vergl. Schott, Bibelübersetzung 31. Hopf, Bibelübersetzung 48 fl. Krafft (siehe Note 3) S. 9.

[5] Für eine Benutzung der mittelalterlichen deutschen Uebersetzung erklärten sich die Protestanten Hopf (S. 23 fll. und 52), Geffcken (Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts 6 fl.), Krafft (Ueber die deutsche Bibel von Luther. Bonn 1883), Haupt (Die deutsche Bibelübersetzung. Würzburg 1885, S. 48 Note 3) und Keller (Die Waldenser ꝛc. 52 fll. 62); dagegen: W. Walther (Luther's Bibelübersetzung kein Plagiat. Erlangen

Nach Wittenberg zurückgekehrt, begann Luther sofort unter Beistand Melanchthon's die erste Niederschrift zu verbessern; auch auswärtige Freunde wie Spalatin wurden für einzelne Punkte zu Rathe gezogen. Man hätte erwarten sollen, daß der Druck eines so schwierigen und wichtigen Werkes nicht vor Vollendung des Ganzen in Angriff genommen worden wäre. Luther verfuhr jedoch anders. Stück für Stück seiner Arbeit wanderte in die Druckerei, während an dem übrigen Theile des Manuscriptes noch gearbeitet wurde. Drei Pressen waren zugleich thätig. Weil die Heilige Schrift der Polemik gegen die alte Kirche dienen sollte, ward sie mit feindlichen Anmerkungen gegen dieselbe versehen, ward so große Sorgfalt verwandt, bei der Uebertragung den Ton des gewöhnlichen Volkes zu treffen. Vielleicht um ihr Eingang auch bei den Katholiken zu verschaffen, erschien die erste Ausgabe anonym unter dem Titel: ‚Das Newe Testament. Deutzsch, Vuittemberg', in Folio, Preis 1½ Gulden. Diese nach der Zeit ihres Erscheinens ‚Septemberbibel' genannte Ausgabe, zu welcher Lucas Cranach zahlreiche Holzschnitte lieferte, erlebte schon im December 1522 eine zweite, vielfach verbesserte Ausgabe: so groß war die Nachfrage. Der Verleger und Drucker, der sich erst jetzt nannte, hieß Melchior Lotther. Weitere Auflagen und Nachdrucke folgten bald[1].

Durch den großen Erfolg angespornt, nahm Luther sofort das Alte Testament in Angriff; er bediente sich dabei eines hebräischen Textes, der im Jahre 1494 in Brescia erschienen war, konnte aber der Vulgata und Septuaginta

---

1891). Walther selbst muß übrigens Krafft darin beipflichten, ‚daß bereits ein großer Vorrath von brauchbarem biblischen Sprachstoff vorhanden war, den Luther verwerthen konnte'. Er bemerkt weiter: ‚Man darf wohl sagen, daß heute die Geffcken-Krafft'sche These den Sieg davongetragen hat, indem die Einen sie für bewiesen ansehen, die wenigen Anderen sie nicht zu bekämpfen wagen.' Wie bedenklich die ganze Sache steht, zeigt am besten die Thatsache, daß ein Forscher wie Walther eine eigene Abhandlung gegen Krafft's Abhandlung zu schreiben sich veranlaßt sah, während noch Panzer die Widerlegung Derer, die behaupten, Luther habe jene früheren Uebersetzungen benutzt, für ganz überflüssig erklärt hatte. Von Walther nicht erwähnt ist, daß ein so begeisterter Verehrer Luther's wie Kolde noch im Jahre 1889 schrieb (Luther 2, 33): ‚Es ist möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß er später ältere Uebersetzungen verglichen hat, auf der Wartburg selbst fehlten ihm dazu die Hülfsmittel.' Ein neuerdings durch Loesche (Anal. Luth. 281) bekannt gewordener Ausspruch Luther's scheint auf den ersten Blick dafür zu sprechen, daß derselbe die deutsche Bibel des Mittelalters gekannt, liefert aber dennoch keinen zwingenden Beweis.

[1] Vergl. Panzer, Gesch. der Bibelübersetzung Luther's 55 fll. Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 549. Ueber Lotther siehe Serapeum 1851 S. 335 fl. Der damals im ernestinischen Sachsen gebräuchliche ‚Gulden' betrug 20 gute Groschen, an heutigem Geldwerth 4 Mark 20 Pfennig. Grimm, Bibelübersetzung S. 9 Note 1. Neudruck der Septemberbibel in den deutschen Drucken älterer Zeit. Bd. 1. Berlin 1883.

durchaus nicht entbehren[1]. Trotz eifrigen Studiums war es ihm, wie er später eingestand, nicht gelungen, ‚ein grammaticalischer und regelrechter Hebräer' zu werden. Kein Wunder, daß auch jetzt befreundete Gelehrte, neben Melanchthon vor Allen Aurogallus und zwei andere Hebraisten: Bernhard Ziegler und Johann Förster, ihm Hülfe leisten mußten. Druck und Verbesserung des Manuscriptes liefen auch jetzt wieder neben einander her. Im Jahre 1523 erschienen die fünf Bücher Moses' unter dem die Käufer irreführenden allgemeinen Titel: ‚Das Alte Testament. Deutsch, M. Luther, Vuittemberg.' In der Vorrede gestand der Uebersetzer, Hülfe für seine Arbeit genommen zu haben, wo er solche nur irgend habe bekommen können. Im folgenden Jahre traten ‚Der andere Theil des Alten Testamentes' (die Geschichtsbücher von Josua bis Esther), sowie der dritte Theil (Buch Job, Psalter, Sprüche, Prediger und Hohes Lied) an's Licht[2]. Dann aber erfolgte ein längerer Stillstand. Erst im Februar 1527 meldet Luther die Wiederaufnahme der Arbeit. Er will jetzt an die Propheten gehen, das sei ‚ein Werk äußerst würdig der Dankbarkeit, mit welcher mich diese barbarische und in Wirklichkeit viehische Nation (die Deutschen) aufgenommen hat; zugleich ziehe ich dann gegen die Schwarmgeister los'[3]. Die Uebersetzung der Propheten, bei welcher Cruciger, Aurogallus und Förster mithalfen, ging nur sehr langsam und mit vielen Unterbrechungen voran. Streit- und Schmähschriften nahmen Luther zeitweise ganz in Anspruch. Erst im Jahre 1532 erschienen ‚Die Propheten alle deutsch', nachdem vorher einige besonders veröffentlicht worden waren. Dasselbe war der Fall bei den deuterocanonischen Büchern, die Luther Apocryphen nannte; er vertauscht bei denselben sehr häufig die Aufgabe des Uebersetzers mit derjenigen des Bearbeiters, Kritikers und Auslegers[4].

Inzwischen hatte das Verlangen, die ganze Bibel im Geiste der neuen Lehre übersetzt zu erhalten, zu den sogenannten combinirten Bibeln geführt, in welchen das von Luther noch nicht Gelieferte von anderer Hand herrührte. Die erste derartige Arbeit kam in den Jahren 1525—1529 in sechs Foliobänden zu Zürich heraus[5]. Luther's Uebersetzung der gesammten Bibel erschien als ein Ganzes erst im Jahre 1534 unter dem Titel: ‚Biblia, das ist

---

[1] Auch die lateinischen Uebersetzungen des Santes Pagninus und des Seb. Münster und von Commentaren der des Nicolaus von Lyra und besonders die Glossa ordinaria wurden zu Rathe gezogen; siehe Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 550.

[2] Panzer, Gesch. der Bibelübersetzung Luther's 146 fll. 158 fll.

[3] De Wette 3, 161.

[4] Urtheil von W. Grimm in den Theol. Studien und Kritiken 56 (1883), 376.

[5] Ueber andere combinirte Bibeln siehe Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 550. Vergl. Panzer 261 fll.

die gantze Heilige Schrifft, Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt durch Hans Lufft. 1534.‘[1]

Die Verbreitung, welche die mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Lutherbibel fand, war eine außerordentlich große[2]. Bei fast allen Neuauflagen, besonders aber bei der Hauptausgabe vom Jahre 1541, wurden Verbesserungen vorgenommen. Auch bei dieser unermüdlich betriebenen Revisionsarbeit wurden zahlreiche Freunde zu Hülfe gezogen, die Luther an Sprachkenntniß überlegen waren. Mathesius, der in den Jahren 1540 und 1541 bei Luther wohnte, erzählt von der Zusammenkunft der ‚besten Leute, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doctors Kloster zusammen kamen, nämlich Dr. Johann Bugenhagen, Dr. Justus Jonas, Dr. Cruciger, Dr. Melanchthon, Matthäus Aurogallus. Dabei Georg Rörer, der Corrector, auch war; oftmals kamen fremde Doctoren und Gelehrte zu diesem hohen Werke, als Dr. Bernhard Ziegler, Dr. Forstemius. Wenn nun der Doctor zuvor die ausgangen Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Deutschen von guten Worten erfraget hatte (wie er ihm denn etlich Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtete, wie man ein jedes am Schaf nennete), kam Dr. Martin Luther in das Consistorium mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte. Herr Philippus (Melanchthon) bracht mit sich den griechischen Text, Dr. Cruciger neben dem hebräischen die chaldäische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Dr. Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darinnen er sehr wohl bekannt war. Zuvor hat sich jeder auf den Text gerüst, davon man rathschlagen sollte, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponirt dieser Präsident einen Text und läßt die Stimm herum gehen und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doctoren Auslegung.‘[3]

Dieses beständige Verbessern zeigt deutlicher als alles Andere, wie wenig Luther selbst von der absoluten Vollkommenheit seiner Arbeit überzeugt war.

---

[1] Hans Lufft, der im Jahre 1524 eine Druckerei in Wittenberg errichtete, war fortan Hauptdrucker der Bibeln, die er aber nicht, wie Lotther, auf eigene Rechnung, sondern für ein Consortium wittenbergischer Buchhändler druckte. Vergl. Grimm, Bibelübersetzung S. 11 Note 1. Siehe auch Brieger's Zeitschr. 1, 161.

[2] Panzer 300 fll. 343 fll. Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 549 fll. Schon im Jahre 1534 erschien eine niederdeutsche, unter Bugenhagen's Leitung verfertigte Uebersetzung der Luther'schen Bibel zu Lübeck. Die beste niederdeutsche Ausgabe der Lutherbibel kam im Jahre 1624 zu Goslar heraus; siehe Krafft a. a. O. 23, und K. W. Schaub, Ueber die niederdeutschen Uebertragungen des Luther'schen Neuen Testaments, welche im 16. Jahrhundert im Druck erschienen. Halle 1889.

[3] Hopf, Bibelübersetzung 66—67.

Das unablässige Heranziehen Sprachkundiger aber beweist, daß die Bibelübersetzung keineswegs allein das Werk Luther's, die sprachlichen Vorzüge derselben gegenüber den bisherigen Uebertragungen nicht ausschließlich sein Verdienst sind.

Immerhin aber bleibt das Verdienst Luther's um die Entwicklung der deutschen Sprache ein großes. Man hat jedoch hier streng zu unterscheiden einerseits zwischen Lautstand und Wortform, andererseits zwischen syntactischer Fügung und Stil. In letzterer Beziehung wird kein Einsichtiger das bestreiten wollen, was Luther geleistet. Sein Streben ging mit Recht vor Allem dahin, aus der reichen Quelle der volksthümlichen Redeweise zu schöpfen. ‚Man muß nicht', sagt er, ‚die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Teutsch reden, wie die Esel thuen; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man Teutsch zu ihnen redet.'

Den kräftigen Ausdruck und Ton des Volkes hat der sprachgewaltige Mann in seiner Bibelübersetzung meisterhaft getroffen. In dieser Hinsicht überragt seine Arbeit alle früheren. Ganz anders verhält es sich jedoch mit Luther's Bedeutung für das, was man im eigentlichen Sinne Sprache nennt. Seine Anhänger haben sich hier maßlose Uebertreibungen erlaubt. Johann Clajus († 1592 als Prediger zu Bendeleben in Thüringen) erklärt Luther's Sprache für göttliche Offenbarung. ‚Wie der Heilige Geist', sagt er in seiner Grammatik, ‚durch Moses und die übrigen Propheten rein hebräisch und durch die Apostel griechisch geredet hat, so hat er rein deutsch gesprochen durch sein auserwähltes Werkzeug Martin Luther. Es wäre sonst nicht möglich gewesen, daß ein Mensch so rein, so eigenthümlich und fein hätte reden können ohne irgend Jemandes Anleitung und Hülfe, da unsere Sprache für so schwer und allen grammatischen Regeln widersprechend gehalten wird.' [1] Auch später noch hat man behauptet, Luther sei der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen [2]. Die Sache verhält sich indessen anders.

[1] Siehe Wülcker in der Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, 28 (1883), 191. Schott, Bibelübersetzung 134.

[2] ‚Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden, und zwar an Einem Tage, mit Einem Schlage, er hat es erschaffen.' Also der Berliner Universitätsprofessor H. von Treitschke in einem Vortrage vom 7. November 1883. Vergl. Berliner Germania 1883 No. 264, 2. Bl. Ebendort wird aus einem Artikel ‚Luther und Heine' Folgendes mitgetheilt: ‚Mit Bezug auf Luther's Bibelübersetzung sagt Heine: Luther gab uns nicht bloß Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung: dem Geiste gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf

‚Keine neue Sprache, das ist sicher, kam durch Luther auf: er bediente sich einer bereits geltenden Schriftsprache, die im mittlern und obern Deutschland für den officiellen Verkehr der fürstlichen und städtischen Kanzleien sich gebildet hatte. Dieß war die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, die sich zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Böhmen unter und nach der Regierung der Luxemburger festgesetzt hatte und durch Aufnehmen mitteldeutscher Elemente zu einer Mittelstellung zwischen Norden und Süden geeignet war. Nach dieser Reichssprache der kaiserlichen Kanzlei hatten bald die mitteldeutschen Kanzleien, die östlichen zuerst, sich zu richten angefangen, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstand so allmählich für ein „gemeines Deutsch" eine festere Grundlage. Von den öffentlichen Kanzleien drang es in den Privatverkehr, wurde zunächst zur Gerichts- und Geschäftssprache, später erst und wohl nur sehr langsam zur Sprache der Gelehrten und Gebildeten.‘ [1]

Luther selbst hat es offen eingestanden, daß die Kanzleisprache für ihn ein höchst wichtiges Vorbild gewesen ist. ‚Ich habe ja‘, sagt er, ‚keine gewisse sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland: Kaiser Maximilian und Churfürst Friedrich haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache‘, das heißt in eine einheitliche Schriftsprache ‚gezogen‘ [2].

War mithin Luther keineswegs der Schöpfer des Neuhochdeutschen und auch nicht der Erste, welcher die Kanzleisprache zur Literatursprache erhob, so hat er doch jener ‚trotz aller Schwankungen schon in den äußeren Umrissen einigermaßen gleichmäßigen Schriftsprache durch seine Bibelübersetzung zu

die deutsche Sprache. Dieß geschah, indem er die Bibel mit der ihm von Gott verliehenen wundersamen Kraft aus einer todten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache übersetzte, die noch gar nicht lebte.‘ Riehm schrieb noch 1884 (Theol. Studien und Kritiken [Jahrg. 57] 1, 348): ‚Luther ist bekanntlich [!] von unseren größten deutschen Sprachforschern als der eigentliche Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache anerkannt worden.‘ Indeß wer nur einigermaßen eine Vorstellung von dem Wesen einer Sprache hat, weiß, daß auch der genialste Sprach- und Schreibgewaltige nicht im Stande ist, eine Sprache zu schaffen: das vermag kein Mensch. Die besonnenere neuere Forschung hat die Anschauung Jener, welche auch in diesem Punkte an der Lutherlegende festhalten, durchaus verurtheilt.

[1] Burdach, Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache 1—2. Vergl. Wülcker in der Zeitschr. des Vereins für thüringische Gesch. (N. F.) 1, 349 fll. Germania 28, 191 fll. Siehe auch Kauffmann, Gesch. der schwäbischen Mundart (Straßburg 1890), Anhang: Die Schriftsprache 287 fll.

[2] Sämmtl. Werke 62, 313. Vergl. dazu Wülcker a. a. O. 203 fl. Opitz, Die Sprache Luther's (Halle 1869) S. 30 fl. Dannehl, Niederdeutsche Sprache und Literatur (Berlin 1875) S. 11 fl.

weiterer Verbreitung und festerer Gestaltung verholfen'[1]. Aber auch in dieser Beziehung muß man sich hüten, seinen Einfluß zu überschätzen. Mit Recht ist neuerdings hervorgehoben worden, wo und wann die Wirkung seiner Sprache ihre Grenze fand, wie ihr Einfluß nicht bloß durch fremde Gegenströmungen, sondern auch von sich selbst gebrochen wurde. In dieser Beziehung hat eine eingehendere Forschung zunächst festgestellt, daß die Sprache Luther's eigentlich niemals fertig oder fest war. In der ersten Zeit seines schriftstellerischen Auftretens stand er noch wesentlich unter dem Einflusse des Dialectes seiner thüringischen Heimath; als er sich dann der Kanzleisprache anbequemte, hatte er gewaltig zu ringen, ehe er sie beherrschte; mit zunehmendem Alter befreite er sich immer mehr von der heimathlichen Mundart und modelte an der Sprache seiner Schriften, am meisten an der Bibelübersetzung. Wie konnte nun eine Sprache, ,die selbst ein ewiges Werden war, der Zeit ein Canon sein, die noch völlig rathlos und ungewiß nach dem rechten Schriftdeutsch suchte? Wie konnte eine Autorität Widersprüche beseitigen, Schwankungen entscheiden, die selbst voller Widersprüche, voller Schwankungen war?'[2] Hierzu kommt noch ein anderes Moment. Die zahlreichen Nachdrucker der lutherischen Bibelübersetzung zeigten im Allgemeinen sehr wenig Achtung vor der Schreibweise Luther's. Die Frankfurter und Nürnberger Buchdrucker erlaubten sich gegenüber den ächten Wittenberger Ausgaben viele Willkürlichkeiten. Im siebenzehnten Jahrhundert nahm man ebenfalls Veränderungen vor, ,wenn auch nicht so durchgreifend, daß die Sprache der Bibel dem Fortschreiten der lebendigen Sprache ganz angepaßt worden wäre. Welches war nun da das rechte lutherische Deutsch? Natürlich immer das der gerade zugänglichen Ausgabe der Bibel. Wie sollte da in das bunte Gewirr der deutschen Sprache Einheit, Gleichmaß, Uebereinstimmung von der Bibelsprache allein gebracht werden?'[3]

---

[1] Burdach, Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache 6. Carl v. Bahder (Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems [Straßburg 1890] S. 60 Note 1) macht übrigens darauf aufmerksam, daß das Ansehen der meißnischen Sprache sich keineswegs erst daher schreibt, daß sich Luther ihrer bedient hat, sondern in eine ältere Zeit zurückreicht.

[2] Burdach 7—8. Vergl. Hopf, Bibelübersetzung 230 fll. Opitz 7 fll., und Carl v. Bahder 62.

[3] Burdach 8. Kluge (Von Luther bis Lessing. Straßburg 1888) verschweigt durchaus, daß die Kanzleisprache sich fortdauernd neben Luther eines maßgebenden Ansehens erfreute. E. Schröder in den Gött. Gel. Anz. 1888 S. 284. Hier wird dagegen an einige Zeugnisse erinnert, ,welche aus gut protestantischen Kreisen stammen und schon wegen des Zusammenhanges, in dem sie auftreten, von jedem Verdacht der Tendenz frei sind: 1531 nennt der Schlesier Fabian Frangk in seiner „Orthographei" die Kanzlei Maximilian's und Luther's Schriften in einem Athem, womit er freilich

Noch wichtiger ist, daß die Sprache dessen, welcher die religiöse Einheit der deutschen Nation gestört hatte, naturgemäß auf Widerstand bei Denjenigen stoßen mußte, welche von seiner neuen Lehre Nichts wissen wollten. In der Verwirrung der ersten Zeit schien es allerdings, als sollte das lutherische Deutsch auch bei den Katholiken Eingang finden, da Emser und Dietenberger demselben bei ihren Bibelübersetzungen den Vorzug gaben. Später jedoch leisteten die Anhänger der alten Kirche dem Vordringen des ‚ketzerischen Deutschs' zähen Widerstand [1]. Der Grammatiker Laurentius Albertus trat der Luthersprache durchaus feindlich entgegen: in heftigen Worten ergeht er sich gegen ‚die stotternden Barbaren, die durch ihre undeutsche Bibelübertragung das Wort Gottes, das nur in lateinischer Sprache die gebührende Unverletzlichkeit behalten könne, unverständlich gemacht hätten; Diejenigen, denen das wahre Hochdeutsch ganz fremd sei, hätten sich herausgenommen, die reineren Germanen, das heißt die Süddeutschen, über die Natur und rechte Art der deutschen Sprache aufzuklären' [2].

Die Neugläubigen riefen einen Widerstand gegen das Luther-Deutsch geradezu hervor, indem sie in ihrem Eifer vielfach versuchten, den Katholiken mit der Sprache auch den neuen Glauben aufzuzwingen. Auf diese Weise wurde gerade durch die lutherische Bibelübersetzung eine Gegen-

---

kein präcises Verständniß bekundet, aber doch offenbar verbreitete Anschauungen, die bald hier, bald dort das Vorbild und die Anlehnung suchten, zusammenfaßt. 1578 schweigt der Augsburger Gymnasialrector Hieronymus Wolf, ein Lutheraner und in Wittenberg gebildet, ganz von Luther und kennt nur die Autorität der kaiserlichen Kanzlei'.

[1] ‚Die Einführung der Grammatik des Clajus in katholischen Schulen [auf welche noch Kluge S. 38 und 127 so großes Gewicht legt] will dagegen wenig besagen; in weiterm Umfang geschah sie auch erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Luther's Sprache schon veraltet war.' Burdach 9. — Vergl. Dannehl a. a. O. S. 13. Uebrigens wird die neuere Forschung auf dem hier berührten Gebiete noch manche Correcturen zu machen haben. So finde ich bei Jostes (Daniel von Soest 393 Note 2) folgende interessante Bemerkung: ‚Eine wissenschaftliche Darlegung des Kampfes der hochdeutschen Schriftsprache gegen die niedersächsischen Dialecte wird es im Allgemeinen zeigen, was diese Texte für eine einzelne Stadt bereits beweisen, daß gerade die altgläubige Geistlichkeit zuerst und die protestantischen Stände zuletzt den Dialect aufgaben.' Vergl. dazu Hist.-pol. Bl. 102, 552.

[2] Die Citate bei Burdach 10. Auch in der reformirten Schweiz war ‚Luther's Autorität im 16. Jahrhundert noch keineswegs anerkannt. Man unterschied geradezu die verschiedenen Schriftsprachen: die mitteldeutsche, die süddeutsche, die schweizerische. Noch um das Jahr 1570 erklärt ein Grammatiker die Sprache von Augsburg für die zierlichste Sprache. Erst gegen Ende des Jahrhunderts dringt in der Schweiz Luther's Canon durch'. Paul, Grundriß der germanischen Philologie (Straßburg 1891) 1, 542.

strömung verursacht, welche die Entwicklung einer Einheitssprache aufhalten mußte [1].

Wie in religiöser, so war auch in sprachlicher Hinsicht Deutschland am Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts durchaus uneinig. Diese Thatsache kann durch ganz unzweideutige Zeugnisse aus den verschiedenen Landestheilen belegt werden [2]. In die Zeit der tiefsten Erniederung des deutschen Volkes fallen dann jene erneuten Bemühungen zur Erhebung und Einigung der deutschen Schriftsprache, welche nach harter Arbeit und unter Betheiligung der Katholiken wie der Protestanten endlich zum Ziele führen sollten. Eine

[1] E. Schröder bemerkt in einer eingehenden Kritik, in welcher er die Behauptungen der Schrift Kluge's (Von Luther bis Lessing) zurückweist (Gött. Gel. Anz. 1888, S. 285): ‚Die Entwicklung unserer neuhochdeutschen Gemeinsprache bleibt auch mit Luther im Großen und Ganzen in den grammatischen Bahnen, welche die Schriftsprache Obersachsens und Schlesiens im 14. und 15. Jahrhundert eingeschlagen hatte. Luther hat nur den Beruf dieses vermittelnden Schriftdialectes zur Gemeinsprache am sichersten erkannt und durch seine Arbeit und durch seine Erfolge am mächtigsten gefördert; er hat diese Sprache reicher und ausdrucksvoller in Wortschatz und Syntax gestaltet, als je zuvor eine deutsche Schriftsprache war. Es ist wohl zu beachten, daß jene Obersachsen und Schlesier, welche uns die allerwichtigsten Zeugnisse für das Ansehen der Luthersprache bieten, in Luther zugleich den Classiker ihres engern heimathlichen Schriftdeutsch erblickten. Aber ohne den mächtigen Rückhalt, welchen diese Sprache in wesentlichen Punkten und besonders gegenüber dem Alemannischen, Mittel- und Niederfränkischen, Niedersächsischen an der Kanzleisprache hatte, ohne den bedeutungsvollen Umstand, daß das ganze 17. Jahrhundert hindurch der Schwerpunkt der literarischen Entwicklung in Schlesien und demnächst in Obersachsen lag, wäre der endliche Sieg des „lutherischen Deutsch" doch zweifelhaft gewesen. So hoch ich den persönlichen Antheil des Reformators am sprachlichen Einigungswerke anschlage, scheint es mir doch, daß in der Literatur des 17. Jahrhunderts die Luthersprache selbst weit mehr zurücktritt, als es die Grammatiker, welche noch nicht zur Scheidung von Grammatik und Orthographie vorgeschritten sind, Wort haben wollen. Ja, ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß das oft unduldsame Pochen der Protestanten auf die „Sprache Luther's" hier und da dazu beigetragen hat, der Gemeinsprache überhaupt ihren Weg zu erschweren.'

[2] Vergl. dieselben bei Burdach 16 fll. Der genannte Forscher, gegen dessen Untersuchungen auch C. Franke (Grundzüge der Schriftsprache Luther's, im Neuen Lausitz'schen Magazin [Görlitz 1888] 64, 306) Nichts einzuwenden vermag, bemerkt: ‚Um das Jahr 1600 hatte jedenfalls das deutsche Volk eine einheitliche Schriftsprache, die fähig gewesen wäre, Trägerin einer gebildeten nationalen Literatur zu sein, noch nicht erreicht. Und ein Satz wie der, den Rudolf v. Raumer in seinem Unterricht im Deutschen (4. Aufl. S. 31) ausspricht: „So war also schon um das Jahr 1600 Luther's Sprache die Büchersprache sowohl der Katholiken als der Protestanten geworden", ist grundfalsch, obwohl er der hergebrachten Auffassung entspricht und von Rückert und Anderen wiederholt und variirt geäußert ist. Wäre Luther's Sprache damals wirklich im Norden und Süden das allgemeine Bücherdeutsch gewesen, so hätte es damit doch eine einheitliche Schriftsprache gegeben. Daß es diese damals aber nicht gab, braucht

unparteiische Forschung sagt deßhalb: die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache wäre erfolgt auch ohne Luther [1].

Luther's Streben, die Fassung seiner Bibelübersetzung der Sprache des gemeinen Mannes möglichst nahe zu bringen, führte von selbst zu grobkörnigen, derben, unpassenden Ausdrücken. Indem er sich von dem steifen, herkömmlichen Tone frei machte, verhalf er allerdings seiner Uebersetzung zu außerordentlich großer Verbreitung, sank aber nicht selten zur Plattheit herab und verletzte die Würde der Heiligen Schrift. Selbst begeisterte Verehrer des Bibelübersetzers gestehen: ‚Alle Ausdrücke der lutherischen Bibel zu vertheidigen, wird Niemand, der unbefangen und gründlich unterrichtet ist, unternehmen wollen. Einige sind durchaus unedel und überdieß bei Beachtung des Grundtextes leicht zu vermeiden.‘ [2]

Auch an Mißverständnissen, Nachlässigkeiten (zum Beispiel, daß Ezechiel 41, 20 fehlt) und offenbaren Unrichtigkeiten fehlt es in dem viel gerühmten Werke nicht. ‚Unzweifelhafte Verstöße gegen die Worte und Gedanken des Grundtextes kommen nicht bloß in den schwierigeren Büchern des Alten Testamentes, sondern auch hier und da in leichteren Abschnitten vor.‘ [3] Schwerer

man eigentlich nicht zu beweisen, denn für Jeden, der auch nur ein Dutzend um 1600 gedruckter Bücher aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ansieht, ist es mit Händen zu greifen.‘

[1] Es mag hier gestattet sein, noch an den Ausspruch einer Autorität wie Wilmanns zu erinnern. In seinem Vortrage ‚Die Arbeit an der Sprache‘ (Bonn 1890) sagt derselbe: ‚Die Stellung Luther's in der Geschichte unserer Schriftsprache ist viel umstritten. Daß wir ihm die Einheit unserer Schriftsprache verdankten, daran ist natürlich nicht zu denken. Diese Einheit wäre gekommen auch ohne ihn. Denn längst war die Bewegung, die dazu führte, im Fluß, und zum Abschluß hat sie auch Luther nicht gebracht. Daß aber andererseits Luther und die Reformation die Bewegung wesentlich beschleunigt, und daß sie die eigenthümliche Form, welche die Schriftsprache erhalten, bestimmt haben [wohl richtiger: haben bestimmen helfen], ist ebensowenig zweifelhaft.‘ Wie falsch es ist, mit Luther eine sprachgeschichtliche Periode zu beginnen, betont E. Schröder a. a. O. 271.

[2] Hopf, Bibelübersetzung 271. De Lagarde (Die revidirte Lutherbibel) bemerkt (S. 2 bis 3): ‚Dem Volke unserer Tage etwas im 16. Jahrhundert Geschriebenes zur Erbauung zu bieten, scheint mir ein Unternehmen vollendeter Thorheit. In dem Maße, in welchem es speciell sechzehntes Jahrhundert, nicht Nachklang früherer Zeiten ist, strotzt es von Garstigkeiten: Mathesius, Meyfart und bis zu einem gewissen Grade, aber am wenigsten von Allen, Luther schreiben, wo sie gut schreiben, älteres Deutsch als das ihrer Zeit, sind mithin für das, was an ihrem Stile gefällt, persönlich gar nicht verantwortlich.‘

[3] Hopf, Bibelübersetzung 221; vergl. 176 ff. 180. 204. 288. Bunsen nennt Luther's Uebersetzung ‚die ungenaueste, wenn auch Spuren eines großen Genius tragende‘; ‚dreitausend Stellen‘ derselben, sagt er, ‚bedürften der Berichtigung‘. Nippold, Bunsen (Leipzig 1871) 3, 483.

aber fällt in die Wagschale, daß Luther ‚aus Grundsatz' den heiligen Text sehr frei behandelt hat. So übersetzt er stets ‚Gemeinde' statt ‚Kirche' und braucht letzteres Wort nur im Alten Testamente von den heidnischen Tempeln und ungesetzlichen Heiligthümern der Israeliten. Ferner mißbraucht er den heiligen Text zur Polemik gegen die alte Kirche, wobei er selbst geschmacklose Witze nicht verschmäht [1]. Das Schlimmste aber ist, daß er der Versuchung nicht widerstand, eine ganze Anzahl von Stellen des heiligen Textes eigenmächtig und absichtlich im Sinne seiner neuen Rechtfertigungslehre zu fälschen [2].

Er ‚kannte das damalige Geschlecht, er wußte, daß von Tausenden, die seiner Lehre huldigten, nicht Einer sich die Mühe nehmen würde, die neue Uebersetzung kritisch mit dem Originaltexte zu vergleichen, daß vielmehr die Prediger seiner Partei in allen Predigten und Catechesen sich nur um so lieber und ausschließend an seine Uebersetzung halten und jede biblische Stelle nur in diesem Gewande dem Volke vorführen würden' [3].

Es waren vor Allem die Briefe des hl. Paulus, welche Luther seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte. Bei dieser absichtlichen Entstellung der apostolischen Worte half er sich hauptsächlich durch Einschiebung der kleinen, ausschließenden Wörtchen ‚allein' und ‚nur'. So lautete jetzt Röm. 4, 15: ‚Das Gesetz richtet nur Zorn an', und Röm. 3, 20: ‚Durch das Gesetz kömmt nur Erkenntniß der Sünde.'

Die belangreichste Fälschung beging Luther durch Einschaltung des Wörtchens ‚allein' an der Stelle Röm. 3, 28: ‚So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.' Die Willkür, welche hier zur Geltung kommt, wird bereits von Zeitgenossen

---

[1] Vergl. Riehm, Luther als Bibelübersetzer, in den Theol. Studien und Kritiken 57 (1884), 306. 312—313; vergl. Hopf 87. ‚Wenn Luther', sagt Riehm, ‚das Wort „Pfaffen" für Götzenpriester und Wahrsager gebraucht, wenn eine dem Priester gegebene Ritualvorschrift (3 Mos. 21, 5) bei ihm lautet: „Er soll auch keine Platte machen auf seinem Haupte", wenn wir in der Beschreibung der Götzenpriester Bar. 6 (V. 30 fl.) lesen: „Und die Priester sitzen in ihren Tempeln mit weiten Chorröcken, scheeren den Bart ab und tragen Platten, sitzen da mit bloßen Köpfen, heulen und schreien vor ihren Götzen", so liegt vor Augen, wohin das zielt.'

[2] ‚Der einzige Prediger,' sagt Döllinger (Kirche und Kirchen 469—470), ‚von dem bekannt ist, daß er in diesem Punkte offen gegen seine Gemeinde verfuhr, ist der nach America ausgewanderte preußische Prediger Ehrenström; dieser hat seine Gemeindemitglieder die griechische Sprache gelehrt und ihnen dann nachgewiesen, wo überall Luther falsch übersetzt habe (Wangemann's Preuß. Kirchengesch. 3, 132). Dagegen ermahnt Palmer (Homiletik S. 303) alle Prediger nachdrücklichst, dem Volke nie zu sagen, daß diese oder jene Stelle von Luther falsch übersetzt sei, dieß sei ein Geheimniß, das durchaus verschwiegen werden müsse; man solle höchstens nur dieß zugeben, daß die Uebersetzung unklar, undeutlich sei.'

[3] Döllinger 3, 139.

getadelt. Es ist für Luther's Character ungemein bezeichnend, wie er sich gegen diesen Vorwurf vertheidigt. ‚Wenn', schrieb er, ‚euer neuer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Worte sola, allein, so sagt ihm flugs also: Doctor Martin Luther will's also haben, und spricht: Papist und Esel sei Ein Ding; so will, so beschließe ich, mein Wille ist der Grund.' Hieran reiht sich der Versuch, darzuthun, daß das Wörtchen ‚allein' im Sinne des Apostels liege. Luther schließt dann mit folgenden Worten: ‚Und reut mich, daß ich nicht auch dazu gesetzt habe *alle* und *aller*, also: ohne *alle* Werke *aller* Gesetze, daß es voll und rund heraus gesprochen wäre. Darum soll's in meinem Neuen Testamente bleiben, und sollten alle Papstesel toll und thöricht werden, so sollen sie mir's nicht heraus bringen.'[1]

Nicht anders denn als eine ‚handgreifliche Fälschung' kann man die Umwandlung bezeichnen, welche Luther mit der dogmatisch sehr wichtigen Stelle Röm. 3, 23—26 vornahm, einer Stelle, die seinem ganzen Systeme direct widersprach.

Wortgetreue Uebersetzung.

‚Denn Alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist, welchen Gott dargestellt hat als Sühnopfer durch den Glauben in seinem Blute, um seine Gerechtigkeit zu erweisen zur Vergebung der Sünden, die vorher geschehen sind, da Gott Geduld hatte, um seine Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit zu erweisen, damit er selbst gerecht sei, und Denjenigen rechtfertige, der den Glauben an Jesum Christum hat.'[2]

Luther's Uebersetzung.

‚Sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Rhumes, den sie an Gott haben sollen, und werden on Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christo Jhesu geschehen ist, welchen Gott hat fürgestellet zu einem Gnadenstuel durch den Glauben in seinem Blut, *damit er die Gerechtigkeit, die für im gilt, darbiete* in dem, das er Sunde vergibt, welche bis anher blieben war unter göttlicher Gedult, *auff das er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die für im gilt,* auff das er *allein* gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jhesu.'

Nach den gleichen Grundsätzen hat Luther bis zum Widersinn den 38. und 39. Vers des 13. Capitels der Apostelgeschichte gefälscht:

Wortgetreue Uebersetzung.

‚So sei es denn euch kund, ihr Männer, Brüder, daß durch diesen euch

Luther's Uebersetzung.

‚So sei es nu euch kund, lieben Brüder, daß euch verkündigt wird Ver-

[1] Walch 21, 314 fl. 327; vergl. Döllinger a. a. O. 141—142, und (Klopp) Studien über Katholicismus und Protestantismus 65 fll.

[2] Nach Allioli. Der griechische Text lautet: *Πάντες γὰρ ἥμαρτον καὶ ὑστεροῦνται τῆς δόξης τοῦ θεοῦ, δικαιούμενοι δωρεὰν τῇ αὐτοῦ χάριτι διὰ τῆς ἀπολυτρώσεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ· ὃν προέθετο ὁ θεὸς ἱλαστήριον διὰ (τῆς) πίστεως ἐν τῷ αὐτοῦ αἵματι, εἰς ἔνδειξιν τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ, διὰ τὴν πάρεσιν τῶν προγεγονότων ἁμαρτημάτων ἐν τῇ ἀνοχῇ τοῦ θεοῦ, πρὸς τὴν ἔνδειξιν τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ ἐν τῷ νῦν καιρῷ, εἰς τὸ εἶναι αὐτὸν δίκαιον καὶ δικαιοῦντα τὸν ἐκ πίστεως Ἰησοῦ.*

Vergebung der Sünden angekündigt wird; und von Allem, wovon ihr nicht konntet gerechtfertigt werden im Gesetze Mosis, wird durch diesen Jeder gerechtfertigt, der da glaubt.'[1]

gebung der Sünde durch Diesen, und von dem allem, durch welches ihr nicht konntet im Gesetz Mosi gerecht werden. Wer aber an Diesen gleubet, der ist gerecht.'[2]

Das gleiche System, wie bei der Uebertragung des heiligen Textes, befolgte Luther auch bei seinen Glossen und seiner Bibelauslegung.

In gewissem Sinne aller Bewunderung werth ist es, wie er bei seinen Glossen verstand, ‚auch fernab liegende Aeußerungen der Schrift zu Waffen gegen „Werklehre, Werkheilige" und zu Empfehlungen des im Vertrauen auf den eigenen Gnadenstand bestehenden und alles Uebrige überflüssig machenden

[1] *Γνωστὸν οὖν ἔστω ὑμῖν, ἄνδρες ἀδελφοί, ὅτι διὰ τούτου ὑμῖν ἄφεσις ἁμαρτιῶν καταγγέλλεται, καὶ ἀπὸ πάντων ὧν οὐκ ἠδυνήθητε ἐν νόμῳ Μωυσέως δικαιωθῆναι, ἐν τούτῳ πᾶς ὁ πιστεύων δικαιοῦται.*

[2] Vergl. hierzu Döllinger 3, 148. P. de Lagarde (Die revidirte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses) bemerkt S. 24—25: ‚Die „Revisionscommission" hat von dem, was Döllinger in seiner Schrift über die Reformation (3, 139—156) über Luther's Uebersetzung vorgetragen, ausreichende Kenntniß nicht genommen, obwohl Janssen (2^8, 198) darauf hingewiesen hatte. Daß auch Paulsen in seiner unlängst erschienenen Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland (S. 147) Döllinger's Auseinandersetzungen zustimmend citirt hat, führe ich nur an, um zu zeigen, daß auch ein, allerdings vorurtheilsfreier, weil ethisch richtig gebundener, Akatholik den freilich sehr einfachen Sachverhalt einzusehen vermag. Allerdings ist im Briefe an die Römer 3, 20 das hineingesetzte „nur" verschwunden und 8, 3 „durch Sünde" in „und der Sünde halben" geändert. Aber im Briefe an die Römer läßt die „Revisionscommission" 4, 15 ein „nur" und 3, 28 ein „allein" stehen, obschon der Urtext diese der protestantischen Dogmatik so werthvollen Wörtchen nicht kennt. Freilich hat Luther in Betreff des „allein" sich so kräftig ausgedrückt, daß er keinen Beweis nöthig hatte: er heißt den Tadlern sagen: „Doctor Martin Luther will's also haben und spricht, Papist und Esel sei Ein Ding: sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas" (Walch 21, 314), wozu für nicht in Luther's Werken heimische Leser auf die 1545 ausgegangene Schrift „Wider das Bapstthum zu Rom vom Teüfel gestifft" passim, vor Allem auf den Bogen N des Urdrucks, und auf den zweiten Holzschnitt der von Luther mit Lucas Cranach's technisch höchst jammervoller Hülfe 1545 ausgegebenen Abbildung des Papstthums verwiesen wird, welche für wirkliche Freunde der Wahrheit photo-lithographisch wiederholt werden sollte (Janssen 2^8, 281). In demselben Briefe an die Römer 3, 25 ist „damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete" noch immer an der Stelle des richtigen „zur Offenbarung seiner Gerechtigkeit". Und in V. 26 wird das hineingefälschte (es ist Döllinger's Ausdruck) „allein" im Texte belassen: „auf daß Er allein gerecht sei, und gerecht mache": den Grund der Zusetzung des „allein" lese man bei Döllinger nach. Ebenda 3, 23 finden wir noch immer „sie sind allzumal Sünder", wo es heißen muß „sie alle haben gesündigt". Möglich, daß was Herr Leopold Witte in seinem Leben Tholuck's (S. 89) mittheilt, den Revisionscommissaren nachträglich zu der Einsicht verhilft, daß Tholuck schon 1839 sie über die Wichtigkeit, welche der von Luther beseitigte Aorist für die Dogmatik beanspruchen darf, aufmerksam gemacht hatte.'

Glaubens zu gestalten'. Als Beispiel diene die Erklärung zu Matth. 26, 10, wo es von der hl. Magdalena heißt: ,Sie hat ein gutes Werk an mir gethan.' Dieß glossirt Luther also: ,Da siehet man, daß der Glaube allein das Werk gut machet. Denn alle Vernunft hätte dieß Werk verdammt, wie auch die Apostel selbst thaten. Denn die Werk sind die beßten, die man nicht weiß, wie gut sie sind.' Zu dem Ausspruche Christi: ,Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat', gibt Luther die Erklärung: ,Die Welt muß lernen, daß allein Christus für uns den Willen des Vaters thut.' [1]

Alle Fälschungen, alle tendenziösen Glossen waren gleichwohl nicht im Stande, die ganze Heilige Schrift im Sinne der neuen Lehre umzugestalten. Es blieben immer noch viele Stellen, in welchen ,eben das, was Luther so sehr verabscheute, nämlich eine Gerechtigkeit der Werke oder ein Antheil derselben an der Rechtfertigung, ausgesprochen ist'. Er gab deßhalb die Anweisung: ,auf alle jene Stellen der Heiligen Schrift, in denen die Gerechtigkeit der Werke behauptet zu werden scheine, solle man nur antworten, indem man, wie der Apostel im Hebräerbriefe gethan, immer das Wort Glaube voransetze, und dann Alles, was den Werken beigelegt werde, auf den Glauben beziehe, zum Beispiel wenn Christus sagte: „Gebt Almosen, und Alles wird euch rein sein", so sei die Erklärung diese: Gebt Almosen im Glauben, und Alles ist euch rein, nicht durch das Almosen, sondern durch den Glauben.' [2]

Andere seinem Systeme widersprechende Stellen wußte Luther dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er als obersten Grundsatz seiner Bibelerklärung aufstellte, Alles müsse für Christus ausgelegt werden, das heißt nach Luther's Lehre, daß der Glaube allein selig mache [3]. Bei Benutzung anderer Texte machte es sich der seltsame Exeget sehr bequem: er gab ihnen einfach die Gestalt, in der sie seinem Systeme entsprachen. So gestattete er sich einmal bei Anführung des Spruches des hl. Paulus Röm. 11 nicht weniger als drei Fälschungen auf einmal [4]. Es war keine Uebertreibung, was der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius schrieb: ,Luther dreht und verdreht die Heilige Schrift so, daß er allen Zusammenhang zerstört und das Ganze in

[1] Siehe Döllinger 3, 153 fl., wo noch zahlreiche andere Beispiele.

[2] Döllinger 3, 159.

[3] Vergl. Wedewer, Dietenberger 155. Döllinger 157. 167.

[4] ,Was der Apostel von den Juden und Heiden sagt, das zieht Luther auf alle Christen, als ob auch diese hinsichtlich der guten Werke ungeachtet ihres christlichen Glaubens nicht mehr vermöchten als die Ungläubigen; daher setzt er statt der apostolischen Worte „uns Alle", nämlich alle Christen; dann schaltet er die Worte ein: „und erkenne, daß Niemand durch gute Werke möge rechtfertig sein", und endlich macht er noch den Zusatz: „und allein aus Gnaden rechtfertige".' Döllinger 3, 160.

Dunkelheit hüllt. Mit frecher Schamlosigkeit deutet er die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes, vom ersten Capitel der Genesis bis zum Schlusse, zu lauter Drohungen und Verwünschungen gegen die Päpste, Bischöfe und Priester um, als ob durch alle Jahrhunderte Gott kein anderes Geschäft gehabt hätte, als gegen die Priester zu donnern.‘ [1]

Ein Theil der Heiligen Schrift war jedoch auf keine Weise, weder durch Fälschung noch durch widersinnige Auslegung, mit der neuen Lehre vom Alleinglauben in Einklang zu bringen, nämlich: das Sendschreiben des hl. Jacobus. Stärker und unzweideutiger, als es hier geschieht, konnte man es nicht sagen, daß durch die Werke der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde. Melanchthon machte allerdings den Versuch, den hl. Jacobus mit der neuen Lehre in Einklang zu bringen. Allein Luther war damit nicht zufrieden: ‚Es ist stracks wider einander: Glaube macht gerecht, und Glaube macht nicht gerecht; wer die zusammenreimen kann, dem will ich mein Baret aufsetzen und will mich einen Narren schelten lassen.‘ [2] So blieb Luther denn Nichts übrig, als den Brief als ‚Strohepistel‘ und den hl. Jacobus als ‚Narren‘ zu schmähen [3].

Gleich wegwerfend sprach sich der Vater der Neuerung über andere Theile der Heiligen Schrift aus. Der Pentateuch ist ihm nur der ‚Juden Sachsenspiegel, der uns fortan nicht mehr bindet‘. Das Buch Ecclesiastes ‚hat weder Stiefel noch Sporn, es reitet nur auf Socken, gleich ich, da ich noch im Kloster war‘. Der Brief an die Hebräer wurde von Luther verworfen, weil er von keinem Apostel herstamme, und ebenso die Geheime Offenbarung, die er weder für ‚apostolisch noch prophetisch‘ gelten ließ: ‚Halt davon Jedermann, was ihm sein Geist gibt; mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken.‘ [4]

Es kann nicht überraschen, daß die Anhänger des alten Glaubens sich gegen eine Tendenzarbeit zur Wehr setzten, deren gefälschter Text der Verbreitung der neuen Lehren Vorschub leistete, deren Vorreden und Glossen die

---

[1] Döllinger 1, 188; vergl. 491 fl. über Luther's Unaufrichtigkeit bezüglich des Bibelstudiums in der Kirche.

[2] Döllinger, Reformation 3, 335. 358.

[3] Letztere Aeußerung that Luther vor den Wittenberger Studenten. Opera exeget. lat. (Erl. Ausg.) 5, 227. Später hat Luther in der Vorrede zu seinem Neuen Testament die Stelle gegen die ‚Strohepistel‘ fortgelassen. Er erlaubte sich aber mündlich noch die stärksten Angriffe gegen den Jacobusbrief (siehe Loesche, Anal. Luth. 296). Auf scharfe handschriftliche Randbemerkungen Luther's zu diesem Theile der Heiligen Schrift hat neuerdings Walther in den Theol. Stud. und Krit. 66 (1893), 596 fll. aufmerksam gemacht. ‚Kein Wunder,‘ sagt Walther, ‚daß Richter diese Anmerkungen Luther's nicht ohne Anmerkungen, welche jene entschuldigen sollten, herauszugeben wagte, und daß Walch offen sagt: „Luther braucht solche Ausdrücke (von der Epistel des Jacobus), welche ihrem göttlichen Ansehen entgegenstehen und daher bedenklich sind.“‘

[4] Vergl. Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 204—205.

Kirche angriffen und das Ansehen der Heiligen Schrift schädigten. Die Verbote der lutherischen Uebersetzung des Neuen Testamentes, welche im Herzogthum Sachsen, in Oesterreich und in der Mark Brandenburg erlassen wurden [1], waren durchaus berechtigt; sie wurden aber dennoch von den Neugläubigen als etwas ganz Unerhörtes bezeichnet. Hieronymus Emser trat deßhalb mit einer Abhandlung hervor: ‚Auß was Grund und Ursach Luthers Dolmetschung über das nawe Testament dem gemeinen Man billich verbotten worden sey. Mit scheynbarlicher Anzeygung, wie, wo und an wölchen Stellen, Luther den Text vorkert und ungetrewlich gehandelt, oder mit falschen Glosen und Vorreden auß der alten Christelichen Ban auf seyn Vorteyl und Whan gefürt hab.‘ 1523 [2].

Luther, sagt Emser, habe ‚den alten glaubwürdigen Text der christlichen Kirche zu merklichem Nachtheil an vielen Orten fürsetzlich vermengt, verstumpfet und verkehret, darneben auch mit ketzerischen Glossen und Vorreden vergiftet; mehr als 1400 Stellen bedürften der Verbesserung. Daß viele Ausstellungen Emser's durchaus berechtigt waren, mußte Luther selbst anerkennen. Er schmähte zwar über ‚den Sudler zu Dresden‘, machte sich aber, ohne Emser mit einer Silbe zu nennen, viele Berichtigungen des ‚Sudlers‘ zu Nutze [3]. Ein Hauptvorwurf Emser's war, daß Luther ‚schier allenthalben die Schrift auf den Glauben und die Werke drehe, wenngleich weder des Glaubens noch der Werke gedacht wird‘. Wie berechtigt auch diese Ausstellung war, ließ sich doch Luther dadurch so wenig irre machen, daß er in späteren Ausgaben noch andere Stellen im Sinne seines Systems umänderte [4]. Mit Recht konnte Johannes Dietenberger sagen: Was die Heilige

---

[1] Vergl. Bd. 2 des vorliegenden Werkes S. 206, und Kolde, Luther 2, 570—571.

[2] Panzer, Gesch. der kathol. Bibelübersetzungen 16. Auf der Kehrseite des Titelblattes von Emser's Schrift stehen folgende Verse:

Far hyn, mein Bock, in gots geleyt.
Laß dir die reyß nit wesen leydt;
Förcht dich nit vor des tewfels kindern,
Dich mag jr schelten nit vorhindern,
Kompst aber zu eym Christen man,
Dem sag meyn gruß und dienst voran,
Sag, wie ich in durch got erman,
Das er im glouben vhest wöll stan,
Got wirt die seinen nit verlan,
Sanct Peters schiff nit underghan,
Obs gleych ein tzeit gedult muß han.
Allde, nu mach dich auff die ban.

[3] Nachweise bei Panzer, Kathol. Bibelübersetzungen 23 fll.

[4] Vergl. Hopf 106 fl. und Riehm 314.

Schrift anbelange, auf die Luther sich stets berufe, so gebe es Niemand, welcher derselben ‚mehr ab und zu thue' als er. ‚Was er will, das verwirft er an der Bibel; was er will, thut er zur Befestigung seines Irrthums dazu.'[1]

‚Daß Luther die Schriften des Alten und Neuen Bundes verfälscht und mit seiner falschen Uebersetzung verunstaltet hat,' schrieb Georg Wizel im Jahre 1548, ‚ist so gewiß, daß man es nicht läugnen kann. Die Deutschen wollen es mir nicht glauben; einmal jedoch, das weiß ich, werden sie es mir glauben, aber dann erst, wenn alle Hoffnung auf Heil verloren ist.'[2] Schon zwölf Jahre vorher war Wizel mit einer eingehenden, gelehrten Kritik der lutherischen Uebersetzung des Alten Testamentes hervorgetreten[3]. ‚Hie siehst du, fleißiger Leser,' sagt die Vorrede, ‚an lichten Tag gebracht, nicht allein, wie an so viel hundert Orten der Heiligen Schrift die deutsche neue Dolmetschung der hebräischen und griechischen Wahrheit allerding entgegen, sondern auch, wie mancher schwerer und finsterer Ort deutlich zu verstehen sei.' In der an den Bischof Melchior Zobel von Würzburg gerichteten Vorrede setzt Wizel die Veranlassung und den Zweck seiner Arbeit auseinander: ‚Weil die Wittenbergische Uebersetzung den Ruf hat, sie sei nach der hebräischen Wahrheit auf's gerechtigste zugericht, und derhalben von jedermann gern angenommen, habe ich mich die Lenge nicht allein ihren übermäßigen Ruhm, sondern viel mehr des gemeinen deutschen Mannes Gefahr und Schaden dazu bewegen lassen, daß ich dieselbige Uebersetzung übersehe und hielte neben das Hebräisch, damit ich nicht allein meine angeborenen Freunde, Herren und Förderer, sondern alle Deutschen, meine Brüder in Christo, hiezu rathen oder davor warnen könnte. Wer verstockt und verfinstert Herze hat, mag wider mich predigen, klaffen, dichten und schreiben, was sie mögen, hie werden sie nichts gewinnen. Zur Geduld rüste ich mich alle Tag in diesem langwierigen, harten Ketzerstreit; aber von nun an, weil dies Werk an die Sonne gebracht wird in diesem lieben Lenz, und des Feindes Glück und Macht zunimmt, habe ich mich mehr zu rüsten. Für unzählige, leichtfertige Spottworte darf ich nicht sorgen. Schelten und Schmähen wird vollauf da sein. Denn wie wollten solche Leute sonst antworten können? — Er, der Luther, spricht, er habe alle Worte auf der Goldwage gehalten und mit allem Fleiß und Treu gedeutscht. Daran uns nicht genügt. Ich glaub's wohl, er wollt auflegen

[1] Wedewer, Dietenberger, 315. [2] Döllinger, Reformation 1, 121.

[3] Annotationes in sacras literas, zuerst in Leipzig 1536 erschienen, dann nochmals 1555 und 1557 in Mainz aufgelegt. Ich benutzte letztere Ausgabe. Der Werth dieser Arbeit wird auch von Panzer 30. 32, Hopf 132 und Herzog, Realencyklopädie 17, 246 anerkannt. Daß Luther manche Berichtigungen Wizel's berücksichtigte, zeigt Riehm 301.

und wägen und sollen andere zusehen. Wer weiß, ob auch das Gewicht recht sei? Ist's Gewicht recht, so ist zu besorgen, der Wagmeister habe es hinter den Ohren. Laß andere Leute auch auflegen und wiegen. Was sich dann recht findet, sei recht.'

Wenngleich noch andere katholische Gelehrte, wie Hieronymus Dungersheim[1] und Kilian Leib[2], die Fehler und Fälschungen der lutherischen Bibelübersetzung aufdeckten, so ward dadurch die Verbreitung dieses Werkes nicht gehindert. ‚Es will jetzt Jedermann die Biblia, die Heilige Schrift lesen,' schrieb Caspar Querhamer im Jahre 1535, ‚ob's gut ist, weiß Gott, ich will's nicht urtheilen. Nun hat dieselbe Luther und andere mehr verdeutscht, trifft aber allweg nicht recht zu. Nun wäre Noth, dieweil man je eine deutsche Biblia haben will', daß die Prälaten Sorge trügen, durch eine Gelehrtencommission die Bibel in's Deutsche übersetzen zu lassen und dem Volke zugänglich zu machen[3].

Eine ‚Gelehrtencommission' trat nicht zusammen, wohl aber versuchten es die Anhänger des alten Glaubens, der lutherischen katholische Uebersetzungen entgegenzustellen[4].

Auch hier war Emser wieder zuerst hervorgetreten. Schon im Jahre 1527 erschien: ‚Das naw Testament nach Lawt der Christlichen Kirchen bewerten Text corrigiert un widerumb zurecht gebracht.' Daß hier keine selbständige Uebersetzung vorliegt, zeigt schon der Titel. Der Herausgeber gesteht denn auch offen, er habe nur eine Verbindung älterer und neuerer Uebersetzungen im kirchlich rechtgläubigen Sinne liefern wollen. Aus der Benutzung der ‚neuen Dolmetschung' ist kein Hehl gemacht, jedoch ist Luther's Name nicht genannt[5]. Die auf Anregung des Herzogs Georg von Sachsen entstandene Arbeit wurde, wie mehrere neue Auflagen beweisen, eifrig gelesen.

---

[1] Ueber die von Panzer nicht genannten Abhandlungen dieses Gelehrten vergl. *Meuser (siehe oben S. 446 Note 3) 1, 351.

[2] De sacrae scripturae dissonis translationibus s. l. 1542.

[3] Siehe Paulus in den Hist.-pol. Bl. 112, 28 fl.

[4] Die von J. Beringer im Jahre 1526 veranstaltete Ausgabe des Neuen Testamentes in deutscher Sprache gehört, wie bereits Panzer S. 6 Note 3 bemerkt, nicht hierher, da es ein bloßer Abdruck von Luther's Neuem Testament ist. Vergl. über diese Ausgabe noch Serapeum 1854 S. 333 fl. Ueber einige katholische Uebersetzungen einzelner Stücke der Heiligen Schrift aus den Jahren 1522—1524 durch C. Amman, Otmar Nachtigall und Nic. Krumpach siehe Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 754 fl.

[5] Vergl. Mosen (H. Emser 47), der noch bemerkt, daß Emser natürlich daran unschuldig sei, daß der Titel der nach seinem Tode herausgekommenen zweiten Auflage lautet: ‚Das New Testament so Emser säliger verdeutscht'. In welchem Grade Emser die lutherische Uebersetzung benutzt hat, zeigt die Zusammenstellung bei Panzer, Kathol. Bibelübersetzungen 42 fll.

Wie groß und allgemein damals das Interesse an der Heiligen Schrift war, dem gegenüber Luther den richtigen Griff gethan, zeigt der Umstand, daß bereits im Jahre 1534 der Dominicaner Johannes Dietenberger eine Uebertragung der ganzen Heiligen Schrift in's Deutsche veröffentlichte. Auch er benutzte fleißig Luther's Arbeit, soweit dieß unbeschadet der Richtigkeit und Rechtgläubigkeit geschehen konnte. Dietenberger macht daraus ebenso-wenig ein Hehl wie Emser. Da jetzt so Viele durch falsche Bibeln verführt würden und bald Niemand mehr wisse, wem oder was er zuletzt glauben solle, schreibt er, hätten ihn viele andächtige, fromme Christen hohen und niedern Standes oft ersucht, ermahnt und flehentlich gebeten, ihnen und Anderen zu Trost und Heil die neulich verdeutschte Bibel durchzusehen, und was dem Glauben oder der glaubwürdigen alten lateinischen Bibel in Text und Glossen nicht gemäß sei, abzuthun und eine von allen Irrthümern gesäuberte deutsche Bibel, der lateinischen gleichstimmend, anzufertigen.

Dietenberger's Absicht war es, eine getreue Uebersetzung der Vulgata zu geben, welche die sprachlichen Härten und Fehler der alten und die dogmatischen Irrthümer der neuen, lutherischen Uebertragung vermied. Diesen Zweck hat er im Großen und Ganzen erreicht [1]. Weit weniger gelungen ist dagegen die steife Bibelübersetzung, welche der berühmte Johann Eck im Jahre 1537 zu Ingolstadt erscheinen ließ. Auch hier war es wiederum ein Fürst, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, welcher den Anstoß zur Arbeit gegeben [2]. Die Eck'sche Uebersetzung erlebte im sechzehnten Jahrhundert 2, im siebenzehnten 4 Auflagen, während die Uebertragung Dietenberger's eine Verbreitung fand wie keine andere katholische Bibel in deutscher Sprache. Es lassen sich über 40 Auflagen des ganzen Werkes und über 20 Ausgaben des Neuen Testamentes, des Psalters und des Buches Sirach nachweisen. ‚Zum Theil waren dieselben sehr schön ausgestattet, um auch äußerlich mit der lutherischen Uebersetzung den Vergleich aushalten zu können.' [3] Für das niederdeutsche Sprachgebiet veröffentlichte der Carmelit Nicolaus Blanckart im Jahre 1547 zu Cöln eine nach der Vulgata corrigirte Verdeutschung der ganzen Heiligen Schrift. In der Widmung an den Utrechter Bischof Georg von Egmont sagt Blanckart, seine Arbeit sei veranlaßt worden durch die Bitten vieler guten Leute und den Auftrag der Doctoren und Magister der Heiligen Schrift zu Cöln, es

[1] Vergl. Wedewer, Dietenberger 164. 174.

[2] Panzer, Kathol. Bibelübersetzungen 117 fll. Wiedemann, Eck 615 fll. Ueber die Ignorirung der Grundsprache durch Eck siehe unten S. 563, und Hopf 47. Vergl. G. Keferstein, Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser und Eck. Jenaische Diss. 1888. v. Bahder, Neuhochdeutsches Lautsystem 9 fl.

[3] Wedewer, Dietenberger 197.

möchten die deutschen Bibeln, da sie so falsch und uncorrect seien, mit dem unverfälschten lateinischen Texte verglichen werden [1].

Emser sowohl wie Dietenberger und Eck waren sich vollständig bewußt, wie gefährlich es sei, in einer von religiösen Wirren zerrissenen, von Irrlehren erfüllten Zeit die Bibel dem gewöhnlichen Volke in die Hand zu geben; nur die Nothwendigkeit, der lutherischen Bibelübertragung entgegenzutreten, ließ diese sehr gerechtfertigten Bedenken in den Hintergrund treten. Emser sagt in der Schlußrede zu seinem Neuen Testamente: ‚Wiewohl ich der Sache bei mir noch nicht selber eins bin, ob es gut oder bös sei, daß man die Bibel verdeutsche und dem gemeinen Manne vorlege, dann die Schrift ein Tümpel und Tiefe ist, darin auch von den Hochgelehrten viele versaufen; es muß sich einer gar niedrig bücken, der zu dieser Thür eingehen und den Kopf nicht zerstoßen will. Darum bekümmere sich nun ein jeder Laie mehr um gottseelig Leben als um die Schrift, die allein dem Gelehrten befohlen ist.‘ Dietenberger nennt als Veranlassung zu seiner Uebersetzung ausdrücklich den Grund, daß ‚sich hinfort Niemand aus den Unseren beklagen dürfe, daß ihm das Evangelium oder das Wort Gottes verhalten oder geweigert werde, und ein jeglicher frommer Christ Luther's verkehrte Dolmetschung desto besser erkennen und sich davor bewahren möge‘. Noch eingehender spricht sich Eck aus. ‚Es kann nicht nützlich, gut oder heilsam sein,‘ schreibt er, ‚daß die Heilige Schrift, die biblischen Bücher in eine gemeine landläufige Sprache übersetzt werden, sondern auch gefährlich und schädlich. Denn dadurch der gemeine Mann leicht in Hoffahrt sich erhebt, ihm selbs wohlgefällt, daß er die heiligen Geheimnisse und schweren Stellen der Schrift in seiner vermeinten Witz handlen und auslegen kann.‘ In anderen Dingen unterstehe sich Niemand, ohne Lehrer den richtigen Weg zu finden; weßhalb bei der Heiligen Schrift, die doch schwer und dunkel sei? Ungeübte Laien müßten auf diese Weise leicht in viele Irrthümer und Ketzereien verfallen. Nur die Erwägung, daß eine Bibelübersetzung jetzt nothwendig sei, da der gemeine Mann durch viele falsche Dolmetschungen verwirrt werde und nicht mehr recht wisse, welches der ächte Text der Bibel oder welches Menschentand sei, habe ihn bewogen, dem Befehle seines Herzogs nachzukommen [2].

---

[1] Streber in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 2, 899.

[2] Der Herzog bestimmte auch das von Eck bei der Uebersetzung zu befolgende Verfahren. ‚Ich soll die Bibel von newen nach dem buchstablichen Sinn vertolmetschen, wie die gesungen, gelesen und angenummen ist je und je von der heiligen lateinischen Kirchen, und mich nit kümmern lassen, wie es in Jüdisch, Kriechisch oder Chaldäisch laut, so die Rabi selbs im verstand und außlegen nit gleich übereinstimmen, sunder bei unser lateinischen Kirchen bleiben.‘ Wiedemann, Eck 617.

Entschieden für das Lesen und die Uebersetzung der Bibel trat Georg Wizel in seinen im Jahre 1536 erschienenen ‚Annotationen‘ ein. Nichts, sagt er, sei besser auf Erden als ‚eine gewisse Dolmetschung der heiligen Bibel, weil daran all unser Glaube, Lehre, Gottesdienst und Wandel‘ liege. Wenn der hl. Hieronymus noch lebte, so würde er gewiß dazu helfen. Auch Luther habe mit seiner deutschen Dolmetschung wohlgethan, aber dieß Verdienst selbst geschmälert, indem er das Gute mit unzähligem Bösen vermengt habe, so daß er unter allen Uebersetzern als der ungetreueste erfunden werde. Daß der lateinische Text verderbt sei, unterliege keinem Zweifel. Mit großer Entschiedenheit wendet sich Wizel deßhalb gegen die Sprachhasser und Kunstfeinde, welche sagen: man solle sich an der gemeinen Edition genügen lassen und keine mehr lesen und annehmen. Das sei ganz falsch. Auch die großen Kirchenlehrer seien auf das Hebräische zurückgegangen. ‚Warum sollten wir es nicht thun, und das zu dieser Zeit, unter solchen Secten, unter solchen Sophisten und Phantasten? Weil nun unsere seligen Vorfahren die hebräische Wahrheit neben Hieronymi Translation gebraucht haben, sei es auch uns unverboten.‘ Das Sprachstudium mache keine Ketzer, wie Etliche schreien, aber diese Sprachenunwissenheit mache grobe Esel; ‚der böse Geist macht Ketzer, und nicht die Schrift‘. Auch Emser und Dietenberger könnten das Lesen der deutschen Bibel von Seiten der Laien nicht für unrecht halten, weil sie zur deutschen Bibel nach ihrem Vermögen geholfen. ‚Aber das wolt ich einem fleißigen Christen noch radten, nemlich ehe er der biblischen Lection gar entbüre, solt ehe die itzige deudsche annemen mit der Exception das er mit den angezeigten Oerten weißlich fare. Zwar ich dürft einen schier hierin sichern, daß er im Namen des Herren immerhin lese und gleubet, allein daß er virgulam censoriam (die Kritik) nicht darvon thu, das ist habe und wisse daneben, die ihm sagen, wenn Etwas unrecht gedolmetscht ist. Dieß sollen wol andere thun, aber weil niemand dran will, so befinde ich mich darzu berufen und getrieben von dem, der keine Person ansihet. Habe ich nicht große Kunst hiran bewisen, so habe ich doch Trew und Glaube erzeigt und meinem Nehisten den Weg gezeigt, den ich selbst gehen will.‘

Klarer und richtiger als Wizel äußerte sich der Augustiner Johannes Hoffmeister über Werth und Lesung der Heiligen Schrift. ‚Dieweil die heiligen Propheten, Apostel und Evangelisten‘, erklärt er, ‚nicht aus menschlicher Klugheit, sondern aus geistlicher Einsprechung geschrieben haben, so müssen und sollen wir die Heilige Schrift nicht wie der Heiden oder Weltweisen Schrift lesen, mit kleinem Aufmerken und, wie man sagt, schlecht obenhin, sondern mit großer Andacht, mit Fleiß und besonderem Ernst, in Ansehung und Betrachtung, daß unser Seelenheil in der Heiligen Schrift begriffen und uns angezeigt ist.‘

Dessenungeachtet könne die Heilige Schrift nicht als die alleinige Quelle des Glaubens angesehen werden, schon deßhalb nicht, weil nicht Alles, was Christus und die Apostel gelehrt, darin enthalten sei. Neben der Heiligen Schrift müsse darum auch die kirchliche Ueberlieferung zu Rathe gezogen werden. Aber selbst wenn die Heilige Schrift alle nothwendigen Glaubensartikel enthielte, so würde sie dennoch für sich allein als Glaubensquelle nicht genügen. Denn wer kann uns sagen, welche Bücher der Heiligen Schrift beigezählt werden müssen? Nur die vom Geiste Gottes geleitete Kirche[1].

In ähnlicher Weise äußerte sich der Dominicaner Johannes Mensing. ‚Nicht daß wir die Heilige Schrift verachten oder geringschätzen‘, sagt derselbe, ‚oder sie Jemanden verächtlich machen wollten, sondern mit aller billigen Ehrerbietung glauben wir festiglich Alles, was in den bewährten Schriften des Alten und Neuen Testamentes beschrieben ist. Wir lassen aber uns dennoch nicht so daran genügen, daß wir das Alles für Menschentand halten, was uns die heilige Kirche lehrt außerhalb der Schrift, so doch die Schrift selbst der Kirche und der Väter Lehr uns gebeut zu halten.‘ Zudem wissen wir ja nur aus dem Munde der Kirche, welche Bücher aus Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben worden. ‚Wo steht geschrieben, daß wir dem Evangelium Matthäi, Johannis oder der Anderen Glauben schenken müssen? Steht's aber nirgends geschrieben, wie glaubet ihr dann dem Evangelium des Johannes oder auch der Anderen? Wie thut ihr doch wider euer eigene Lehre!‘ Wie wir von der Kirche erfahren, welche Bücher das Wort Gottes enthalten, so ist es auch die Kirche, die uns über den wahren Sinn der Heiligen Schrift Aufschluß gibt. Wohl sagen die Gegner, die Heilige Schrift sei so klar, daß sie Jedermann ohne fremde Hilfe leicht verstehen könne. ‚Meinen aber die Ketzer, die Schrift sei so hell und klar, warum machen sie so viele Bücher, um die Schrift zu ihrem Verstand zu bringen? Ist die Schrift so klar, hell und leicht zu verstehen, wie sind sie dann so uneinig über dieß eine Wort: Dieß ist mein Leib?‘[2]

Wie entfernt man auf katholischer Seite von irgend welcher Geringschätzung der Heiligen Schrift war, zeigt ein Ausspruch des seligen Canisius. ‚Ohne das Wort Gottes, das er uns geoffenbart hat,‘ sagt derselbe, ‚würden wir auf der Wanderschaft durch die Wüste dieser Welt das elendeste Leben führen: wie Schafe ohne Hirten den raubgierigen Wölfen entgegen irren; wie Kindlein, denen das Brod gebricht, in Hunger dahin siechen und zu Grunde gehen. Gottes Wort, wie es die Schrift uns überliefert, ist die Wissenschaft des Heiles, eine strahlende Leuchte und ein Licht an finsterem Orte; es ist das verborgene Geheimniß, ein himmlisches Manna, reines und geläutertes Gold,

---

[1] Paulus, Hoffmeister 262—264. [2] Katholik (1893) 2, 31.

Wissenschaft der Heiligen, Lehre des Geistes und der Wahrheit. Welche dieß besiegelte Buch gut benutzen, die werden zu Schülern Gottes, zu Geistesmännern, zu Weisen und Gerechten, Freunden und Erben Gottes.' [1]

Auf dem Trienter Concil [2] waren die Ansichten über die Uebersetzungen der Heiligen Schrift noch im Jahre 1546 sehr verschieden. Unter den Mißbräuchen rücksichtlich der Heiligen Schrift, gegen welche das Concil Abhülfe schaffen sollte, war die Uebersetzung in die Landessprachen nicht aufgezählt. Als Cardinal Pacheco auch diesen Gegenstand zur Verhandlung vorschlug, fand er heftigen Widerspruch, namentlich bei Cardinal Madruzzo. Die Meinungen waren in dieser Frage sehr getheilt. Einige der Väter forderten, es solle in allen Volkssprachen vom Concil eine Uebersetzung angeordnet werden, die dann in dem betreffenden Lande als authentisch zu gelten habe [3]. Andere hielten ein Verbot der Uebertragungen für zweckmäßiger. Wegen der Verschiedenheit in den Ansichten und in den Verhältnissen der einzelnen Länder hielt man es vorläufig für besser, über den Antrag Pacheco's überhaupt nicht zu verhandeln. Eine Empfehlung der Uebersetzungen durch das Concil, meinte man, werde in Spanien und Frankreich doch keinen practischen Erfolg haben, da die Regierungen dieser Länder die Bibel so ungern in der Hand des Volkes sähen. In Deutschland, Polen, Italien dagegen würde umgekehrt ein Verbot der einmal eingebürgerten Uebersetzungen auf große Schwierigkeiten stoßen [4].

Mit diesen Anschauungen stand es im Einklang, wenn später die vierte Regel des Trienter Index Uebersetzungen in die Landessprache weder allgemein verbot noch allgemein erlaubte, sondern den Gebrauch vom Urtheil des Bischofs abhängig machte. In Deutschland, wo Emser's, Eck's, Dietenberger's Ueber-

---

[1] De verbi Dei corruptelis. [2] Theiner, Acta Conc. Trid. 1, 64 sq.

[3] Theiner, Acta Conc. Trid. 1, 83. Le Plat, Monumenta ad Conc. Trid. pert. 3, 399. ‚Valde discussum fuit a Patribus, an ipsa s. Scriptura verti deberet in linguam vernaculam, nonnullis id enixe petentibus, atque ut a s. Synodo decretum fieri deberet, multis rationibus contendentibus, ne praesertim qui linguam latinam ignorant, lectione s. Scripturarum carerent.'

[4] ‚Hispaniarum enim Galliaeque regna anne recipient unquam s. libros verti in linguam vernaculam? Certe non. Tum quia regiis edictis adeo id prohibitum sub gravissimis poenis est, quod magis saecularem potentiam, quam permissionem concilii pertimescent, tum etiam quod iam diu experientia didicerunt, quantum scandali, damni impietas et mala versio huiusmodi in illis regnis attulit. Anne vero Germani, Itali, Poloni et reliquae nationes negativam [das Verbot der Uebersetzungen] suscipient? Certe etiam non. Quum e converso in plurimis locis harum nationum aedificationem instructionemque dictam versionem afferre perspexerunt.' ‚Expediret igitur magis unamquamque nationem in suis institutis circa hoc relinquere, ut ubi bonum esset concederetur, ubi malum prohiberetur.' Massarelli bei Theiner 67.

tragungen sich schon eingebürgert hatten, galt die bischöfliche Erlaubniß als allgemein allen Gläubigen ertheilt[1].

Die Polemik gegen die Lutherbibel dauerte auch in der Zeit nach dem Concil von Trient auf katholischer Seite fort. In seinem im Jahre 1561 erschienenen ‚Christlichen Gegenbericht an den gottseligen gemeinen Laien vom rechten, wahren Verstande des göttlichen Wortes, von Verdolmetschung der deutschen Bibel und der Einigkeit der lutherischen Prädikanten' besprach der Convertit Friedrich Staphylus eingehend die Fälschungen der lutherischen Uebersetzung und bemerkte über das Bibellesen der Protestanten: ‚Ein jeder Laie soll mit ungewaschenen Händen, ja mit Stiefel und Sporen in die Heilige Schrift fahren ohne alle Vorbereitung, wie und auf welche Meinung der rechte Verstand daraus zu schöpfen sei.' Das wäre, meint Staphylus, gerade so, wie wenn ‚der gemeine Pöbel die Doctoren und Apotheker aus der Apotheke wegschaffen' und nun selbständig die Arzneimittel vergeben wollte[2].

Der Ingolstädter Theologe Friedrich Traub veröffentlichte im Jahre 1578 eine Abhandlung: ‚Nothwendige Avisa oder Warnung vor des Luthers Teutschen Bibel, so an unzählbarlichen Orten offentlich gefälscht, derhalben von keinem Christen, so um seiner Seele Heil nicht muthwilliglich betrogen werden will, gelesen werden kann oder soll.'[3]

Die Jesuiten Gretser, Keller und Holzhai wiesen in eingehenden Darlegungen nach, an wie vielen Stellen Luther falsch übersetzt habe[4]. Denselben Zweck verfolgte eine im Jahre 1605 erschienene weitläufige Arbeit des Ehinger Propstes Melchior Zanger: ‚Warhafftige und augenscheinliche Erweisung, welcher Gestalt Martinus Luther die heilige Schrift beeder des alten und newen Testamentes den Hauptsprachen und der ganzen katholischen Kirchen theologischem Verstandt zuwider an verschiedenen Orten ungleich verdollmetscht, mit newen Zusätzen, unförmlichen Glossen, Untertruckung gantzer Bücher,

---

[1] Vergl. Serarius, Proleg. bibl. c. 20, quaest. 3. Tanner, Theol. tom. 3, p. 319 (De fide disp. 1, q. 5, dub. 2, n. 88): ‚Ipso usu in Germania obtentum esse videtur, ut bibliorum germanicorum lectio per se illicita non censeatur, si modo ea versio ab aliquo catholico interprete profecta sit.' ‚Quo fit, ut recentior illa observatio Indicis ad reg. 4, Clementis VIII. auctoritate edita, . . . in Germania locum non habeat.' Vergl. Gretser, Defensio Controvers. Bellarmini l. 2, c. 15 (Opera 8, 415).

[2] Vergl. Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 379.

[3] Nach Hopf 135 wiederholt Traub nur die Ausstellungen Emser's und ficht auch solche Stellen an, die Luther geändert hatte.

[4] Vergl. Hurter 300. Wedewer, Dietenberger 154—155. Der Convertit J. L. Holler sagt in seiner im Jahre 1654 gedruckten Conversionsschrift, daß ihn die Willkür, mit der Luther die Bibel behandelt, zur katholischen Kirche geführt habe. Das von Holler angelegte Verzeichniß der Verfälschungen des Neuen Testaments durch Luther hat Räß 7, 99 ff. wieder abgedruckt.

Versickeln und Wörtern 2c. gefehrlich verfälscht und verkert, dardurch dann unser Hochgeehrt liebes Vaterlandt Teutscher Nation biß anhero jämmerlich verführet und betrogen worden.'

Ein Jahrzehnt später begann der vortreffliche Cölner Pfarrer Caspar Ulenberg [1] auf Befehl des Kurfürsten Ferdinand von Bayern eine neue katholische Bibelübersetzung, die von der Cölner theologischen Facultät durchgesehen wurde. Nach welchen Grundsätzen Ulenberg bei seiner erst im Jahre 1630 erschienenen Arbeit vorging, gibt er selbst also an: Gewissenhafter Anschluß an den von der Kirche gutgeheißenen Text der Ausgabe Sixtus' V., jedoch mit Wahrung der Freiheit, deren sich auch der hl. Hieronymus und anerkannte Exegeten bedient haben, so daß nicht immer gerade das Wort, sondern der Gedanke übersetzt werde; ferner weitläufigere Ausführung dessen, was der Schrifttext nur kurz und dunkel gibt; endlich treue Wiedergabe desjenigen Sinnes, welchen die heiligen Väter von der Kirche und die Kirche vom Heiligen Geiste erhalten haben [2].

Wenn auch nicht von Fehlern frei, so ist Ulenberg's Arbeit doch eine anerkennenswerthe Leistung; sie bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt im Vergleich zu den bisherigen Uebertragungen. Dem entsprach auch der äußere Erfolg. Die Ulenberg'sche Uebersetzung erlebte in ihrer ersten Gestalt zweiundzwanzig Auflagen; später, durch die Mainzer Theologen revidirt, erschien sie unter dem Titel ,Katholische oder Mainzer Bibel' noch sehr oft, so daß sie in dieser Gestalt als die eigentliche deutsche Bibel der Katholiken betrachtet werden kann.

Wie richtig und weise die Grundsätze der alten Kirche hinsichtlich der Heiligen Schrift sind, zeigt deutlich ein Blick in das gegnerische Lager.

Heillose Verwirrung und ungemessener Wissensdünkel waren die nothwendigen Folgen des allgemeinen Bibellesens. Cochläus berichtet, ,daß selbst Schneider und Schuster, ja auch Weiber und sonstige Laien, die nur ein wenig lesen gelernt, Luther's Uebersetzung des Neuen Testamentes mit höchstem Eifer lasen; Etliche trugen dasselbige mit sich im Busen herum und lernten es auswendig. So maßen sie sich innerhalb weniger Monate so viel Geschicklichkeit und Erfahrung zu, daß sie keine Scheu trugen, nicht allein mit katholischen Laien, sondern auch mit Priestern und Mönchen, ja selbst Magistern und Doctoren der Heiligen Schrift vom Glauben und Evangelium zu disputiren; armselige Weiber, wie Argula von Grumbach, traten auf, die Licentiaten, Doctoren und ganze Universitäten zur Disputation aufforderten.' [3] Die verschiedensten Richtungen suchten und fanden ihre Lehre in der Bibel. Luther behauptete, ,auf Erden sei kein klarer Buch geschrieben als die Heilige Schrift',

[1] Vergl. oben S. 426, Note und S. 511 fll.

[2] Panzer, Kathol. Bibelübersetzungen 147.

[3] Hopf 59. Ueber A. v. Grumbach vergl. von vorliegendem Werke 2, 284.

und daß sie nur Eine Auslegung zulasse. Trotzdem lasen zahlreiche Neugläubige die widersprechendsten Lehren aus diesem klaren Buche heraus. Die Wiedertäufer sowohl wie Zwingli und Calvin kamen bei ihrem Bibelstudium zu Ergebnissen, welche vielfach denjenigen Luther's direct widersprachen. Dieser half sich in solchen Fällen meist damit, daß er diejenigen, welche eine von der seinigen abweichende Lehre in der Bibel fanden, für des Teufels erklärte. Die Schweizer hätten, sagte er, nicht einen subtilen, sondern einen groben, greiflichen Teufel.

Katholische Schriftsteller versäumten nicht, Luther's Satz von der großen Klarheit der Bibel in's rechte Licht zu setzen. ‚Wenn die Gegner‘, schreibt der Augustiner Johannes Hoffmeister, ‚sagen, man brauche die Kirche nicht, damit sie uns über den wahren Sinn der Heiligen Schrift Aufschluß gebe, die Bibel sei so klar, daß sie Jedermann ohne fremde Hülfe verstehen könne, so darf man wohl fragen, wie lange dieß schon der Fall sei. War die Heilige Schrift immer für Alle so leicht verständlich und klar, wie kommt es, daß die Prediger des neuen Evangeliums so spät zum rechten Verständniß gelangt sind? Oder haben sie vielleicht das Volk früher wissentlich betrogen? Und wenn die Schrift so klar ist, warum wird sie dann so verschiedentlich verstanden, anders von den Lutheranern, anders von den Zwinglianern, wieder anders von den Wiedertäufern? Und zwar nicht in nebensächlichen Dingen, sondern in Hauptpunkten, die auf wichtige Glaubensartikel und auf die heiligen Sacramente Bezug haben!‘ Ueber die Willkür, mit welcher die Neugläubigen bei Auslegung der Heiligen Schrift verfahren, bemerkt Hoffmeister: ‚Zu unseren gefährlichen Zeiten geht es also zu, daß sich ein Jeder eine besondere Meinung und vermeinten Glauben erdichtet, und will darnach solches mit der Heiligen Schrift erweisen, bezeugen und wahr machen. Aus dem kommt dann, daß man so viel Glauben oder vielmehr Mißglauben hat, als viel spitzfindige und unrichtige Köpfe sind. Also zeucht auch der Luther die Zwinglianer — und herwiederum sie ihn —, daß sie nicht ihre Meinung und Lehre aus der Heiligen Schrift gefunden oder genommen, sondern dareingetragen haben, so daß sie der Schrift Meister und nicht Schüler sein wollen.‘ [1]

Sprechende Belege für die Wahrheit dieser Aeußerung liefert die Geschichte des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in reicher Fülle. Wie die Lutheraner die Abschaffung der alten Kirche, so begründeten die Calvinisten die Abschaffung des Lutherthums mit der Heiligen Schrift. Als im Jahre 1613 der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg zum Cal-

---

[1] Paulus, Hoffmeister 264—265. Vergl. hierzu die Aeußerungen von C. Schwenkfeld bei Döllinger 1, 271, und ebenda 120 Wizel's Klage über die willkürliche Behandlung der Heiligen Schrift durch die neugläubigen Prediger.

vinismus übertrat, erklärte er: in seinem Bekenntnisse folge er der Heiligen Schrift. ‚Diese Kaiserin, die Heilige Schrift, soll herrschen und regieren, und alle Anderen, sie heißen auch wie sie wollen, sollen ihr unterthan und gehorsam sein: es sei gleich der Papst, Luther, Augustinus, Paulus oder ein Engel vom Himmel herab.‘ So konnte bezüglich der Bibel der Spruch entstehen:

Dieß ist das Buch, darin Jeder, was er glauben möchte, sich suchet;
Jeder auch findet darin, was ihm zu glauben beliebt [1].

Luther's Ansicht, es sei ‚auf Erden kein klarer Buch geschrieben als die Heilige Schrift‘, stieß übrigens schon früh auch bei den Neugläubigen auf vielfachen Widerspruch. Im Jahre 1539 trat der bekannte Sebastian Franck mit einer eigenen Schrift hervor, in welcher er die Schwierigkeit, Schwerverständlichkeit, ja Dunkelheit der Bibel nachdrücklichst betonte. Es sei ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; die sieben Siegel seien sieben böse Geister (Menschenfurcht, Menschenvernunft, Verstand, Rathschlag, Stärke, Kunst und Weltseligkeit). Jedes dieser Siegel bilde ein eigenes Hinderniß, zum reinen Verständniß der Schrift zu gelangen. ‚Die Bibel‘, sagt Franck, ‚ist uns ein recht verschlossen Jägerbuch, daraus wir Nichts saugen denn Gift, Irrthum, Lüge, Finsterniß und Ketzerei; weil wir nun oben drauf sitzen, und das Buch mit sieben Siegeln verwahrt, durch Bretter lesen, nu von außen wie die Narren und Affen angaffen, und uns ja selber imaginiren und speculiren, das und das steht darin: so geschiehts, daß wir im Licht blind tappen. Auf der andern Seite hat Gott absichtlich die Schrift, sein Wort, in diese schwer verständliche Sprache gehüllt. Wie Gott den Baum des Lebens mit einem zitternden Schwert hat bewahrt, nicht daß er uns das Leben entbanne, sondern daß wir in diesem Wust, Finsterniß, Todtenhaus und Mördergrube nicht ewig lebten, also hat Gott sein Buch des Lebens, Christum und Kunst auch mit sieben Siegeln versiegelt, daß nicht die Säue auch in den Rosengarten und Paradies kommen zu der Wahrheit, ja zu dem Buche und Baume des Lebens, also ohne Buße, in ihrem Unglauben ewig lebten, das nicht die Ordnung und der Weg ist, so Gott hat fürgenommen; und derhalben, spreche ich, hat Gott eine eigene Art und verborgene Sprache in Parabolis, Allegoriis, räthselhaften und verwandten Reden, wie Pythagoras, mit den Seinen zu reden, damit sein Wort vor den Hunden und Säuen aufgehebt und verzäunt, ein Geheimniß bei den Seinen in der Schule Christi bliebe.‘ [2]

Nicht wenige Protestanten verbreiteten sich eingehend über die Gefahren und den Mißbrauch des Studiums der Bibel, welche nach Luther die einzige Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens sein sollte. Der Wittenberger Pro-

[1] Vergl. Bd. 5 des vorliegenden Werkes S. 518.
[2] Erbkam, Gesch. der protestant. Secten (Hamburg 1848) S. 295—296.

fessor Paul Krell warnte im Jahre 1560 nachdrücklich, ‚man solle ja nicht an die Bibellectüre gehen, ohne sich aus den Schriften und Anweisungen Melanchthon's darauf vorbereitet zu haben; denn er selbst habe erfahren, daß ohne dieses das Bibelstudium nutzlos sei, oder es müsse sich, wie man leider jetzt zum großen Schaden und Nachtheil der Kirche geschehen sehe, der ganze Apparat biblischer Gelehrsamkeit, den sich bösartige, neidische und unruhige Menschen erwürben, unter dem Vorwande der Frömmigkeit und Religion zur Befriedigung ihrer wilden Leidenschaften und rasenden Begierden brauchen lassen. Denn das sei eben die Ursache der greulichen Religionskämpfe dieser Zeit, daß unter dem Deckmantel der Religion die verächtlichsten Ränkemacher ihre Zungen den Großen zu Gebote stellten und die Religion nach dem Belieben ihrer Gönner verdrehten.‘ [1] Noch stärker drückt sich der protestantische Satiriker Fischart aus. Die Heilige Schrift sei nur noch ein ‚Gaukelsack‘,

Damit sie treiben Affenspiel,
Ein Jeder legt's aus, wie er will.

In Folge dessen weiß der ‚gemeine Mann nit, wo aus oder an‘ [2].

Die Verwirrung im protestantischen Lager ward noch vermehrt durch die Streitigkeiten über den Wortlaut der lutherischen Bibelübersetzung. Kaum war Luther todt, so nahmen dieselben ihren Anfang [3]. Noch im Jahre 1546 hatte Luther's Schüler und Freund Georg Rörer dessen Bibel in einer neuen Ausgabe veröffentlicht. In einem Nachworte erklärte derselbe, daß nach Anweisung des ‚lieben Herrn und Vaters Luther‘ zuweilen Wörter, auch ganze Sentenzen und Sprüche, besonders im Römer- und im ersten Corintherbriefe, geändert seien, an welchen Aenderungen ‚gottesfürchtige Männer‘ Wohlgefallen finden würden. Gerade das Gegentheil trat ein. Die ‚gottesfürchtigen Männer‘ klagten über Eingriffe in fremdes Eigenthum, Verstümmelung des theuern Vermächtnisses, Fälschung im Interesse der Lehren Melanchthon's. Die Aufregung in den streng lutherischen Kreisen ward noch größer, als in den Jahren 1548 und 1550 neue, veränderte Ausgaben der Lutherbibel erschienen und ‚die in der Bibelverbesserung so eifrigen Männer den frommen Betrug nicht scheuten, Exemplare der Ausgabe von 1550 mit

[1] Döllinger, Reformation 2, 561.

[2] Vergl. Bd. 6 des vorliegenden Werkes S. 250—251.

[3] Luther hatte das vorausgesehen; siehe Loesche, Anal. Luth. 304. Von dem Schicksal willkürlicher Veränderungen blieb auch die Züricher Bibel nicht verschont. Mezger 144 sagt, daß nach dem Tode des Buchdruckers Christoph Froschauer ‚der Bibeldruck mehr noch eine buchhändlerische Speculation wurde‘. Allmählich schlich sich ‚nicht nur eine große Anzahl von Druckfehlern ein, die immer wieder abgedruckt, auch immer vermehrt wurden, sondern es geriethen auch manche willkürliche Veränderungen in die Uebersetzung selbst hinein‘.

neuen Titelblättern, welche die Jahreszahl 1545 trugen, ausgehen zu lassen, damit die einfältigen Leser um so leichter getäuscht werden und diese neue Ausgabe für identisch mit der letzten unter Luther's Aufsicht gedruckten halten möchten'[1]. Da die Ausgaben der folgenden Jahre noch größere Veränderungen an dem Drucke von 1545 aufwiesen, steigerte sich die Erregung der strengen Lutheraner immer mehr. ‚In etlichen Drucken', schrieb Georg Cölestin, ‚ist der Text verändert in Worten, in etlichen im ganzen Verstande, in etlichen die Paragraphen, in etlichen ganze Capitel, in etlichen die Propheten, in etlichen der Psalter. In etlichen Drucken sind ganze Sentenzen und schöne Sprüch verändert und verkehrt, in etlichen schöne Trostsprüch ganz ausgelassen. In etlichen sind die Vorreden geändert, weggethan oder neue Vorreden hinzugesetzt' und so weiter. So sei man nach ‚Lutheri Tode mit seiner Biblien umgegangen. Wenn man die Länge so sollte zusehen, was sollten wir oder unsere liebe Kindlein und Nachkommen auf die letzt wohl vor Bibel haben? Wo bleibt da Lutheri Will, Flehen, Bitten, Mahnen, Strafen?' In seinem Bedenken ‚Von Verfälschung des Spruches 2 Cor. 3' sagt Cölestin, ‚die neue Version' sei ‚voller Aergerniß. So die einfältigen Christen merken, daß von Luthero dieses Sprüchlein Pauli übel gegeben und gedeutscht sei, werden sie anfangen und an seiner ganzen Arbeit zweifeln. Zum andern so wir selbst Lutherum corrigiren und meistern wollen mit Veränderung des biblischen Textes, was werden die päpstischen Verläumder nicht thun? Auch welcher unter den päpstischen Laien wird nicht in solche Gedanken gestärkt werden, als sei die ganze Lutheri Biblia verfälscht? Weiterhin werden der Papisten Verläumdung hiemit bestätigt, da sie schreien und sagen: Die Lutherischen berufen sich auf die Biblia, und haben doch keine gleichstimmende, denn kein Exemplar treffe überein mit dem andern.' Auch ‚wird man sagen, die Schrift sei dermaßen dunkel, daß Lutherus selbst dieselbe nicht recht verstehen, viel weniger recht verdeutschen habe können, und das sei daraus offenbar, weil die Lutherischen selbst D. Luthers Version so oft ändern'[2].

Der Wittenberger Professor Paul Krell trat für die Aechtheit der seit Luther's Tode gedruckten Wittenberger Bibeln ein und schmähte die Ankläger dieser Ausgaben auf's heftigste. Zuletzt mischte sich auch die weltliche Gewalt in diesen theologischen Streit ein. Kurfürst August von Sachsen verbot den fernern

---

[1] Schott, Bibelübersetzung 153—154. Vergl. Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 3, 549, und Hopf 313 fl.

[2] J. C. Bertram, Historische Abhandlung von Unterdrückung der letzten Aenderungen Lutheri im teutschen N. T., bei J. S. Semler, Richard Simons Kritische Historie der Uebersetzungen des neuen Testamentes. 2. Abtheilung. Aus dem Französischen übersetzt von H. M. A. Cramer (Halle 1780) S. 300 fl. 333 fll.

Druck der Bibel und ordnete eine genaue Revision derselben an. Hierzu bediente man sich Luther's Handexemplars, das auf der Bibliothek zu Jena aufbewahrt wurde. Nach Verkündigung der Concordienformel erließ der Kurfürst für die Wittenberger den Befehl: ‚Weil man befinde, daß die Edition des Jahres 1545 mit des Herrn Lutheri Exemplar am richtigsten übereinstimme, so sollte man ein gedruckt Exemplar der Bibel nehmen und dasselbe nach der Edition von 1545 corrigiren und nach demselben correcten Exemplar und sonst auf keine andere Weise die Bibel drucken lassen.‘ Der kaum begonnene Druck wurde jedoch bald wieder unterbrochen, weil sich Klagen erhoben, ‚als wenn man zu Wittenberg mit der Bibel etwas Neues fürhätte und auslöschte und hineinsetzte, was man wollte, das Werk auch falsch und incorrect gedruckt würde‘. Nach einer neuen, durch Mirus und Glaser vorgenommenen Vergleichung erging dann wieder nach Wittenberg der Befehl, mit dem Bibeldruck fortzufahren. Endlich im Jahre 1581 erschien die neue Bibelübersetzung, welche sich möglichst eng an die Ausgabe von 1545 anschließen sollte, dennoch aber manche Abweichungen enthielt[1].

Die Ausgabe vom Jahre 1581 ‚sollte als Normaltext für alle zukünftigen Drucke dienen; indessen außerhalb Kursachsens kümmerte man sich um den Willen des Kurfürsten nicht‘[2].

Der Streit über die lutherische Bibelübersetzung tobte unter den Neugläubigen in ungeschwächter Heftigkeit weiter. Als im Jahre 1587 der Heidelberger Theologe David Pareus mit einer neuen Ausgabe der lutherischen Bibel hervortrat, erließ der Tübinger Gottesgelehrte Jacob Andreä eine Warnungsschrift, in welcher er diese Bibel ‚für einen hochsträflichen Falsch und für ein recht teuflisches Erzbubenstück erklärte. Denn man habe nicht allein Luther's Vorreden großentheils ausgelassen, und andere, Luther's heilsamer Lehre ganz widerwärtige Erinnerungen an deren Stelle gesetzt, sondern auch die irrigen falschen und verdammten Calvinischen Irrthümer in den vornehmsten Artikeln christlicher Lehre hin und wieder mit listiger, boshafter Geschwindigkeit eingeschoben, und weil Doctor Luther's Name darauf stehe, damit es Luther's Bibel heiße und als solche verkauft werde, könne ja dieß nichts Anderes heißen, denn fremde Bücher fälschen, falsche Briefe machen, Siegel abgraben, und sei in Summa ein Erzbubenstück, welches von einer christlichen Obrigkeit billig mit dem Henken gestraft, die verfälschte Bibel aber mit Feuer verbrannt werden sollte.‘[3]

In große Aufregung versetzte die strengen Lutheraner auch die von dem Hofprediger Salmuth in calvinischem Sinne glossirte Bibel, deren Druck im

---

[1] Schott 157 fl. [2] Grimm 39.

[3] C. A. Menzel 5, 171. Vergl. Schott 161, und Hagemann 148.

Jahre 1590 begann. Nur einem Zufall, nämlich der Thatsache, daß der Kurfürst Christian bereits im Jahre 1591 in Folge seiner Trunksucht starb, hatten sie es zu danken, daß dieselbe wieder unterdrückt wurde. Die Lutheraner kamen aber in dieser Frage nicht zur Ruhe. In neue Aufregung versetzte sie eine im Jahre 1595 zu Herborn erschienene deutsche Bibel. Gegen diese mit ‚calvinischem Gift beschmeißte deutsche Bibel' erließen die Wittenberger Theologen alsbald eine ‚treuherzige, nothwendige und ernste Warnung an alle evangelischen Kirchen teutscher Nation' [1].

Die anfängliche Begeisterung der Neugläubigen für die lutherische Bibelübersetzung schlug später vielfach in das Gegentheil um. Luther selbst hatte bereits im Jahre 1540 in vertrautem Kreise die Aeußerung gethan: ‚Ich hab nur Sorg, man wird nicht viel in der Bibel lesen, denn man ist schier ihr überdrüssig und denkt ihr Niemand nach.' Und ein andermal: ‚Es hat uns Arbeit genug gestanden, wird aber von den Unseren wenig geachtet. Die Gegner lesen die Uebersetzung mehr als die Unsrigen.' [2] Nach Luther's Tode ward es in dieser Hinsicht keineswegs anders. Paul Krell sprach im Jahre 1560 von dem allgemeinen Ekel an der Bibellectüre, und der berühmte Marburger Theologe Andreas Hyperius äußerte im Jahre 1581 sein Erstaunen darüber, ‚wie es doch komme, daß Jedermann Christ heißen wolle und sich doch so überaus träg und kalt zum Lesen und Hören der Heiligen Schrift zeige. Nur äußerst Wenige hätten eine Bibel im Hause, und unter diesen sei wieder nur selten Einer, der sie wirklich in seinem Leben einigemal gelesen habe; freilich herrsche auch eine allgemeine Sittenlosigkeit, eine Verachtung aller Schranken der Religiosität und Ehrbarkeit, wie man leider sehen müsse. Hyperius forderte daher die Obrigkeiten auf, sie sollten durch ein strenges Gesetz jedem Hausvater befehlen, daß er in seinem Hause jeden Tag einige Capitel aus der Heiligen Schrift lese oder lesen lasse und seine Hausgenossen aus dem Gelesenen examinire. Sie möchten sich, ruft Hyperius den weltlichen Behörden zu, doch hierin nicht säumig zeigen, und ein solches Gesetz in's Leben treten lassen, bis sie sehen, daß die Leute die Glaubenslehre besser inne hätten, und ihre Sitten, die in der jetzigen unseligen Zeit allenthalben so überaus verderbt und völlig verabscheuenswerth seien, besserten.' [3] ‚Ob gleich jetziger Zeit', schrieb später Sigmund Evenius, ‚die Bibel in einem so schönen, bequemen Format, mit so schönen, anmuthigen Typis, auf so schönem, reinem Papier gedruckt und in schlechtem Werth und Preis zu bekommen, so ist doch die Tenacitas und der leidige teuflische Geldgeiz und die unvernünftige, unbedacht-

---

[1] Siehe Schott 162. Eine neue Bibel gab der Reformirte Joh. Piscator 1602 fll. zu Herborn heraus. Vergl. Hagemann 151, und Mezger 285 fl.

[2] Loesche, Anal. Luth. 82. 251; vergl. 281.

[3] Döllinger, Reformation 2, 220. 561.

same, ja unchristliche Anwendung der zeitlichen Güter bei uns so groß, daß, da wir auf stattliche Gebäu, köstliche Kleidung und sonderlich weiblichen Schmuck, ja wol auf vornehme Gastereien, nicht nur zu einem, sondern wol zu hundert und tausend Reichsthaler aufwenden, allhier aber alle Beutel mit eisernen Ketten müssen geschlossen sein, daß man nicht einen einigen oder zum höchsten ein baar Thaler zur Comparation dieses unseres und der Unserigen höchstes und mehr als güldenes Kleinods auf- und anwenden und dessen unsere unverständigen Kinder theilhaftig machen mag.'[1]

---

[1] Evenius 37—38. Wie gering die Bibelverbreitung in Württemberg war, wo nicht einmal jeder Pfarrherr eine deutsche Bibel hatte, vergl. Schnurrer 178—179. In Brandenburg fand sich im Jahre 1600 bei der Visitation, daß einige Dorfpfarrer keine Bibel hatten. Dasselbe erwähnt die Nassauische Kirchenordnung vom Jahre 1609; siehe Tholuck, Kirchliches Leben 112. Da läßt sich schließen, wie Viele im Volke solche hatten! ‚Nothwendig', sagt Löschke 85, ‚muß es befremden, zu sehen, daß die Herrschaft der Bibel in den Schulen doch eine äußerst beschränkte war. Wenn wir aber den Schulplan betrachten, den Luther und Melanchthon entwarfen, so zeigt es sich, daß die Reformatoren selbst viel zu wenig thaten, diese Bedürfnisse des Volkes, welche sie völlig anerkannten, zu befriedigen; fast die ganze Schulzeit wiesen sie dem Sprachstudium zu, und nur wenige Stunden kamen auf die Unterweisung im Christenthum überhaupt, noch wenigere auf das Studium der Heiligen Schrift. Vom Volke — so wird erzählt — wurde die deutsche Bibel fleißig gelesen; aber in den Schulen war sie selten zu finden.' Unter den Gründen, weßhalb die Bibel von der Jugend so wenig gelesen werde, bezeichnete Georg Lauterbecken in einer im Jahre 1554 zu Eisleben erschienenen Ermahnung: ‚Erstens werde die Jugend abgeschreckt durch die mancherlei Spaltungen und Secten in der Christenheit: es seien die Leute mit dieser Plage des Zwiespalts so hoch beladen, daß man kaum zween finde, die Einer Meinung sind, sondern ein Jeglicher habe seinen eigenen Wahn, und was nun das Schlimmste sei, Jeder berufe sich auf die Heilige Schrift.' ‚Die göttliche Heilige Schrift liegt darnieder, verachtet und verschmäht, wird von Niemand begehrt zu lernen, deß wir uns doch billig als Christen schämen sollten.' Löschke 85—86. ‚Eine deutsche Bibel in lateinischen Schulen, in denen die Schüler gestraft wurden, wenn sie ein Wort deutsch mit einander redeten, — welch ein Contrast wäre dieses auch! Ihr fehlte das antike Modekleid, das allein respectirt wurde.' ‚Das Lesen der Bibel außer der Schulzeit empfahlen die meisten Schulordnungen, viele sehr angelegentlich.' S. 87 fll.

X. Die Predigt bei Katholiken und Protestanten.

1.

Auf dem Gebiete der Kanzelberedtsamkeit erstanden unter den Katholiken seit der Ausbreitung der neuen Lehrmeinungen und Secten zahlreiche ausgezeichnete Redner, welche, ausgerüstet mit gründlicher und umfassender theologischer Gelehrsamkeit, die dogmatischen Wahrheiten und die Sittengesetze klar und anschaulich behandelten und aus der Fülle eines glaubensfreudigen Gemüthes auf Glauben und Leben ihrer Zuhörer einzuwirken suchten. Unter diesen ragten durch ihre Predigten und deutsche Predigtwerke im sechzehnten Jahrhundert besonders hervor: Friedrich Nausea, Domprediger zu Mainz, Hofprediger König Ferdinand's I. und Bischof von Wien; Michael Helding, Weihbischof von Mainz und Bischof von Merseburg; Leonhard Haller, Weihbischof von Eichstätt; Jacob Feucht und Johann Ertlin, Weihbischöfe von Bamberg; Johannes Nas, Bischof von Brixen, und Stanislaus Hosius, Bischof von Ermland; die Franciscaner Johann Wild und Michael Anisius; der berühmte Augustiner Johann Hoffmeister, die Dominicaner Johann Fabri und Ambrosius Storch (Pelargus); die Benedictiner Quirinus Rest und Wolfgang Sedelius; die Jesuiten Petrus Canisius und Georg Scherer; die Weltpriester Georg Wizel, Michael Buchinger, Johann Rasser und Martin Eisengrein [1].

[1] Die von Brischar im ersten Bande seines verdienstvollen Werkes ‚Die katholischen Kanzelredner seit den drei letzten Jahrhunderten' auf 914 Seiten herausgegebenen Predigten des sechzehnten Jahrhunderts sind, wie in der Vorrede VII—VIII mit Recht hervorgehoben wird, frei von Roheit und Geschmacklosigkeit. ‚Viele Prediger zeichnen sich aus durch gründliche Kenntniß und fruchtbare Anwendung der Heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter, durch treffenden Gebrauch der Sprüchwörter, Veranschaulichung des Gegenstandes durch Beispiele aus der Profan-, Kirchen- und Heiligengeschichte, durch eine sinnige Naturbetrachtung, durch Beibringung von schönen Vergleichungen, Symbolen und Allegorien, für welche freilich unsere Zeit Sinn und Interesse fast verloren hat, während sie früher eine wichtige Stelle einnahmen.' ‚Was immer interessant und lehrreich ist, haben diese Prediger, wenigstens die besseren unter ihnen, benutzt, um ihren Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und dem Zuhörer verständlich und eingänglich zu machen. In dieser Beziehung, sowie besonders auch hinsichtlich der Zartheit, Innigkeit und Tiefe des religiösen Gefühls und der Schönheit der Gedanken, haben wir Neueren Vieles von ihnen zu lernen.' ** Ueber Hoffmeister als Prediger vergl. die ausgezeichnete Monographie von Paulus 38—68. Ueber Eck's Predigtwerk oben S. 495 fll.

Den ersten Rang unter den Genannten behaupten sowohl in Bezug auf die Bedeutung als auf die Zahl ihrer Werke unzweifelhaft Wild, Scherer und Feucht, alle drei zugleich ausgezeichnet durch eine kräftige und kernige Sprache und durch einen mannhaften Freimuth, mit welchem sie die schweren Schäden und Gebrechen unter geistlicher und weltlicher Obrigkeit hinstellten und für die Armen und Gedrückten im Volke eintraten.

Der Franciscaner Johann Wild, seit dem Jahre 1539 Domprediger zu Mainz [1], gab in vielen Schriften seine Predigten heraus, in welchen er einzelne Bücher des Alten und des Neuen Testamentes erklärte, die Glaubenswahrheiten gründlich und deutlich auseinandersetzte, in einfachen, warmen Worten die Sittenlehren einprägte und seine Zuhörer in das ganze kirchliche Leben, namentlich in die Feier der kirchlichen Feste, einführte [2]. Den Andersgläubigen gegenüber kannte er weder Zorn noch Haß. Als er im Jahre 1552 bei Eroberung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach für einige Zeit aus seinem Amte vertrieben und von lutherischen Prädikanten, welche sich seiner Kanzel bemächtigt hatten, auf das ärgste beschimpft worden war, sprach er sich nach seiner Wiedereinsetzung über die Vorgänge mit größter Mäßigung aus. Zum Gegenstande seiner Vorträge wählte er sich gleich am Anfange die Heilige Schrift. ‚Das hab ich mich bisher allweg beflissen,‘ konnte er im Jahre 1552 bemerken, ‚daß ich meiner Predigt einen richtigen Grund hätte, will solches auch noch thun. Und dann kann auch ein jeder am sichersten bauen, wenn er erstlich nach einem guten Grund sich umsieht, ja alsdann kann man an der Lehr desto weniger zweifeln, wenn man sieht, daß sie keinen faulen Grund hat. Was ist aber steifer, gewisser, unfehliger als die Heilige Schrift?‘ Den wahren Sinn der Schrift müsse man aber bei der Kirche suchen. ‚Falsche Propheten und Ketzer schmücken sich auch mit der Heiligen Schrift. Derselben muß man nach dem rechten Verstand sehen. Das ist eben der rechte Verstand der Schrift, nicht den ein jeder aus sich selbst faßt oder den ihm der oder der Geist einblaset, sondern den der Heilige Geist von Anfang her gegeben hat und in dem die ganze allgemeine heilige christliche Kirche von der Apostelzeit her gleichförmig und einhellig gewesen und geblieben ist.‘

In seinen Synodalpredigten vom Jahre 1549 hielt Wild den auf der Synode in Mainz versammelten Bischöfen und Aebten vor, wie wenig Sorge auf die Ausbildung tüchtiger Prediger verwendet werde. ‚Keines Dings kann die Kirche weniger gerathen, denn des Pfarr- und Predigamtes, und ist doch Nichts, das man weniger achte. In allen anderen Dingen hat man größern Fleiß und Aufsehens, daß doch einen sollt Wunder nehmen, wo doch

[1] ** Vergl. oben S. 454 ff. [2] Brischar 1, 243—381.

der sträfliche Unfleiß herkomme und wo doch die Häupter der Kirchen hingedenken. Nun lassen wir uns wol etwan hören: es sei uns leid; wollen uns damit entschuldigen, man habe der Personen nicht, Niemand wolle sich lassen brauchen, so wollen auch die Jungen im geistlichen Stand, in Stiften und Klöstern nicht mehr studiren, und sonderlich in Theologia. Ist freilich und gewißlich wahr, Mangel an Personen hat man, das sieht und weiß alle Welt. Wessen ist aber die Schuld? Gewißlich derer, die erstlich alle Studien lassen verfallen, zum andern so viel edler Ingenia und geschickte, lernhaftige Jungen lassen verderben und bei denen kein Gelehrter kann aufkommen oder einen Vortheil hat.' ‚Aus großer und sträflicher Hinlässigkeit der Prälaten, so nun etlich viel Jahre her in der Kirche gewesen sind, ist es jetzund dazu kommen, daß man nicht allein keine Magistros, von denen die jungen Clerici ihre Artes, nicht allein keine Doctoren hat, von welchen die Priester ihre Theologie und heilige Geschrift künden hören, sondern auch die Scholastici haben nichts anderes, dann Namen ohne Sache. Ei, was ist dann Wunder, daß Mangel ist an gelehrten Leuten?' ‚Bei ihrer Seele Seligkeit' rief er die Prälaten auf, ihres Amtes zu warten und für Heranbildung tüchtiger Prediger bemüht zu sein. ‚Lasset euch den Geiz nicht überwinden in dieser Sache, lasset euch den Eigengesuch nicht Ursach geben, daß die Kirche guter Hirten und gelehrter Prediger müsse beraubt sein. Da ist das Kirchengut am besten angelegt, und dazu ist es auch am meisten gegeben, das dient zu der Ehre Gottes, zu der Kirchen Nutz, zu der Seelen Heil.' [1]

Der als theologischer Schriftsteller und als Kanzelredner unermüdlich thätige Jesuit Georg Scherer († 1605) veröffentlichte zahlreiche Predigten dogmatischen, moralischen und polemischen Inhalts. Für Vorträge letzterer Art stellte er in einer seiner ‚Postillen' für die Prediger die ‚christliche Regel' auf: ‚Es soll Maß gehalten werden mit Angreifung und Hindurchlassung der Ketzer, die ein christlicher Prediger mehr mit richtigen Argumenten premsen und pressen, als mit vielen Schalier- und Scheltworten vexiren soll. Hat doch der Erzengel Michael den Teufel selber nicht lästern wollen, wie der heilige Apostel Judas schreibt in seiner Epistel. Es hat Alles sein Maß und Bescheidenheit.' Dieser Meinung sei auch Gregor von Nazianz gewesen: nicht mit Schmach- und Lästerworten solle man die Widersacher antasten, ‚sondern nach dem Exempel des friedsamen und gütigen Herrn Christi streiten'. ‚Im Schalieren, Ausholhippen, Schmähen, Schänden und Lästern müssen wir katholische Prediger den sectischen Prädikanten gewonnen geben, da männiglich bekannt ist, daß sie in dieser unrühmlichen Kunst

[1] Kehrein 2, 114 fll. Brischar 1, 306 fll. Ein Verzeichniß der Predigtwerke Wild's bei Kehrein 1, 52. ** Mit den Klagen Wild's vergl. man diejenigen des Augustiners Hoffmeister bei Paulus 39 fll.

gewaltige Meister sein und es in solcher dem Teufel selber weit bevor thun. Eben dergleichen Bescheidenheit und Mäßigkeit muß ein Prediger gebrauchen in Fürbringung der katholischen Lehre, fürnehmlich bei Ungläubigen und Secten.'[1]

,Schelten und Lästern ist keine Kunst, wohl aber herzig und einfältiglich das Wort Gottes predigen, und in Allem hohen Muthes die Wahrheit verkünden, und gegen Hoch und Niedrig dasselbige Maß halten, und die Gebrechen, wo sie vor Augen, nicht schonen, sondern unerschröckenlich, so sich die Gelegenheit findet, zu rügen.' Eine solche Gelegenheit ergriff Scherer zum Beispiel in einer Rede bei dem feierlichen Begräbniß eines Benedictinerabtes zu Wien im Jahre 1583. Er verwies darin auf die Gerichte Gottes über jene pflichtvergessenen vornehmen Prälaten, welche in Pracht, Saus und Braus dahinlebten, das Kirchengut zu eigenem Nutzen verwendeten oder vergeudeten, und so ,nicht allein ihren Mitbrüdern, sondern auch insgemein allen Geistlichen, Weltlichen, Gläubigen und Ungläubigen, Katholischen und Sectirern ein hoch ärgerliches und erschrecklichés Beispiel' gaben. ,Es gibt ferner Prälaten, die ihren Brüdern gegenüber tyrannisiren, sie ihres Gefallens schlagen, foltern, kerkern, stöcken und plöcken; die keine Zucht und Disciplin im Kloster halten, lassen Alles durch und unter einander gehen, strafen keine Laster, sehen durch die Finger, lassen ihren Hirtenstab feiern, ohne daß sie ihn oft hin und wieder abmalen, schnitzeln und einhauen lassen.' Andere ,bekümmern sich wenig oder nichts um die Schulen, haben die freien Künste nicht lieb, mögen gelehrte Leute nicht um sich leiden, weil sie vielleicht selber ungeschickt und ungelehrt sind. Diese sind Schuld daran, daß anstatt der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit eitel Barbarei, Pedanterei und grobe Unwissenheit einreißt und regiert. Vor Zeiten ward nirgends fleißiger studirt als in Klöstern, wo dann die besten und herrlichsten Bibliotheken zu finden gewesen. Jetzt geschieht durch Unachtsamkeit etlicher Prälaten, daß man an vielen Orten nirgends weniger studirt als eben in Klöstern. Was in Bibliotheken noch von Büchern übrig, das fressen die Mäuse, Schaben, Staub und Pulver. Weil dann solche Vorsteher mehr lieben die Finsterniß der Unwissenheit als das Licht der Wissenschaft, ist leicht die Rechnung zu machen, daß

[1] Scherer's Postill oder Außlegungen der Sonntäglichen Evangelien (Urseler Ausgabe von 1622) Bl. IIII b—v. Vergl. Brischar 2, 6. ** Auch Johann Hoffmeister ließ sich auf der Kanzel nur ungern in religiöse Polemik ein. Gleich von Anfang an erwählte er zum Gegenstande seiner religiösen Vorträge die Heilige Schrift. ,Wenn hie und da eine Schriftstelle ihm Gelegenheit bietet, die Neuerer zu bekämpfen,' sagt Paulus 52—53, ,so thut er dieß gewöhnlich mit ein paar kurzen Worten und mit Würde und Anstand. Höchst selten kommen Aeußerungen vor, die man heute bei einem Prediger nicht dulden würde. Hoffmeister war eben der Ansicht, daß für Schmähen und Lästern die Kanzel kein geeigneter Ort sei.'

sie in jenem Leben nicht sehr scheinen und glänzen, sondern finster genug aussehen, ja von einer Finsterniß in die andere geworfen werden (Matth. 22, 25).'[1]

Nicht weniger freimüthig und unerschrocken eiferte der durch seine zahlreichen apologetischen und polemischen Predigten und Predigtwerke allgemein im Volke verehrte Bamberger Weihbischof Jacob Feucht, ein wahrer Apostel des Hochstiftes († 1580), gegen die im geistlichen und weltlichen Regimente vorhandenen schweren Schäden und Gebrechen. Vor allem Volke geißelte er die ‚Pfründejäger, welche nur die Wolle und die Milch der Schafe begehren, aber um die Schafe selbst sich nicht bekümmern, sondern Miethlinge für sie bestellen, welchen sie einen geringen Theil ihres Einkommens abtreten'. ‚Groß ist', sagt er, ‚die Verantwortlichkeit der Bischöfe, die sich durch ihre Wahlcapitulationen verleiten lassen, die besten Pfarreien an Leute', nämlich an ihre adelichen, meist nicht zu Priestern geweihten Domherren, ‚zu verleihen, welche nur das reichliche Einkommen begehren, ohne die Pflichten eines Hirten erfüllen zu wollen oder zu können.' ‚Etlichen hinlässigen Bischöfen ist die weltliche Pracht mehr angelegen als das geistliche Regiment. Einem Verständigen ist hiermit genug gesagt. Denn in etlichen Bisthümern steht es so baufällig mit der Religion, daß es zum Erbarmen ist. Die Bischöfe sehen durch die Finger, gleichsam als ob sie nicht Bischöfe und zur Rechenschaft vor Gott verbunden wären. Am Ende wird man's finden.' Zum Schutze des Volkes erhob er seine Stimme wider ‚die Wucherer, Schinder und Schaber' unter den Obrigkeiten, bei welchen ‚eine rechtschaffene Handhabung der Gerechtigkeit selten' sei. ‚Die armen Wittwen und Waisen wollen sie nicht wie die reichen beschützen und schirmen. Für die Reichen oder, wie der hl. Jacobus über sie klagt, für Diejenigen, welche ein schönes Kleid am Leibe, goldene Ringe an den Fingern tragen, die mit einem silbernen Becher oder etlichen Goldstücken schmieren können, müssen die Sachen, wenn sie auch an sich böse und verloren sind, auf das schnellste zu ihren Gunsten erledigt werden. Die Sachen der Armen aber, die Niemand bestechen können, werden Wochen, manchmal Jahr und Tag hingezogen. An diese zu denken, hat weder ein Bürgermeister noch ein Rathsverwandter Zeit. Solcher Sachen will weder ein Bürgermeister noch ein Rathsverwandter sich annehmen. Auf diese Weise müssen die Armen, wenn auch ihre Sache die gerechteste, dieselbe verlieren oder zu ihrem großen Schaden hinausgezogen sehen.' ‚Kommt es den hohen Herren, welche sonst die ganze Woche müßig gehen, an Sonn- und Festtagen in den Sinn, zur Jagd, zum Fischen, zum Vogelfang auszuziehen, so werden ganze Gemeinden bei Leibes- oder Geldstrafen dazu aufgeboten. Was nur einen Spieß tragen

[1] Brischar 2, 123—129.

kann, muß hinaus und den halben oder ganzen Tag, ohne gegessen oder getrunken, ohne den Gottesdienst besucht zu haben, wie ein unvernünftiges Vieh in Wald und Feld, Berg auf und ab herumlaufen. Gilt es, ein neues Schloß oder Kastenhaus oder Gasthaus bald in diesem, bald in jenem Dorfe zu bauen, da müssen die Leute mit Roß und Wagen und Handarbeit frohnen, daß ihnen der Herzbendel kracht, das Blut unter den Nägeln herauslauft und sie sich weder bücken noch biegen mehr können.' [1]

Feucht's Hauptwerk, die zuerst in den Jahren 1577 und 1578 zu Cöln in zwei Foliobänden erschienene, dann wiederholt aufgelegte ‚Große katholische Postille', nimmt in Bezug auf gelehrtes Wissen und volksthümliche Darstellung unter den sehr zahlreichen Postillenbüchern des sechzehnten Jahrhunderts eine der ersten Stellen ein; sie kennzeichnet den Weihbischof als einen der besten damaligen deutschen Prosaisten. Sein Nachfolger, Weihbischof Johann Ertlin, selbst ein tüchtig geschulter und feinsinniger Kanzelredner, gab aus der ‚Großen Postille' einen Auszug heraus und nahm bei der Auswahl der Predigten vorzüglich Rücksicht auf die Unterscheidungslehren. ‚Gute Bescheidenheit und sanftmüthigen Geist' werde man darin, sagte er, nicht vermissen, während von den Postillen der Sectischen das Gegentheil zu sagen sei. In den Vorschriften, welche Feucht für die Prediger gab, mahnte er: man solle nicht durch Verdammungssucht von der Bekehrung und vom katholischen Glauben abschrecken, an ganz katholischen Orten nicht über Irrlehren predigen [2].

Ausgezeichnet durch ihren Inhalt und ihre klare, bündige und leidenschaftslose Sprache sind die Fastenpredigten, welche der Ermländer Bischof Stanislaus Hosius [3] zur Vertheidigung der katholischen Lehre und kirchlichen Uebungen im Jahre 1553 verfaßte. ‚Dieweil das', beginnt die erste Predigt, ‚unser Amt von uns fordert, daß wir euch verkündigen sollen das Wort Gottes, bin ich zu euch kommen, nicht mit hohen Worten oder mit hoher Weisheit euch zu verkündigen die göttliche Predig; denn ich halt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.' Alle unsere Predigten ‚sollen nichts anders lauten, nur allein Jesum, den Gekreuzigten, der da den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit ist; uns aber, die wir berufen sind, ist er eine göttliche Kraft und eine göttliche

---

[1] Feucht, Sammlung von Predigten (Cöln 1574) S. 142 fll. Große Postille (Cöln 1577 und 1578) Bd. 1[a], 78 und 2[a], 31 fll.; vergl. was er 2[c], 59 über die Hofleute sagt.

[2] Näheres über die einzelnen Predigtwerke Feucht's bei P. Wittmann, ‚Jacob Feucht', in den Hist.-pol. Bl. 89, 572—582, besonders bei J. Metzner, Ernst von Mengersdorf, Fürstbischof von Bamberg; die Weihbischöfe Jacob Feucht und Johann Ertlin (Bamberg 1886) S. 36—56. 63—64. Eine Anzahl Predigten von Feucht und Ertlin bei Brischar 1, 544—675.

[3] Vergl. oben S. 512 fll.

Weisheit.' ,Den hat man auch nicht allein euch, sondern auch allen euern Eltern und Vorfahren von der Zeit, wie sie den Glauben des Herrn Christi angenommen haben, in der christlichen Kirche mit allem Fleiß verkündigt.' An der Hand der Kirchenlehrer zeigt Hosius, wie fälschlich von Seiten der Neugläubigen der katholischen Kirche eine verkehrte Werkheiligkeit vorgeworfen werde. ,Man hat anders in der Kirche nie gelehrt, als daß die Werke allein Gott angenehm seien, die Werke allein von Gott belohnet werden, die da geschehen im Glauben unseres Mittlers, unseres Herrn Jesu Christi. Die da geschehen außerhalb dem Glauben, sie seien so gut und löblich wie möglich, so verdienen sie durch sich selbst uns nicht das ewige Leben.' ,Aus dem ist zu vermerken, was das für unverschämte Leute seien, die da sagen dürfen, daß man bisher in der katholischen Kirche gelehrt habe, daß uns durch unsere Werke und nicht durch Christum die Sünde vergeben, daß uns durch das Verdienst unserer Werke und nicht durch das Verdienst Christi das Himmelreich gegeben wird. Wenn sie doch einen nennten, der solches geschrieben hätte, der da gelernet hätte, daß die Werk, so außerhalb Christo geschehen und anderswohin, dann zu dem Herren Christo, gerichtet wären, uns verdienen sollten oder die Vergebung der Sünden oder das ewige Leben. Aber sie können keinen nicht nennen, dieweil auch alle Münche das Widerspiel schreiben und lehren, daß allein die Werk Gott angenehm und uns verdienstlich, die da von dem Herren Christo herkommen und zu dem Herrn Christo gerichtet werden. Solches lasen auch die Kinder und Weiber vor dreißig Jahren', zur Zeit, als die neue Secte in Preußen Eingang und Verbreitung fand. Gleich trefflich, wie die Lehre vom Glauben und den guten Werken, behandelt Hosius die Bedeutung der kirchlichen Ceremonien und des Kirchenjahres, die Beichte, die Communion unter Einer Gestalt, die Gegner Christi und des heiligsten Altarssacramentes, die Nachfolge der seligsten Jungfrau und die wahre Buße und Bekehrung. Von Beschimpfungen und Schmähungen der Neugläubigen, wie sie auf Seiten der protestantischen Kanzelredner gegen die Katholiken im Gebrauche waren, findet sich bei Hosius nicht eine Spur[1].

Dieselbe ,Sittigkeit und Geschicklichkeit', welche der Herausgeber dieser Predigten dem Ermländer Bischofe nachrühmte, findet sich auch in den Predigtwerken des Convertiten Martin Eisengrein († 1578 als Vicekanzler der Universität Ingolstadt)[2].

Als einer der gründlichsten Dogmatiker und Exegeten und als Meister in der Dialectik erwies sich in vielen seiner homiletischen und apologetischen Leistungen der redegewaltige Friedrich Nausea, seit dem Jahre 1541 Bischof

---

[1] F. Hipler, Die deutschen Predigten und Catechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer S. 14—20. 33—41.

[2] Vergl. die bei Brischar 1, 435—543 abgedruckten Predigten.

in Wien[1]. Klar und körnig stellt er die katholische Glaubens- und Pflichtenlehre vor Augen, widerlegt siegreich die Einwürfe der Gegner und bringt zur Veranschaulichung seines Gegenstandes eine Fülle von Beispielen aus der Welt-, Kirchen- und Heiligengeschichte bei. Auf sonstigen rhetorischen Schmuck verzichtete er, wie er selbst angibt, ‚um zweier Ursachen willen'. ‚Erstlich, dieweil all meine Predigt nichts von dem meinen, sondern allein aus heiliger göttlicher Geschrift zusammengetragen sind, so ist ja kund und wissen, daß dieselbige heilige Geschrift nicht will weder mit hochtrabenden noch gleißenden weltzierlichen Worten und Reden geschmückt und herausgestrichen sein. Das Wort der Wahrheit ist für sich selbs durch seine göttliche Einfältigkeit stark, mächtig, lieblich, freundlich, holdselig und beredlich genug und bedarf unseres Südls und Schmuckes gar nicht. Zum andern: daß die große treffliche Höhe und Tiefe göttlicher Sachen, so in solchen Predigten gehandelt, um ihrer Größe und Schwerheit willen keinen sonderlichen Schmuck weder in Worten noch Clauseln zulassen, wie dann solche der Reden Zier und Schmuck in lauteren menschlichen, weltlichen und irdischen Händeln leichtlich und wol mag statthaben.'[2]

Im Allgemeinen läßt sich von den vielen Hunderten in Druck gegebener Predigtwerke der Katholiken des sechzehnten Jahrhunderts sagen, daß sie von Absonderlichkeiten, Abgeschmacktheiten und Roheiten frei sind. Daß aber im Predigtwesen überhaupt Auswüchse und Ausartungen vielfach hervortraten, läßt sich aus den Mahnungen Georg Scherer's erkennen: ‚Die Prediger sollen nicht Possenreißer, Mährleinsager und Fabelhansen sein, sondern Gottes Wort mit geziemlicher Gravität und Majestät tractiren. Zuweilen die müden Zuhörer

---

[1] Vergl. oben S. 488 fl.

[2] J. Metzner, Friedrich Nausea S. 103. Näheres über Nausea's Predigtwerke S. 31 fll. In Wien predigte Nausea jeden Sonn- und Festtag im Stephansdom. Der Schulmeister Wolfgang Schmeltzl sagt in seinem ‚Lobspruch der Stadt Wien' vom Jahre 1548:

Mit Frewden ging ich in Tempel ein,
Da war ehrsamer Rath und Gemein
Versammelt zu hören Gottes Wort,
Wie sich gebürt an solchem Ort.
Viel tausend Menschen standen da,
Und predigt Bischof Nausea,
Wie er dann pflegt zu aller Zeit
Sein Schafflein zgeben selbs die Weidt.

Vergl. Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Carl's V. S. 281 fll. ‚Wollte Gott,' schrieb ein Kirchenfürst, ‚daß in Deutschland vierzig Prediger wie Nausea wären, dann könnte man nach der Ansicht des römischen Königs wie vieler anderer Kundiger auf eine großartige Rückkehr vielen Volkes hoffen.' A. a. O. S. 282.

mit einem kurzweiligen, zur Sache dienlichen Histörchen oder Spruch zu erlustigen und zu ermuntern, ist unverwehrt. Aber auf die lächerlichen und lahmen Zoten und Narrentheiung sich mit Fleiß ergeben und dadurch die Leute an sich ziehen und sich ein stattliches Auditorium machen wollen, das soll durchaus nicht sein, und gehöret solches Gespei nicht auf die Kanzel, sondern an andere Orte.' Ferner sollten ‚die Prediger in ihren Predigen nicht hoch herein fladern und subtile, fürwitzige Materien führen', sondern sich nach dem Verständniß des gewöhnlichen Mannes richten; ‚sich ostentiren und viel philosophiren oder immerdar Lateinisch, Griechisch oder Hebräisch reden wollen ohne alle Noth, das ist nicht zu loben, denn der gemeine Mann trägt Nichts heim, ohne allein, daß er zuweilen sagt: sein Pfarrherr habe eine gewaltige Predig gethan; wenn man ihn aber fragt, was denn der Pfarrherr gesagt habe, antwortet er: ich weiß Nichts, es ist mich nicht angangen.'[1] Auf derartige Mißstände wies Georg Wizel im Jahre 1539 in einem Briefe an Johann Maltiz, Bischof zu Meißen, mit den Worten hin: ‚Etliche Prediger bringen oft so elende Dinge, so ungereimte Materien, so unnütze Träume zuwege, daß der verständige Zuhörer krank darüber werden möchte. Dieser gleichen sind fast, die nicht allein aus der Schrift, sondern auch aus den ältesten Vätern treten und fiedeln nur auf der Scholasterei, disputiren und argumentiren auf der Kanzel nicht anders, denn ob sie auf den hohen Schulen wären.'

‚Es ist zum Theil gewißlich wahr,' sagt er in demselben Briefe im Hinblick auf die Prediger des neuen Evangeliums und deren beifällige Aufnahme im Volke, ‚daß bei unseren Jahren das heilige Predigamt etwas erhöhet ist, wollt aber Gott, es geschehe mit besserer Frucht. Jedermann begehret gute Prediger. Die Begehre ist zu loben, aber in der Wählung wird man oft betrogen, weil Jedermann zwischen guten und bösen Predigern nicht zu urtheilen weiß. Denn es wahrlich nicht gar liegt an wolklingender Rede, sonst an Geist, Verstand und Unschuld des Lebens. Viel weniger liegt's an Spottreden und Scheltworten, welche kunstlose Leute am besten künden. Der ungelehrte Laie will sich hierin zu viel zumessen, so will man ihm auch zu viel nachhängen und willfaren, welches kein gutes Ende nehmen wird. Gott und unsere Augen klagen wir's mit heißen Zähren, daß itzt fast allenthalb kein Predig geduldet, will nicht sagen gelobt wird, es sei denn, daß man sage, was Jedermann gern höret. Ist der Prediger weltlich und fleischlichen Wandels, doch mit dem theuren Wort Evangelion listiglich verdeckt, so wird er an Statt Petri oder Pauli gehalten. Ist sein Predig nach

---

[1] Postill (vergl. oben S. 579 Note 1) Bl. 6. Brischar 2, 9—10. ** Ueber Ausartungen im Predigtwesen des ausgehenden Mittelalters siehe Bd. 1 des vorliegenden Werkes S. 41.

weltlicher, gemeiner Rede formirt, krauet dem Pöbel, kratzet die Clerisei, hetzet zum Abfall, posaunet zur Freiheit, tröstet immerdar, verheißet Großes, bringet etwas Neues, so wird's für's lauter Wort gelobt auf allen Gassen und gerühmt in allen Häusern. Ist aber etwa ein Prediger ernst, zeucht sich ein, ist meidsam und lebet priesterlich, derselbige muß ein Pharisäer sein, und seine Predigt von Buße, Reue, Ablaß, Früchte der Buße, neue Geburt, neues Leben, gute Werke, Gottesdienst, Taufgelübd, Gehorsam göttlicher Gebote, Disciplin der Kirche, Verachtung der Welt, Geduld der Verfolgung, Streit wider das Fleisch, letztem Gericht und so weiter ist papistisch und zerrüttet die Gewissen der frommen lieben Menschen. Also gar kann diese neue Welt die alte evangelische Lehre nicht hören.‘ ‚Zuvoran in den großen Städten haben die Prediger den Platz, so da Pfaffen, Münche und Nonnen am zierlichsten ausfilzen können, und ohne Unterlaß und ohne Unterschied fast Alles verspotten, versprechen und verdammen, was und wie man's etliche hundert Jahre her in den Kirchen gehalten hat.‘ [1]

2.

In dem Kirchenwesen der Neugläubigen sollte die Predigt der Hauptbestandtheil und der Mittelpunkt des öffentlichen Gottesdienstes sein; es wurde daher um so verhängnißvoller, daß dieselbe von Anfang an einen leidenschaftlich polemischen Character erhielt, die confessionelle Polemik als ihre Hauptaufgabe ansah [2].

Luther prägte ihr diesen Character auf, indem er mit aller ihm eigenen Redegewalt zur Schmähung der katholischen Kirche und ihres Gottesdienstes häufig Predigten hielt und von den Predigern verlangte, sie sollten ‚das Papstthum mit seinem Anhange heftiglich verdammen, gleichwie den Teufel

[1] Kehrein 1, 39—41.

[2] Das ‚meistens unnütze und unfruchtbare Polemisiren auf der Kanzel war das liebe Steckenpferd der meisten Prediger in diesem Zeitraum. Im Anfang stritt man wider lebende Gegner, Calvinianer, Katholiken, Juden, Türken, Majoristen und so weiter. Zuletzt brachte man sogar Ketzereien auf die Kanzel, denen Niemand mehr zugethan war, und predigte zum Beispiel gegen Patripassianer, Valentinianer, Macedonianer und so weiter und stiftete durch dieses immerwährende Abkanzeln der alten Ketzer, wodurch man unzählbare Streiche in die Luft that, weit mehr Schaden als Nutzen, indem dadurch die Zuhörer statt der gehofften und gesuchten Erbauung meistens verwirrt wurden.‘ Schuler 1, 150, und die Beispiele S. 269—279. ‚Man polemisirte auf den Kanzeln und verlor dadurch den Hauptzweck der Predigt, die christliche Erbauung, größtentheils aus den Augen.‘ ‚Das fruchtlose Polemisiren galt bei den Religionsvorträgen als Hauptsache, und man suchte darin eine gewisse Ehre, daß man die Gegner mit Schmäh- und Schimpfworten überhäufte. So traurig stand es um die Erbauung der Zuhörer.‘ Schenk 17. 32. 42.

und sein Reich', sie sollten ,dem Papste und seinem Reich fluchen und dasselbige lästern und schänden und das Maul nicht zuthun, sondern ohne Aufhören dawider predigen', wenn auch Etliche vorgäben, ,wir können anderes Nichts, denn den Papst und die Seinen verdammen, schänden und lästern'[1]. Er erzog dadurch ein Geschlecht von Predigern, über welche er selbst die Klage führte: auch Diejenigen, ,welche die Besten sein wollten', wüßten, ,gar wenige ausgenommen, Nichts von diesem Stück, daß die Erkenntniß Christi und seines Vaters allein das ewige Leben' sei. — ,Papst, Mönche und Pfaffen schelten, können sie alle wohl.'[2]

Bewußt und planmäßig gingen die Prediger darauf aus, jede katholische Lehre und Religionsübung als ,ein Abschaum aller Abgötterei und Gotteslästerung' hinzustellen und das Volk mit Abscheu vor ,der papistischen Synagoge des Teufels und den Satelliten des Satans' zu erfüllen. Fortwährend wurden die katholischen Lehren auf das ärgste entstellt und dadurch das Papstthum als ,ein gemein Werk aller Teufel' verschrieen[3]. In derselben unsäglich gemeinen Sprache, wie sie Fischart in seinem ,Bienenkorb' führte[4], wurde von Predigern wie Johann Lauch und Fabian Heyden die heilige Messe mit ihren einzelnen Ceremonien auf der Kanzel verhöhnt und verspottet[5]. Aus dem ,Rosenkranz' wollte ein Prediger beweisen, daß bei den Katholiken die Zahl der ,Abgötter' sich auf 140 belaufe; sogar Orgelpfeifen, behauptete ein anderer, würden von denselben bisweilen angebetet; ein dritter berichtete: im Papstthum habe man nicht 4, sondern 5, 6, sogar 7 Evangelien[6]. Zum Troste der Gläubigen wurde aber bei all diesen Vorführungen ,papistischer, mehr als heidnischer Greuel' immer von Neuem verkündigt, daß der Untergang des Papstthums bevorstehe. ,Dem römischen Antichrist will die Seele ausgehen', predigte zum Beispiel Lucas Osiander im Jahre 1589, ,vor seinem völligen Untergang' erzeige er jetzt noch durch päpstische

[1] Sämmtl. Werke 23, 57; 36, 410. ** Vergl. dazu Bd. 3 des vorliegenden Werkes S. 64, und Paulus, Hoffmeister 53.

[2] Vergl. Döllinger 1, 305. In einer Schulweihepredigt vom Jahre 1609 beschrieb Johann Asseburg in Tangermünde ,die Sitten einer katholischen Kirchen- oder Schulweihe; den Weihbischof, der solche Handlung verrichtet, nannte er einen Weibischkopf, und die lateinische Benennung Suffraganeus verwandelte er in Saufraganeus'. Pohlmann 295—296, mit der Bemerkung: ,Wenn man auf dem geistlichen Lehrstuhle vor Erbauung suchenden Zuhörern sich solche elende und platte Zweideutigkeiten erlaubte, wie wird man bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, in Speisesälen und auf öffentlichen Plätzen gesprochen haben!'

[3] Im zweiten bis fünften Band haben wir eine Unmasse solcher Predigten angeführt und daraus Stellen mitgetheilt.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 352—357.

[5] Vergl. Diefenbach, Die lutherische Kanzel 78. 104—106.

[6] Diefenbach 83. 100 fll.

Scribenten seine letzten Kräfte. Der Papst erhebe sich über Gott und lasse sich anbeten, denn er lasse sich die Füsse küssen [1].

Gegenüber der Zerfahrenheit des Protestantismus in unzählige Secten stach ‚dem evangelischen Volk' zum Kummer der Prediger ‚die Einigkeit im Glauben bei den Papisten gar oft in die Augen'. Aber diese ‚Einigkeit der Katholiken im Glauben', erklärte der Tübinger Propst und Kanzler Jacob Andreä in einer seiner Predigten, sei kein Merkzeichen der wahren Kirche, denn auch bei den Juden herrsche eine solche Einigkeit: ‚Warum sollte sie der Teufel im Glauben uneins machen? Sie dienen ihm ja nach allem seinem Willen. Und warum sollte auch der Teufel die Papisten uneins machen? Dieweil sie nicht weniger, als die Juden, ihm nach allem seinem Willen dienen. Darum auch die Juden bei und unter ihnen Schutz und Schirm haben, und in gutem Frieden bei einander leben.' [2]

Man polemisirte jedoch nicht allein gegen die Katholiken, sondern suchte auch mit gleicher, wohl gar stärkerer Leidenschaft die innerhalb des Protestantismus entstandenen unzähligen Lehrstreitigkeiten auf der Kanzel zum Austrag zu bringen. Jeder der Streitenden berief sich auf Gottes Wort und auf seine rechte Auslegung desselben, gab den Gegner für eine ‚Ausgeburt des Teufels' aus und schickte ihn ‚zum Teufel' heim. So meldeten beispielsweise die Jenaer Professoren im Jahre 1567: ‚Flacius und seine Collegen haben auf der Kanzel Nichts denn von Synergisten, Adiaphoristen, Schwenkfeldisten, Majoristen, Antinomisten, Philippisten, Calvinisten, Schwegisten und dergleichen unzähligen sonderbaren, von ihnen angezogenen und verdammten Secten gepredigt. Mittlerweile hat der gemeine Mann auf die Neuigkeit und ungewöhnliche Weise zu predigen gehört, seines Catechismi vergessen, und weil er die seltsamen Secten nicht verstanden, sind die Kirchen leer und wüst gemacht, Gottes Wort hintangesetzt, und doch die Predigten anders nicht, denn wie ein Mährlein oder sonsten neue Zeitung gehört und darnach als ein Gelächter auf den Bier- und Weinbänken nachgeredet worden, daraus sich dann soviel Unrath, Unfriede und Aufruhr zugetragen, daß die Obrigkeit genugsam zu wehren gehabt.' [3] In einem ‚Christlichen Klagewort' sagt ein Pro-

[1] Sieben Predigten (Tübingen 1589) S. 1. 12. [2] Schuler 1, 273.

[3] Heppe, Gesch. des deutschen Protestantismus 1, 75. ‚Fast in allen Predigten wurde wider die Calvinisten und Sacramentirer losgezogen, und in allen Lebensläufen wurde als etwas Rühmliches und Nachahmungswürdiges gemeldet, daß der Verstorbene die Calvinisten von Herzen gehasset und tapfer wider sie gestritten habe.' Schuler 1, 123. Der berühmte Königsberger Prediger Sebastian Artomedes bezeichnete in seinen Predigten vom Abendmahl (1590) die Calvinisten als ein ‚wüthiges Heer des Teufels'; er ließ diese ‚frevelichen Deutler, Krüpler und Troxler zum Teufel fahren'. ‚Der elende Heide Ovidius' sei ‚ein besserer Theologus als unsere Calvinisten; sind diese Buben nicht Buben, so sind Rüben nicht Rüben'. S. 274—277.

testant im Jahre 1605: ‚Der allermeiste Theil der Prediger sind in zornigem Hasse dermaßen verbösert, daß keine Stadt, schier wenig Dörfer zu finden, allwo nicht der mehrste Theil der Predig an Sonn- und höchsten Feiertagen mit Lästern und Verteufeln zugebracht wird, oder zu mindest mit allerhand subtilen Disputationen, so der gemeine Haufe nicht verstehen kann und ihm zum Gespötte ist, oder auch zu Disputen und Schlägereien gar unter der Jugend Gelegenheit dargibt.‘ Man klage insgemein über ‚die Wildheit, Disputirsucht, Unbändigkeit und alle Laster der Jugend und ist alles dieß männiglich vor Augen; aber die so klagen, tragen den mehrsten Theil der Schuld an sich selber, dieweil sie alle Welt, so nicht ganz nach ihren Pfeifen tanzen will, ausmustern, holhippen und schänden und gar dem Teufel übergeben, und mit solchem auch die Jugend unterrichten. Und ist jedes zehnte Wort in ihrem Munde der Teufel, womit sie unsäglich Schaden und Nachtheil anrichten. Wollen nun fürstliche Herren und Räthe und andere Oberkeiten ihnen einen Zaum in's Maul legen und das Lästern und Schänden auf öffentlicher Kanzel verbieten, so schreien sie insgesammt: man wolle dem Heiligen Geist in's Regiment fallen, und könnten sie das christliche Strafamt auszuüben nicht unterlassen. Daher denn zwischen Predigern und Oberkeiten und ihren Räthen nicht weniger Zank und Streit, als unter den Predigern selbst, und kann man schier allenthalben hören, mit welch Ehrentiteln sie sich belegen, so daß es Schand und Schmach ist, so solches vor dem gemeinen Mann öffentlich geschieht.‘ ‚Welch Achtung kann wohl das Volk‘, fügte das ‚Klagewort‘ hinzu, ‚vor den Predigern, Lehrern, Superintendenten und anderen Kirchendienern haben, so es hört und liest, wie sie sich unter einander durchteufeln und in den Koth ziehen? Da gibt es wenig Schandbares, was nicht der eine von dem andern zu sagen und zu schreiben weiß.‘ [1]

Nicht weniger volksverderblich als die nie verstummende Kanzelpolemik wirkte in unzähligen Predigten das Betonen der Lehre vom Alleinglauben

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 488—503, wo nähere Belege für die Wahrheit der von dem ‚Klagewort‘ hervorgehobenen Uebelstände. Andere Klageworte von Protestanten über das herrschende polemische Predigtwesen bei Döllinger 2, 700—704, wo in den Anmerkungen auf frühere in demselben Bande mitgetheilte Aeußerungen verwiesen wird. Ueber die Wirkungen der Kanzelpolemik äußert sich Döllinger 2, 699: ‚Als eine besonders stark hervortretende Erscheinung wird von allen Seiten her das Einreißen des Fluchens, Schwörens und Lästerns unter dem Volke seit der Reformation erwähnt. Die Schriften aus der ganzen Zeit von 1525 an bis zu Ende des Jahrhunderts sind voll von Klagen über diese Erfahrung.‘ ‚Die Thatsache war theils eine Frucht der allgemeinen religiösen und sittlichen Ausartung, theils hatte sie ihren besondern Grund in der durch Luther und die Reformatoren eingeführten Methode, das, was dem Volke bisher heilig gewesen oder (wie die Messe) den Mittelpunkt des gottes-

gegen die guten Werke. Gab es doch hochangesehene Prediger, welche sich nicht scheuten, öffentlich den Satz aufzustellen: ‚Gute Werke sind zur Seligkeit schädlich.'[1] Wie der Wittenberger Schloßprediger Georg Major, schrieb auch der lutherische Jurist Melchior von Ossa derartigen Predigten die Wirkung bei, daß das Volk ‚ganz roh und leichtfertig werde, so daß weder Treue, Ehre noch Glaube bei dem gemeinen Haufen sei, aber Untugend und Laster ganz gemein; Ehre, Tugend und guter Wandel selten werde'. ‚Viel Prediger', sagte er an einer andern Stelle, ‚und der Mehrtheil auf den Dörfern kitzeln dem Volk allein mit der Gnadenpredigt die Ohren, nehmen ihm das Vertrauen auf gute, ernstliche, von Gott gebotene Werke, so daß sie solche bei dem Volke ganz gehässig machen.' Es sei ‚vor Augen, wie das Volk dadurch roh, kühn und frech' werde[2].

Diese Predigten brachten es dahin, daß die Leute, wie die Prediger unzähligemal klagten, ‚von christlichen Gesetz- und Ermahnungspredigten Nichts mehr wissen wollten'. ‚Wenn sie hören,' schrieb Georg Major aus langer Erfahrung in den Jahren 1553 und 1558, ‚daß wir aus Gnaden, ohne alle unsere Werke, allein durch den Glauben gerecht und selig werden, so wollen sie dann von keinem Gesetz, noch von guten Werken hören; sind allen Predigten von Gesetz und guten Werken feind und wollen sie nicht leiden. Die meisten Menschen sind jetzt Epicuräer geworden, sie glauben an kein göttliches Strafgericht, verlachen alle Erinnerungen an das künftige Gericht und an die ewigen Strafen, halten sie für Märchen.'[3] Um ‚eifrige Prediger', sagte der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius in seinen Predigten über

dienstlichen Lebens gebildet hatte, ihm von der Kanzel herab nun als ein Gewebe satanischer Greuel darzustellen und die furchtbarsten Verwünschungen und Anatheme, die bitterste Verhöhnung des bisher mit religiöser Scheu Umgebenen zur gewöhnlichen Nahrung zu machen, mit der das Volk Jahr aus Jahr ein von den Kanzeln herab gespeist wurde. Die Polemik, welche zwischen Zwinglianern, Melanchthonianern und Calvinisten einerseits und zwischen Lutheranern andererseits über das Abendmahl und die Person Christi geführt wurde, die Mittel, welche man anwandte, alle Leidenschaften des Volkes aufzuregen und sie zu Waffen in diesem Streite zu gestalten, das so häufig erwähnte Disputiren über kirchliche Streitfragen in Wirthshäusern wie in den Familien — Alles dieses zusammen genommen erzeugte naturgemäß jene Abstumpfung des feinern religiösen Sinnes, jene plump zugreifende Vertraulichkeit und Mißachtung, die nun an die Stelle der frühern ehrfurchtsvollen Scheu trat, und die selbst die Person des Erlösers, wie Alles, was sich im Ohr und Sinn des Volkes durch das stete Anhören polemischer Predigten mit der Erinnerung an Verfluchungen verknüpft hatte, im leidenschaftlichen Ausbruche, ja selbst im gewöhnlichen Gespräche zu mißbrauchen und zu entweihen sich gewöhnte.'

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 13 fll.

[2] v. Langenn, M. v. Ossa 114. 155.

[3] Döllinger 2, 167. 172; 3, 493 fll.

das Buch Jonas, kümmern sich die Leute nicht. Es ist dahin gekommen, daß, ‚wenn man die Laster strafet, sonderlich die groben und gemeinen, als Fressen, Saufen, Geizen, Ehebruch‘ und so weiter, ‚auch die, so gute Christen sein wollen, sauer darüber sehen und ein Mißfallen daran haben, und solche nöthige Strafe entweder verlachen und der Prediger spotten, oder ihnen spinnenfeind werden.‘ Dabei sei es ‚jetziger Zeit eine sonderliche Predigersklage: Je länger einer predigt, je ärger die Leute werden‘ [1]. Nur noch ‚ein kleines Häuflein‘, sagte Hartmann Braun, Pfarrer zu Grünberg in Hessen, im Jahre 1610, gehe in die Kirche. Während des Gottesdienstes ‚laufen die Meisten im Feld herum; Etliche stehen vor den Richthäusern, kaufen und zanken sich mit einander; Etliche sitzen im Saufhause, Etliche im Hurenhause, Etliche verkriechen und verstecken sich zu spielen . . . schänden und schmähen wie rechte Teufelskinder, wollen die Gesetzpredigten helfen abschaffen. O Teutschland, wie wird doch deßwegen so ein großes Unglück über dich kommen!‘ [2] ‚Die Spottvögel und losen Finken, epicurische und sadduceische Säuleute und teuflisches Gesinde haben‘, äußerte er sich an einer andern Stelle, ‚ihre besonderen Sprüche.‘ Der Eine sage: ‚Quid Bibel? Babel. Was gehen mich die fünf Bücher Mosis an? Hätte ich fünf schöner Dörfer. Ein Anderer: Was soll ich singen die Psalmen? Hätte ich Palmen und Salmen. Was Litanei? Ein arm Pfaffen-Geschrei. Ein Anderer: Was Himmel? Hätte ich hie Mehl. Was Gott? Hätte ich Gold.‘ Ein Anderer: die Auferstehung von den Todten sei ein ‚knabenhaftes Delirament‘; ein Anderer: ‚Gestorben, gar verdorben‘; ‚Friß, sauf und spiel, nach dem Tod ist kein Wollust mehr viel.‘ Andere sagen: ‚Die Höll ist mit Rüben gesäet‘; ‚Rips, raps, wer's kriegt, der hat's‘; ‚Wo etwas zu gewinnen, da darf man sich nicht lange schämen‘; ‚Willst du werden reich, so thue keinem Menschen gleich.‘ ‚Dergleichen Reden und Sprüche mehr pflegen die Teufelskinder und Höllenbrände zu führen.‘ [3]

Um das Volk in die Kirche zu ziehen und die Zuhörer zu fesseln, verfiel man darauf, die Predigten mit allerlei ‚Wunderbarlichem und Seltsamem‘, mit Fabeleien und Altweibermärchen auszuschmücken [4]. Das Volk wolle, klagte

[1] Strigenicius, Jonas 33b. 59b. 342b.

[2] Der Christen Kirchgang (Giessen 1610) Bl. D 2b. Vergl. Diefenbach 56 und die Klagerufe anderer Prediger S. 38 fll. ** Ueber Braun's Wetterpredigten vergl. Niedner, Zeitschr. für hist. Theol. 44, 422.

[3] Proverbium Christi: Wo ein Aaß ist, da sammlen sich die Adler (Giessen 1609) S. 34—36.

[4] Nicht vereinzelt steht die Klage: ‚Plenus est sermo insipidis historiolis, vel potius fabellis anilibus ad usus homileticos maximam partem accommodatis.‘ Schmidt 67.

Georg Rollenhagen im Jahre 1595, ‚fast keine Predigt hören, keine Postille lesen, welche nicht mit wunderlichen Historien, viesierlichen Fabulen und unerhörten Gleichnissen wie ein Bettlermantel verplezt‘ sei[1].

Solch ‚wunderliche Historien‘ finden sich in ansehnlicher Zahl beispielsweise in den Predigten ‚Von den heiligen Engeln und vom Teufel‘, welche der Amberger Prediger Sebastian Fröschel im Jahre 1563 herausgab. Er erzählt darin unter Anderem, daß der Teufel der Frau des Superintendenten Bugenhagen stets die Butter aus dem Butterfaß gestohlen habe, bis endlich Bugenhagen sich auf das Butterfaß gesetzt und den Teufel so unsauber heimgesucht habe, daß er ihm dadurch das Wiederkommen verleidete[2]. Der Prediger Sebastian Artomedes in Königsberg berichtete im Jahre 1590 in einer Predigt über das Abendmahl, wie der Theologe Carlstadt durch den Teufel um das Leben gekommen sei. Der Prediger Carl Sauerborn setzte seinen Zuhörern auseinander, wie überaus ‚verwunderlich und viesierlich‘ der Teufel sich wiederholt bei einem protestantischen Fürsten bald als Hund, bald als Katze, ‚so eine Menschenstimme hören ließ‘, benommen habe[3]. Ein beliebtes Thema für Predigten bildeten auch die Hexen und ihre ‚wunderlichen und erschrecklichen Künste‘[4].

‚Das Volk‘, sagte Hartmut Eisel in einer Predigt vom Jahre 1562, ‚ist der reinen, einfältigen Speise des Evangelii so entwöhnt und dessen ganz überdrüssig und ekel worden, daß man es, etliche gottselige alte Weiber und Jungfrauen ausgenommen, nur mehr in die Kirch bringen kann, wenn man ihm viel Fremdes und Sonderbares erzählt von viel Wunderzeichen und seltsamen Erscheinungen am Himmel und auf Erden, Blutregen, Mißgeburten, Zauberern und Teufelsbräuten, leibhaften Erscheinungen des Satans und dergleichen: dann reckt es die Ohren und höret zu, aber gleich so, als wenn es von den Wundern des Venusbergs erzählen hört; bessern sich nicht, machen daraus ein Gelächter auf den Bierbänken; kommen am nächsten Sonntag nur wieder in die Kirch, um solch Neues als Ohrenkitzel und Schauermär zu hören, und wenn der Prediger damit feiert und es nicht zusammenbringen kann, sagen sie: der Pfaff versteht nichts, hat sich ausgepredigt, und würde bald die Kirch leer und verlassen.‘[5]

Auch alle Arten von Neuigkeiten und Stadtgeschichten wurden häufig in die Predigt verwoben sowie die für die eigene Person des Predigers

[1] Vorrede zum Froschmäuseler. Das Volk, schrieb Nicolaus Selnekker, werde nur dann noch auf die Predigten aufmerksam, wenn man ihm ‚etwas Wunderbarliches, Streitiges und Seltsames‘ predige. ‚Wer fein simpel und schlicht lehrt, der soll Nichts gelten.‘ Döllinger 2, 347. [2] Schuler 1, 130 Note.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 519. 521.

[4] Bei dem Hexenwesen wird darüber eingehender die Rede sein.

[5] Hist.-pol. Bl. 101, 182—183.

fröhlichen oder traurigen Ereignisse; eine besondere Rolle spielten die ewigen Klagen über schlechte Besoldung [1].

‚Ich will euch mit Klagen und Beschwerungen nicht unliebsam werden, wenn ich auch', predigte am Pfingsttage 1561 der Pfarrer Melchior Hamberger, ‚mit krankem Weib und sieben Kindern, wie ihr selber wohl wissen könnet, nicht das trockene Brod habe; ich will auch nicht von mir und meinem Weib sprechen, noch auch mit anderem weltlichen Gespei euch erlustigen, sondern ich will vom Heiligen Geiste predigen, der in uns Allen wohnen soll, damit es nicht von mir heiße wie an so vielen Orten: Wenn die Leute aus der Kirche kommen, haben sie guten Theils oftmals statt des heiligen Evangelii sonderbare und bossierliche oder zu wenigst ungeistliche, nur weltliche Dinge gehört.' [2] Professor Johann Mülmann in Leipzig gab in seinen Predigten über den ‚Melancholischen Trauergeist und Herzfresser' im Einzelnen die Mittel an wider ‚die Verstopfung des Leibes, welche den Melancholischen am meisten zusetze' [3]. Martin Bohemus, Prediger zu Lauben in der Oberlausitz, hielt nicht weniger als 23 Predigten ‚Von des Menschen Leib': von dem Haupt, den Haaren, der Haut, dem Fleisch, den Gebeinen, den Adern, den Augen und Ohren, der Nase, den Fingern und Nägeln, dem Bauch und dem Nabel, der Milz und der Blase und so weiter. Er fügte zwei Predigten über die Seele des Menschen hinzu: was sie sei und ob Jeder eine eigene Seele habe, wie viele Seelen er besitze und wo ihr Wohnplatz im Leibe sei [4]. Im Anschluß an Matth. 10, 30 predigte Andreas Schopp, Pfarrer zu Wernigerode, im Jahre 1605: ‚Erstens: von unseres Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen; zweitens: vom rechten Gebrauch des menschlichen Haares; drittens: von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung, Trost, die von den Haaren herkommen; viertens: wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind.' [5]

Eine andere Ausartung der Predigt zeigt sich vielfach in den weitschweifigen Predigtcyklen, welche theils über einzelne Bücher der Heiligen

[1] Tholuck, Kirchliches Leben 1, 140—141.

[2] Pfingstpredig (Leipzigk 1561) S. 2. Der lutherische Pfarrer in Langenprozelten stellte einmal im Jahre 1551 sich und seine Ehefrau als ein Muster für die Gemeinde auf, wurde aber dabei von seiner Ehefrau öffentlich der Lüge bezichtigt. Archiv des Histor. Vereins für Unterfranken 19, Heft 2, S. 123—124.

[3] Flagellum Antimelancholicum (Leipzig 1618) S. 27.

[4] Bohemus im zweiten und dritten Theil der Theologica contemplatio. Die Predigten vom Leibe umfassen 455, die von der Seele 41 Seiten.

[5] Tholuck, Kirchliches Leben 136. Ueber andere sonderbare Predigten vergl. Schenk 36—38. 70. Diefenbach, Die lutherische Kanzel 153—182. ** Carpzov predigte ein ganzes Jahr hindurch von Christo als dem wahren Handwerker, indem er denselben in beson=

Schrift, theils über sonstige Stoffe gehalten wurden, eine practische Richtung verfolgten, aber nicht selten in den eigenthümlichsten Auslegungen sich gefielen und durch ihre Länge und Redseligkeit nicht anders als ermüdend auf die Zuhörer wirken konnten[1].

Dahin gehören zum Theil die 171 Predigten, welche Jacob Stöcker, Diaconus an der Stadtkirche zu Jena, in den Jahren 1609—1612 über das Buch Jesus Sirach hielt, im Drucke über 1100 Folioseiten stark[2]. Unendlich breiter noch ist der Meißener Domprediger Gregor Strigenicius in seinen 100 Predigten über die Sündflut, welche er im Jahre 1613 auf 1480 Folioseiten veröffentlichte. Auf 18 Folioseiten bespricht er ‚den Einzug der unvernünftigen Creaturen' in die Arche, ‚was für wunderliche und seltsame Dinge sich in solchem Einzug begeben', weßhalb Gott ‚diesen Einzug habe öffentlich halten lassen' und ‚woher es kommen sei, daß sich die

---

deren Predigten als den besten Tuchmacher, als den besten Laternenmacher, den besten Tapezierer darstellte. Dietrich nannte Christum den besten Schornsteinfeger, indem er zuerst den Schornsteinfeger, zweitens den Rauchfang, drittens den Besen betrachtete. Kahnis 114. In einer ‚Adlerspredigt' (Tübingen 1590. Vollständiger Titel bei Goedeke 2, 387) setzte der Pfarrer Thomas Birk zu Untertürkheim in Württemberg über die Stelle: ‚Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler', zunächst auseinander: ‚Warum Christus ein Aas genannt werde', und widerlegte die Einrede, daß das heilige Nachtmahl soll kein Aas genannt werden. Er fügte der Predigt ein geistliches ‚Adlerslied' bei, nach sieben Melodien zu singen. Die Christen, singt er, sollen zum Nachtmahl beflissen sein:

Dieweil der ewig Gott,
Das himlisch Aas und Seelenspeiß,
Uns darin thut fürtragen
Auf ein verborgen Weiß.
Und uns nicht lassen hindern,
Obschon nach Guckauchs Art
Gring halten die Weltkinder
Die gnadenreiche Tracht,
Und schlupfen, supfen dafür auß
(Wann sie sollen die Kirch besuchen)
Das Feld, und auch ein Hauß.

[1] ** Der Kirchenschlaf war die natürliche Folge solcher Predigten und etwas so Gewöhnliches, daß Major in der Leichenpredigt auf J. Gerhard rühmte, ‚man habe den großen Mann niemals in der Kirche schlafen gesehen' (Tholuck, Kirchl. Leben 144). Im Jahre 1616 wurde in Arnstadt ein Antrag gebracht, eine besondere Person zum Wecken der Kirchenschläfer anzustellen (Neue Beiträge von alten und neuen theologischen Sachen [1750] S. 447). Solche Erwecker waren mit einem Stocke bewaffnet (vergl. Altenburger Kirchenordnung vom Jahre 1705 S. 12). In der Kirchenordnung von Hall sagt Brenz im Jahre 1526, im Nachmittagsgottesdienst würden ‚mehr schlafend als wachend erfunden'.

[2] Spiegel christlicher Haußzucht Jesus Sirach's 2c. Jhena 1616.

unvernünftigen Creaturen so gehorsamlich eingestellt haben‘ [1]. Erst in der 94. Predigt gelangte er zu der Auseinandersetzung: ‚Wann die Sündflut kommen sei und wie sie überhand genommen‘ habe [2].

Zeitgeschichtlich besonders bemerkenswerth ist die 91. Predigt, weil sie die wenig geachtete Stellung, welche die verheiratheten Geistlichen und ihre Familien in den Gemeinden einnahmen, beleuchtet.

Luther hatte wiederholt geklagt: ‚Die Kirchendiener, so in ehelichem Stande leben, werden verachtet, die Geistlichen sind ein Fluch, ein Fegopfer, ein Spott und Verachtung aller Leute geworden.‘ [3] Die Juristen wollten die Ehen der Priester nicht als gültig, die Kinder nicht als ehelich und erbberechtigt ansehen [4]. Noch im Jahre 1573 mußte der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg den Befehl ergehen lassen: ‚Der Pfarrer und Geistlichen eheliche Weiber und Kinder sollen gleiche Rechte und Freiheiten haben wie andere eheliche Leute.‘ Der Ehestand sei den Geistlichen so gut als den Weltlichen zugelassen und also ein wirklicher Ehestand. Darum sollten ‚der Geistlichen und Pfarrer eheliche Weiber und Kinder sich der Landesconstitution in Erbschaften, Succession, Erbe und Erbrechte, auch aller anderen Privilegien und Freiheiten wie ander Eheleute zu freuen und zu gebrauchen haben und derselben fähig sein‘ [5].

Allein das protestantische Volk behielt seine Abneigung gegen ‚beweibte Priester‘ vielfach noch immer bei; viele Eltern wollten ihre Kinder nicht gerne an Prediger verheirathen, und unter Predigerfrauen selbst bestanden Zweifel, ob ihre Ehen auch gültig seien. Darum lobte Strigenicius jene Familien, welche mit Noah und seinen Söhnen in einen ehelichen Bund eingetreten seien. Noah sei nämlich, sagte er, ‚ein Prediger der reinen Religion‘, das ‚Pfaffengeschlecht‘ aber damals ebenso ‚sehr verhaßt‘ gewesen wie jetzt. Noch fortwährend würden ‚die Prediger und Diener göttlichen Wortes verachtet und höhnischer und spöttischer Weise nicht anders denn nur Pfaffen‘ genannt. ‚Mancher läßt sich verdünken, sie sind nicht so gut, nicht so redlich als andere Leute, und ehrlicher Leute Kinder nicht werth. Mancher achtet's ihm für eine große Schande, wenn er sich mit den Predigern und Dienern göttlichen Wortes befreunden und ihnen ein Kind geben sollte. Daher dürfen sich etliche unter den Junkern, Bürgern und Bauern verlauten lassen: ich hätte es mit meiner Freundschaft ewige Schande, wenn ich meine Tochter einem Prediger gebe.‘ Nun könne man aber aus der Geschichte Noah's und seiner Söhne deutlich erkennen, ‚daß die Priester und Prediger je und all-

---

[1] Diluvium 586[b]—605. [2] S. 664—669.

[3] Vergl. die zahlreichen Aussprüche Luther's über die Verachtung der Prediger bei Döllinger 1, 312 fll.

[4] Vergl. unsere Angaben oben S. 270. [5] Mylius 1[a], 302.

wege ihre Eheweiber gehabt' hätten. ‚Das dient allen Priesterweibern zu einem sonderlichen Trost, daß sie wissen, ob sie schon vor der Welt verachtet sind, daß sie doch in einem heiligen Stand und Orden leben.' ‚Es dient auch für die, so sich mit den Kirchendienern befreunden. Der Teufel macht oftmals auch frommen Eltern allerlei Gedanken, aber dagegen sollen sie dieß merken, daß Gott der Priester Ehe gar wohl gefällt und angenehm ist, also daß er auch in der Sündflut sonsten niemand anders, als eitel Pfaffenkinder und Pfaffenweiber hat wollen lassen übrig bleiben, durch welche das ganze menschliche Geschlecht wiederum sollte ersetzt und fortgepflanzt werden.' Noah wurde als Prediger der Gerechtigkeit von der Welt ‚verhöhnt und verspottet, seine Kinder haben den Weltkindern nur müssen Pfaffenkinder sein, er und die Seinigen haben Jedermann müssen über die Zunge springen'; aber Gott hat ihm so große Ehre erwiesen, daß er aus Fürsorge für ihn die Thüre der Arche nicht etwa durch seine Engel, die himmlischen Hofdiener, hat verschließen lassen, sondern persönlich ‚Aufwärter und Thorhüter oder Thürknecht gewesen, hat dem Noah auf den Dienst gewartet'. ‚Das ist etwas Sonderliches und was Hohes und Großes und nicht so gering zu achten, daß der Herr, der ewige Sohn Gottes, selbst diese Mühe auf sich genommen und die Thür hinter Noah zugeschlossen hat. Dergleichen Thürhüter ist niemals in der Welt gehöret noch erfahren worden.' [1]

Vor seinen Predigten über die Sündflut hatte Gregor Strigenicius in 122 Predigten ‚Die Historie von dem Propheten Jonas' behandelt. Im Jahre 1595 widmete er dieselben dreien Herzogen von Sachsen mit einer Belehrung über den Fürstenstand, in welcher es unter Anderm heißt: ‚Im Papstthum hat man etwan gelehrt, es könne kein Fürst in seinem Stand seliglichen sterben und in Himmel kommen.' [2] Das Werk erschien im Jahre 1602 in zweiter, im Jahre 1619 auf 918 Folioseiten in dritter Auflage. Die Auslegung der Stelle: ‚Da ließ der Herr einen großen Wind kommen und hob sich ein groß Ungewitter an', umfaßt beiläufig 80 Folioseiten [3]. Auf 7 Folioseiten wird die Frage besprochen: ‚Was Jonas die drei Tage über im Bauche des Walfisches gemacht habe' [4]. Den fünf Worten: ‚Zu Jona, dem Sohne Amithai', sind vier Predigten gewidmet.

Cyriacus Spangenberg hielt ganze Predigten über Titel, Grüße und Unterschriften der Apostel [5]. Es war nichts Seltenes, daß man ganze Stunden

[1] Diluvium 636—641. 647.

[2] Strigenicius, Jonas, Vorrede Bl. A 2^{b}. Wenn Luther nicht gegen Rom aufgetreten wäre, so würden, heißt es Bl. 35^{b}, in fünfzig Jahren ‚alle weltlichen Häupter geistlich worden' sein.

[3] Bl. 79—120. ‚Ein wahrhaftiger Bericht' über ein Ungewitter, welches am 5. Juli 1582 das Dorf Rockhausen verheerte, nimmt $4^{1}/_{3}$ Folioseiten ein. Bl. 95^{a}—97^{b}.

[4] Bl. 249—252^{b}. [5] Schmidt, Gesch. der Predigt 64.

lang über einen einzigen Namen predigte und dabei der Abstammung, des Vaterlandes, des Alters, der Lebensart, der Wohnung und so weiter gedachte. Ebenso verweilte man auch oft bei Landschaften, Bergen, Flüssen und Gärten [1]. Johann Mathesius, Pfarrer zu Joachimsthal, hielt 16 Bergpredigten, ‚darin von allerlei Bergwerk und Metallen, was ihr Eigenschaft und Natur, und wie sie zu Nutz und Gut gemacht, guter Bericht gegeben' wurde, ‚mit tröstlicher und lehrhafter Erklärung aller Sprüche, so in heiliger Schrift von Metall reden, und wie der heilig Geist in Metallen und Bergarbeit die Artikel unseres christlichen Glaubens fürgebildet' habe [2]. Jacob Herrenschmidt, Prediger zu Oettingen, erörterte im Jahre 1610 in seinen ‚Pfingstpredigten', weßhalb der Heilige Geist ‚allen Christen zu nöthigem Unterricht' in Gestalt einer Taube erschienen sei. ‚Erstlich ist das Täublein ein solcher Vogel, der nicht immerdar seine glänzenden Flügel ausbreitet wie ein stolzer gemalter Pfau, immerzu im Wasser und Wollüsten schwimmet wie eine tolle Gans, oder aber stetigs dem Raub nacheilet wie ein gefräßiger Rab, sondern setzt sich auf ein schlechtes Zweiglein und girret da oftmals den ganzen Tag. Solche Art hat an und bei sich die schöne beflügelte Himmelstaub der Heilige Geist.' Im Himmel sind, berichtete er, ‚die Gebäu von schönen Perlen geziert, die Gemachen künstlich verguldet und von stattlichen Edelgesteinen ausgerüstet, die Gassen mit lauter Gold als wie mit Glas gepfalztert, da ist kein Unflat, keine Mistpfützen' und so weiter [3].

Luther hatte manche treffliche Regeln zu einem zweckmäßigen Kanzelvortrage gegeben und in seinen eigenen Predigten volksthümlich, faßlich und kraftvoll gesprochen. Der Prediger solle, verlangte er, nicht ‚sonderbare Gelehrsamkeit affectiren', ‚nicht Hebräisch, Griechisch oder fremde Sprachen brauchen, denn in der Kirche soll man reden, wie im Hause daheim, die einfältige Muttersprache, die Jedermann versteht und bekannt ist' [4]. Allein bald trat bei den Predigern dieselbe Ausartung des Geschmackes ein, welche der Jesuit Georg Scherer unter den Katholiken bekämpfte [5]. Man wollte den Predigten einen gelehrten Anstrich geben und verfiel dadurch, wie in den Universitätsvorträgen, so auch auf der Kanzel, nur zu häufig in eine ‚Schulfuchserei', in welcher nach der Klage eines Theologen ‚Nichts von der wahren Gottseligkeit zu sehen' war [6]. Allerlei Sprüche lateinischer und griechischer Classiker wurden in die Predigten verwoben. ‚Sehr übel', sagte der kursächsische Hofprediger

---

[1] Schuler 1, 262. Schenk 26.

[2] Bergpostilla 1—205[b]. ** Vergl. oben S. 328—329.

[3] Herrenschmidt, Spiritus adveniens oder drei christliche Pfingstpredigten (Wittenberg 1610) Bl. B 4—E. G 2—G 3. [4] Vergl. Schuler 1, 40 fll. 81 fll.

[5] Vergl. oben S. 582 fll. [6] Vergl. Schuler 1, 151 Note.

Paul Jenisch im Jahre 1610 am Grabe seines Collegen Polycarpus Leiser, ‚konnte der liebe Mann leiden, da ein Prediger sich der neuen, fremden, ungewöhnlichen Art zu predigen beflisse, darin man Platonis, Xenophontis, Pausaniä, Plutarchi, Plauti, Terentii und anderer Ethnicorum Sententias, Apophthegmata und dergleichen Gesticks und Gespicks einführte.‘ [1] Man verwies in Leichenreden wohl auf Aussprüche Plato's und Juvenal's, um die Zuhörer zu mahnen, des Todes eingedenk zu sein [2]. In einer ‚Christlichen Trost- und Leichpredigt‘, welche der Pfarrer Johann Wecker im Jahre 1611 auf Frau Martha von Gemmingen hielt, wird aus Herodot, Aristoteles, Aelianus, Herodianus und anderen Schriftstellern bewiesen, daß bereits die alten Heiden ihre Todten betrauerten. Die Predigt muß Stunden lang gedauert haben, denn sie umfaßt 64 Seiten im Druck, eine beigefügte ‚Gesegnung und letzter Abschied‘ 14 Seiten, die Vorrede 18 Seiten [3].

Von gleichem oder noch größerem Umfange waren häufig die unzähligen, auf verstorbene Fürsten und Fürstinnen gehaltenen Reden. Caspar Ulrich, Pfarrer zu Zerbst, betrauerte im Jahre 1610 den Fürsten Friedrich Moritz von Anhalt in einer Predigt, welche 86 Druckseiten füllt [4]; bei dem Begräbniß der sächsischen Herzogin Dorothea Susanna hielt der Weimarische Generalsuperintendent Antonius Probus im Jahre 1592 eine Rede von mehr als 75 Quartseiten im Druck; zur Ehre der Verstorbenen werden darin Papisten, Calvinisten und Sacramentirer heftig gescholten [5].

Jeder Todesfall eines großen oder kleinen Fürsten wurde von den Leichenrednern hingestellt als eine besondere Strafe Gottes. ‚Wir haben‘, predigte zum Beispiel Jacob Runge im Jahre 1592 bei der Leiche des Herzogs Ernst Ludwig von Pommern-Stettin, ‚unsern christlichen Kirchenvater verloren, unsern frommen Landesvater, unser Aller Hausvater, unsern Beschirmer, unsern Pfleger, unser Haupt, die Krone unseres Hauptes. Und den hat uns Gott um unser Sünd und Undankbarkeit willen genommen. Gott sagt selbst in seinem Wort, daß die Unterthanen ihrer Landesfürsten unzeitigen tödtlichen Abganges Ursache seien. Wir haben unser Brod aus Seiner fürstlichen Gnaden Hand täglich empfangen, sind von ihm gespeiset, getränket und gekleidet‘ worden [6]. Eberhard Bidembach, lutherischer Abt zu Bebenhausen,

---

[1] Eine christliche Predigt ꝛc. (Dresden 1610) Bl. A 2 (nach E).

[2] Vergl. Curtze 309—310.

[3] Tübingen 1611. Ueber allerlei Predigten, welche 2—4 Stunden in Anspruch nahmen, vergl. Diefenbach 195.

[4] Betrachtung bei Bestattung des Fürsten ꝛc. Zerbst 1610.

[5] Symbolum Dorotheae Susannae etc. Jhena 1592.

[6] Biederstedt, Geist des pommerisch-rügenschen Predigtwesens (Stralsund 1821) S. 4—5. 7.

sprach in seiner Leichenrede auf Herzog Christoph von Württemberg die Besorgniß aus, ‚Gott werde alles Glück und Wohlfahrt zugleich mit diesem Fürsten hinwegnehmen und allerlei Unglück ergehen lassen‘ [1]. Dieselbe Bedeutung hatte für den calvinistischen Prediger Johann Strack der Tod des Pfalzgrafen Johann Casimir im Jahre 1592. Berge und Thäler, Laub und Gras sollten, sagte er, nicht eher wieder vom Thaue benetzt werden, bis sie mit ihm den Hingeschiedenen, diesen ‚Gesalbten des Herrn‘, beklagten [2].

Wie sich der Geschmack bei den Leichenreden, ‚so alle Welt für ihre Verstorbenen haben wollte‘, auch in anderen Beziehungen verirrte, ersieht man beispielsweise aus einer Predigt, welche der Rostocker Superintendent Lucas Bacmeister im Jahre 1613 einem nur drei Tage alt gewordenen Kinde widmete und in Druck ausgehen ließ [3]. Der Pfarrer Jeremias Herfard hielt im Jahre 1618 eine Predigt auf einen todtgeborenen Sohn des Hans Wolf auf Pulsnitz und beschrieb den ‚Lebenslauf‘ des Kindes [4].

Bald kam auch selbst bei den besten Predigern ein süßlich spielender Ton in Gebrauch. Der fromme Valerius Herberger, Prediger in Fraustadt, dem es im höchsten Grade Ernst war um die Erbauung seiner Zuhörer und Leser, veröffentlichte im Jahre 1611 in sechs Theilen ‚Geistliche Trauerbinden‘, ‚gewirket von lauter auserlesenen, schönen, körnigen, saftigen, schmackhaftigen, tröstlichen Leichpredigten‘. Einer Leichenrede auf ein Mädchen legte er das in den protestantischen Liederschatz übergegangene alte katholische Weihnachtslied ‚Ein Kindelein so löbelich‘ zu Grunde und stellte vor, ‚wie sich auch unsere Kinderlein in ihrem letzten Stündlein des neugeborenen Kindleins Jesu können getrösten, nach Anweisung dieses schönen Herzliedleins‘. ‚Wir halten dieses Liedlein billig der Heiligen Schrift gleich, denn alle Wort sind aus der Bibel gesponnen. Unsere lieben Vorfahren sind gleichwie die Bienelein durch die Wiesen durch alle vornehmsten Weihnacht-Röselein mit Gedanken geflogen und haben ihr Christ-Honig im Bienenstöcklein dieses Gesängleins zusammengetragen. Dieses Gesänglein ist wie ein schmackhaftes Confect oder kräftiges Cordial aus den allerlieblichsten Weihnacht-Blümlein durch die ganze Heilige Schrift zusammengerieben.‘ In anderen Leichenreden wurden von ihm vorgestellt: ‚Ein geistlicher kräftiger Rosenzucker für schwindsüchtige Leute, zugerichtet aus

---

[1] Eine christlich tröstliche Predigt über weiland Christoph &c. Tübingen 1569.

[2] Eine christliche Leichpredigt über den Tod Joh. Casimir's &c. Heidelberg 1592.

[3] Franck, Buch 12, 173.

[4] Fraustadt 1 [b], 550. A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten &c. (Ulm 1798), berichtet S. 563 aus einer handschriftlichen Quelle: Der Prediger Christian Ziegler ‚fiel im Jahre 1661 bei der verwittweten Frau Maria Polyxena von Geizkofler, weil er ihrem crepirten Schooßhund in der Kirche keine Leichenpredigt halten wollte, in Ungnade und verlor deßwegen seine Pfarrstelle‘.

etlichen Trostrosen des 39. Psalms'; ‚Ein geistliches Heuschöberlein, von verwelktem Menschengras und Fleischblumen'; ‚Marcipan und Himmelbrod für weinende Eltern, wann sie ihre abgestorbenen Kindlein beklagen.'[1]

Eine Leichenrede des Wittenberger Predigers Röber führt den Titel ‚Rosen- und Blumengeheimniß'. Seinen ‚Christpredigten' aus dem Jahre 1615 gab Röber die Aufschrift ‚Des holdseligen lieben Jesuleins und Immanuel's himmlisch Geburtszeichen oder prophetische Himmelsfigur'; die Hauptgedanken des Textes stellte er mit horoscopischen Bestimmungen in Parallele[2].

Die christliche Sittenlehre wurde selten auf der Kanzel behandelt. Johann Brenz war nahezu der einzige bedeutende Prediger, der in seinen Vorträgen auch die Moral berücksichtigte, ja im Laufe des ganzen sechzehnten Jahrhunderts fast der einzige, der ganze Predigten über die allgemeinen Menschen- und Christenpflichten wie über die Berufspflichten der einzelnen Stände hielt und sich bemühte, auch die dogmatischen Stoffe auf das practische Leben hinzulenken[3].

Auf sittliche Schäden, welche sich in Predigten bemerkbar machten, weist der hessische Prediger Hartmann Braun mit den Worten hin: ‚Es stehet übel, wenn Prediger ein ungehalten Maul haben und züchtige Ohren nicht schonen, nicht allein in Zechen, sondern auch in Predigten auf der Kanzel. Unzüchtiges Leben und unzüchtige, garstige Worte thun das heilige Ministerium verstellen und machen demselbigen einen bösen Namen.'[4] Im Jahre 1591 erschienen in zweiter Auflage für die brandenburgisch-ansbachischen Lande ‚Catechismus- oder Kinderpredigten', ‚um der jungen und einfältigen Kinder willen aus großer Noth verfaßt und zusammengebracht.' Jede Predigt behandelt eines der zehn Gebote. In der sechsten wird den ‚Kindern' das Laster der Hurerei und des Ehebruchs sattsam vor Augen geführt. Dann heißt es wörtlich: ‚Wer Hurerei treibt, ist für dem Ehebruch auch nicht sicher . . . das werdet ihr zu seiner Zeit fein lernen verstehen, jetzo ist es euch noch zu schwer und zu hoch.'[5]

Bei allen Mißständen der neuen Kanzelberedtsamkeit, bei aller Verwilderung, welche sowohl die unaufhörliche Polemik als das Eifern wider die altkirchliche Lehre von den guten Werken nach sich zog, bei aller Geschmacks-

[1] Schuler 1, 292—296. Auch durch allerlei gehäufte Reimworte suchte man in den Predigten die Zuhörer zu fesseln; Beispiele dafür bei Diefenbach 194.

[2] Tholuck, Geist der Theologen Wittenbergs 87—89. Kirchl. Leben 137.

[3] Schuler 1, 84—85. Schmidt, Gesch. der Predigt 45.

[4] Hartmann Braun, Zehn christl. Predigten 85—86.

[5] Müller's Zeitschr. für Culturgesch. (Jahrg. 1874) S. 388.

verwirrung endlich, welche aus dem öffentlichen Leben in die Predigt überging und durch diese wieder auf jenes hinwirkte, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß einen beträchtlichen Theil der erhaltenen Predigtliteratur ein tiefernster, religiöser Sinn beherrscht. Männer wie der ausgezeichnete Marburger Theologe Andreas Hyperius und Nicolaus Hemming, ein Schüler Melanchthon's, gaben in ihren Homiletiken den Predigern manche weise Rathschläge zur christlichen Belehrung und Erbauung der Gemeinden[1]. Nicht wenige Prediger brachten die Vorzüge der frühern katholischen Zeit in Erinnerung.

Die Vorfahren im Papstthum, predigte zum Beispiel Jacob Stöcker in Jena, ‚haben, wenn ein hohes Fest eingefallen, des Abends zuvor gefastet; die Willens, zum Sacrament zu gehen, haben sich fein mäßig und nüchtern gehalten, daß sie das hohe Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes besser betrachten und dem Sohne Gottes dafür herzlicher danken konnten, wie solches allen christgläubigen Gotteskindern zustehet und ihr Beruf mit sich bringt. Welcher Gestalt aber wir heut zu Tage in diesem Stück uns verhalten, ist täglich vor Augen, und heißet, wie Jener sagt: „Wir loben wohl die alte Welt, leben aber doch, wie es uns gefällt." Je näher die heilige Zeit, je mehr Berufs halber zu verrichten, je mehr die Welt auf dem Kopf gehet; meinen stracks, sie dürfen nicht mehr nüchtern noch mäßig sich halten, und schlemmet Mancher bis zur halben Mitternacht hinein, die andere Hälfte tollisiret und kälberisiret auf den Gassen, daß er auf den Morgen zu Nichts taug, sondern ist zu allem Thun ungeschickt.'[2] ‚Im Papstthum, ehe Mancher vor der Zeit an die Arbeit ging, hört er zuvor früh eine Messe, weder Meister noch Geselle versäumte dieselbe; aber heut zu Tage können Handwerksleute kaum so viel abbrechen, daß sie in der Woche einmal, als etwan auf den Sonntag früh, zur Kirche kommen; wenn sie sollen Predigt hören, so versäumen sie zu viel an der Arbeit, wenn sie aber oftmals zweene oder drei Tage im Bier- oder Weinhaus liegen, so muß es wenig schaden.'[3] Aehnlich sprach sich der Prediger Sebastian Artomedes in Königsberg aus: ‚Im Papstthum hätte man gemeint, wenn Einer nicht hätte alle Morgen sehen ein Meß halten von Anfang bis zu End, man hätte den Tag keines Glückes noch Segens zu hoffen gehabt. Jene warten mit großer Andacht und Geduld ihren langen, unreinen, falschen Gottesdienst aus; uns wird Zeit und Weile lang, daß wir kaum die Hälfte so lang sollen in der Kirche bleiben. O wie wird uns dermaleinst frieren nach der Sonnen!'[4]

---

[1] Vergl. Schuler 1, 95—112. [2] Spiegel christl. Haußzucht 335.

[3] S. 394. Vergl. Braun, Zehn christl. Predigten 93.

[4] Vier christliche und nützliche Predigten vom heiligen Segen und Friedewundsch (Leipzig 1603) S. 88; vergl. 52.

Je trauriger sich die Zustände gestalteten, desto häufiger begegnet man Predigern, welche sich mit allem Eifer dem Verfall der Sitten entgegenstemmen, bitten, warnen, mahnen, drohen, mit tiefstem Abscheu die Sünde verurtheilen, mit ergreifendem Ernst auf die Gerichte Gottes verweisen. Trotz all ihrer Sonderbarkeiten und Geschmacklosigkeiten bekunden Strigenicius, Andreas Schoppius, Jacob Stöcker, Johann Georg Sigwart, Erasmus Winter und viele Andere einen solchen Eifer und Ernst. Muthig erheben sie ihr tadelndes Wort auch gegen die eigenen Standesgenossen und gegen die adelichen Herren und die Fürsten, wenn sie Religion und Sittlichkeit durch dieselben gefährdet oder verletzt sehen. Sie nehmen sich mit warmem Mitgefühl der Armen und der Nothleidenden an, sie stehen durchweg auf Seiten des ‚gemeinen Mannes' und scheuen sich nicht, dessen Bedrückung und Vergewaltigung mit aller Entschiedenheit öffentlich zu rügen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Unermüdlichkeit so viele Prediger trotz der von ihnen tief beklagten geringen Erfolge ihrem Amte oblagen. Ambrosius Blarer predigte noch als Sechsundsechzigjähriger an jedem Tage der Woche, an jedem Sonntage zwei- oder dreimal [1]. Der Quedlinburger Prediger Johann Arndt schrieb im Jahre 1599, er habe an allen hohen und anderen Festtagen täglich mehrmals gepredigt, ‚da ich zwar wohl viel Zuhörer gehabt, aber keiner hat mir einen Bissen Brod geboten'; ‚sie haben mich oft des Predigens müde gemacht mit ihren groben Moribus in der Kirche, habe oft um Gottes willen gebeten, stille zu sein: ich bin des Predigens müde, so es Gottes Wille wäre, nicht allein hie, sondern auch anderswo.' [2]

Wie Arndt, so polemisiren auch der sächsische Theologe Paul Jenisch [3] und Valerius Herberger, seit dem Jahre 1599 Pfarrer in Fraustadt, äußerst selten und nur gezwungen, dann noch ohne Bitterkeit, immer bemüht, die Gegner in Liebe zu gewinnen. ‚Wir Prediger', schrieb Herberger, ‚predigen uns fast zu Tode in dieser Stadt.' Von seinen zahlreichen und weitverbreiteten Schriften kam die ‚Evangelische Herzpostille' zuerst im Jahre 1613 in Druck; der erste Band seines berühmten Buches ‚Magnalia Dei von den großen Thaten Gottes, von Jesu, der ganzen Schrift Stern und Kern', erschien im Jahre 1601 [4]. Gleich volksthümlich und practisch, wie Herberger's ‚Herzpostille', ist die zuerst im Jahre 1613 herausgegebene ‚Postille' des Quedlinburgers Johann Gerhard. Hauptsächlich aus der Heiligen Schrift, Werken der hll. Augustinus, Bernhard, Anselm und aus Tauler schöpfte Gerhard seine im Jahre 1606 veröffentlichten ‚Meditationes sacrae oder heilige Be-

[1] Keim, Ambr. Blarer 140. [2] Tholuck, Lebenszeugen 263—265.
[3] Vergl. Schenk 24.
[4] Schmidt, Gesch. der Predigt 90. Tholuck, Lebenszeugen 284 fll.

trachtungen, dadurch die rechte Gottseligkeit geweckt und der innerliche Mensch zum Wachsthume gebracht werden kann.‘ [1]

Ein der Polemik durchaus abholder, einem frommen, in Liebe thätigen Glauben zugewandter Mann war auch Johann Valentin Andreä, von 1614 bis 1620 Diaconus zu Vaihingen, dann Generalsuperintendent in Calw († 1654 zu Stuttgart). Seine Selbstbiographie ist ein wichtiges Denkmal der Zeit [2]. Ueber das ewige Polemisiren urtheilte er:

Auch hilft kein Zanken und Streitschrift,
So unser Leben bleibt vergift;
Kein Buch Christum vertreten kann,
Er will fromb Leut und Jünger han.

Unter der Ueberschrift ‚Glauben und Leben‘ sagt er:

Der Glaub thut dies: er gibt die Kron,
Daß uns die ganz Welt unterthon,
Doch macht die Lieb des Nächsten Knecht,
Wie wir's in Christo sehen recht [3].

Die freundlichste Erscheinung unter der großen Schaar der ‚evangelischen Prediger‘ ist unzweifelhaft der schon genannte Johann Arndt, auch von katholischer Seite nicht selten als ein ‚christlicher Geistesheld‘ gerühmt.

Geboren im Jahre 1555 zu Ballenstädt im Anhalt-Bernburgischen, besuchte er die Universitäten Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel und erhielt im Jahre 1581 eine Anstellung an der Schule seiner Vaterstadt. Im Jahre 1583 siedelte er als Pfarrer nach dem Dorfe Badeborn über. Dort wurde er, weil er der Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe entgegen-

---

[1] ‚Noch war die evangelische Kirche, wenn auch an Predigten und Postillen reich, doch arm an eigenen Erbauungsbüchern — das erste Buch von Arndt's Wahrem Christenthum war erst eben erschienen. Noch immer wurde daher die Erbauung aus den ascetischen Schriften eines Augustin, Bernhard, Tauler, auch Thomas a Kempis geschöpft. Auch Gerhard verdankt diesen Lichtern der Kirche Sinn und Ton, zum Theil auch den Inhalt seiner Meditationes. Die Sprache ist fließend, zart und innig, wie in jenen Vorgängern; man hört die Liebesklänge eines Jesu dulcis memoria und ähnlicher mittelalterlicher Andachtsstimmen darin hindurchklingen.‘ Tholuck, Lebenszeugen 187. Vergl. Schmidt 84.

[2] Selbstbiographie J. V. Andreä's, aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen und Beilagen begleitet von Prof. Seybold. Winterthur 1799. ** Joh. Val. Andreae vita ab ipso conscripta. Ex autographo primum edidit F. A. Rheinwald. Berlin 1849.

[3] Vergl. Schmidt 104. ** Neben der Biographie von Hoßbach (J. V. Andreä und seine Zeit. Berlin 1819) siehe noch den Artikel von Henke in der Allgem. deutschen Biographie 1, 441 ff., und Hefele in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) 1, 821 ff.

trat, im Jahre 1590 des Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er wirkte dann unter vielen Kümmernissen in Quedlinburg, in Braunschweig, in Eisleben, zuletzt seit dem Jahre 1611 in Celle als Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg († 11. Mai 1621)[1]. Als Feind der scholastisch-polemischen Kanzelvorträge drang er in seinen Predigten ganz besonders auf ‚Reinigung des Herzens' und ‚ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächsten': der Glaube müsse sich überall durch Werke der Liebe bethätigen.

Sein Hauptwerk, welches in protestantischen Kreisen bis auf die Gegenwart eine Quelle religiöser Erbauung geblieben, sind die ‚Vier Bücher vom wahren Christenthum', deren erstes Buch, aus Wochenpredigten entstanden, im Jahre 1605 erschien; die erste vollständige Ausgabe des Werkes stammt aus dem Jahre 1610.

Dem tiefreligiösen Manne ging es sehr zu Herzen, daß so Viele, welche ‚sich Christi und seines Wortes mit vollem Munde rühmten', ein so unchristliches Leben führten, ‚gleichsam als ob sie nicht im Christenthum, sondern im Heidenthum lebten'; daß die Grundlehren des Christenthums von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christus, von einem übernatürlichem Leben im Glauben und namentlich von einem durch Buße und Liebe thätigen Glauben keine Früchte trugen; daß man sich nicht darum kümmerte, das Böse im eigenen Innern zu bekämpfen und ‚Herz, Sinn und Muth' Christo gleichförmig zu machen. Dem ‚gottlosen Leben und Wesen' schrieb er all die Heimsuchungen zu, welche auf dem damaligen Deutschland lasteten. ‚Daher muß elende Zeit kommen, Krieg, Hunger und Pestilenz.' Anstatt wider die Katholiken zum Kampf aufzurufen, rief er seine eigenen Brüder zu ernster Buße und Lebensänderung auf. Dahin ist Ziel und Zweck seines ganzen Werkes gerichtet, ‚daß wir den verborgenen, angeborenen Greuel der Erbsünde erkennen, unser Elend und Nichtigkeit betrachten lernen, an uns selbst und an all unserm Vermögen verzagen, uns selbst Alles nehmen und Christo Alles geben, auf daß Er Alles allein in uns sei, Alles in uns wirke, Alles in uns schaffe, weil Er unserer Bekehrung und Seligkeit Anfang, Mitte und Ende ist'[2].

Diese innigste Lebensgemeinschaft mit Christus, worein die katholischen Lehrer des geistlichen Lebens allzeit das Wesen aller Ascese und christlichen Vollkommenheit gelegt hatten, faßte Arndt allerdings nicht im katholischen Sinne auf. Er meinte, durch seine Schrift würde ‚der Papisten, Syn-

---

[1] ** Vergl. Friedr. Arndt, Joh. Arndt, ein biographischer Versuch. Berlin 1838. Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) 1, 686 ff. Allgem. deutsche Biographie 1, 548 ff. H. L. Pertz, De Joanne Arndtio eiusque libris, qui inscribuntur ‚De vero Christianismo'. Hannov. 1852.

[2] Ausgabe von Pilger (Berlin 1842), Einleitung S. 3. 5. 9.

ergisten und Majoristen Lehre ausdrücklich widerlegt und verworfen'. ,Auch ist der Artikel von der Rechtfertigung des Glaubens so geschärft und so hoch getrieben, als es immer möglich ist. Ich protestire auch hiermit, daß ich dieses Büchlein, gleich wie in allen anderen Artikeln und Punkten, also auch in dem Artikel von freiem Willen und der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott, nicht anders, denn nach dem Verstande der symbolischen Bücher der Kirchen Augsburgischer Confession, als da sind die erste Augsburgische Confession, Apologie, Schmalkaldische Artikel, beide Catechismen Luther's und die Formula Concordiä, verstanden haben will.'[1] Diesem feierlichen Protest entsprechend, legt Arndt nicht nur seiner ganzen Mystik den Rechtfertigungsglauben Luther's zu Grunde[2], sondern beschränkt auch den ,wahren christlichen Gottesdienst' in unkatholischem Sinne auf einen bloß innern, das heißt auf ,eine reine Gotteserkenntniß, bußfertige Einsicht der begangenen Sünden und eine gleiche Einsicht der göttlichen Gnade und Sündenvergebung'[3]. Diese Grundauffassung kehrt häufig in den Betrachtungen wieder, ebenso in den Gebeten und Reimstrophen, welche jedem Abschnitt folgen[4]. Er stellt Luther als Wiederhersteller und Reiniger christlicher Lehre mit Christus selbst, mit den Aposteln und Kirchenvätern zusammen[5]. Die vollkommene Verderbtheit der menschlichen Vernunft, welche Luther so scharf hervorhebt, erscheint indeß bei Arndt sehr gemildert. Er gesteht den Heiden ,einen kleinen Funken des göttlichen Lichtes' zu, oder eine Spur und Merkmal des natürlichen Zeugnisses Gottes, und dringt so kräftig auf thätige Uebung des Glaubens durch Werke der Liebe[6], daß sich seine Lehre mit der Rechtfertigung durch den Glauben allein schwer vereinigen läßt.

Wie Arndt nirgends die streng lutherischen Controverslehren in verletzender, polemischer Weise vorträgt, so schließt er sich in den meisten seiner Betrachtungen weit mehr an Tauler, Thomas a Kempis und andere mittelalterliche Mystiker an als an Luther und die protestantischen Bekenntnißschriften. Schon die Theilung in vier Bücher, die stellenweise Dialogform, der beschauliche Ton, die schlichte, oft spruchartige Sprache, der Inhalt und Ausdruck zahlreicher Stellen machen es unzweifelhaft, daß Arndt das ,Büchlein von der Nachfolge Christi' zur Vorlage nahm und, soweit er bei seiner streng protestantischen Grundauffassung konnte, auch dessen Lehre sich aneignete. Fast wie ein katholischer Ascet schildert er[7] im Anschluß an den Corintherbrief (13, 4 fll.) die ,Früchte der christlichen Liebe', das ,Gebot der

---

[1] S. 9. 10. [2] S. 43. 334 fll. 339 fll. [3] S. 161.

[4] Sehr schroff ist der Gegensatz von ,Gesetz' und ,Evangelium' in dem längern Liede S. 64. 65 nach dieser Auffassung betont.

[5] S. 281. [6] S. 217 fll. [7] S. 217 fll.

Feindesliebe'[1], die Nachahmung Christi[2] durch Demuth, Armuth, Geduld, Selbstverläugnung, ergebenes Leiden, Ertragen von Beleidigungen und Lästerungen, Haß der Sünde, Liebe zu Gott und thätige Menschenliebe[3]. Wie Thomas a Kempis kommt er immer wieder auf die Uebung des Gebetes als des unerläßlichsten Mittels der Gnade und eines wahrhaft geistlichen Lebens zurück. Was er darüber sagt, ist beinahe Alles katholisch. In einem gewissen Widerspruch mit sich selbst tritt er hier[4] für den äußern Gottesdienst ein. ,Gott bedarf nicht äußerlicher Gebräuche, damit Er erwache; doch der von Natur träge Mensch muß dadurch erinnert werden, an die allumfassende Vatertreue Gottes zu denken.' Ueberaus erbaulich und schön, nahezu ganz der alten Mystik entnommen ist das vierte Buch: ,Von den sechs Tagewerken Gottes und von dem Menschen insonderheit.' Doch konnte es das vierte Buch der ,Nachfolge Christi' ebensowenig ersetzen, als die fromme Erinnerung an Christus die Lehre von der wirklichen Gegenwart im Altarssacramente, das heilige Meßopfer und die heilige Communion, das heißt die sacramentale Lebensgemeinschaft mit Christus zu ersetzen im Stande war.

Die ernste, practische Frömmigkeit, welche Arndt in einigen Punkten der katholischen Anschauung näher brachte, genügte jedoch schon, ihn vielen orthodoxen Lutheranern verdächtig zu machen. Sie schuldigten ihn an, daß er durch sein strenges Dringen auf gute Werke, auf thätige Erneuerung des inwendigen Menschen, auf Nachfolge Jesu das Verdienst Christi beeinträchtige und die Kraft des allein rechtfertigenden Glaubens herabsetze. Auf den Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt als einen Enthusiasten und Synergisten, im Beichtstuhle vor ihm gewarnt. ,Die Welt wird gar zu heillos,' schrieb Arndt im Jahre 1607 an Johann Gerhard, ,ich hätte es nimmer gemeint, daß unter den Theologen so giftige, böse Leute wären.' ,Ich gebe Euch freundlich zu bedenken,' sagte er in einem Briefe an den Bürgermeister von Braunschweig vom Jahre 1608, ,was das sei, einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmen, als sein Thun und Predigen für Jöckelei, für Hudelei zu schelten, einen nicht allein als den ungelehrtesten Esel, der die Theologie nie gelernt, auch nicht verstehe, zu beschreien, sondern auch der Lehre halber verdächtig zu machen.'[5] ,Der Teufel', sagte der Theologe Johannes Corvinus, ,werde Arndt für seine irrigen Lehren den Lohn geben.'[6] Mit gleich unversöhnlichem Eifer griff ihn der Tübinger Lucas Osiander der Jüngere an. Er machte aus ihm einen Papisten, Calvinisten, Schwenkfeldianer und Flacianer und schilderte das ,vergeisterte' Arndt'sche

[1] S. 198 fll. [2] S. 401 fll. [3] S. 407 fll. [4] S. 541.
[5] Tholuck, Lebenszeugen 266—268. [6] Tholuck a. a. O. 273.

Christenthum als so gefährlich, daß dadurch Münzerischer Aufruhr und Unglaube in's Land kommen könne[1].

Der frömmste, friedlichste Mann war nicht sicher vor Büchercensur und Verfolgung; denn ‚heimlicher Papismus und Schwarmgeisterei, so im Arndt'schen Buch vom angeblich wahren Christenthum an viel Orten ersichtlich, muß‘, heißt es in einem Flugblatt aus dem Jahre 1619, ‚durch christliche Oberkeit mit Censuren und Strafen belegt werden‘[2].

[1] Schmidt, Gesch. der Predigt 84. Spittler, Gesch. von Württemberg 234. ** Siehe auch die oben S. 602 Note 1 citirte Göttinger Preisschrift von H. L. Pertz.

[2] Was christlicher Oberkeit zu thun obliegt. Flugblatt (ohne Ort), 1619.

XI. Büchercensur — Buchdruckerei und Buchhandel — Zeitungswesen.

Schon wenige Jahrzehnte nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst, im Jahre 1479, wirkte die Cölner Universität von dem Papste Sixtus IV. die Erlaubniß aus, gegen Drucker, Verleger und Leser häretischer Bücher mit kirchlichen Censuren vorzugehen [1]. Die ältesten in Deutschland erlassenen Censurverordnungen waren die des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg vom 22. März 1485 [2] und vom 4. Januar 1486; eine eigens dazu bestellte Behörde sollte die zu druckenden und feilzubietenden Bücher prüfen [3]. Besondere päpstliche Censurbefehle ergingen in den Jahren 1486, 1496, 1501 und 1515, des Inhalts, daß unter Strafe des Bannes und unter bestimmten Geldstrafen Nichts, ‚was dem katholischen Glauben zuwider, gottlos und Aergerniß erregend' sei, gedruckt werden dürfe; vorhandene Bücher dieser Art sollten verbrannt werden. Durch das auf dem Reichstage zu Worms im Mai 1521 erlassene Edict wurde von Reichs wegen verfügt, daß sämmtliche Schriften Luther's sowie die zahlreich wider den Papst, die hohe Geistlichkeit und die Hochschulen verbreiteten Schmähschriften, nicht weniger alle Pasquille und Caricaturen vernichtet werden sollten; in Zukunft sollte für alle Bücher und Schriften, in welchen über den katholischen Glauben auch nur das Geringste enthalten sei, vor ihrer ersten Drucklegung die Approbation des jedesmaligen Diöcesanbischofs und der theologischen Facultät der nächstgelegenen Hochschule eingeholt werden [4].

Unter den katholischen Reichsständen wurden auf Grund des Wormser Reichsedictes und der päpstlichen Bücherdecrete die schärfsten Verordnungen wider alle häretischen Schriften in Bayern und Oesterreich erlassen. Die Universität zu Ingolstadt ließ zur Zeit Johann Eck's († 1543) nicht selten Buchhändler wegen Verbreitung lutherischer und anderer sectirischen Bücher

---

[1] Reusch, Index 1, 56.

[2] Mitgetheilt von H. Pallmann im Archiv für Gesch. des Buchhandels 9, 238—241.

[3] Reusch 1, 56—57. ** Vergl. J. Weiß, Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz (Freiburg 1889) S. 46 fll.

[4] Kapp, Gesch. des deutschen Buchhandels 528—538.

einkerkern, zwei derselben nicht allein aus der Stadt, sondern mit Erlaubniß des Herzogs Wilhelm IV. aus ganz Bayern ausweisen [1]. Ein bayerisches Religionsmandat vom Jahre 1548 verordnete, Bücher und Schriften, so von päpstlicher Heiligkeit und dem Stuhl zu Rom als verführerisch erkannt und sonst unserem christlichen Glauben, heilsamen Lehren und Satzungen des heiligen Concilii zugegen sein möchten, nicht in den Häusern zu dulden und zu verkaufen; wer dagegen handle, solle als Verächter der christlichen Kirche, der kaiserlichen Majestät und des Landesfürsten an Leib und Gut gestraft werden. Nachdem im Jahre 1564 der erste römische ‚Index der verbotenen Bücher‘ erschienen war, ließ Herzog Albrecht V. denselben nachdrucken und verbreiten und in einem förmlichen Catalog der erlaubten Bücher auch diejenigen namhaft machen, welche inskünftig als verboten anzusehen seien. Albrecht's Nachfolger Wilhelm V. befahl im Jahre 1580: Jeder, bei welchem eine ketzerische Schrift gefunden würde, solle ‚mit einer solchen Straf belegt werden, darob andere vil Tausend‘ ein abschreckendes Exempel empfangen sollten; bei Todesfällen solle die Hinterlassenschaft untersucht und die den Besitzern verbotener Bücher angedrohten Strafen über die Erben verhängt werden [2]. Auf Betreiben des päpstlichen Nuntius Felicianus Ninguarda erschien zu München im Jahre 1582 eine vermehrte Ausgabe des Trienter Index der verbotenen Bücher [3].

In Oesterreich untersagte Ferdinand I. im Jahre 1523 das Lesen und den Verkauf aller ‚neuen verführerischen Bücher‘; fünf Jahre später verordnete er: Buchdrucker und Buchführer der sectischen verbotenen Schriften, welche in den österreichischen Erblanden betreten würden, stracks am Leben mit dem Wasser zu strafen, ihre verbotenen Waaren zu verbrennen [4]. Kaiser Rudolf II. ließ im Jahre 1579 beiläufig 12 000 deutsche und 2000 windische Bücher unkatholischen Inhalts zu Graz durch den Henker verbrennen. In Wien wurde den protestantischen Buchdruckern und Buchführern der Aufenthalt untersagt; eine eigene ‚Bücher-Inquisitionscommission‘ sollte den Büchermarkt regeln. Als der Wiener Bischof Caspar Neubeck im Jahre 1580 von der Regierung

---

[1] Reusch 1, 85.

[2] K. Th. Heigel, Die Censur in Altbayern, im Archiv für die Gesch. des deutschen Buchhandels 2, 33—67. Vergl. Archiv 1, 176—180. Faulmann 239—240. 241. Kapp 558—562.

[3] Reusch 1, 472—480.

[4] Reusch 1, 84. ** Busson (Der Bücherfund von Palaus [Wien 1884] S. 8 ff.) zeigt, daß in den letzten Zeiten Kaiser Ferdinand's bezüglich der Büchercensur in Tirol eine milde Praxis herrschte, welche von der Strenge des Buchstabens wesentlich abwich. Dieß änderte sich, seitdem Erzherzog Ferdinand II., persönlich im Lande Tirol anwesend, die Regierung führte. Ueber die in jener Zeit veranstalteten Visitationen nach ketzerischen Büchern vergl. neben Busson a. a. O. 14 ff. noch Egger, Gesch. Tirols 2, 239, und namentlich Hirn 1, 182 fll.

aufgefordert wurde, einen Büchercatalog, nach welchem Drucker und Buchführer sich richten sollten, anzufertigen, gab er zur Antwort: ‚Es gibt so viele böse Bücher, daß sie gar nicht zu zählen; es werden auf allen Messen und Märkten so viele wunderbarliche böse Sachen: Gemälde, Lieder, Famoslibellen, Tractätlein und Bücher in mancherlei Zungen und Sprachen, spargirt, daß es unmöglich, einen richtigen Catalog zusammenzustellen; viele Tractätlein und Bücher werden ohne Namen des Autors verkauft; viele haben Titel und Ueberschrift, als seien sie katholisch, während ihr Inhalt bissig ist gegen die orthodoxe Religion; viele schädliche calvinistische und flacianische Bücher erscheinen unter dem Deckmantel der Augsburgischen Confession.‘ Erst im Jahre 1582 entdeckte man in Wien die bereits allgemein verbreitete List, protestantische Schriften mit erdichteten Druckorten und mit den Namen katholischer Schriftsteller zu versehen[1].

Wie in katholischen Gebieten die protestantischen, so wurden in protestantischen Gebieten die katholischen Bücher strenge verboten, und den Druckern unter Strafe untersagt, solche zu veröffentlichen.

---

[1] Näheres bei Th. Wiedemann, Die kirchliche Büchercensur in der Erzdiöcese Wien. Wien 1873; vergl. Calinich 222—243. ** Eine eigene Bewandtniß hat es mit der Unterdrückung einer Schrift des Augustinerpriors Hoffmeister durch den katholischen Rath von Colmar im Jahre 1540. Die Schrift behandelte in heftiger Sprache das Concil und die Schmalkaldischen Artikel, in welchen Luther so leidenschaftlich aufgetreten, daß ‚selbst die gehässigsten anonymen Schmähschriften gegen das Concil seine Sprache bei weitem nicht erreichten‘. Hoffmeister remonstrirte energisch gegen die Confiscation seiner Arbeit. Er wies darauf hin, daß ‚bisher jeglicher Druck in der Stadt Colmar erlaubt und keinem Menschen verboten gewesen wäre, zu dichten, zu schreiben, zu kaufen und zu verkaufen, was ihm beliebe‘; er bezeichnete es als eine ‚Ungerechtigkeit, seine glaubensstarke Schrift zu unterdrücken, in welcher er weder die Stadt noch die Nachbarschaft angegriffen habe‘. Auch erbot er sich, seine Arbeit der Universität Freiburg oder der Regierung zu Ensisheim zur Begutachtung vorzulegen. Allein Alles war vergebens. Der Rath hielt sein Verbot aufrecht und ließ die Schrift vernichten, und zwar so gründlich, daß heute nur noch ein einziges Exemplar vorhanden ist, welches die Stadtbibliothek zu Colmar verwahrt. ‚Daß in dieser Angelegenheit‘, sagt Paulus (Hoffmeister 91), ‚der Magistrat von der Absicht geleitet war, der neugläubigen Partei Vorschub zu leisten, kann nicht angenommen werden. Hatte er doch vor Kurzem erst zur Aufrechterhaltung des alten Glaubens einen tüchtigen Prediger, den Dominicanermönch Johann Fabri, angestellt. Wenn er aber behauptet, er habe Hoffmeister's Schrift bloß wegen ihrer heftigen Sprache verboten, so ist man wohl berechtigt, diese Erklärung zu bezweifeln. Wäre es dem Magistrat nur darum zu thun gewesen, jede heftige religiöse Polemik zu verbieten, so hätte er wohl auch die Verbreitung lutherischer Schriften verhindert. Solche Schriften, und zwar sehr heftige, wie Hoffmeister in seinem Schreiben an den Rath bezeugt, konnten aber damals in Colmar frei gedruckt und verkauft werden. Warum nun auf einmal die größte Strenge gegen einen Vertheidiger des alten Glaubens?‘ Paulus antwortet hierauf, daß in dem vorliegenden Fall ‚ohne Zweifel persönliche

Zu Straßburg unterdrückte man bereits im Jahre 1524 die katholischen Schriften[1]. Auf Geheiß des Nürnberger Rathes wurde im Jahre 1543 ein philosophisches Werk eines katholischen Gelehrten besonders an denjenigen Stellen verstümmelt, welche die lutherische Lehre zu berühren schienen[2]. Der Rath zu Frankfurt am Main übte eine so strenge Censur, daß es am 4. December 1562 einer besondern Verwendung Kaiser Ferdinand's I. bei demselben bedurfte, damit der Beichtvater seiner Tochter dort ‚ein kleines Tractätlein, ungefähr von fünf oder sechs Blättern', drucken lassen konnte; ohne Erlaubniß des Rathes wollte kein Drucker dasselbe übernehmen[3]. In Rostock mußte der Buchdrucker der ‚Brüder vom gemeinsamen Leben' im Jahre 1532 in's Gefängniß wandern, weil er seine Druckerei zum Nachtheile des Protestantismus gebraucht und mit dem katholisch gesinnten Herzog Albrecht von Mecklenburg über den Druck des Neuen Testamentes von Hieronymus Emser verhandelt hatte.

Luther hatte wegen dieser katholischen Bibelübersetzung schon drei Jahre früher seine Feder in Bewegung gesetzt. ‚Die Freiheit des Wortes', welche er für sich in Anspruch nahm, sollte seinem Gegner Emser nicht zu Gute kommen. Als seine Uebersetzung des Neuen Testamentes ‚theils wegen der zur Bekräftigung der neuen Lehre beigefügten Randbemerkungen, theils wegen etlicher schmählichen Figuren, päpstlicher Heiligkeit zum Hohn und Spott', von katholischen Fürsten und Obrigkeiten verboten wurde, forderte er im Jahre 1523 in der Schrift ‚Von weltlicher Obrigkeit' das Volk auf, solchen ‚Tyrannen' nicht zu gehorchen. ‚In Meißen, Bayern, in der Mark und an anderen Orten haben', schrieb er, ‚die Tyrannen ein Gebot lassen ausgehen, man solle die Neuen Testamente in die Empter überantworten; hier sollen ihre Unterthanen also thun: nicht ein Blettlein, nicht einen Buchstaben sollen sie überantworten bei Verlust ihrer Seligkeit; denn wer es thut, der übergibt Christum dem Herodes in die Hände; denn sie handeln als Christmörder oder Herodes.' Als er aber erfuhr, daß Emser's Uebersetzung mit Anmerkungen und Glossen bei den ‚Brüdern vom gemeinsamen Leben' in Rostock erscheinen sollte, wandte er sich nicht nur selbst an seinen Anhänger Herzog Heinrich von Mecklenburg mit dem Begehren, er möge ‚dem Evangelium Christi zu Ehren und allen Seelen zur Rettung' diesen Druck verhindern, sondern er bewirkte auch, daß die Räthe des Kurfürsten von Sachsen

---

Beweggründe im Spiele waren. Vor kurzer Zeit erst hatte Hoffmeister das Ansinnen des Magistrats, sich in klösterliche Angelegenheiten einzumischen, entschieden zurückgewiesen. Da konnten die gekränkten Rathsherren nur zu leicht auf den Gedanken kommen, dem mißliebigen Augustiner sein unabhängiges Auftreten entgelten zu lassen.'

[1] Döllinger 1, 548. [2] Stieve, Polizeiregiment in Bayern 18.

[3] * Original im Frankfurter Archiv, Wahltagacten 9, 88.

sein Gesuch unterstützten [1]. Den katholischen Obrigkeiten sprach er ‚Recht und Macht‘ ab, seine Bücher zu verbieten; dagegen rief er den Arm der weltlichen Behörden gegen alle ihm mißfälligen Schriften auf. Ebenso verlangte Melanchthon die schärfste und umfassendste Censur und Unterdrückung aller der lutherischen Lehre hinderlichen Bücher [2]. Die Schriften Zwingli's und der Zwinglianer wurden in Wittenberg förmlich auf den Index gesetzt [3]. Durch Luther und Melanchthon veranlaßt, erließ Kurfürst Johann von Sachsen bereits im Jahre 1528 den Befehl: Bücher oder Schriften der Sacramentirer, der Wiedertäufer und anderer von Luther abweichenden Secten dürften im Lande weder gekauft, noch verkauft, noch gelesen werden: ‚Ein Jeder, der es inne‘ werde, ‚daß solches von Fremden oder Bekannten außerhalb ordentlichen Befehls fürgenommen‘ würde, solle zu Gefängniß gebracht und nach Gelegenheit der Verwirkung oder Verhandlung gestraft werden; ‚Alles bei Straf und Verlust Leibes und Gutes unnachlässig gegen die, die solches wissen und erfahren und nicht offenbaren‘ [4].

In dem gewaltsam protestantisirten Herzogthum Sachsen [5] schärfte auf Anordnung des Herzogs Heinrich der Rath zu Leipzig im Jahre 1539 sämmtlichen Druckern ein, ohne seine Bewilligung nichts Neues drucken und ausgehen zu lassen. Alle acht Tage sollten zwei Rathsherren zu den Buchdruckern gehen und zusehen, daß ‚Nichts, denn dem Evangelio Gemäßes‘ gedruckt werde. Zur bessern Ueberwachung der Presse verfügte Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1571, daß im ganzen Lande nur an vier Orten: in Dresden, Wittenberg, Leipzig und in Annaberg beim Hoflager, Druckereien bestehen dürften. In Wittenberg waren Buchdrucker und Buchhändler unter die Censur der Universität gestellt; im Jahre 1588 wurde sogar verfügt, daß für die von derselben gutgeheißenen Bücher die Druckerlaubniß erst noch in Dresden eingeholt werden müßte [6].

Aehnliche Verbote wie in Sachsen erfolgten gegen ‚die Bücher der Zwinglischen und anderer Secten‘ in Pfalz-Zweibrücken, Baden, Württemberg und anderwärts [7]. Ein Befehl des Herzogs Christoph von Württemberg vom 25. April 1557 schrieb den Buchdruckern bei harter Strafe vor, ohne sein Vorwissen nichts Neues, besonders in der Theologie, zu drucken. Die Buchführer sollten bei dem Aufschlagen der Bücherfässer, welche sie aus Frankfurt oder von anderen Messen bezögen, sämmtliche Bücher den Visitatoren vorweisen

---

[1] Hist.-pol. Bl. 19, 390. Döllinger 1, 547; vergl. unsere Angaben Bd. 2, 206. ** Siehe auch oben S. 561.

[2] Corp. Reform. 4, 549; vergl. Döllinger 1, 547 Note.

[3] Vergl. die Belege bei Riggenbach, Chronikon Pellican's xxxix.

[4] Döllinger 1, 549. [5] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 416 fll.

[6] Vergl. Kapp 595—598. [7] Belege bei Döllinger 1, 549 fll.

und ohne Genehmigung derselben Nichts verkaufen, bei Eid und ernstlicher Leibesstrafe; zu bestimmten Zeiten müßten die Buchläden nach verbotener Waare durchsucht werden. Als ‚sectische Bücher', deren Vertrieb ernstlich untersagt sei, bezeichnete Herzog Friedrich im Jahre 1601 die ‚calvinistischen, papistischen, wiedertäuferischen, schwenkfeldischen' und andere [1].

In dem Abschiede des Naumburger Protestantentages vom Jahre 1561 erging die Censurbestimmung: ‚Die Fürsten und Stände wollen hinfüro kein Buch zu drucken verstatten und gedulden, das nicht mit Fleiß besichtigt worden, ob es, nicht allein in der Substanz, sondern auch in der Art und Form zu reden, mit der Augsburgischen Confession übereinkomme.' [2]

Die Censurbefugniß wurde von den protestantischen Fürsten gemeinlich bald einem Hofprediger, bald einem Consistorialrath, bald der theologischen Facultät der Landesuniversität übertragen; bisweilen übten die Fürsten in eigener Person strenge Musterung aus. Rühmte sich doch zum Beispiel Herzog Ludwig von Württemberg im Jahre 1585 und später, ‚er lasse nicht bald eine Schrift von seinen Theologen ausgehen, welche er nicht zuvor übersehen hätte'; ‚seine Räthe und Diener wüßten wohl, daß die Streitschriften seiner Theologen, ehe sie von ihm gelesen und approbirt wären, nicht publicirt würden' [3].

Wechselten die Religionsansichten der Fürsten, so wechselten auch die Censuren. So hatte beispielsweise in Sachsen lange Zeit das ‚Corpus doctrinae' Melanchthon's gegolten, bei Gelegenheit der crypto-calvinistischen Streitigkeiten aber untersagte Kurfürst August unter einer Geldstrafe von 3000 Gulden, dieses Werk noch ferner in seinem Lande zu drucken; der Preßzwang, welchen Melanchthon Anderen gegenüber empfohlen hatte, traf jetzt ihn selbst. Der Leipziger Buchhändler Ernst Vögelin mußte den Druck einer im Sinne der Melanchthon'schen Partei verfaßten Schrift im Kerker büßen und 1000 Gulden Strafe erlegen; er konnte noch froh sein, als halber Bettler aus Sachsen zu entkommen [4].

In den protestantischen Städten waren viele Prediger eifrigst bemüht, mit Hülfe der Obrigkeit die Schriften sämmtlicher Gegenparteien zu unter-

---

[1] Kapp 586—587.

[2] C. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen 2, 383. ‚Hiernach hätte eigentlich das Gebiet der Theologie für immer geschlossen und jede weitere Erörterung über Gegenstände desselben lediglich auf die Confession, als durch dieselbe im Voraus abgethan, verwiesen werden sollen. Schwerlich konnte eine größere Knechtschaft als solche Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Herrschaft dieser Bekenntnißschrift ersonnen werden.' Weitere Censurverordnungen von seiten der Protestanten bei Menzel 2, 253. 315. 445. 493, und 3, 23.

[3] ** Sattler, Württemb. Gesch. 5, 125. Döllinger 1, 551.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 362, und Döllinger 1, 551—552.

drücken[1]. ‚Da der Luther erst anhub, Bücher zu schreiben, sagte man‘, erinnerte Friedrich Staphylus im Jahre 1560, ‚es wäre wider die christliche Freiheit, so man nicht allerlei Bücher dem christlichen Volk und gemeinen Mann zu lesen lassen wollte. Jetzo aber, weil der Abfall von den Lutherischen selbst geschieht, wiederholen sie den Gebrauch der alten Kirche, verbieten die Bücher ihrer Widerwärtigen und abtrünnigen Gesellen und Sectgenossen zu verkaufen und zu lesen.‘[2]

Wie weit der Preßzwang in protestantischen Städten sich erstreckte, ersieht man zum Beispiel aus den Verordnungen des Rathes zu Basel. Am 3. August 1542 erließ derselbe ein Gebot, in Folge dessen nicht nur der Verkauf eines bei Oporinus gedruckten Alcorans, der noch überdieß mit Widerlegungen Mohamed's versehen war, untersagt, sondern sogar die ganze Auflage in Beschlag genommen wurde. Unter Strafe von 100 Fl. durfte kein Buch ohne Bewilligung des Rathes oder der Censoren gedruckt werden. Im Jahre 1550 wurde den Buchhändlern befohlen, nur Werke zu verlegen, welche in deutscher, lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, nicht aber solche, welche in italienischer, französischer, englischer oder in einer andern Sprache abgefaßt seien. Als der Antistes Sulzer und Professor Amerbach im Jahre 1553 bei dem Rathe um die Erlaubniß einkamen, eine aus dem Grundtexte angefertigte französische Bibelübersetzung zu drucken, erhielten sie den Bescheid: ‚Man werde das zum Druck fertig gewordene Manuscript besichtigen und nachsehen lassen, ob keine Schmutz-, Schand- und Schmachworte sich darinnen finden.‘[3]

‚Eine unerträglich schwere und dabei, wie man mehrstentheils in allen Landen klagte, schier unfruchtbare Arbeit und Mühe‘ hatte die Preßpolizei

[1] Belege bei Döllinger 1, 554—556. Die sächsischen Theologen hintertrieben im Jahre 1607 zu Leipzig sogar den Druck einer Schrift Kepler's über die Cometen. Schuster 180.

[2] Vom rechten Verstande des göttlichen Wortes (Neuß 1560) Bl. E a; vergl. Döllinger 1, 556. Ueber die protestantische Censur sagt Kapp 552: ‚Luther suchte ein Verbot der Carlstadt'schen Schriften in Sachsen zu erlangen: derselbe Luther, welcher das Papstthum für noch lange nicht genug zerscholten, zerschrieben, zersungen, zerdichtet und zermalet hielt, rief schon 1525 die Censur für seinen nunmehrigen Standpunkt zu Hülfe. Die Lutheraner haßten die Zwinglianer ärger als die Katholiken, beide aber wütheten gegen die Wiedertäufer und sogenannten Schwarmgeister. Die protestantischen Fürsten ihrerseits liebten und förderten die Censur, weil sie mit ihrer Hülfe die wohlverdienten Anklagen wegen ihres Raubes von Kirchengut und Beispiele sonstiger Sonderzwecke oder gar Missethaten unterdrücken konnten. Die Patricier der Städte endlich fanden in der Censur eine mächtige Waffe zur Behauptung ihrer Herrschaft.‘

[3] Lutz 117—119. ‚Man wundere sich also nicht, wenn Oporin an seinen Freund Valentin Ampelander in Bern voll Unwillen schrieb: ‚Der Tüffel hett uns mit dem

mit ‚den unzähligen in Städten und Dörfern spargirten ehrenrührischen Schand- und Schmähschriften, schändlichen Gedichten, Gemähl und Famoslibellen.‘ Die Abschiede der Reichstage zu Nürnberg (1524), zu Speyer (1529), zu Augsburg (1530), zu Regensburg (1541) erließen strenge, aber durchaus erfolglose Verbote gegen alle derartigen Preßerzeugnisse[1]. Die Schmähschriftenliteratur gewann einen solchen Umfang, daß in der Reichspolizeiordnung vom Jahre 1548 die Verfügung erging: die Drucker, Verkäufer, Käufer, sogar die Besitzer solcher ohne Censur veröffentlichten Schriften und Gemälde sollten gefänglich eingezogen und im Nothfalle selbst unter Anwendung der Folter gefragt und der Schwere des Verbrechens entsprechend gestraft werden[2]. Die gegen die Censurvorschriften ungehorsamen Buchdrucker wurden mit der Entziehung ihres Geschäftsbetriebes und einer Strafe von 500 Goldgulden bedroht. Allein auch diese draconische Verordnung blieb ein todter Buchstabe. Nach wie vor, beschwerte sich ein zu Erfurt erlassener allgemeiner Kreisabschied vom 27. September 1567, ‚gelingt es den Famosschreibern, Pasquillanten und Libellisten, ein solch Mißvertrauen und Verhetzung zwischen allerseits hohen und niederen Ständen zu erwecken‘, daß man daraus ‚wohl unversehlicher Empörung und viel Unheils‘ sich befahren könnte.

Um den ‚Winkeldruckereien‘, aus welchen größtentheils derartige Erzeugnisse hervorgingen, zu begegnen, wurde in dem Speyerer Reichsabschiede vom Jahre 1570 festgesetzt, daß inskünftig im ganzen römischen Reiche deutscher

nüwen Bapstthum beschißen, quod libertatem evangelii renovati doctrina vix partam prorsus evertit: ut veteri papatu jam plus libertatis sit, quam rebus publicis evangelicae doctrinae restitutis etc.‘ S. 119. ** Schon früher klagte Sebastian Franck in der Vorrede zu seinem ‚Weltbuch‘ 1534: ‚Gedenk ein Jeder, daß des Lügens und Hofierens genug ist. Will man aber diese Freiheit den Büchern nehmen, wider Jemand zu schreiben, so werden die Bücher voller Lügen und Affect. Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß Alles gehofirt sein oder es ist aufrührerisch, so zart ist die letzt Welt worden. Gott erbarm's.‘ Sachse 32—33 Note.

[1] Reichspreßverordnungen bei Kapp 775 fll. ‚Es ist eine bekannte Thatsache, daß im Deutschen Reich zu keiner Zeit die Spott- und Schmähschriften mehr geblüht und einander überboten haben, als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und zwar im öffentlichen Leben noch mehr als im privaten.‘ Kapp 541. ‚Die Schmäh- und Spottsucht stand damals in nie wieder erlebter Blüthe; sie kannte keine Grenzen und schonte weder die Majestät, noch das Heilige, noch das Privatleben.‘ Calinich, Aus dem sechzehnten Jahrhundert 195. 196. In Bd. 2—6 unseres Werkes sind dafür massenhafte Belege angeführt. ** Ueber ‚Schandbriefe‘, in der Regel mit einem Schandgemälde verbunden, aus den Jahren 1536, 1537 und 1570 in der Grafschaft Lippe siehe A. Falkmann, Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. Erste Periode (Detmold 1869) S. 148. Bezüglich der Reichstagsverordnungen vergl. auch noch Sachse 39 fll.

[2] ** Vergl. Sachse 43—45.

Nation Buchdruckereien lediglich in fürstlichen Residenzen, in Universitätsstädten oder in ansehnlichen Reichsstädten gestattet sein sollten. Die Zulassung eines Buchdruckers wurde von einer vorherigen Prüfung seiner Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit durch die Obrigkeit abhängig gemacht: jeder sollte sich eidlich auf die Beobachtung der im Reichsabschiede vorgeschriebenen Verordnungen verpflichten[1]. Wie es mit der Ausführung dieser Gebote aussah, ergibt sich beispielsweise für Oesterreich aus einer Denkschrift, welche der im Jahre 1577 zum Bischof von Wien ernannte Caspar Neubeck dem Erzherzog Ernst einreichte. ‚Früher‘, sagte er, seien ‚nur gelehrte Leute, denen man habe vertrauen dürfen, zu Buchdruckern befördert und angenommen worden, jetzt dagegen maßen sich allerlei Leute: Setzer, Gießer, Formschneider, Briefmaler und Andere, welche nicht gelehrt, weder der Sprachen noch weniger der Materien mächtig sind, des Druckergeschäftes an; was durch eine solche Menge heißhungeriger Drucker angerichtet‘ werde, empfinde die unruhige Welt in verbotenen Tractaten, unordentlichen Drucken, falschen, unrichtigen Formen. Nicht jeder ‚Lumpendrucker‘ solle ‚seines Lusts und Gefallens‘ drucken dürfen, sondern nur ehrbare und stattliche Leute dürften zugelassen werden. Von dem Vertrieb der Bücher müßte ‚anders woher entlaufenes, ausgestrichenes und ungeschicktes Lumpengesinde, das sonst nichts Anderes anzufangen weiß‘, ausgeschlossen werden. Auf Jahrmärkten dürfe kein Buchführer ein heimliches Gewölbe haben; denn diesem Gewerb sei mehr als anderen auf die Hauben zu sehen. ‚Summa Summarum: Es ist eine starke, stätwährende Visitation unter den schädlichen Lumpenleuten, Landzerrüttern, Kriegmachern, als da sind die Buchdrucker, Buchführer, Buchbinder, Briefmaler und so weiter, zu bestellen, damit hinfüro das Land vor den giftigen Handlungen gesichert und männiglich desto friedlicher und ruhiger verbleiben möchte.‘[2]

Alle Verordnungen wurden ‚schier zum Gespötte‘. Für das ganze Reich erkannte die Polizeiordnung vom 9. November 1577 die Thatsache an, daß von den früheren ‚Satzungen‘ gar Nichts gehalten werde, und ‚solche schmähliche Bücher, Schriften, Gemälde und Gemächts je länger, je mehr gedichtet, gedruckt, gemacht, feil gehabt und ausgebreitet‘ würden[3]. Für Frankfurt am Main, wo auf den Messen der stärkste Bücherverkehr stattfand, erließ Kaiser Rudolf II. am 23. März 1579 einen Befehl, in welchem es hieß: ‚Alle Läden und Gewölbe seien mit unnützen, verführerischen Büchern, Schmähschriften, Gedichten und Malwerk angefüllt, wodurch viele Leute verführt und verbittert‘ würden, so daß zeitiges Einsehen mehr als je von Nöthen sei. Aus diesem Grunde habe er den Fiscalprocurator des Reichskammergerichtes

[1] Kapp 545—547. 779—783. [2] Vergl. oben S. 608—609.
[3] Kapp 783—785.

zu Speyer zu seinem Büchercommissar ernannt, welcher mit Beihülfe des Frankfurter Rathes die Druckereien und Buchläden untersuchen und die Uebertreter der Reichsverbote zur gebührenden Strafe ziehen sollte. Im folgenden Jahre wurde zur bessern Unterdrückung aller Famosschriften und Schmähgedichte der Domdechant des Frankfurter Bartholomäusstiftes zum zweiten kaiserlichen Büchercommissar angestellt [1].

Wie das Reich und der Kaiser, so erließen auch einzelne Fürsten, Stände und Städte die ernstesten Preßverordnungen und Strafbefehle wider die Schmähliteratur, hatten aber damit einen gleich geringen Erfolg. ‚Allerhand Famos-, ehrenschmähliche Schand- und Lästerschriften und Lieder', besagt ein solcher Strafbefehl des Herzogs Friedrich von Württemberg aus dem Jahre 1602, werden so weit öffentlich ausgebreitet, daß man dieselben ‚fast allenthalben in offenen Zechen und anderen Zusammenkünften spöttlich umzuziehen, auf den Gassen zu singen und außer Landes zu bringen kein Abscheuen tragen will' [2]. Die Strafverfügungen nutzten so wenig, daß Herzog Johann Friedrich im Juli 1616 sie dahin verschärfte: er gedenke ‚gegen die Uebertreter wie nicht weniger auch gegen Diejenigen, so dergleichen von Anderen wissen und nicht offenbaren, mit unnachsichtiger Strafe Leibes und Guts', nach Gestalt des Verbrechens sogar mit Todesstrafe vorzugehen [3]. Auch in den Reichsstädten mußten immer von Neuem Befehle wider ‚ehrenrührische Schandschriften, Gedicht und Famoslibell' ergehen, zum Beispiel zu Straßburg in den Jahren 1590, 1592, 1602 [4].

Die Verbreitung aller Arten von Schmähschriften, welche hauptsächlich wider die katholische Kirche und ihre Vertreter und Anhänger gerichtet waren,

[1] Kapp 615—616. Die Gläubiger zwangen häufig ihre Schuldner dazu, daß sie sich im Falle der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeit gefallen lassen mußten, von ihnen durch Verbreitung von Schmähschriften und Spottbildern angegriffen und verfolgt zu werden. Der schlimme Brauch war so weit verbreitet, daß die Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577 verfügte: ‚Wenn Wir auch berichtet worden sind, daß in etlichen Landen dieser Brauch oder vielmehr Mißbrauch eingerissen, da dem Gläubiger auf sein Angesinnen von seinem Schuldner oder Bürgen nicht bezahlt wird, daß er derentwegen dieselbigen mit schändlichen Gemählds und Brieffen öffentlich anschlagen, schelten, beschreien und berufen lässet. Dieweil aber (dieß) ganz ärgerlich, auch viel Zankes und Böses verursacht, darumb es ja in keinem Gebiet, darinnen Recht und Billigkeit administriert werden kann, zu verstatten, so wollen Wir dasselbig Anschlagen, auch solcher Geding und Pacta den Verschreibungen einzuverleiben, hiermit gänzlich verboten und aufgehoben, auch allen und jeden Obrigkeiten in ihrem Gebiet mit ernstlicher Straf gegen denjenigen, so noch des Anschlagens sich gebrauchen würde, zu verfahren befohlen haben.' Kapp 541.

[2] Bei Reyscher 4, 460. [3] Bei Reyscher 5, 365—366.

[4] Archiv für die Gesch. des Buchhandels 5, 45. Ueber mehrere gegen derartige Schriften und Bilder nicht allein aus staats- und kirchenpolitischen, sondern auch aus

wurde am meisten durch den seit dem Beginne der religiösen Umwälzung sich immer mächtiger entfaltenden Hausirhandel betrieben. Auf Märkten, vor den Kirchen und vor den Rathhäusern, in Schenken, auf offener Landstraße, in Universitätsstädten an den Thüren der Collegien und Bursen suchten die hausirenden Buchführer, aus allerlei Volk und Gesindel bestehend, ihre Käufer[1].

Daß durch ein solches Hausirerthum alle rechtlichen Verhältnisse des Buchhandels tiefen Schaden litten, häufig ganz verwischt werden mußten, liegt auf der Hand.

Buchdruckerei und Buchhandel geriethen in vielen Städten, wo sie ehedem am höchsten geblüht hatten, unter den kirchlichen und staatlichen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts in zunehmenden Verfall.

In Augsburg hatte ‚die neuerfundene göttliche Kunst' einen gewaltigen Aufschwung genommen. Viele der dort in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten und in den ersten des sechzehnten Jahrhunderts namentlich bei Günther Zainer, Anton Sorg, Hans Schönsperger, Erhard Ratdolt erschienenen Werke gehören durch Druck, Ausstattung und Bilderschmuck zu den glänzendsten Erzeugnissen dieser Kunst. Seit dem dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts ging es aber ‚mit aller Herrlichkeit zu Ende'. Heinrich Steiner, die letzte hervorragende typographische Größe Augsburgs, ging um das Jahr 1545 geschäftlich zu Grunde und starb drei Jahre später, wie es scheint, in gänzlicher Armuth. Nur Ratdolt befand sich bei seinem Tode um das Jahr 1528 in vermögenden Verhältnissen; alle übrigen Drucker hatten mehr oder weniger mit Noth und Elend zu kämpfen[2]. ‚Die Augsburger Drucker',

---

privatrechtlichen Rücksichten ergangene obrigkeitliche Befehle vergl. A. Kirchhoff in demselben Archiv 5, 157—161. In Leipzig drohte einmal im Jahre 1589 ein Fleischergeselle seiner Meisterin mit dem Druckenlassen eines Pasquills. Archiv 10, 127.

[1] Kapp 433—434, wo das ganze Treiben gut geschildert wird. ‚Es waren darin (in dem Hausirhandel) wohl vielfach junge Männer thätig, die ihren Beruf verfehlt und Nichts zu verlieren hatten, Menschen, die nicht viel arbeiten, aber doch ihr Leben genießen wollten, Abenteurer, die sich von den aufgeregten Wogen der Zeitströmung tragen ließen, einerlei, ob und wo sie dereinst landeten, und endlich catilinarische Existenzen. Besonders gefährlich wurden solche von Haß gegen alles Bestehende beseelte Buchführer durch die zielbewußte Auswahl der von ihnen vertriebenen Schriften. Unermeßlich war daher der von ihnen auf die Gemüther ausgeübte Einfluß. Wo während der Reformationszeit „etwas los war", da tauchten auch die Buchführer wie die Sturmvögel auf und wieder unter. Der Kampf und die Revolution waren das Element, in welchem sie sich am wohlsten fühlten. Man hört nur ausnahmsweise von katholischen Flugblättern, welche von Buchführern vertrieben wurden, meistens nur von Verbreitern Luther'scher und lutherisirender Schriften. Wo nur einer dieser Leute genannt wird, da gehört er zur revolutionären Partei.'

[2] Butsch, Bücherornamentik 1, 23—25. Kapp 126 fll.

schrieb der gelehrte Stadtpfleger Marcus Welser im Jahre 1604, ‚sind aus Mangel an Mitteln nicht im Stande, auf eigene Kosten irgend ein größeres Werk zu unternehmen.‘ [1] Welser gründete eine ansehnliche Gesellschaftsdruckerei, aus welcher seit dem Jahre 1595 zahlreiche Werke, zum Theil von bleibendem wissenschaftlichen Werthe, hervorgingen [2].

Zu Nürnberg hatte Anthoni Koberger seit dem Jahre 1470 mit 24 Pressen gearbeitet, über 100 ‚Gesellen‘ beschäftigt, auch auswärtigen Druckern, vornehmlich in Basel, Straßburg und Lyon, Aufträge gegeben; er war der größte Buchhändler seiner Zeit. Nach seinem Tode im Jahre 1513 wurde sein großartiges Geschäft noch von einigen seiner Verwandten bis zum Jahre 1525 rüstig fortgesetzt, seitdem aber ging das Welthaus unter den Stürmen der religiösen Bewegung seinem Ende entgegen; der älteste Sohn wurde ein Taugenichts, der elend endete, der jüngste verkam ‚in der Fremde‘, ein anderer nährte sich als Goldschmied und Gemmenhändler; 1526 erschien das letzte Verlagswerk mit dem einst so berühmten Namen: mit dem Jahre 1541 verschwindet derselbe völlig aus dem Buchhandel. Nürnberg, ehemals eine der bedeutungsvollsten Pflanzstätten der Buchdruckerei und des Buchhandels, konnte seitdem nicht mehr eine einzige hervorragende Buchdruckerei aufweisen, zählte dagegen eine Unmasse von Winkeldruckereien, welche sich mit der Anfertigung von Flugschriften und Pamphleten abgaben [3].

Die Buchdruckereien in Speyer, Würzburg, Eichstätt, Eßlingen und Ulm, welche im fünfzehnten Jahrhundert viele herrliche Schöpfungen zu Tage gefördert hatten, sanken während des sechzehnten Jahrhunderts zu einer völligen Bedeutungslosigkeit herab [4].

Dagegen behauptete Cöln als Druck- und Verlagsort nicht nur seinen alten Ruf, sondern gewann bis zum dreißigjährigen Krieg eine steigende Entwicklung und wetteiferte sowohl an Zahl der Druckerfirmen als an Bedeutung der Erzeugnisse mit den besten Leistungen anderer Städte [5]. Es wurde die Hochburg der katholisch-literarischen Thätigkeit. Die von Heinrich Quentel († 1503) begründete Officin übte bis in das siebenzehnte Jahrhundert einen wesentlichen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben, namentlich des Niederrheins, aus. Der Verlagsbuchhändler Gottfried Hittorp († 1565)

[1] Kirchhoff, Beiträge 2, 18.

[2] Vergl. oben S. 249 fl. Kapp 134—135. Bursian 237—238. ‚Diese durch Schönheit des Papieres und der Typen ausgezeichneten Drucke tragen nach dem Stadtwappen Augsburgs, dem Fichtenzapfen, die Bezeichnung: „Ad insigne pinus“.‘ S. 238.

[3] Näheres bei O. Hase, Die Koberger. 2. Aufl. Leipzig 1885. ‚Die stolze Stellung, welche Nürnberg bis in das Reformationszeitalter eingenommen hatte, hat es später nie wieder erreicht.‘ Kapp 143.

[4] Butsch, Bücherornamentik 1, 31. [5] Butsch 2, 36.

setzte eine ansehnliche Zahl von Druckereien in Thätigkeit: der größte Buchhändler war Franz Birckmann, dessen Geschäft beinahe 200 Jahre lang blühte, auf der Frankfurter Buchhändlermesse regelmäßig mit mehreren, im Jahre 1565 mit acht Gehülfen erschien. Zu den berühmtesten Handlungen Cölns gehörte auch die des Maternus Colinus (1555—1587) und zweier seiner Nachfolger, welche bis über die Mitte des dreißigjährigen Krieges wirkten. Am längsten erhielt sich in Cöln die im Jahre 1516 von Johann Gymnich im ‚Einhorn-Hause' begründete Druckerei und Buchhandlung, welche unter häufig veränderter Firma noch heute besteht [1]. Unter dem Namen Gymnich wurde das Geschäft bis zum Jahre 1596 fortgeführt; der durch Verehelichung mit der Familie verbundene Anton Hierat verlegte in verhältnißmäßig kurzer Zeit 250 Werke, darunter viele in Folio, vorzugsweise aus dem Gebiete der katholischen Theologie [2].

In Mainz entfaltete Franz Beham eine umfassende Thätigkeit im Dienste der katholischen Literatur [3]; in demselben Dienste erreichten die Leistungen der Firmen Adam Berg in München, Weißenhorn in Ingolstadt und Sebald Maier in Dillingen einen staunenswerthen Umfang [4].

Unter den protestantischen Universitätsstädten des südlichen Deutschland nehmen Tübingen und Heidelberg in der Buchdruckerei wie im Buchhandel nur eine untergeordnete Stellung ein. Ein Verleger in Tübingen lieferte im Wesentlichen nur slavische Drucke [5]; Heidelberg hat nur einen einzigen hervorragenden Buchdrucker aufzuweisen, den Niederländer Hieronymus Commelin, der dort in den Jahren 1587—1598 römische und griechische Classiker in trefflicher Ausstattung herausgab [6].

In Basel waren im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts beiläufig 20 bedeutende Druckereien vollauf beschäftigt. Johann Amerbach († 1514) war einer der gelehrtesten Drucker und Verleger seiner Zeit; dessen Schüler Johann Froben, mit seinem Schwiegervater und Geschäftsführer Wolfgang Lachner seit dem Jahre 1520 ein Gegner der lutherischen Bewegung, gehört zu den bedeutendsten Buchhändlern aller Zeiten. Er arbeitete zuerst mit vier, dann mit sechs und zuletzt mit sieben Pressen und gab meist Kirchenväter

[1] Als Rommerskirchen's Buchhandlung und Buchdruckerei (J. Mellinghaus).

[2] Kapp 98—107. Ein ziemlich umfassendes Bild der Cölner Typographie bietet J. J. Merlo in seiner Schrift: Die Buchhandlungen und Buchdruckereien ‚Zum Einhorn' ꝛc. Cöln 1876. ** Vergl. auch v. Bianco 1, 207 ff.

[3] Vergl. die werthvolle Schrift von S. Widmann, Eine Mainzer Presse der Reformationszeit. Paderborn 1889. ** Siehe auch oben S. 472. 480.

[4] C. v. Reinhardstöttner im Jahrbuch für Münchener Gesch. 4, 60. ‚Eine Geschichte dieser drei Druck- und Verlagsfirmen wäre zugleich ein Stück Literaturgeschichte des bayerischen Landes.'

[5] Kapp 168—170. [6] Faulmann 258. Kapp 176.

und theologische Werke in Folio heraus; er war, rühmte Erasmus, ‚ein in jeder Beziehung vorzüglicher Mann, geschaffen zur Förderung der Studien'. Nach seinem Tode († 1527) konnte das Geschäft seine frühere Höhe nicht mehr behaupten. Unter den späteren Baseler Druckern und Verlegern ragt fast nur Johannes Oporinus hervor; in den Jahren 1540—1568 förderte er 750 Werke zu Tage und dehnte seinen Buchhandel bis nach Italien aus, starb aber in zerrütteten Vermögensverhältnissen [1].

Der Hauptverleger der Schriften Zwingli's und der Zwinglianer war Christoph Froschauer in Zürich († 1595), der insbesondere durch seine zahlreichen, sorgfältig ausgestatteten Bibelausgaben, deren man ihm nicht weniger als 63 in verschiedenen Sprachen zurechnet, berühmt wurde [2].

Eine höchst untergeordnete Stellung im Druck- und Verlagsgewerbe nahmen die meisten norddeutschen Hansastädte ein. Aus Bremen ist nicht ein einziger nennenswerther Drucker bekannt. In Hamburg bestand in den ersten fünf Jahren nach der Protestantisirung der Stadt nicht eine einzige Druckerei. Im Jahre 1536 siedelte sich dort der Marburger Franz Rhode an, veröffentlichte Einiges in diesem und in dem folgenden Jahre, ging aber, da er nicht genug zu thun bekam, nach Danzig. Dann dauerte es, zum Beweis, wie sehr das geistige Leben abgenommen hatte, zwölf Jahre, bis sich wieder ein Drucker einfand [3]; nur Joachim Löw, Vater und Sohn (1549—1589), verdienen als Drucker besonderer Erwähnung [4]. Auch Lübeck zählte seit der Religionsneuerung bis zum Ende des Jahrhunderts nur zwei ständige Drucker [5].

Von den norddeutschen Universitätsstädten kommen Greifswald, Frankfurt an der Oder und Königsberg kaum in Betracht. In Rostock, wo früher die ‚Brüder vom gemeinsamen Leben' eine fruchtbare Druckthätigkeit entwickelt hatten, in den Jahren 1514—1524 gleichzeitig drei Druckereien thätig gewesen waren [6], klagte um das Jahr 1558 der einzige Drucker Ludwig Diez über Mangel an Arbeit und wollte nach Kopenhagen ziehen [7].

In Leipzig hatten die Verlagshändler zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts weitreichende buchhändlerische Verbindungen angeknüpft: im zweiten Jahrzehnt entstand dort unter der Firma ‚Pantzschmann's Buchhandel' eine großartige Verlagsgesellschaft, welche mit sehr ansehnlichen Geldmitteln arbeitete und zahlreiche humanistische Schriften und theologische, meist aus schweren Folianten bestehende Werke weithin vertrieb. Seit der Ausbreitung der religiösen

---

[1] Kapp 109—124. 287—288.

[2] Kapp 124—126. ** Vergl. Vögelin, Chr. Froschauer. Zürich 1840; Rudolphi, Die Buchdruckerfamilie Froschauer. Zürich 1859.

[3] Gallois 2, 736. 780. 798. [4] Kapp 178. [5] Kapp 174.

[6] Lisch, Jahrbücher 4, IX—X. 1 fll. [7] Lisch, Jahrbücher 5, 154.

Wirren ging jedoch der Leipziger Buchhandel zusehends zurück; die Zahl der Druckereien minderte sich auf die Hälfte. Das noch unter dem Herzog Georg von Nicolaus Wolrab in Verbindung mit mehreren Capitalisten gegründete Geschäft nahm nach der Einführung des Protestantismus (1539) eine schwindelhafte Ausdehnung, bis es im Jahre 1552 ein klägliches Ende fand. Wolrab verscholl, seine Frau mußte durch städtische Almosen unterhalten werden. Auch vier andere Leipziger Drucker geriethen in die übelsten Vermögensverhältnisse; ihre Geschäfte brachen zusammen. Eine angesehene Stellung behaupteten nur Valentin Bapst und dessen Schwiegersohn Ernst Vögelin, welcher meistentheils theologische und philologische Werke herausgab und ähnlich wie Oporinus in Basel auf sorgfältigen Text und gute Ausstattung seiner Drucke eine große Aufmerksamkeit verwendete[1]. In Folge der in Sachsen ausgebrochenen crypto-calvinistischen Streitigkeiten sah er sich genöthigt, im Jahre 1576 aus Leipzig zu flüchten[2]. Auch Henning Große, der letzte hervorragende Leipziger Verlagshändler des Jahrhunderts, sah sich im Jahre 1593 in diese Streitigkeiten verwickelt und mußte zeitweise die Stadt verlassen[3].

Den ersten Rang als Druck- und Verlagsort im nördlichen Deutschland nahm seit dem Auftreten Luther's und der massenhaften Verbreitung seiner überaus zahlreichen Schriften die Universitätsstadt Wittenberg ein. Als Drucker und Vertreiber dieser Schriften, insbesondere der Bibelübersetzung, entwickelten Melchior Lotther und Hans Lufft († 1584) die größte Rührigkeit[4]. Außer diesen arbeiteten Georg Rhaw und viele Andere, unter welchen Lucas Cranach, der gleichzeitig eine Malerwerkstätte, eine Apotheke, eine Druckerei und ein Papier- und Buchgeschäft besorgte, Hervorhebung verdient. Der Verlagsbuchhandel Wittenbergs war bis zum Ende des Jahrhunderts ungleich bedeutender als der Leipziger[5].

Der allgemein anerkannte Mittelpunkt des deutschen, selbst des europäischen Buchhandels war im sechzehnten Jahrhundert die Messe zu Frankfurt am Main. Dort fanden sich die Buchhändler zu persönlichem Verkehre zusammen,

[1] Kapp 150—158 ** Ueber Wolrab vergl. oben S. 472.

[2] Vergl. oben S. 612. [3] Kapp 158—159. [4] ** Vergl. oben S. 545 und 546.

[5] Kapp 171—172. 417 fll. Schon im Jahre 1525 äußerte sich ein Zwickauer Prediger: ‚Alle Welt will mit Dr. Martin Luther's Büchern handeln und damit reich werden.‘ Burckhardt, Druck und Vertrieb der Werke Luther's, in Niedner's Zeitschr. für hist. Theol. 32, 456. Unter Luther's Namen gingen 1518: 20, 1519: 50, 1520: 133, 1521: 40 (verhältnißmäßig wenig wegen des Wormser Reichstages und des Aufenthaltes Luther's auf der Wartburg), 1522: 130, 1523: 180, zusammen 553 neue Drucke aus. S. 456.

trafen ihre Geschäftsvereinbarungen, machten ihre Einkäufe bei Druckern und Verlegern und tauschten die Erzeugnisse ihrer Werkstätten aus. Auch der Papierhandel wurde auf den Messen lebhaft betrieben [1].

Von großer Wichtigkeit für den Vertrieb der Bücher wurden die Meßcataloge [2], welche seit dem Herbste 1564, zuerst durch den Augsburger Sortimenter Georg Willer, herausgegeben wurden. Dieselben bieten eine sehr beachtenswerthe statistische Grundlage sowohl für die Kenntniß des Umfanges der literarischen Thätigkeit als für die Stellung und Bedeutung, welche die verschiedenen Zweige der Wissenschaften und der Tagesliteratur zu verschiedenen Zeiten einnahmen. Ein durchaus sicheres Bild von dem in jedem Jahre wirklich Gedruckten gewähren indeß die Cataloge keineswegs. Ganze Gattungen von Schriften: Flugblätter, Pamphlete, Satiren, Gespenster- und Wunderberichte, vereinzelt herausgekommene Predigten und andere Erzeugnisse geringern Umfanges, wurden nur in seltenen Fällen der Aufnahme für werth erachtet. Andererseits wurde schon frühzeitig Manches in dem Meßcatalog als erschienen aufgeführt, welches niemals oder erst später und in ganz anderer Gestalt gedruckt herauskam [3]. Auch Parteirücksichten machten sich bei der Anfertigung der Cataloge geltend. ‚Mehr aus vorbedachtem Muthe dann aus Hinlässigkeit sind bisher in den Catalogen‘, schrieb der Frankfurter Peter Schmidt im Jahre 1590, ‚oftmals mancherlei fürnehme Bücher ausgelassen worden.‘ Er wollte dem Uebelstande durch Herausgabe von Catalogen, welche die Titel sämmtlicher erschienenen Bücher, ‚es seien groß oder klein, fürnehm oder gering‘, enthalten sollten, abhelfen; allein er kam über den ersten Jahrgang 1590 nicht hinaus [4]. Seit dem Jahre 1598 ließ der Frankfurter Rath einen officiellen Meßcatalog herausgeben [5]. Von katholischer Seite wurde wiederholt, zum Beispiel von Kaiser Rudolf II. im Jahre 1608, gerügt, daß ‚viele katholische Bücher gänzlich ausgelassen‘ würden. In Folge dessen erschienen, nachweislich seit dem Jahre 1606 zuerst in Mainz, seit dem Jahre 1614 in Frankfurt, gesonderte katholische Meßcataloge [6].

Aus den Jahren 1564—1600 weisen die Cataloge an größtentheils in Deutschland veröffentlichen Büchern, welche auf die Frankfurter Messen gebracht wurden, nicht weniger als 21 941 Nummern auf; von diesen sind in lateinischer Sprache, die noch immer das Uebergewicht behauptete, 14 478, in deutscher 6618, in französischer 457, in italienischer 351, in spanischer 37 abgefaßt. Am stärksten ist die Theologie vertreten, und zwar die protestantische

[1] Kapp 450 fll. ** Vergl. E. Kelchner, Die Frankfurter Buchhändlermesse, in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. Frankfurts (1881) 6, 85 fll.

[2] ** Vergl. Kirchhoff, Beiträge 2, 24—34.

[3] Vergl. Zarncke bei Kapp 787. [4] Kapp 483. [5] Schwetschke VIII fll.

[6] Schwetschke XVIII. Archiv für Gesch. des Buchhandels 4, 79.

ungleich stärker als die katholische; der Theologie am nächsten steht die Geschichte, dann die Rechtswissenschaft, endlich die Heilkunde. Seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Krieg war die Zahl der Bücher in fortwährendem Steigen. Die fünfjährige Durchschnittsziffer von 1576—1580 beläuft sich auf stark 487, von 1581—1585 auf 560, von 1586—1590 auf 724, von 1591—1595 auf 761, von 1596—1600 auf 803, von 1601—1605 auf 1334, von 1606—1610 auf 1413, von 1611—1615 auf 1544; in den beiden Jahren 1616—1617 werden 3222 aufgeführt [1].

Aber mit der Zahl wuchs im Allgemeinen keineswegs der Werth der Bücher. ‚Was für Ungeheuer von Schriften der Deutschen', schrieb der berühmte Joseph Scaliger aus Leyden im Jahre 1603 an Caselius, ‚fördert nicht die Frankfurter Messe alljährlich zu Tage! Wer hat im ganzen übrigen Europa so viele oder so freche Schreibereien unfähiger Köpfe gesehen, als jene Bücher, theils in deutscher Sprache geschrieben, theils lateinisch, aber von deutschen Furien ersonnen!' [2] Bezeichnend ist auch, was Geverhard (Gerhard) Elmenhorst am 15. September 1617 aus Hamburg an Johann Meursius schrieb: ‚Es schmerzt mich, daß wir in solche Zeitläufte hineingerathen sind, in welchen der dümmste Quark eher einen Käufer findet als ein ernstes Buch.' ‚Wahrhaftig, sobald es sich um einen griechischen Autor handelt, ist kaum ein Verleger zu finden.' [3]

Für die Gelehrten hatte das Bücherschreiben einen Nichts weniger als ‚goldenen Boden'. Sie konnten, während die Flugschriften-, Streit-, Schmäh-, Zauber- und Wunderliteratur in üppiger Blüthe stand und nicht selten einen ansehnlichen Gewinn abwarf, auf eine anständige Belohnung ihrer schriftstellerischen Arbeiten nicht rechnen. Viele unter ihnen, selbst hervorragende, mußten von vornherein auf jegliche Vergütung ihrer Mühen verzichten. Es

[1] Nach Zarncke's Tabellen bei Kapp 791—792. Schon Luther's Freund Johann Mathesius beklagte die Ueberfüllung des Büchermarktes. ‚Des viel Bücherschreibens ist kein Ende, und es gibt viel närrischer Doctores und Lehrer, und unzählig viel sind ihrer, die mit Gottes Wort Krämerei, Gewerbe und Hanthierung treiben, und sich selbst und andere mit ihrem viel Bücherschreiben verdrossen, müde und fast gar irre und dottende machen.' ‚Der größte Hause thut fast nichts, denn daß sie in ihren Schriften auf Fürsten und fromme Lehrer schelten, stechen und hauen und die Kirche betrüben und verführen.' Postilla prophetica 326. 327.

[2] Henke, Calixtus 1, 217 Note 1. Vergl. oben S. 248.

[3] ‚Doleo nos in haec tempora incidisse, in quibus ineptissima citius quam seria emptorem reperiunt.' ‚Certe quoniam graecus est auctor, vix est qui ejus editionem suscipere velit.' Kirchhoff, Beiträge 2, 17.

galt als eine ehrenvolle Ausnahme, daß der große Jurist Ulrich Zasius für eines seiner Werke im Jahre 1526 von einem Baseler Verleger 50 Gulden Honorar erhielt. Für eine deutsche ‚Evangelienharmonie', welche Johann Schwentzer im Jahre 1540 bei Cyriacus Jacob in Frankfurt am Main in 1200 Exemplaren erscheinen ließ, belief sich der Ehrensold des Verfassers für jedes Exemplar auf Einen Kreuzer. Nicodemus Frischlin hatte mit seinen gelehrten Arbeiten unaufhörliche Verlegersnoth; er mußte seine lateinische Grammatik und andere Schriften auf eigene Kosten drucken lassen und stürzte sich dadurch in Schulden. Der Frankfurter Peter Kopf, einer der bedeutendsten damaligen Verleger, hielt es für eine übertriebene Forderung, daß der gelehrte Doctor Gregorius im Jahre 1594 ein über 100 Bogen in Folio starkes Werk mit 100 Thalern und 5 Freiexemplaren belohnt wissen wollte; Gregorius mußte sich mit 50 Thalern und 10 Freiexemplaren begnügen. Marquard Freher, der Herausgeber deutscher Geschichtsquellen und anderer Schriften, empfing für den Foliobogen einen halben Thaler; ‚die vermischten Schriften von Willibald Pirkheimer' wollte er im Jahre 1607 ohne Honorar, nur gegen Abgabe von 100 Freiexemplaren zum Drucke bringen. Quirinus Reuter, Professor zu Heidelberg, der seine Werke um einen halben Gulden für jeden Bogen verkaufte, rief am 22. December 1609 in einem Briefe an Melchior Goldast wehmüthig aus: ‚Männer unseres Standes pflegen den Buchhändlern zu dienen; diese haben den Gewinn, aber was haben wir?' Bitterer noch äußerte sich über die Buchhändler, welche Alles für Nichts besorgt haben, Nichts geben wollten, der Heidelberger Philologe und Geschichtsprofessor Janus Gruter im Jahre 1601. Selbst der berühmte Johann Friedrich Gronov aus Hamburg bezog für seine umfangreichen philologischen Werke von der großen Verlagsfirma der Elzeviere in Leyden kein wirkliches Honorar [1].

Um wenigstens zu einigem Lohn ihrer Arbeiten oder auch nur aus den Kosten zu kommen, widmeten die Gelehrten und Schriftsteller ihre Erzeugnisse in den unterthänigsten Ausdrücken unter allerlei Lobhudeleien in der Hoffnung auf klingenden Entgelt irgend einem Fürsten oder hohen Herrn, dem Rathe

[1] Kirchhoff, Beiträge 2, 109—111. Strauß, Frischlin 289. Kapp 312—317. 474; vergl. die bei Widmann (Eine Mainzer Presse 18 Note 2) angeführten Klagen von Autoren über ihre Verleger. Auch für den Bilderschmuck der Werke waren die Belohnungen der Künstler häufig Nichts weniger als glänzend. Als der sehr angesehene Züricher Buchdrucker und Buchhändler Christoph Froschauer im Jahre 1545 Johann Stumpf's Schweizerchronik herausgeben wollte, schrieb er an Vadian nach St. Gallen: ‚Ich habe jetzt den besten Maler, so jetzt ist, bei mir im Haus, geb ihm alle Wochen zwei Groschen und essen und trinken, thut nichts anderes als Figuren reissen in Chronika.' Kapp 125. ** Ueber die Verlagsschwierigkeiten katholischer Schriftsteller siehe oben S. 472 und 477.

einer Stadt oder reichen Personen. Dieses Dedicationsunwesen, welches namentlich seit dem letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts in eine schimpfliche Bettelei ausartete, wurde von den Verlegern begünstigt, um die Last einer Honorarzahlung auf die Schultern Anderer abzuwälzen. Nicht selten aber wurden die Erwartungen gänzlich getäuscht; häufiger noch trugen die Zueignungen nur eine geringfügige Summe ein, und bei Auszahlung von wenigen Gulden oder Thalern wurde wohl den Bittstellern bedeutet, in Zukunft nicht wieder zu wagen, ‚sich mit ähnlichen Anerbietungen unangenehm zu machen'. Als Sigmund Feyerabend dem Rathe zu Frankfurt am Main ein Turnierbuch widmete, ließ man ihn mehrere Wochen lang auf Antwort warten; auf seine Anfrage: ‚Ob man ihm etwas Ergötzlichkeit thun wolle?' beschloß der Rath: ‚Man solle es damit verbleiben lassen.' Nicodemus Frischlin erhielt für die Zueignung einer seiner lateinischen Comödien von dem Rathe zu Straßburg nach langem kostspieligen Warten 12 Gulden; von anderen Reichsstädten, welchen er Comödien widmete, soll er gar nur 4 Thaler bekommen haben [1].

Was die äußere Gestalt der Bücher anbelangt, so hatten bis zur Ausbreitung der religiösen Wirren die großen Drucker in Nürnberg, Augsburg, Straßburg, insbesondere in Basel auf fehlerfreien Druck, schöne Schrift und gutes Papier die höchste Sorgfalt verwendet, die besten Textkritiker und ‚Castigatoren' herangezogen. Namentlich suchte Johann Froben stets die vollendetsten Druckwerke zu liefern. ‚Froben wandte', schrieb Erasmus, ‚ungeheuere Geldsummen auf die Texteskritiker und oft noch auf die Handschriften', aus welchen der Text endgültig festgestellt wurde. Welch redlichen Eifer und bedeutende Opfer Johann Amerbach für denselben Zweck aufwandte, geht besonders aus dem Briefwechsel hervor, den er während des Druckes der Bibel und der Postille des Cardinals Hugo mit Anton Koberger führte. Diesen Männern ließen sich noch Hunderte anreihen, welche ähnlich wie sie die hohe Bedeutung ihrer Aufgabe würdigten und für die Ausbildung ihrer Kunst sich bemühten [2].

Mit den Fortschritten der Religionshändel verschwand, im Allgemeinen gesprochen, die frühere Sorgfalt für einen genauen Text der Bücher. Selbst Luther, der Vielgefeierte, hatte bereits im Jahre 1521 über einen seiner

[1] Kapp 317 fll. Strauß, Frischlin 288—289. Vergl. über das Dedicationsunwesen auch Kirchhoff, Beiträge 2, 113—115 ** und oben S. 223—224. Dieses Unwesen war so eingerissen, ‚daß der Prediger Gottfried Händel sogar ein Gebetbuch unserem Erlöser Jesus Christus dedicirte'. Kirchhoff a. a. O. S. 115.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 18 fll., und Kapp 309—311. ** Siehe auch A. Mayer, Wiener Buchdruckergeschichte 1482—1882. Erster Halbband. Wien 1882.

Wittenberger Verleger zu klagen: ‚Ich wollte, ich hätte nichts Deutsches geschickt, so abscheulich, so nachlässig, so unordentlich ist es gedruckt, von der Abscheulichkeit der Typen und des Papieres ganz zu schweigen'; er werde nicht eher wieder etwas zum Drucken schicken, bis er erkenne, daß ‚diese abscheulichen Scharrhänse' beim Buchdrucken weniger auf ihren Gewinn als auf den Vortheil der Leser bedacht seien. ‚Denn was scheint ein solcher Drucker anders zu denken als: Es ist genug, daß ich Geld verdiene, die Leser mögen sehen, was und wie sie lesen!'[1] Willibald Pirkheimer beschwerte sich im Jahre 1525 bei Johann Grüninger in Straßburg, dem Drucker seiner Uebersetzung der Geographie des Ptolemäus: der Text sei nicht in gehöriger Ordnung gedruckt worden, Anmerkungen und Text ständen nicht immer in Uebereinstimmung, zahlreich seien die Druckfehler, ein zur Correctur bestellter Gelehrter sei nicht einmal zu Rathe gezogen worden: ‚Wo ich mich dessen versehen, hätte ich eher mein Manuscript verbrennen mögen.'[2] Auch in Italien wollten die Drucker Nichts mehr an gelehrte Correctoren wenden, aber ‚in dem Unfug des fehlerhaften Druckes, mit welchem gewöhnlich eine möglichst schlechte Ausstattung Hand in Hand ging, lief Deutschland ihm und allen übrigen Ländern bald den Rang ab'[3].

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zeichneten sich nur noch wenige Firmen durch Genauigkeit des Textes und gediegene Ausstattung ihrer Erzeugnisse aus; zu diesen gehörten vorzugsweise die großen Drucker in Cöln, Oporin in Basel, Vögelin in Leipzig und Sigmund Feyerabend in Frankfurt am Main. Letzterer beherrschte lange Zeit den ganzen Frankfurter Buchhandel und beschäftigte für viele seiner Verlagswerke die Kupferstecher Virgil Solis, Jost Amman und Tobias Stimmer[4]. Er selbst war keineswegs ein gelehrter Verleger; die von ihm unterzeichneten Vorreden sind nicht aus seiner Feder geflossen; er schrieb das elendeste Deutsch, Lateinisch verstand er nicht[5].

---

[1] Bei de Wette 2, 41—42. [2] Kapp 90—91. [3] Kapp 312.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 6, 107. Butsch 2, 21—22. ** Siehe auch H. Pallmann, Sigmund Feyerabend. Frankfurt 1881; E. v. Ubisch, Virgil Solis und seine biblischen Illustrationen für den Holzschnitt. Leipzig 1889, sowie den Aufsatz von F. H. Meyer im Archiv für Gesch. des Buchhandels (1891) 14, 114 fll. Letzterer hebt noch hervor, daß Feyerabend ‚nicht illustrirte Werke wenigstens durch den Aufdruck der vielen von ihm verwendeten, künstlerisch entworfenen und künstlerisch geschnittenen Signete (deren es mehr als vierzig gibt) schmückte. Keiner seiner Zeitgenossen hat ihn in dieser Hinsicht erreicht, ist ihm auch nur nahe gekommen.'

[5] Pallmann 58 fll. Das älteste uns erhalten gebliebene Handlungsbuch aus der Blüthezeit des Frankfurter Buchhandels ist das ‚Meßregister' Feyerabend's aus dem Jahre 1565, mitgetheilt von Pallmann im Archiv für Gesch. des Buchhandels 9, 9—40. Von verschiedenen Ausgaben und Uebertragungen Ovid's setzte er 560 Exemplare ab, von verschiedenen Ausgaben der Bibel 469, von Luther's Hauspostille 175 Exemplare 2c.

Im Allgemeinen galt, was Georg Klee im Jahre 1589 schrieb: ‚Die Buchdruckerei ist anfänglich so eine löbliche Kunst gewesen, deren keine zu vergleichen steht, jetzo ist ein gemein Handwerk und Gewerb daraus gemacht' worden [1]. Geschmack und Gediegenheit in der Ausstattung der Bücher geriethen vornehmlich seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in immer tiefern Verfall, der mit dem siebenzehnten Jahrhundert für die Durchschnittsleistungen in eine förmliche Verwilderung überging [2].

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete des Buchhandels und des Frankfurter Meßverkehrs waren seit dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts regelmäßig herausgegebene Zeitungen.

Der Name ‚Zeitung' beginnt in gedruckten Berichten mit dem Jahre 1505 und bedeutete so viel als Nachricht, Neuigkeit. Seit den zwanziger und dreißiger Jahren mehrte sich die Zahl derselben ungemein, und es lassen sich bis zum Jahre 1599 noch 877 Nummern nachweisen [3]. Im Jahre 1567 hatten die ‚Neuen Zeitungen' bereits eine solche Bedeutung im Volke gewonnen, daß der Allgemeine Kreistag in Erfurt am 27. September dieses Jahres die Bestimmungen der Augsburger Polizeiordnungen von 1548 [4] auf dieselben ausdehnte, weil aus ihnen ‚Mißtrauen, Empörung und Unheil im heiligen Reiche' zu besorgen sei [5]. Bis dahin und noch einige Jahrzehnte später bestanden die ‚Neuen Zeitungen' nur aus einzelnen fliegenden Blättern, welche über allerlei Begebenheiten von größerer Wichtigkeit und allgemeinerm Interesse berichteten. Nach und nach aber folgten unter dem Namen ‚Relationen' fortlaufende Berichte über die Weltereignisse. Sie erschienen zuerst jährlich, später halbjährlich. Der erste Verfasser solcher Relationen ist Michael von Aitzing oder Eytzinger, welcher zu Cöln vom Februar 1580 bis September 1583 eine ‚Relatio Historica' über die Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken in Aachen und in dem Cölner Erzstifte herausgab. Weil er guten Absatz fand, setzte er diese Relationen jährlich oder halbjährlich bis zu seinem Tode im Jahre

[1] Zeitschr. des Harzvereins 19, 370 Note. [2] Kapp 261—262.

[3] E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, herausgegeben mit einer Bibliographie von 1505—1599, Bd. 111 der Publicationen des literarischen Vereins in Stuttgart. Vergl. W. L. Schreiber, Die Entwicklung des Zeitungswesens, im Beiblatt der ‚Deutschen Volksstimme' (Berlin 1886) No. 27—30. ** Siehe auch die interessante Dissertation von R. Grashoff, Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1877), und Th. Sickel, Zeitungen des 16. Jahrhunderts, im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, herausgegeben von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade (Hannover 1854) 1, 2, 344 fll.

[4] Vergl. oben S. 614. [5] Bei Kapp 780—781.

1598 fort. Weitere Fortsetzungen folgten in Cöln bis zum Jahre 1601. Diese und ähnliche Veröffentlichungen erhielten, obgleich sie weder bezüglich ihres Inhaltes noch ihres Druckortes mit Frankfurt etwas zu thun hatten, den Namen ‚Frankfurter Meßrelationen‘, weil sie von den dortigen Messen aus am meisten vertrieben wurden[1]. In Frankfurt selbst begründete Conrad Lautenbach, ehemals Prediger in Heidelberg, im Jahre 1590 die historisch-politischen Halbjahrsberichte[2], welche vorzugsweise aus handschriftlichen und gedruckten Zeitungen entnommen zu sein scheinen. Der Frankfurter Postschreiber Andreas Striegel veranstaltete im Jahre 1602 ein Concurrenzunternehmen: ‚damit dem gemeinen Mann‘, sagte er, durch unsichere Nachrichten ‚sein Geld nicht so unbillig abgenommen werde‘. In dem frühern Unternehmen würden ‚die Schreiben und Briefe auf den Gassen mit Besen zusammen geraspelt und gekehrt‘; dagegen kämen seinem lieben Gevatter, dem Postmeister, und ihm ‚die Zeitungen von allen Orten und Enden vor Anderen zu‘: er sammle seine Mittheilungen aus dem kaiserlichen Postamte[3].

Einen weitern Fortschritt in dem Zeitungswesen bezeichnen monatliche und wöchentliche Berichte. Kaiser Rudolf II. soll schon im Jahre 1597 die Herausgabe einer ‚zusammenhängenden ordentlichen Zeitung für ganze Monate‘ veranlaßt haben. Es erschienen Monatshefte in Augsburg, Wien und Rorschach; an letzterem Orte gab der Augsburger Samuel Dilbaum seit dem Jahre 1597 solche Hefte von 2—3 Quartbogen heraus. Der erste Buchdrucker, welcher dem lesebegierigen Publicum die neuesten Nachrichten allwöchentlich mitzutheilen beschloß, war Johann Carolus in Straßburg. Der älteste Jahrgang der von ihm begründeten Zeitung stammt nachweisbar aus dem Jahre 1609; doch ist er keineswegs der erste, da der Verleger erklärt, er sei ‚in Ausfertigung der Ordinari Avisa, wie nun etlich Jahre beschehen, zu continuiren, vermittelst göttlicher Gnaden, bedacht‘. Die Zeitung erschien in kleinem Quartformat; ihr von Randleisten in Holzschnitt umgebener, sehr langer Titel lautet: ‚Relation aller Fürnemmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin und wider in Hoch und Nieder Teutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- und Engelland, Hisspanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldaw, Tirckey ꝛc. in diesem 1609. Jahr verlauffen und zu-

[1] Fr. Stieve, Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing. München 1881. Nicht erwähnt sind dort die Meßrelationen des Leipziger Buchdruckers Abraham Lamberg, vergl. Archiv für Gesch. des Buchhandels 10, 250—256, wo Mittheilungen aus der ‚Historischen Relation aller denkwürdigen Sachen seit der Leipziger Michaelismesse 1605 (Anno 1606).‘

[2] ‚Relationes semestrales.‘

[3] Faulmann 389. Opel, Anfänge 30—31. Die Frankfurter Meßrelationen bestanden noch bis zum Jahre 1806.

tragen möchten. Alles auf das trewlichst, wie ich solche bekommen und zu wegen bringen mag, in Truck verfertigen will.' Der Jahrgang enthält eine für jene Zeit des noch unentwickelten Postverkehrs schon sehr ansehnliche Zahl von Mittheilungen aus 17 Städten Europa's, unter anderen aus Krakau, Amsterdam, Brüssel, Preßburg, Venedig; am stärksten vertreten sind Wien und Prag, in zweiter Reihe Cöln und Rom; auffallend ist, daß London und Paris ganz leer ausgehen. Etwaige Versehen und Druckfehler möge der Leser, bittet der Verleger, entschuldigen, weil die Zusammenstellung und Veröffentlichung ,eilend bei der Nacht gefertigt werden' müßte [1]. Die Straßburger Zeitung erhielt sich unter verschiedenen Verlegern bis zum Jahre 1682, vielleicht noch länger.

Dem Unternehmen des Straßburger Buchhändlers schlossen sich bald andere an; viele große Städte erhielten Wochenblätter, Frankfurt deren sogar mehrere; die Reihenfolge der Gründungsjahre läßt sich aber schwer bezeichnen, da nur vereinzelte Nummern aus jener Zeit sich erhalten haben. Der Baseler Drucker Johann Schröter gab unter Censur des Stadtschreibers bereits im Jahre 1611 eine periodische Zeitung heraus [2]. Wien besaß eine Zeitung vielleicht schon im Jahre 1610, Frankfurt nachweisbar im Jahre 1615, Berlin im Jahre 1617 [3]. Ohne Zweifel hat das protestantische Deutschland die weitaus größte Zahl von Zeitungen aufzuweisen.

Schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurde die Zeitungsliteratur benutzt, um aus derselben Uebersichten über die Zeitereignisse zusammenzustellen. Selbst nach einem Sprüchwort der Türken, sagt Gregorius Wintermonat im Jahre 1609 in der Vorrede zu seinem in Leipzig erschienenen ,Calendarium Historicum Decennale', sind ,die Neuen Zeitungen der Herren und Potentaten Steuerruder'. Allein auch Privatpersonen bringe diese ,Wissenschaft der Zeitung' unläugbaren Gewinn: sie mache gute Politiker, schärfe die Urtheilskraft und gewähre Erfahrung [4]. Die große Masse griff aber wohl aus anderen Gründen nach den Zeitungen. Schon Fischart spottete über das ,neuzeitungsgelebige' und leichtgläubige Volk und seinen Zeitungskitzel [5]. Der Schulrector Sigmund Evenius klagte später: in den Familien beschäftigen sich die Väter nicht mit der Zucht und Er-

---

[1] Opel hat diesen fast vollständig erhaltenen Jahrgang auf der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufgefunden und gibt in seinen um die Geschichte des Zeitungswesens sehr verdienstlichen ,Anfängen' 44—53 Auszüge aus demselben.

[2] Ochs 6, 823.

[3] Opel, Anfänge 65—152. 190—203. Nürnbergische Zeitungen 156—165; Münchener 204—240.

[4] Opel, Anfänge 40. [5] Opel 5.

ziehung der Kinder; sie halten eine solche Beschäftigung für eine ‚Beraubung der frölichen Conversation und der guten neuen Zeitungen, die man am Markte, in den Buch- und anderen Läden oder auf den Trinkstuben kaum in viel Stunden, ja wol oft in ganzen Tagen alle hören und fassen kann: dieses, meinen sie, sei das summe necessarium‘, das am meisten Nothwendige [1].

Neben den gedruckten Zeitungen erschienen auch handschriftliche, welche namentlich für den deutschen Handelsstand, der sich auf weite, vielfach überseeische Unternehmungen einließ und deßhalb auf ein nach aller Möglichkeit schleuniges Eintreffen von Nachrichten bedacht sein mußte, von größter Wichtigkeit waren. So kam es, daß sich in den bedeutenderen Handelsstädten, wie Augsburg und Nürnberg, förmliche Correspondenz-Bureaux bildeten, welche sich mit Geschäftsführern in anderen Städten in Verbindung setzten, von dort ihre Berichte erhielten und diese sofort nach Einlaufen der Post an die mit ihnen in Beziehung stehenden Geschäftshäuser verschickten. Von den handschriftlichen Mittheilungen, welche die Nürnberger Kaufleute Reiner Volckhardt und Florian von der Bruckh wöchentlich durch Boten nach Leipzig beförderten, haben sich noch die Jahrgänge 1587—1591 erhalten. Die reichste derartige noch vorhandene Sammlung besteht aus 48 Bänden von allerlei Berichten, welche in den Jahren 1568—1604 als ‚Ordinari Zeitungen‘ den Fuggern, jenen Augsburger Handelsfürsten, zugingen [2].

---

[1] Evenius 33.

[2] Opel 10 fll. Die zuletzt genannte Sammlung befindet sich in der Wiener Hofbibliothek. ** Vergl. Chmel, Die Handschriften der Hofbibliothek (Wien 1840) 1, 347 fl., und den oben S. 627 Note 3 citirten Aufsatz von Th. Sickel 348 fl.

Personenregister.

A.

B.

D.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

S.

T.

U.

V.

X.

Z.

Ortsregister.

A.

B.

C.

D.

Q.

R.

S.




St. Michael's College
Library
University of Toronto

